Grimm

WINCKELMANN.

Winckelmann.

Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen.

Von

Carl Justi.

Ἐγὼ δ᾽ ἐκείνων (τῶν προγόνων) μὲν ἔπαινον τὸν χρόνον ἡγοῦμαι μέγιστον, οὗ πολλοῦ γεγενημένου μείζω τῶν ὑπ᾽ ἐκείνων πραχθέντων οὐδένες ἄλλοι παραδείξασθαι δεδύνηνται.

Demosthenes.

Erster Band.

Leipzig,
F. C. W. Vogel.
1866.

Winckelmann in Deutschland.

Mit Skizzen

zur

Kunst- und Gelehrtengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Nach gedruckten und handschriftlichen Quellen dargestellt

von

Carl Justi.

Leipzig,
F. C. W. Vogel.
1866.

Haud facile emergunt, quorum virtutibus obstat
Res angusta domi.

Juvenal. Sat. III, 165.

Vorwort.

Lessing schrieb bei der Nachricht von Winckelmanns Ende an einen Freund: „Dieß ist seit kurzem der zweite Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte.“ Der erste war Lorenz Sterne! Wenn Lessing einige seiner kostbaren Lebensjahre in unfigürlichem Sinn Winckelmann opfern wollte, sollte unser einer sich Gedanken darüber machen, daß er nur an die Beschreibung seines Lebens einige Jahre verloren hat, — selbst wenn es der Theil dieses Lebens wäre, welchen der Held selbst beinahe als verlorene Zeit zu betrachten geneigt war? Ein Opfer; ein Verlust ist eine solche Arbeit freilich immer, man mag nun auf das wissenschaftliche Fortschreiten oder auf die Berufsthätigkeit sehen; von anderen, auch nicht geringen Opfern zu schweigen.

Als ich diese Arbeit unternahm, glaubte ich, eine Biographie Winckelmanns werde ihren Verfasser nöthigen, in das Herz antiker Kunstbetrachtungen einzudringen; sie werde wenig Veranlassung geben, aus dem Umkreis der Archäologie herauszuschweifen. Als ich aber der Ausführung näher trat, zeigte sich bald, wie sehr wenigstens der deutsche Winckelmann dem Zeitalter der Polymathie seinen Zoll entrichtet hatte; wie sehr man selbst ein wenig zum Polyhistor werden müsse, wenn man ihm auf seinen labyrinthischen Pfaden nachgehen wolle. So mußten jene schöneren Dinge großentheils auf die Italienische Zeit und auf den zweiten Theil verspart bleiben. Indeß darf der Leser diesen Band mit dem Trost schließen, daß

mit dem, was er von Kunst- und Schriftstellergeschichte Neuerer Zeiten enthält, auch ziemlich alles das weggeräumt ist, was außerhalb der Griechenkunst liegendes in diesem Werke vorkommen soll, und daß im zweiten Theile der Schrift, wie im Leben des Helden selbst, Einheit des Stoffs und des Interesses durchaus walten wird.

Allein die Apologie seiner Anlage muß das Buch selbst übernehmen: hier soll nur noch denen, welche dem Verfasser bereitwillig durch Mittheilung handschriftlicher Materialien und durch Beantwortung seiner Fragen geholfen haben, gedankt werden. Unter den zahlreichen Namen, die hier ihre Stelle finden könnten (und neben denen die sehr wenigen, welche mir ihre Sachen schnöde vorenthalten haben, gar keiner Erwähnung werth sind), nenne ich nur Herrn Dr. Ludwig Götze in Seehausen, von dem ich auf meiner Reise in die Altmark und brieflich mancherlei Auskunft über Persönlichkeiten und Zustände dieser Provinz bekommen habe; — Herrn Archivdirector Carl von Weber in Dresden, welcher mir die Einsichtnahme der die schönen Künste betreffenden Acten des Königl. Sächsischen Hof- und Staatsarchivs bereitwillig gestattet und erwirkt hat; — und Herrn Professor Eduard Reuß in Straßburg, dem ich ausführliche Auszüge und Abschriften der Winckelmanniana in der Bibliothek von Montpellier verdanke. Karl Benedict Hase, zu dessen Zeit und unter dessen Augen ich noch den umfangreichen Nachlaß Winckelmanns auf der Kaiserlichen Bibliothek zu Paris (im Herbst 1863) durchsah, ist nun nicht mehr unter den Lebenden. Für die Mittheilung der beiden Bände Winckelmannscher Autographa, welche Gurlitt der Stadtbibliothek zu Hamburg vermachte, bin ich Herrn Professor Christian Petersen verbunden. Andere Beförderer meines Unternehmens werden an den betreffenden Stellen des Buchs genannt werden. Eine Zusammenstellung der an den verschiedensten Orten zerstreuten und hier zum erstenmale ausgebeuteten Manuscripte soll am Schluß des Ganzen folgen.

So wenig ich Briefe und Reisen gespart habe, um alles noch irgendwo Vorhandene aufzutreiben, so sind doch noch Briefe genug in Händen von Autographensammlern — manche andere Documente liegen vergessen und unbekannt im Winkel —, auf deren Benutzung ich bei diesem Bande verzichten mußte. Ich führe nur wenige Beispiele an. Der Herausgeber

der Zeitung für die elegante Welt, August Mahlmann, erhielt im Jahre 1806 von den Erben Udens sämmtliche Originale der deutschen und lateinischen Briefe an diesen Arzt, nebst mehreren Manuscripten unseres Gelehrten aus der Zeit seiner Schul- und academischen Jahre. Vor mehreren Jahren war noch, wie mir von zuverlässiger Seite versichert wird, die Correspondenz mit Gleim vorhanden. Bei Herrn Director Kraukling in Dresden sah ich einen Brief Heinrich Meyers vom 12. Mai 1810 an den Herausgeber des Augusteums, worin um Abschriften von fünf Briefen Winckelmanns an Oeser gebeten wird. Ich brauche nicht zu betonen, wie sehr mir jeder auf diese und ähnliche vergrabene Schätze bezügliche Wink willkommen sein würde: der vorliegende Band ist hoffentlich ein Beweis, wie sorgfältig ich auch das Geringfügigste zu Pinselzügen für das Ganze zu verwerthen suche.

Einige störende Druckfehler, ebenso wie einige Ungleichheiten in der Orthographie und Interpunction, bitte ich mit der Entfernung des Autors vom Druckort und mit der Aufregung der Zeit zu entschuldigen. Der Anfang des Niederschreibens dieses Bandes wurde Ende Februar, unter dem ersten fernen Grollen des Ungewitters gemacht: die Aufzeichnung dieser letzten Worte fällt fast mit dem Abschluß des Friedens zusammen. Wie seltsam, daß ein Buch ungestört in dem einen Lande geschrieben, in dem andern gedruckt und in dem ersten wieder corrigirt werden kann, während zu derselben Zeit beide Länder eine kriegerische Eroberung erfahren, während dazwischen blutige Schlachten ausgefochten werden, und über ihr Geschick die Entscheidung fällt! In diesen Monaten ist uns Hessen unser altes Haus über dem Kopf zusammengebrochen; und wenn wir dieses Haus sonst laut und oftmals eng, modrig, baufällig gescholten haben: jetzt, wo wir uns in das neue, geräumige, zweckmäßig eingerichtete eingewöhnen sollen, brauchen wir uns zu schämen, die Schwachheit einzugestehen, daß wir zuweilen mit elegischen Regungen an jenen gothischen Stammsitz zurückdenken? Lacht uns nicht aus, ihr Kinder der neuen Zeit, wir und unsere Väter haben gar zu lange darin gewohnt, wir wissen selbst nicht wie lange. Seine Giebel streckten sich schon in den deutschen Himmel hinauf, als die Balken zu dem großen Palast noch bescheidenes Buschwerk waren. Und an seinen Wänden hin

gen so edle Ahnenbilder, so stattliche Trophäen! ... Allein das alles ist gewesen —

wiped wholly out,
Like some ill scholar's scrawl from heart and slate.

Wo bin ich hingerathen! Was haben unsere hessischen historischen Gefühle zu schaffen mit dem spätgebornen Hellenen, der sich selbst einen „römisch gewordenen Preußen" nennt, und der ein Cosmopolit war, wenn es je einen gegeben hat!

Und somit empfehle ich mein Buch dem gerechten und gewissenhaften Urtheil competenter, loyaler Richter, und der wohlwollenden, nachsichtigen Aufnahme der Liebhaber, besonders derjenigen, welche sich die Ideenkreise und die Tendenzen, die Kunst und das Gelehrtenthum des achtzehnten Jahrhunderts zuweilen gern vergegenwärtigen.

Marburg, den 10. August 1866.

Justi.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung . . . . . 1—9

Erstes Buch.

Winckelmann in Preußen . . . . . 11—190

Erstes Capitel. Die lateinische Schule 13

Stendal 13. — Kunstalterthümer 14. — Winckelmanns Statue 15. — Erste Eindrücke 16. — Geburt und Elternhaus 17. — Das graue Kloster 19. — Der Rector Tappert 20. — Chor und Currende 20. — Züge aus den Knabenjahren 22. — Bildungsmittel 23. — Religionsunterricht 25. — Anfänge des Polyhistors 26. — Hünengräber 27.

Berlin 28. — Die Academien 29. — Die cölnische Schule 30. — Das Griechische 32. — Chr. T. Damm 34. — Latinität 36.

Salzwedel 38. — Die Altstädtische Schule 40. — Pedanten 41. — Reise nach Hamburg 42. — Bücherliebhaberei 43. — Rückblick 44.

Zweites Capitel. Die Universität Halle 46

Aeußere Verhältnisse 46. — Büchersäle 47. — Freunde: Marpurg, Quintus Icilius 48. — Reise nach Dresden 50. — Character der Universität 50. — Die Professur der Eloquenz 53. — J. H. Schulze 54. — Theologie und Religion 56. — Orientalia 56. — Der Pietismus 57. — Verhältniß zur Religion 59. — S. J. Baumgarten 60. — Winckelmann ein Freigeist 61. — Unsterblichkeit 62. — Deismus 63. — Antike Anklänge und Heidenthum 64. — Religiöse Jugenderinnerungen 68. — Die Wolffsche Philosophie 69. — Verhalten dazu 72. — A. G. Baumgarten und die Aesthetik 75. — Gottfried Sell 80. — Der Canzler von Ludewig; Winckelmann sein Bibliothecar 82. — Die Reichsgeschichte 84. — Character Ludewigs 86. — Resultat: Urtheile über Halle 88.

Seite

Drittes Capitel. Zwischen der Universität und dem Schulamt 92

Winckelmann im Grolmannschen Hause zu Osterburg 92. — Die Universität Jena 94. — G. E. Hamberger und die mathematische Medicin 96. — Verhältniß zur Naturwissenschaft 98. — Das mathematische Jahrhundert 100. — Die academische Reise 102. — Ihr Zweck 104. — Reiskes Fahrt nach Leyden 106. — In Hadmersleben 107. — Bayle 109. — Als Critiker 110. — Als Widersacher der Theologen 111. — Als Polyhistor 112.

Viertes Capitel. Der Conrector von Seehausen 115

Der Superintendent Nolte 115. — Das Conrectorat 116. — Boysen 117. — Winckelmann als Schulmeister 119. — Der Inspector Schmakenburg 121. — Reisen 122. — Freundschaften 125. — Bülow 127. — Berendis 128. — Lambrecht 129. — Männerliebe 132. — Theorie der Freundschaft 133. — Studien zur griechischen Literatur 136. — Hülfsmittel 137. — Studien und Versuche 138. — Verfall der griechischen Studien 142. — Streit über den Vorzug der Alten und Modernen 143. — Homer 148. — Herodot 152. — Sophocles 153. — Xenophon 156. — Plato 158. — Gesammtcharacter der Gruppe 159. — Satyrspiel 160. — Lateiner 161. — Antike und humanistische Züge 162. — Antike Lebensweisheit 165. — Antikes Schriftstellerthum 166. — Studien zur Geschichte; die Reichshistorie 168. — Die Universalgeschichte 169. — Neuere Historiker 170. — Productivität 172. — Acta Eruditorum 175. — Letzte Dinge in der Altmark; Veränderungsversuche 179. — Kloster Berge 180. — Carolinum 181. — Salzwedel 183. — Graf Bünau 184. — Abschied von Preußen 187.

Zweites Buch.

Winckelmann in Sachsen . . . . 191—477

Erstes Capitel. In der Bibliothek zu Nöthnitz 193

Heinrich von Bünau 193. — Die deutsche Kaiser- und Reichshistorie 196. — Antheil Winckelmanns daran 199. — Die Bibliothek 202. — Nöthnitz 204. — Begegnung mit Heyne 206. — Studien und Entwürfe zur Geschichte 208. — Plan zu Vorträgen über neuere Geschichte 210. — Nutzen dieser Studien 214. — Zur Politik 216. — Montesquieu 219. — Moderne Literatur des Auslands 221. — Reformtendenzen 222. — Lebensphilosophie 224. — Antikes im Modernen 225. Montaigne und Shaftesbury 226. — Einfluß der Gesellschaft 232. — Poesie 236. — Stilistisches Interesse 240. — Bildlicher Ausdruck 241. — Schluß 243.

Seite

Zweites Capitel. Bilder aus der Dresdener Kunstwelt 245

Winckelmanns Eintritt 245. — Besuch der Gallerie 247. — Die Kunst in Sachsen 249. — Die beiden August und die Architectur des Barockstils; die Kunstcolonie 250. — August II. 252. — Der Zwinger 254. — August III. 258. — Die Hofkirche 260. — Reformbestrebungen 262. — Die Frauenkirche 263. — Laugier, de Bodt u. Krubsacius 264. — Die Plastik der Schule Berninis; die Marmorwerke des Großen Gartens 266. — Barockstil 269. — Porzellan 271. — Die Antikensammlung 272. — Die Vestalen 275. — Besuch in Potsdam 276. — Mattielli 277. — Die Malerei und die Gallerie 279. — Algarotti 284. — Rotari 286. — Dietrich 287. — Heinecken 288. — Oesterreich 293. — Theoretisch-historische Kunststudien 294. — Italienische 295. — Französische Kunstliteratur 298.

Drittes Capitel. Die Religionsveränderung 302

Ueberlieferung und Quellen 304. — Die Verhandlungen und die Personen; Zustand und Stimmung 305. — Die Geistlichkeit 307. — Die Negotiation 308. — Verhalten Bünaus 318. — Apologie und Selbstapologie 320. — Uebertritt 327. — Abschied von Bünau 331. — Jesuitische Anträge 332.

Viertes Capitel. Ein Jahr in Dresden 334

Der Churprinz Friedrich Christian 335. — Der Leibarzt Bianconi 337. — Zeichnen 341. — A. F. Oeser 343. — Als Maler 345. — Als Lehrer 348. — Chr. L. v. Hagedorn 352. — Seine Betrachtungen über die Malerei 354. — Ph. D. Lippert 361. — Die Gemmenliebhaberei 363. — Die Dactyliothek 364. — Winckelmann und die Gemmen 371. — J. F. Christ 374.

Fünftes Capitel. Die Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke 382

Entstehung 382. — Widmung an den König 384. — Ausstattung 385. — Tendenz und Inhalt 386. — Critik der modernen Kunst 387. — Wesen der Schönheit 389. — Ursachen griechischer Kunstblüthe 390. — Ideal 392. — Nachahmung 393. — Ausdruck 394. — Raphael 396. — Lebendige Kunstansicht 397. — Die Allegorie 398. — Rubens' Luxemburg 403. — Fremdes und Eigenes 406. — Oeserische Eingebungen 407. — G. de Laireſſe 408. — Kunstsinn 411. — Archäologisches 415. — Aufnahme im Publicum 433. — Feindseligkeit Heineckens 434. — Urtheile Gottscheds, Nicolai's 436. — Klopstocks und Hamanns 438. — Das Sendschreiben und die Erläuterung 439. — Wendung seines Schicksals 443. — Rückblick 445.

Seite

Sechstes Capitel. Die Gruppe des Laocoon 450

Laocoon als leidender Heros 451. — Als pathologiſches Bild 456. — Neben der Kunſt ſeiner Zeit 460. — Leſſing 464. — Laocoon als Werk plaſtiſchen Stils 467.

Anhang . . . . . 479—524

I. Lateiniſche Verſe 481

II. Matrikel und Collegienverzeichniß 483

III. Briefe aus den Jahren 1742—1747, geſchrieben in Hadmersleben und Seehauſen 484

IV. Animadversiones ad Aristophanis Lysistratam 506

V. Ueber Xenophon 508

VI. Aus den hiſtoriſchen Adverſarien 510

VII. Zur Bünauſchen Reichshiſtorie; Characteriſtik Kaiſer Otto's II. . . . 512

VIII. Gedanken vom mündlichen Vortrag der neueren allgemeinen Geſchichte 515

IX. Vergleiche 521

X. Heinecken und der Abrégé . . . . . —

XI. Leſefrüchte aus der Kunſtliteratur 523

Die Erscheinung Winckelmanns steht gleichsam an der Pforte, die aus der Verknöcherung und Geschmacklosigkeit der vorhergegangenen Zeiten hinüberführt in den unserer Erinnerung so theuern Bezirk, wo die bei den neuern Völkern herumgehende Leitung der geistigen Bewegung an Deutschland kam: seine Werke gehören zu den Erstlingen des deutschen Genius, aber es sind Erstlinge, nach welchen uns selbst das Höchste nicht mehr sehr überraschen kann, was die Folgezeit bringen sollte.

Der Eintritt der bildenden Kunst in den Kreis unserer Nationalbildung, die Oeffnung des griechischen Alterthums, die Anfänge der deutschen Prosa und der deutschen Geschichtsschreibung, die Erhebung der deutschen Literatur zur Weltliteratur: dieser und noch anderer Dinge ist man gewohnt sich zu erinnern, wenn der Name Winckelmanns genannt wird. In diesem Sinne ist Winckelmann fortwährend, am meisten jedoch von der nach ihm kommenden Generation, mit warmer Dankbarkeit anerkannt worden; und Wenige unter den erlauchten Geistern, die damals so dicht beisammen standen, möchte es geben, die nicht einige Züge zu dem Bilde beigetragen hätten, das als sein Nachruhm in der Ueberlieferung fortdauert.

„In Winckelmann war eine antike Natur, insofern man es nur von einem unserer Zeitgenossen behaupten kann, wiedererschienen; — er hatte aus den Alten gewonnen, was die Philologen von der Gilde gewöhnlich zuletzt oder gar nicht lernen, weil es sich nicht aus, sondern an ihnen lernen läßt: ihren Geist. — So wurde er den gesammten Alterthümern gleichsam ein göttlicher Ausleger; — sein Geist war unter uns wie eine von einem sanften Himmel herwehende Luft, die den Kunsthimmel der Vorzeit uns entwölkte und Ursache ist, daß wir jetzt mit klarem Auge und durch keine Umnebelung verhindert die Sterne desselben schauen; — er gab der Sprache die imposante Würde der Kunstdenkmäler, und seine Beschreibungen machten denselben Eindruck wie die Statue selbst; — wir verdanken ihm fast unsere ganze Kunstsprache. Indem er uns aber die Kunst des Alterthums auslegte, wurde er einer der Ersten, welche die deutsche Sprache mit Würde redeten: — Deutschland ist arm an musterhaften Prosaikern: Winckelmann ragt unter den wenigen hervor."

In solchen Worten haben sich Göthe, F. A. Wolf, Herder, Schelling, die Stael, Rumohr und Schlegel über Winckelmann ausgesprochen.

Dieser sein Ruhm ist auch noch bestehen geblieben vor dem viel kältern Urtheil unsers Jahrhunderts, das ihm viel fremder gegenübersteht. Er ist es, sagt Gervinus, der das Reich des Schönen für Deutschland öffnete; durch ihn wurde die Einführung des plastischen Elementes in unsere Dichtkunst vorbereitet; er faßte die Idee einer geschichtlichen Entwickelung der Kunst, von der seit den Alten Niemand eine Ahnung gehabt hatte, wie denn auch nach ihm Keiner gekommen ist, „dem es gelungen wäre, ihm auf seinem Wege nachzugehen, und dem das Herz auf dem Flecke gesessen hätte, wo es ihm saß." So „errang er (nach Otto Jahns Worten), wie vor ihm Keiner und nach ihm nicht Viele, der Tiefe und Klarheit, der Kraft und Gediegenheit des deutschen Geistes durch ganz Europa hin bewundernde Anerkennung."

Hundert Jahre sind nun bald dahin, seit Winckelmann aus den Lebenden weggerissen ward; und noch immer fehlt ihm die Erzählung seines Lebens, die Abrechnung seiner geistigen Hinterlassenschaft: noch immer steht seine Nische in dem biographischen Pantheon leer, während seine Büste schon lange im Pantheon des Agrippa aufgestellt ist.

Er selbst dachte vorübergehend daran, den Deutschen einen Bericht über sein Leben zurückzulassen. Man hatte ihm ein Paar Blätter nach Rom geschickt, darin hatte ein alter Schulcollege alles ausgekramt, was er von ihm wußte und nicht wußte; ärgerlich schrieb Winckelmann seinen Freunden: „Die Deutschen haben nicht Geduld, höchstens noch ein zehn Jahre zu warten, bis ich zu meinen Vätern gehen werde, um die Wahrheit zu erfahren, die ich ihnen geschrieben in aller Aufrichtigkeit nach mir lassen will. Mein Bildniß soll so wahr in derselben erscheinen, als ich habe zu handeln wünschen." Dieß war am Ende des Jahres 1764. Aber Winckelmann sollte die Jahre nicht erreichen, wo auch er vielleicht die Einkehr in sich selbst gefunden und von einem Standorte schon halb außerhalb des Lebens seinen Lebensweg überschaut hätte. Damals hielt er es für noch zu früh. Bald ließ er seinen Vorsatz fallen: — „von vielen Orten verlangt man von mir meine Lebensbeschreibung, die ich Niemandem geben werde."

Er dachte nicht daran, daß er zum Glück schon ein gut Stück Leben und Selbstbekenntniß seinen Freunden anvertraut hatte; und ein Selbstbekenntniß, wie er es vor dem Publicum schwerlich so aufrichtig abgelegt hätte.

Die Briefe Winckelmanns befriedigten vorläufig die Neugierde nach Mittheilungen über seine Person. Sie nahmen nach und nach das Geheimniß weg, welches sein früheres dunkles und sein späteres in vieler Beziehung glanzvolles Leben anfänglich umgab. Diese Briefe sind die Hauptquelle seines Lebens geblieben.

Aber neun Zehntel dieser Briefe stammen aus den dreizehn römischen Jahren, wo der bedeutendere Theil seines Lebens in seinen Schriften liegt, und nur ein Zehntel kommt auf die erste, lange und verworrene Zeit in Deutschland. Aber dieß war die Zeit seines Werdens.

Auch sind die Briefe eine Quelle von begrenzter Ergiebigkeit. Unschätzbar als Aeußerungen der Regungen des Augenblicks, geschrieben ohne einen Gedanken an andere Leser, als den einen stets mit so lebhafter Aufregung vorgestellten, bedürfen sie zur Anfachung ihres Interesses kaum des Namens, der dahintersteht; sie geben uns Etwas, was köstlicher ist als Alles, das Bild eines Menschen, und eines liebenswürdigen Menschen. Desto weniger Aufschluß findet man darin über den Gang seiner Bildung und die Genesis seiner Werke. Winckelmann, dessen Briefe in der Regel Affectionsbeziehungen verdankt wurden, gab nur mit dem höchsten Widerwillen, abweichend von der sonstigen Weise gelehrter Correspondenten, Schreiben sachlichen Gehalts von sich. Selbst wenn er auf seine literarischen Projecte zu sprechen kommt, spricht er mehr von der typographischen Ausstattung und etwa vom Stil, als von Plan und Gedanken; er begnügt sich, ihren Titel anzukündigen. Und als er anfing, literarische Projecte zu entwerfen, war seine Bildung und sein Geschmack, waren seine Lieblingsideen und sein Stil schon geformt. Die Entwürfe kamen ihm wie angeflogen: er war zwar im Sehen ein Neuling, aber er war ein Mann, der nur die Augen aufzumachen brauchte, um zu sehen, was Niemand vor ihm gesehen, und zu sagen, was Niemand gesagt hatte. Die dreizehn letzten Jahre seines Lebens sind es, in die sich alle seine Werke zusammendrängen; und er that nur den Mund auf, so war er auch schon ein gemachter Mann. Aber die Blüthen- und Blätterfülle, mit der sich der Baum in einer Frühlingsnacht bedeckt, sind lange Wintermonate hindurch in den Knospen gehegt worden. Wir wünschen die geistige Vorgeschichte dieser schriftstellerischen Persönlichkeit kennen zu lernen; wir fragen nach dem Wege, auf welchem die Steine zu diesen Bauten gesammelt sind, nach den Einflüssen, unter denen sich diese Organe der Anschauung, der Erkenntniß und des Ausdrucks gebildet haben.

Die Quellen der lebendigen Erinnerung sind längst versiegt. Man hat allerdings früher hier und da angeklopft; aber wie dürftig ist das, was seine Jugendbekannten, die Paalzow, Uden, Boysen, Genzmer, über ihn anzugeben wußten! Nur wer selbst bemüht ist, sich den Gang eines Lebens anschaulich zu machen, wird in solchen Fällen die rechten Fragen finden. Insofern ist es ein Unglück, daß Winckelmanns Biographie nicht früher unternommen worden ist. Alle zwar, die damit umgegangen sind, z. B. Franke, Daßdorf u. A., würden uns keine Biographie nach unseren Begriffen gegeben haben: wir hätten Compilationen erhalten, nur ausführlicher wie die von Petersen, und wie die den Ausgaben von Riedel, Fea, Huber, Fernow, Eiselen vorgesetzten. Aber sie

hätten uns vielleicht manches seitdem unwiederbringlich Verlorene aus eigenem Umgang oder aus fremdem Munde erhalten.

Die einzige Ergänzung, die sich hier darbietet, liegt in den umfangreichen Heften, die auf die kaiserliche Bibliothek zu Paris, in die Stadtbibliothek zu Hamburg und noch an andere Orte, wie Dresden, Montpellier, zerstreut worden sind. Diese Hefte enthalten außer den Manuscripten einiger von Winckelmann selbst bekannt gemachter Werke, außer ebenfalls meist schon veröffentlichten Entwürfen, Briefen und Documenten, eine Unzahl von Collectaneen. Diese Collectaneen sind allein noch nicht ausgebeutet worden. Kein Wunder; denn ihren Durchblätterer muß ein Gefühl der Enttäuschung, ich möchte fast sagen, des Schreckens überfallen. Der Enttäuschung, weil auch nicht an einer Stelle in die Massen des zusammengeschichteten fremden Stoffs das Goldkorn einer Glosse vom Meister selbst eingesprengt ist, nirgends der Funke einer kritischen Bemerkung durchfährt, nirgends (wenigstens bei allen vorrömischen) auch nur ein bestimmter Gesichtspunkt des Sammlers erkennbar ist. Des Schreckens, weil (wie Lessing von Hamanns Schriften sagte) nicht ein Polyhistor, sondern ein Panhistor nöthig scheint, um durch dieses Dickicht seinen Weg zu finden, und den wahren Sinn dieses Durcheinander für ein Leben zu entziffern, in dem doch wohl nichts ohne Sinn war.

Aber es giebt kein authentischeres Denkmal der innern Geschichte eines Gelehrten, — wenn es nur complet wäre, und wenn es nur nicht so schwer zu lesen wäre, so leserlich auch die Handschrift ist. Die Auswahl der Werke und der Literaturkreise, die Quantitätsverhältnisse, in denen die Schriftsteller bedacht sind, die Stellen, deren zuweilen eine einzige ein ganzes Buch repräsentirt, gestatten uns, das Feld seiner Studien zu überschauen, seine innersten Tendenzen zu ahnen, in seine Lieblingsideen, in seine gelehrten Sitten, ja zuweilen in die Werkstätte seiner Gedankenbildung hineinzusehen.

Hiermit ist das Eine bezeichnet, was in diesem Buche zum ersten Male versucht wird. Das Andere ist die Schilderung der oft wechselnden Scene, auf welcher sich Winckelmann bewegte, und des Hintergrunds dieser Scene. Dieser Scene ist wenigstens Mannichfaltigkeit nicht abzusprechen. Sie geht von der Misere verfallener Provincialstädtchen über zu dem Dresden des augusteischen Zeitalters; sie vergegenwärtigt bald die schwerfällige Polymathie der deutschen Gelehrtenwelt, bald die elegante Literatur von London und Paris. Ich habe die örtliche und zeitliche Umgebung mit solcher Anschaulichkeit und bis zu solcher Nähe an den Helden, als nur immer möglich war, zu schildern versucht: Wenige von Denen, die auf dieser Bühne dem Protagonisten zur Seite standen, werden mir entgangen sein.

Es ist von Interesse für das Verständniß eines Zeitalters, zu verfolgen,

wie seine Zustände und Tendenzen einen freien und umfassenden Geist auf seinem Durchgang durch diese Zeit berührten, und wie sich diese Berührungen in seinem Urtheile spiegelten.

Oft, zumal in der ersten Zeit, muß das Gemälde dieser Scene einigermaßen die Unbestimmtheit ergänzen, in der man leider die Hauptfigur lassen muß. Ich wollte dem Leser die Mittel in die Hand geben, sich dann wenigstens den Helden in seiner jeweiligen Umgebung anschaulich zu machen und die Eindrücke nachzubilden, welche diese Lehrer und Bibliotheken, diese Städte und Gallerien, diese Künstler und Kenner auf ihn ausgeübt haben mögen.

In wohlbekannten Illustrationen zum Inferno des Dante begegnet uns im Anfang, in mehrfacher Variirung, das Bild des wüsten Waldes, in dessen Mitte die winzige Figur des verirrten Poeten wie verloren auftaucht. Der Künstler hat uns hier, halb Callot, halb Salvator, die Schrecken der Wildniß und der Einsamkeit versinnlicht, wo der Mensch von gigantischen Naturgebilden wie mit Polypenarmen umsponnen, und von den zerrissenen Klüften wie von einer erstarrten Brandung ergriffen zu sein scheint.

In ähnlicher Weise würde in dieser Biographie hie und da das Uebergewicht der Scene über den Helden entschuldigt werden, wenn es gelänge, eine Vorstellung davon zu hinterlassen, wie sich Winckelmann durch das wüste Labyrinth der damaligen deutschen Welt seinen Weg suchte; ohne Bewußtsein und nur im dunkeln Drang seines Ziels; doch gar bald auch nicht ohne classische Führer zur Seite und auch nicht ohne „glückliche Bilder", die ihn spät, doch noch zur rechten Stunde, rettend zu sich emporzogen.

Solche Episoden können allein die in einer ausführlichen Biographie sonst oft wahrhaft unerträgliche Monotonie beseitigen, besonders bei Lesern, deren Interesse an dem Helden schwächer ist, als das Interesse der Fachmänner.

Voltaire wollte bekanntlich von Biographien der Schriftsteller nichts hören, weil das Leben eines ruhigen Gelehrten in seinen Werken beschlossen sei; er sagt es bei Gelegenheit Bayle's. Dies hat einen Sinn bei den Pflegern derjenigen Wissenschaften, wo die Thatsachen und die Methode fast Alles sind, und der Mensch sehr wenig, außer sofern er selbst die lebendige Methode ist. Das Interesse ihrer Geschichte fällt zusammen mit dem Interesse an der Geschichte der Entstehung und des Fortschritts, der Umwege und Kreisläufe menschlicher Meinungen.

Aber die Idee, welche von Winckelmanns Leben und Forschen die Seele war, stand in viel engerer Beziehung zum Menschen, als bei den Objecten der reinen Wissenschaften der Fall sein kann. Diese wahrhaft humane Idee war die Idee der Schönheit: durch sie erhält seine Person und seine Wirksamkeit das allgemein menschliche Interesse.

Zur Kenntniß des Schönen „wünschte er sehnlich zu gelangen", als er, gefangengehalten in nordischen Steppen und Nebeln und zu Abecedarien verdammt, „Gleichnisse aus Homer betete", und als er in mitternächtlichen Mußestunden zu Sophokles und seinen Gesellen flüchtete, die damals Niemand las. Dieß Verlangen trieb den jugendlichen Abenteurer nach dem Süden; dieses Bedürfniß stand im Hintergrund bei den liebenswürdigen Thorheiten seiner Freundschaft, die sein Gemüth in allem Elend zu einer schönen Schwärmerei erhob; dieser Sinn erhielt seinen Blick in der Höhe der heitern Region reiner Formen, wenn er sich in dem Chaos der Antiquitäten zu verlieren schien; diese Idee schuf ihn zum Schriftsteller und beschäftigte ihn beschreibend, philosophirend, auslegend in kleinen und großen Schriften; sie brachte ihn auf den Plan einer Wissenschaft, deren humanen und unzünftigen Begriff nur die anerkennen können, welche selbst die Weihe dieser humanen Idee besitzen. Er suchte sie auch im Stil, wenn er sich vorsetzte, „die Schönheit in Gedanken und Sprache aufs Höchste zu treiben"; sie hauchte seinen Worten ein Leben ein, welches auch jetzt noch Leben erzeugt, wo diese Werke in andrer Beziehung als vergangen angesehen werden können.

Wir haben gelernt, daß das Köstlichste eines Kunstwerks weniger in der Richtigkeit der Zeichnung und in der Handhabung der Darstellungsmittel liegt, als in den Spuren eignen liebevollen Schauens in die Natur und in dem Ausdruck einer großen und schöngeformten Seele. So liegt auch der höchste Werth eines Schriftstellers weit weniger in der Richtigkeit und Nützlichkeit der von ihm mitgetheilten Sachen, als darin, daß eine lebendige, erheiternde und erhebende Kraft von ihm ausgeht. Und darum dürfte man noch immer rathen, in Sachen alter Kunst, anzufangen mit Winckelmann zu sehen und zu irren.

Nun ist Schönheit wohl ein Problem philosophischen Nachdenkens, aber sie gehört nicht zu den Gegenständen, die Jedermann, wenn er nur die gehörigen wissenschaftlichen Werkzeuge gebraucht, den Dingen abfragen und abfordern kann. Sie verlangt einen Sinn, der sich so wenig lernen läßt, wie das Genie sich lernen läßt. Wer über Schönheit und Kunst zu sprechen sich erkühnt, der muß mit seiner Person zahlen. „Winckelmanns Werke, sagt Göthe, sind eine Lebensdarstellung, sind ein Leben selbst." Und ferner: „Wie bei sehr vielen Menschen, besonders aber bei Gelehrten, das was sie leisten, als die Hauptsache erscheint, und der Charakter sich dabei wenig äußert, so tritt im Gegentheil bei Winckelmann der Fall ein, daß alles dasjenige, was er hervorbringt, hauptsächlich deswegen merkwürdig und schätzenswerth ist, weil sein Charakter sich immer dabei offenbart."

Diese Verschmelzung von Person und Idee war es auch, was Göthe zu

Winckelmann hinzog. Seine berühmte Charakteristik würde Winckelmanns Erscheinung der Nachwelt wohlbekannt und werth erhalten, gesetzt auch, es käme dahin, daß ihn selbst nur noch der Literarhistoriker läse. Aber was traf auch hier alles zusammen! Fast ein halbes Menschenleben lang hatte Göthe mit Winckelmanns Schriften verkehrt; zuerst als Lernender, dann als Schauender, an den Stätten, wo auch Winckelmann sich gebildet, zuletzt im Streit mit neu auftauchenden Kunstlehren. Er erkannte ihn mit der Hingebung des Jüngers und mit der Sympathie des Freundes, aber auch mit der Ueberlegenheit des Blickes, mit dem der Begrenztere gemessen wird von dem Umfassenderen, von Einem, der nicht blos schauen und leben wollte als Grieche, der auch dichten konnte als Grieche, und der übrigens noch ganz andere Geister in sich trug, als den Geist der Griechen.

Diese Charakteristik war zugleich ein Selbstbekenntniß, ein Siegel gedrückt auf eine sich nun abrundende Reihe von Erlebnissen. In dem Rahmen des Porträts gab Göthe seine Ansicht vom Alterthum und dem, was sich daran anreihte von Menschheit und Leben. Als er mit dem Sturm und Drang seiner ersten Zeit fertig geworden war, als er von Monumenten des Alterthums umgeben, eine neue Bildungsepoche für sich beginnen sah, da entdeckte sein künstlerischer Blick für das Ganze und Charakteristische in Winckelmann ein Wiederaufleben, eine Incarnation dessen, was er antik nannte.

So entstanden diese Skizzen, in welchen sich die beschauliche Klarheit des Alters und die plastische Kraft des Mannes das glücklichste Gleichgewicht halten; wo der ruhige Ton der Weisheit und der Ueberschau des Lebens von stiller Höhe, die philosophische Milde in Beurtheilung menschlichen Irrens, und selbst die kühle Zergliederung eines Charakters wie eines Naturphänomens, zusammenbestehen mit dem lebendigsten Feingefühl und der liebevollen Vertiefung in individuelle Eigenheit: Alles aber im höchsten Stil der Porträtkunst.

Wer wollte sich an die Ergänzung dieses Torso wagen; wer mußte nicht fürchten, daß von Göthe und seinen Freunden nur für die untergeordneten Kräfte des Geistes noch Etwas übriggelassen sei! — —

Wenn nun manche Hindernisse eines Unternehmens wie das vorliegende angedeutet worden sind, so ist es billig hinzuzufügen, daß in anderer Beziehung die Zeit dieses Unternehmen auch sehr erleichtert hat.

Winckelmann gehört ganz der Geschichte an. Wie viel leichter ist es nun, ihn zu übersehen, wo wir so viel mehr von ächthellenischer Kunst sehen, als er sehen konnte, und wo die Wissenschaft, die er durch Genie schuf und gleichsam als sein persönliches Eigenthum ansehen konnte, zu methodischer Sicherheit und folglich zum Allgemeinbesitz fortgebildet ist; und wo man von denjenigen seiner Ideen, in welchen er mit seiner Zeit zusammenhing, so gründlich sich

losgesagt hat, daß es allmählich scheinen will, als ob man des Guten schon zu viel gethan habe. Man könnte heute auf ihn anwenden, was d'Alembert von Descartes sagte: — après avoir eu des sectateurs sans nombre, il est presque réduit à des apologistes. Dieß ist freilich das Geschick aller menschlichen Größen über kurz oder lang.

In diesem Bande lege ich dem Publikum die erste Hälfte seines Lebens, sein Leben in Deutschland vor. Dieser Band macht ein Ganzes für sich; und es giebt wenige Lebensläufe, wo die Abschnitte, die für die Darstellung so bequem und unentbehrlich sind, so sehr durch die Beschaffenheit des Gegenstandes selbst gerechtfertigt, ja aufgedrungen werden.

Der Stil, in dem, wenn ich so sagen darf, Winckelmanns Leben entworfen war, ist ein Stil der Contraste: die Reise nach Rom scheidet sein Leben in zwei deutlich und schroff markirte Hälften. Und es ist nicht bloß der Gegensatz von Suchen und Finden, von Entbehrung und Lebensgenuß, von Schuldienst und Herrendienst hier, und Freiheit sich selbst zu leben dort; nicht bloß der Uebergang aus obscurem Umgang zur Vertraulichkeit mit den geistlichen, weltlichen und geistigen Großen der römischen und europäischen Welt; nicht bloß die Versetzung aus kahler Umgebung in die Versammlung der erhabensten Denkmäler der Welt. Es ist auch nicht bloß der Wechsel in seinem Selbstgefühl, was den italienischen von dem deutschen Winckelmann kaum wiedererkennbar unterscheidet. Eine ebenso schroffe Umwälzung ist in seinem intellectuellen Wesen vor sich gegangen: den Wechsel des Schauplatzes begleiteten die Peripetien im Innern. Die zwei Theile seines Lebens verhalten sich in dieser Beziehung wie Zerstreuung und Sammlung, wie Mannichfaltigkeit und Einheit, wie Zufall und Plan, wie Sammeltrieb und Schaffenslust. Das kam daher, weil Winckelmann zu den Menschen gehörte, die lange ein überlebtes Joch hinschleppen können; aber wenn die Zeit erfüllt ist, wenn das Schicksal ruft: so zerreißen sie mit Simsonskräften ihre Bande: wie verwandelt stehen sie dann vor uns.

Ein ähnlicher Contrast besteht nun auch schon zwischen den zwei Abschnitten seiner ersten Lebenshälfte, welche seine Uebersiedelung aus der preußischen Altmark nach Churſachsen macht. Aus kleinen, öden, norddeutschen Städtchen wird er plötzlich vor die Thore des glanzvollsten aller fürstlichen Wohnsitze diesseits der Alpen versetzt; nach dem lange beklagten Mangel an Bildungsmitteln sieht er sich nun in den Räumen der ansehnlichsten Privatbibliothek Deutschlands und in der Nachbarschaft seiner größten Kunstsammlungen.

Es war als sollte ihm der Uebergang nach Italien erleichtert werden, damit ihn das plötzliche Licht nicht blende: darum kam er erst an diesen Vorposten italienischer Kunst und Bildung und fand Freunde, die ihm den köst-

lichsten Dienst erwiesen, den Lehrer erweisen können, indem sie ihm auf das verhalfen, was im Grunde seine eigenste Sinnesart war.

Ehe wir aber dieses fabelhafte Dresden der vierziger Jahre betreten, müßen wir uns entschließen, in den Sandebenen des Nordens umherzuziehen, mit manchen etwas langweiligen Gesichtern Bekanntschaft zu machen, Räume zu betreten, und in Bücher hineinzusehen, an die sich wenige allzugern erinnern.

Manches wird unbedeutend erscheinen; aber es geht eben mit der Geschichte wie mit den sibyllinischen Büchern: je mehr davon verbrannt wird, desto theurer wird der Rest. Je armseliger die übriggelassenen Fetzen sind, desto pietätsvoller heben wir sie auf, desto sorgfältiger besehen wir sie von allen Seiten. Ein berühmter Kritiker hat gesagt, daß Homer alles was er berühre in Gold verwandle. So übertragen wir unseren Antheil an bedeutenden oder geliebten Personen auf alles, selbst auf das Kleine, selbst auf das, was mit ihnen in blos äußerlichem Zusammenhang steht: dies ist der Zusammenhang des Reliquiencultus mit der Heroenverehrung. Reliquien brauchen weder dem Stoff noch der Form nach Werth zu haben, wenn sie nur authentisch sind. Doch darf ich zur Beruhigung voraus verkünden, daß es „abgethan sein wird, wenn es gethan ist", und daß unser Mann den Schulstaub vollständig in jenen Räumen zurücklassen wird.

Erstes Buch.

Winckelmann in Preußen.

Die lateinische Schule. Stendal; Berlin; Salzwedel. — Die Universität Halle. Die Professur der Eloquenz. Zur Theologie und Religion. Die Wolf'sche Philosophie. A. G. Baumgarten und die Aesthetik. Gottfried Sell. Der Kanzler von Ludewig. — Zwischen der Universität und dem Schulamt. In Osterburg. Die Universität Jena; G. E. Hamberger und die mathematische Medicin. In Hadmersleben; Bayle. — Der Rector von Seehausen. Freundschaften. Studien der griechischen Literatur. Studien zur Geschichte. Letzte Dinge in der Altmark.

कुर्वाणो नावसीदति ॥
प्रारभ्य विघ्नविहता विरमन्ति मध्याः ॥

Bartṛihari, Nîtisatakam.

Erstes Capitel.

Die lateinische Schule.

(1717—1738.)

Stendal.*)

Am Anfang der Geschichte, die in diesem Buch erzählt werden soll, steht das Bild einer kleinen preußischen Stadt, die in Denkmalen verflossener Jahrhunderte noch stattliche Zeugnisse ihres einstmaligen Ansehens, ihres Reichthums und ihres großartigen Sinnes aufweist. Mitten in den norddeutschen Sandflächen, auf dem Weg von Magdeburg nach Hamburg, in einer von niederen Hügeln umgebenen Ebene, begegnen dem Blick die zahlreichen und mächtigen Thürme von Stendal, einst der Hauptstadt der Altmark.

Die Altmark war vor Zeiten von Sachsen bewohnt; als aber Carl der Große in diese Gegenden vordrang (da wird sie zum erstenmal in der Geschichte genannt), waren hierher slavische Stämme, wahrscheinlich Wilzen, vorgerückt; und noch jetzt haben die meisten Dörfer mit Ausnahme der fruchtbaren, aus Anschwemmungen der Elbe entstandenen Niederung „Wische", slavische Namen. Die sächsischen Könige waren es, welche die Altmark durch Gründung von Städten und Bisthümern der sächsischen, deutschen und christlichen Gesittung eroberten.

Nachdem Albrecht der Bär 1151 dem alten Dorf Stendal die Markt- und Zollgerechtsame ertheilt hatte, wuchs die neue Stadt, unter der Gunst mannichfacher Privilegien, rasch in die Höhe. Sie bildete sich aus dem sächsischen Recht ihr eignes Stadtrecht, das in vielen Städten jener Gegenden

*) Benutzt sind: Briefconcepte Winckelmanns aus d. J. 1742–48 auf der Hamburger Stadtbibliothek. Mittheilungen des Herrn Dr. Götze in Seehausen. — Desselben Geschichte des Gymnasiums zu Stendal 1865. F. Adler, Mittelalterliche Backsteinbauwerke des preuß. Staats. Berlin 1862. Zöpfl, die Rulandssäulen. Leipzig 1861. — Alte Stendaler Schulprogramme aus Tapperts Rectorat. Krabner, Stendaler Gymn.-Programm bei der Enthüllung der Winckelmann-Statue 1859. Wiese, Geschichte des höheren Schulwesens in Preußen. Berlin 1864. — Paalzow, Nachricht von dem Leben und Charakter Winckelmanns in den Greifswalder neuen crit. Nachrichten 1765. — Uden, Nachricht von Winckelmann in der Zeitung f. d. eleg. Welt 1806. — Genzmer im Allg. Anzeiger von 1812.

Eingang fand; sie war wohl die älteste brandenburgische Münzstätte; sie handelte bis Lübeck, Hamburg und Flandern. Sie half ihren Markgrafen gelegentlich mit Geldvorschüssen; bei solchen Anlässen erkaufte sie sich die oberste Gerichtsbarkeit und die Befreiung von der Heeresfolge. Bald stand sie an der Spitze des Bundes altmärkischer Städte und Ritter gegen die Räuber (1321); sie führte sogar Fehden auf eigene Hand. Ihr Domstift von St. Nicolaus stand unmittelbar unter dem Schutz des heiligen Stuhls; und seine Kirche zählte zur Zeit der Reformation 35 Altäre. Damals besaß Stendal sieben Capellen und acht Kirchen, von denen sechs noch bis auf diesen Tag stehen.

In diesen Kirchen hatte Stendal einst den (noch spät auf ihrem Rathhause tagenden) Städten der Altmark und Priegnitz ihre architectonischen Muster gegeben; und hierin wenigstens bewahrt sie noch immer ihren alten Primat.

Die Anfänge der regen und denkwürdigen Bauthätigkeit der Altmark im Mittelalter schrieben sich her von den Niederländischen Colonisten, welche der ascanische Markgraf Albrecht und der Bischof Anselm von Havelberg hierher geführt hatten. Sie brachten ihren Backsteinbau mit in diese Gegenden, wo man früher nur mit Granitfundlingen gebaut hatte. Das Kloster Jerichow war der Ausgangspunkt dieser Bauthätigkeit.

Das Hauptwerk Stendals und der Provinz ist der Dom, ihm reiht sich an die Marienkirche: beide gehören in der Hauptsache dem fünfzehnten Jahrhundert an. Wie Riesen ragen die breiten Wandflächen ihrer Fassaden mit den viereckigen fast unverjüngt bis zum Helm aufsteigenden Doppelthürmen aus den niedern Häuserreihen empor; es ist, als hätte sie eine andere Kraft als die menschliche aus dem flachen Boden heraufgetrieben. So erhoben sich einst die Gründungen der sächsischen Könige mit ihren Burgen und Bisthümern über den eingebornen Stämmen.

Am Dom haben mehrere Zeitalter gebaut, doch ist in beiden Kirchen die strenge Reinheit und Simplicität der ältern Weise festgehalten worden, mitten in der damals alle Länder gothischer Kunst überfluthenden Ueberladung mit der Ornamentik des zierlich leichten Stils. Auch heute noch stehen diese Kirchen da, außen und innen bewahrt vor Verschönerung, Verputzung und Restauration, in aller nackten Majestät der alten Zeit. Nichts gleicht der öden, feierlichen Größe dieser dreifältigen, fast gleich hohen Hallen. In der Marienkirche ist auch ein umfangreiches Denkmal bildender Kunst erhalten, das große Schnitzwerk des Hochaltars mit gemalten Flügelthüren, eine Darstellung des Lebens Christi und der Maria; — eines jener ungeheuren auseinandergefalteten und -entfaltbaren, von Malerei und Bildnerei im Bund hervorgebrachten Bilderbücher der heiligen Geschichte; mit den von unsern Vätern geliebten Contrasten edler, würdiger, stiller Kinder des Lichts, und gemeiner und ver-

zerrter Finsterlinge; — aber hoch oben im Gipfel des Bildergebäus, auf blauem Sternengrund, schwebt die Himmelskönigin, wie der Sieg der Harmonie der Schönheit über den Streit der Welt.

Noch stehen auch zwei von den Thorthürmen der einst starkbewehrten Stadt; in deren einem der Baumeister des Doms alles versammeln wollte, was er im Bereich seiner Kunst — von Zinnen und Eckthürmchen, Friesen und Maßwerk und farbiger Abwechslung — zur Herstellung eines überreich- und wohlgegliederten Ganzen vorfand: dieses Thor gilt für die Perle des Profanbaus baltischer Länder.

Noch immer wacht auch am Markte vor den Schwibbogen des Rathhauses, wo einst der Burggraf das Dinggericht hielt, der riesige Ruland, mit seinem hagern, panzerumschlossenen Leib und seinen gestrengen und biderben Zügen; in der Linken den Schild mit dem ascanischen Adler, in der Rechten sein nun längst quiescirtes Schwert emporstreckend. Er war das Wahrzeichen des Weichbildrechts, die Gerichts-, Markt- und Mundatsäule, die in den Städten der Gegenden stand, welche von den Ottonen den Slaven abgenommen wurden.

Aber auch diese Stadt hat der dreißigjährige Krieg zu Falle gebracht. Eine hartnäckige Verkettung von Calamitäten stellte eine Zeitlang ihr Fortbestehen in Frage; und als sie zögernd aus der Zerstörung sich wiedererhob, war sie nur noch eine traurige Erinnerung an ihr Ehemals. Die Contributionen, die Einquartierungen, die Durchzüge der Kaiserlichen und Schweden, Pest, Viehseuchen und Feuersbrünste verwandelten Stendals reiche Bürgerschaft in wenigen Jahren in eine Schaar von Tagelöhnern und Bettlern. Schon 1628 standen 600 Häuser leer.

Und seitdem gehört Stendal zu den Städten, die gewesen sind: wie Fahrzeuge, die gestern mit vollen Segeln dahinschwebten und nun an den Strand geschleudert, dem Zerfall überlassen sind, während der Strom der Zeit in der Ferne an ihnen vorbeirauscht.

Nur eines Kunstwerks neuester Zeit hat sich Stendal zu rühmen (seit 1859). Es ist die bronzene Statue auf dem ehemaligen Johanniskirchhof, dem Chor der Marienkirche zugewandt. Haltung und Blick, das Blatt in der einen, der Griffel in der andern, zum Kinn erhobenen Hand, sollen uns sagen, daß der Mann (dessen Manen dem Künstler dieses Bild vergeben mögen!) den Eindruck eines bedeutenden Gegenstands in Worte umzusetzen strebt. Aber diesen Gegenstand suchst du umsonst in Stendal und in der Altmark: weit weg mußt du wandern, bis an die Ufer der gelben Tiber, nach dem Landhaus eines römischen Prälaten, in die Hallen eines päpstlichen Palastes.

Dürfte man hier das Verhältniß des Denkmals zu Ort und Umgebung scherzhaft phantastisch aussprechen, so würde man Winckelmann bedauern,

daß er, der aus diesen Regionen heftig wegstrebte, sobald er einen Begriff von der Welt draußen hatte, nun in bronzener Unbeweglichkeit hier angefesselt worden und verurtheilt sei, in grenzenloser Einsamkeit eine tödtliche Langweile zu empfinden. Dieses Schicksal theilt er nun zwar mit gar manchen der Heroen, deren Heimath das Vaterland und die Welt war, und deren Schattenbilder man jetzt da einkerkert, wo ihr Geist nie daheim war und verkümmert wäre, wenn sie keine Heroen gewesen wären. Denn auch von Vaterstädten gilt, daß sie oft nicht mehr als das Verdienst des Sclaven haben —

der auf des Lebens öden Strand den Block geflößt und sich davon gemacht —

und nicht des Künstlers, — der in dem hingeworfnen Block die göttliche Gestalt sich dachte, die er dargestellt. (Nathan.)

Doch dies ist ein hartes und unfreundliches Wort! Die Münze hat auch eine Rückseite, obwohl ihr Gepräge etwas verwischt ist.

Sollten die mächtigen Bauten, in deren Charakter man etwas von dem Ernst, der Klarheit, der Einfachheit norddeutschen Wesens zu erkennen glaubt, — Bauten, die seine einzige Augenweide waren, von dem Augenblick an, wo sein Auge sich den Dingen der Außenwelt öffnete, und deren Ebenbilder ihm in allen Städten der Nachbarschaft wieder begegneten, — sollten diese Denkmale alter deutscher Kunst ohne allen Einfluß auf den spätern Ausleger — freilich einer ganz anderen Kunst gewesen sein?

Es giebt freilich keine Spuren, daß der, welcher als Knabe in diesen Straßen herumlief, sich jemals hier empfangener erster Eindrücke von Harmonie räumlicher Maaße und Verhältnisse, von alterthümlicher Großheit nicht ohne eine Ahnung strenger Schönheit erinnert habe; oder daß die Keime des Sinns für bildende Kunst durch die buntgefärbten Werke des Realismus des fünfzehnten Jahrhunderts in ihm geweckt worden seien. Er mag wohl mehr in seine lateinischen Bücher hineingesehen haben, als hinauf zu den gothischen Gewölben, deren Mysterien ihm mehr als Einem seiner Zeit verschlossen blieben, obwohl sie damals schon Manchem aufgeschlossen zu werden anfingen.

Ganz ähnlich wie Lessing von der schönen frühgothischen Meißner Domkirche so unberührt geblieben war, daß er im Spitzbogenstil späterhin nichts sehen konnte, als „ungeheure Massen von Stein, ohne Geschmack oder wenigstens in einem sehr kleinen Geschmack aufgethürmt": so spottete Winckelmann über den Engländer Harvey, der „keine Unze Geschmack" habe, weil er die gothische Baukunst der alten Kirchen in England der griechischen und heutigen Baukunst vorziehe. Aber dieß sagte er freilich, als er schon elf Jahre unter den Wundern der Peterskirche gewandelt hatte (4. Oct. 1766).

Allein wenn wir uns einen stillen und früh in sich selbst gewandten

Knaben denken, wie er täglich an jenen ehrwürdigen Mauern vorbeistreift, oftmals in jenen weiten Hallen steht, an deren Pfeilern sich die Wogen der Zeit zu brechen, in deren geheiligtem Haag verflossene Jahrhunderte zu zögern scheinen: so gedenkt man der Worte eines römischen Geschichtschreibers, „daß in der Betrachtung des Alterthums der Geist selbst alterthümlich werde."

Der Anblick einer Scene gegenwärtigen Lebens weckt frühe den vorwärtszielenden Willen, der in Erwerben und Verbessern, in Gründen, Zerbrechen und Befreien die Zukunft in Besitz zu nehmen trachtet. Aber wo Alles von einer Vorzeit spricht, deren größerer Sinn, deren uns unverständliche Impulse, deren machtvollerer Wille einer mit gemeinen und nichtigen Dingen beschäftigten Nachkommenschaft zu einer fremden Sage geworden ist, deren Denkmale einen längst erloschenen Dialect reden: eine solche Scene des Verfalls und Tods giebt dem Gemüth den rückwärts gewandten Blick, der den Alterthümler zu seinem einsamen Geschäft zieht und seine herrschende Gemüthsfarbe ist; — gesetzt auch, daß in seinen Worten wenig von dem Halbdunkel elegischer Stimmung zu spüren wäre.

Noch stehen in der frühern Lehmstraße wenigstens die Wände, welche sonst das einstöckige, zweifenstrige Häuschen einschlossen (es ist jetzt überhöht und mit einem Nachbarhaus verschmolzen), wo der arme Schuhflicker wohnte, dem am 9. December 1717, also kurz nach dem zweihundertjährigen Jubelfest der Reformation, ein Jahr nach Leibnitz' Tod und in demselben Jahr mit Joh. David Michaelis und Adam Friedrich Oeser, sein einziger Sohn geboren und am zwölften desselben Monats auf den Namen Johann Joachim getauft ward; wobei ein Vetter und kaiserlicher Protonotarius Nicolaus Wernicke, ein Schustermeister Mechan und eine Schlächtersfrau Anna Gewalt Gevatter standen.

Die Winkelmanns waren jedoch keine Altmärker; sie kamen aus Schlesien; der Vater Martin (von dessen Hand es kurze Familiennachrichten giebt) war noch zu Brieg geboren (1686), da wo die Oder die Grenze macht zwischen deutscher und polnischer Zunge. Die Mutter aber war eine Stendalerin, Anna Maria, Tochter des Tuchmachers Joachim Meyer.

Es hatte also hier eine Kreuzung schlesischen und märkischen Blutes stattgefunden; und wer sich das Vergnügen machen wollte, die Eigenheiten beider Stämme in dem Sprößling dieses Ehebundes zu verfolgen, der würde etwa sagen können, daß Winckelmann von dem Stamm der Mutter den ausdauernden und zähen Willen und den redlichen, offenen und gastfreien Sinn mitbekam; und wenn er sich „ein Kind im Handel" nennt, „nicht im Stande eine ansehnliche Figur vorzustellen", und stets ein abgesagter Feind französischer Höflichkeit ist: so darf man sich erinnern, daß die Bewohner der Altmark ebensowenig durch industriellen Trieb, wie durch feine Sitten hervorragen. Von

dem Stamm des Vaters würde er dann etwa die sanguinische Beimischung, eine gewisse nachgiebige Fügsamkeit und die confessionelle Verträglichkeit geerbt haben, welche dem Schlesier von Alters her nachgerühmt wird. Wenn uns aber von unverdächtigen Zeugen versichert wird, daß der Altmärker wenig Phantasie und geistige Beweglichkeit besitze, so würden wir vollends das Beste an unserm Knaben auf die Rechnung des väterlichen Antheils setzen müssen. Schon die humanistische Schulbildung des Reformationszeitalters hatte sich in keinem deutschen Land soviele gelehrte Schüler erweckt, als in Schlesien; hier erstand Martin Opitz; und von da an erfüllte das ganze, für Deutschland so trostlose siebzehnte Jahrhundert Schlesiens Regsamkeit in gelehrter Dichtung, in mystischer Lyrik und Epigrammatik und in teutonischer Theosophie. Aber nicht bloß die Schwenkfeld, Scheffler, Knorr von Rosenroth, auch Christian Wolf und Friedrich Schleiermacher hat Deutschland Schlesien zu danken. Joseph Scaliger hatte in seinen Tischreden gesagt, daß diejenigen Schlesier, die keine Barbaren seien, meist vortreffliche Köpfe wären.*)

Das Kind wuchs auf in einer strohgedeckten Hütte, deren einziger Raum Schusterwerkstätte, Schlafkammer, Eß- und Wohnstube zugleich war, und in welche das Licht durch ein paar runde, trübe, in Blei gefaßte Scheiben fiel. In den breiten, langen, mit Gras bewachsenen Straßen, die auch heute leer genug sind, herrschte damals noch tiefere Stille; die Einwohnerzahl war auf 3000 herabgesunken; unter 601 Häusern gab es 192 strohgedeckte und noch von den Kriegszeiten her 365 wüste Stellen. Von der Aermlichkeit macht man sich einen Begriff, wenn man liest, das selbst Lehrer der lateinischen Schule Jahre lang in Häusern wohnten, welche den Einsturz drohten, und die ihnen wirklich zuletzt über dem Kopf zusammenbrachen. Ein Tisch, zwei Bänke, ein alter Schrank und ein Ofen waren das Inventar; und dieser elende Raum wurde ihnen noch von Ratten, Katzen und Fledermäusen streitig gemacht.

In so trüber Umgebung entwickelte sich in dem Knaben der Vorsatz, ein Büchermann zu werden. „Der Schuster wollte den Sohn zu seiner Profession anhalten, der aber keine Lust dazu bezeigte, sondern studiren wollte.“ „Sein wißbegieriger Geist begnügte sich nicht mit dem dürftigen Unterricht, der in der Trivialschule seiner Geburtsstadt gegeben wurde: und so ließ er denn nicht ab, seinen Vater zu bitten, ihn in die dortige sogenannte lateinische Schule gehen zu lassen.“ Die Eltern entschlossen sich zu dem Wagniß in der Hoffnung, einst der Kirche einen Diener zu schenken; sonst war es höchst selten, daß Stendaler Bürger ihre Kinder in die höhern Classen fortrücken ließen.

*) Si quis Silesius non sit barbarus, habet praeclarum ingenium plerumque. Scaligerana.

Die Schule Stendals hatte eine kaum weniger weit zurückreichende Geschichte, als die Stadt selbst. Sie ist die älteste der Altmark und vielleicht aller Marken: schon im zwölften Jahrhundert hatte das Capitel für die Bedürfnisse des Cultus eine Domschule gegründet. Dieser Stiftschule stellte der Rath 1338 eine Schule „Unsrer Frauen" gegenüber; er ließ ein Schulhaus in der Marienparochie bauen und berief einen Rector und Lehrer. Propst und Dechant beklagten sich bei dem Bischof Albrecht II von Halberstadt, der befahl, das Haus binnen acht Tagen abzubrechen und den Rector zu entlassen. Als man nicht gehorchte, erging vom Stuhl zu Halberstadt die Excommunication über Schöppen, Rathsherrn und Gildemeister, und das Interdict über die ganze Stadt. Einige Jahre trotzte sie; endlich besänftigte man das Capitel und sicherte die neue Gründung durch wiederholte Bestätigungen Churfürst Ludwig des Aelteren. So war eigenthümlicher Weise die Gründung der durch Winckelmann merkwürdig gewordenen Schule ein Act der Widersetzlichkeit gegen die Kirche.

Die Stiftsschule war längst mit der Rathsschule verschmolzen worden; aber diese Schule war „fast gefallen" und kein Lehrer mehr übrig, als die Reformation kam, die sächsische Schulordnung Melanchthons brachte und das Franciscanerkloster in ein Schulhaus verwandelte (1541).

Das im dreizehnten Jahrhundert gebaute „graue Kloster" lag an der Stadtmauer. Der aus Feldsteinen aufgeführte fünfseitige Chor war seit dem Brand von 1523, der das Langhaus zerstörte, durch eine westliche Mauer abgeschlossen worden. Das Dach war mit Kupfer gedeckt und hatte einen schlanken Dachreiter mit Glockenstübchen. Durch Aufrichtung zweier Bretterwände gewann man eine Hausflur und zwei Unterrichtszimmer. Diese waren nicht gedielt, und der gepflasterte Boden lag tief unter dem Niveau der Straße; „unser Schulhaus", sagt eine alte Nachricht, „besteht aus einem beinahe unterirdischen, von einem alten Mönchskloster übrigen Gewölbe." Dieses Gewölbe mußte durch vier Pfähle gestützt werden; sein Licht erhielt es durch die hoch über dem Boden liegenden Spitzbogenfenster der Südseite; denn die Nordfenster hatte man zugemauert. Oft im Winter, bei strenger Kälte, mußte die Schule wochenlang ausgesetzt werden; da sie lange Zeit nur einen Ofen besaß, der einen Raum von 25 Fuß Höhe, 78 Länge und 30 Breite erwärmen sollte, so nahm man in der kalten Jahreszeit die Querwand weg, und dann unterrichteten mehrere Lehrer gleichzeitig in demselben Raum. Das graue Kloster, die Schule Winckelmanns, wurde 1784 abgebrochen, und genau an seiner Stelle das jetzige Gymnasialgebäude errichtet.

Die zum zweitenmale tief verfallene und fast verödete Schule hatte sich wieder etwas gehoben, seit der Magistrat (1696) den Conrector von Neu-

haldensleben, Esaias Wilhelm Tappert (1666—1738), an ihre Spitze berufen hatte. Tappert, damals 30 Jahr alt, blieb ihr bis an sein Ende treu, obwohl er leicht sein Rectorat mit einer einträglichern Pfründe hätte vertauschen können; und obwohl er, zuerst gegen die Stupidität des Spießbürgerthums, und später mit schweren körperlichen Leiden zu kämpfen hatte. Mehr als durch seine etwas mäßige Gelehrsamkeit förderte er die Anstalt durch treuen, redlichen Eifer; besonders seitdem ihn der Tod nach und nach von dem vorgefundenen Lehrerinventar befreit hatte. Ueber 42 Jahre leitete er die Schule; er fesselte die Lehrer an sie, und nach dreißig Jahren sah er sich an der Spitze eines Lehrercollegs von lauter alten Schülern. Damals geschah von Seiten des Staats für die Schulen Nichts.

So kam die erste geistige Anregung unseres Knaben von der Berührung mit den Bemühungen eines wackeren und frommen, wenn auch beschränkten Mannes, der sein Scherflein dazu geben wollte, das Vaterland aus seinem tiefen Elend zu erheben; weil er überzeugt war, „daß alles Heil und Unheil eines jeden Menschen insonderheit und auch einer ganzen Republik aus der guten oder üblen Erziehung entstehe, die man in der Jugend gehabt." Dieß steht in einem noch erhaltenen Programme, welches den seltsamen Titel führt: „Des heil. Apostel Johannes erfreuliche Schulvisitation (2 Joh. 4)"; wo die Schüler in den Formen des damaligen theologischen, poetischen und schulmeisterlichen Zopfs, in 19 von den Lehrern verfaßten Reden, Gedichten und Discursen allerhand Punkte des Erziehungsgeschäfts und der angenommenen Schulthätigkeit des Apostels abhandeln; sogar mit Begleitung vierstimmiger Gesänge „nebst zwei Violinen und Flauto." In solchen Schulfesten, an denen oft vierzig Schüler mitwirkten, suchte der gute Mann einen Ersatz für den Verlust der mythologischen und historischen Bühnenstücke, die ihm von den Pastoren des Orts und auf seine Berufung auch von dem gestrengen König verboten worden waren.

Später wurde Winckelmann Tapperts Amanuensis. „Das Schicksal fügte es, erzählt ein Jugendfreund, unsern würdigen alten Rector mit Blindheit heimzusuchen, wobei er nur etwas weniges konnte schimmern sehen (seit 1733). Er mußte deshalb Jemand haben, der ihn beim Ausgehen führte, und ihm außer den Schulstunden zu Hause nachschlug und vorlas. Die Wahl fiel auf Winckelmann, welchen er zu sich ins Haus nahm und dem er freie Stube gab."

Die Sorgen um die Nothdurft hatten für Winckelmann schon angefangen Jahrelang ehe andere Kinder eine Vorstellung von solchen Sorgen haben. „Weil es seinem Vater schwer wurde ihn zu unterhalten, schaffte er sich Freitische an ... er unterrichtete jüngere Kinder — und lernte dadurch selbst Alles zehnmal deutlicher und fester — „er ließ sich bei den Currendeschülern aufnehmen."

Den Kindern der Armen war seit Jahrhunderten ein Mittel zur Bestreitung der Schulkosten gewährt in den alten Instituten des Chors und der Currende, — Erzeugnissen einer Zeit, wo das Singen mindestens ein ebenso wichtiges Geschäft der Schule war, als das Lernen. Der Chor bestand aus den älteren Schülern unter Leitung des Cantors; er sang beim öffentlichen Gottesdienst in der Marienkirche, an den Wochentagen vor den sogenannten Chorhäusern, auf Neujahr, Martini und Gregorii aber vor allen Häusern; und zwar stets lateinische Lieder, um von andern Bettlern unterschieden zu werden. Bei keinem Begräbnisse, auch beim ärgsten Wind und Wetter nicht, durfte der Zug der Schule fehlen: deshalb mußte durchschnittlich achtzigmal im Jahr die Nachmittagsschule ausgesetzt werden. Die Einnahmen wurden vom Rector und Cantor vierteljährlich unter die Schüler vertheilt. Die Currende bestand aus Kindern armer Stendaler Bürger, die sich durch Singen vor den Thüren, unter Führung des Currendeküsters, Kleidung, Brot, Schulbücher und freien Unterricht verdienten. Die ihnen zugewandten Legate nebst dem Ertrag der Büchse verwaltete die Commission der fünf Currendeherren. Ihre stetigen Einkünfte betrugen damals etwa vierzig Thaler.

In die Reihe dieser Aermsten, die in der untersten Classe eine besondere Abtheilung ausmachten, trat Winckelmann ein. Wohlhabendere Bürger hielten ihre Kinder von dieser Schaar fern, weil man glaubte, daß die Jungen durch das Umherziehen auf den Straßen verwilderten. In der letzten Zeit (1734 f.) war Winckelmann bis zum Präfecten des Chors aufgestiegen; als solcher erhielt er ein Viertel des Einkommens, etwa sechszig Thaler. Der Präfect nahm an den Lectionen keinen Theil, aber er half im Elementar- und Gesangunterricht.

Es war oft nöthig, Tenoristen und Bassisten auswärts anzuwerben; es geschah durch Briefe oder durch einen auf Kosten der Casse umherreisenden Choristen. In Folge davon sammelte sich ein Chor junger Landstreicher, die aus dem Singen Profession machten, die Schule gar nicht besuchten und in Stadt und Land wüsten Unfug trieben.

Wenn er nun damals so viele fromme Lieder gesungen und auf der Orgel gespielt hatte, ist es ein Wunder, daß er später selbst dem Pabst ins Gesicht sich weigerte, „seine Zeit mit Chorsingen zu verlieren?“ Vielleicht waren auch durch das viele Singen im Freien und zu jeder Jahreszeit seine Organe etwas empfindlich geworden. Als er von der Universität zurückkam, war er nicht mehr im Stand in der Kirche vorzusingen, und seine schwache Brust verhinderte ihn, wie er vorgab, am Predigen. Auch das Orgelspiel hatte er damals schon verlernt.*)

*) Praeire ecclesiam voce et ὀργάνῳ πνευματικῷ digitos aptare non conarer. Ars musica sensim exspiravit ac defaecata iacet. Hadmersl. 20. Oct. 1742.

Mit frühreifer Klugheit lernte er die Kostbarkeit der Zeit schätzen. „Er bemühte sich, seinen Mitschülern äußerst gefällig zu sein. Er ging mit ihnen zur Winterzeit, wenn sie ihre Eispromenaden machten, als ihr Vorgesetzter an dem Ufer eines kleinen Flusses (der Uchte) spazieren, und nahm dabei geschriebene Hefte mit, worin lateinische und griechische Vocabeln aufgezeichnet waren, die er dann seinem Gedächtnisse fest einprägte." ... „Denn jugendliche Spiele waren seiner Neigung zuwider, und wenn er öfters von seinen Mitschülern in sie hineingezogen wurde, so steckte er jedesmal ein Buch in die Tasche und schlich sich davon, sobald er nur konnte."

Der Obergerichtsrath Goldbeck, derselbe der später Minister und zuletzt Regierungspräsident in Magdeburg war, wünschte, daß er dem Privatunterricht seiner Söhne beiwohne, zur Ermunterung ihres Fleißes. Goldbeck ist der Gründer einer in Preußen sehr ausgebreiteten Familie. Winckelmann läßt sich 1767 von Porto d'Anzo aus durch Stosch dem Geh. Kriegsrath und Generalauditeur v. Goldbeck in Berlin empfehlen, wahrscheinlich seinem früheren Commilitonen.

Noch später in seinem Glanz gedachte er oft der biedern Landsleute und klagte, daß er nichts mehr von ihnen höre; — er nennt sie scherzend „die heiligen Märker allzumal." Unter denen, die ihm damals „Gutes gethan hatten", zeichnet er aus den Pastor Schröder an der Marienkirche zu Stendal (1731—73), der sonst ein streitsüchtiger Intrigant war; noch enger verpflichtet war er dem Lehrer an der lateinischen Schule, Georg Ludwig Rasbach (1722—65), der ihm noch am 9. Februar 1750 nach Sachsen schrieb, wahrscheinlich den Tod seines Vaters; und dem Oberküster der Marienkirche Fulß. Er nennt sie „theure Seelen, Wohlthäter und wahre Menschen, deren Andenken ewig leben soll."

Rührend ist, wie der Knabe damals schon der Pfleger seiner Eltern wurde, denen er Nichts als das nackte Leben verdankte. Er nennt ihre Lage eine harte; er sagt, daß bei seinem Vater nichts als Armuth und Jammer gewohnt habe; und es war sein Gebet gewesen, daß ihn die Armuth seiner Eltern nicht in Schmach und Schande sinken lassen möge. So sandte er ihnen denn schon als Schüler von seinen kleinen Einnahmen; der erste erhaltene Brief von seiner Hand (vom 22. Juli 1742) ist ein Dankschreiben an einen Wohlthäter der Eltern; und sein Dank ist aufgeregter, als wo er für sich dankt, seine Bitten dringender, als wo er für sich bittet. Ihnen zu Liebe bequemte er sich gegen seine Neigung zum Studium der Theologie; er unterstützte sie, als sie im Hospital von Sankt Georg, doch ohne Pfründe, „einen sturmfreien Hafen für das gebrechliche Alter" gefunden hatten; er ließ sie (um dieses Elend gleich bis zu Ende zu erzählen) endlich auf seine Kosten beerdigen. Er sagt selbst, daß die Versorgung derjenigen, welchen er das Leben zu

verdanken habe, seinen Plänen im Wege stehe; und wirklich verließ er erst nach dem Tod der Mutter (1747) die Heimath; und erst nach dem Tod des Vaters knüpfte er Unterhandlungen an über den Schritt, den jene dem väterlichen Glauben treu ergebenen Alten nicht erleben durften. —

Merkwürdig ist es, daß die drei Ersten unter unsern Wiederherstellern classischer Studien sich alle aus dem tiefsten Elend und den dunkelsten Regionen heraufgearbeitet haben. Als Currendeschüler hatte Joh. Matthias Gesner von Haus zu Haus Brod und Geld eingesammelt; und Chr. Gottlob Heyne bestritt seine lateinischen Stunden mittelst eines Greschens, den ihm sein Pathe, ein Bäcker, auf vieles Bitten, wöchentlich aussetzte.

Doch es ist endlich Zeit, einen Blick in das Innere der Schule zu thun. Ihre ursprüngliche Lehrordnung war nicht verschieden von der anderer lateinischer Schulen. Sie hieß und war eine officina latinitatis: das Latein war das Eins und Alles des Unterrichts, der etwa zwanzig wöchentliche Stunden in Anspruch nahm. Der Zweck des lateinischen Unterrichts aber war die Befestigung in Grammatik, Prosodie und Stil; ein tüchtiger Gedächtnißvorrath von Phrasen, Sprüchen und Versen; Gewandtheit im Gebrauch des dialectischen Rüstzeugs und die Kunst oratorische Prunkstücke anzufertigen. Nach diesen Zwecken wählte man die Schriftsteller und erklärte sie, indem man die Formen und Satzfügungen in jedem Fall umständlich analysirte, und die anfangs meist ohne Sinn memorirten Regeln der lateinisch geschriebenen Grammatik citirte.

Eine Besonderheit der Reorganisation der Stendaler Schule von 1541 war es, daß schon damals das Griechische mit hereingezogen wurde. In Melanchthons sächsischer Schulordnung hatte es noch keine Stelle gefunden: erst in die Churfürst Augusts von 1580 wurde es aufgenommen. Man lernte es nur des neuen Testaments wegen; an dieses sollten sich, nach dem bis 1760 gültigen Schulplan von 1600, etwa noch Isocrates, Hesiod, Theognis, Phokylides schließen. Wahrscheinlich aber las man zu Winckelmanns Zeit nichts als das Neue Testament. Wie er schreibt, lagen damals die griechischen Studien in der Altmark in träger Finsterniß versunken (ignava caligine mersae); er glaubt, sie könnten auch zu unsrer Väter Zeiten nie tief eingedrungen sein.*) Auf eine Frage nach Sextus dem Empiriker und Lucian, deren Namen er in Stolle's Literarhistorie gefunden, hatte ihm Tappert gesagt: das sind Lateiner; und ihn auf Fabricius' lateinische Bibliothek verwiesen. Die Schulbibliothek besaß zwar einige schöne Ausgaben römischer Classiker; noch bis auf diesen Tag

*) Animum fere induco, ut credam, non alte umquam in Veterum Maximum penetrasse patrum nostrorum memoria [litteras graecas], ut ne vestigium quidem eas in scholis, ubi foveri debebant, reliquerint. Seeh 27. Nov. 1743

hat sich eine Incunabel aus jener Zeit gerettet; es ist der Koberger'sche Virgil, gedruckt zu Nürnberg 1494. Aber von Griechen fand er nur Herodian und Xiphilin, mit Schimmel und Staub bedeckt.

Dagegen hatten seit dem Anfang des Jahrhunderts neue Zeitelemente begonnen, ihren Einfluß auf die lateinische Schule zu äußern und einige Nebenfächer in den alten Plan einzuschieben. Die vielen deutschen Reden des angeführten Programms zeigen, daß Tappert die Alleinherrschaft des Lateinischen beseitigt hatte, während z. B. noch die 1690 erneute pommersche Kirchenordnung befohlen hatte, daß die Lehrer mit den Schülern alleweg lateinisch und nicht deutsch reden sollten, „als welches an sich leichtfertig, und bei Kindern ärgerlich und schädlich sei." Ein Uebelstand war, daß die neuen Nebenfächer, wie Geometrie, Geschichte und Geographie den Privatstunden zufielen; und zwar wurden eben diese drei in einer einzigen Stunde abgethan.

Diese Privatstunden waren bei den kümmerlichen Besoldungen, welche die Kirchenvorsteher im dreißigjährigen Kriege herabgesetzt hatten, eine Hauptquelle des Einkommens der Lehrer, und ein Hauptheminschuh des Unterrichts.

Einige Notizen über Winckelmann als Zögling der lateinischen Schule enthält die „Nachricht" des Rectors Paalzow 1765. Winckelmann war zwar über diesen Aufsatz sehr aufgebracht. Er nennt ihn den „nichtswürdigen Wisch eines mitleidigen Stümpers (einst collega amantissimus), der ihn nur bis an die Schulgrenze erreichen könne, und der nicht die mindeste Nachricht nach seinem Abzug aus dem despotischen Lande gehabt, auch nicht gesucht (?) habe." Dennoch hat die Nachricht bis zu dieser Zeit, auch nach dem Urtheil Genzmers, der das Meiste wahr nennt, den Character der Glaubwürdigkeit.

„Die Schulstunden, die der Geschichte, der Erdbeschreibung, den Sprachen und der Erklärung der classischen Schriftsteller gewidmet waren, hatten ihn ganz . . . Aus den ihm zugänglichen Büchern machte er sich mit den lateinischen Schriftstellern bekannt; was er nach seinem Geschmack Schönes darin antraf, das hob er sorgfältig auf und vermeinte einen solchen Schatz darin zu haben, über dessen Besitz er sich mehr als über alle Bibeln und theologischen Compendien freute.

„Cicero war sein Element, und dessen Reden waren die Muster, wonach er sich bildete. Um die Ausbesserung seiner Muttersprache war er wenig bekümmert; aber was nach der alten römischen Beredsamkeit schmeckte, das nahm ihn ganz ein. Bei den Uebungen der Beredsamkeit in der Schule perorirte er mehrentheils in römischer Sprache; und er wußte schon als ein junger Lehrling und Anfänger in der Beredsamkeit seine Uebungsreden mit ciceronianischen Blumen und Perioden so schön auszuschmücken, daß er, wie in griechischer und hebräischer Sprache, also auch im lateinischen Stil allen seinen Mitschülern den

Vorzug abgewann." — Der erste Schulactus, mit welchem Tappert einst sein Rectorat eröffnete, hatte die Imitation Cicero's zum Thema.*)

Winckelmann's Anfänge in den alten Sprachen knüpften sich also an die letzten ärmlichen Trümmer, welche das wilde und wüste siebzehnte Jahrhundert von den Stiftungen des humanistischen Zeitalters übrig gelassen hatte. Diese Anfänge waren, so viel man sehen kann, ganz im Stil des sechzehnten Jahrhunderts. Die Einprägung merkwürdiger Worte und originell-alterthümlicher Ausdrücke; die Sammlung rednerischer und dichterischer Bilder und Tropen; scharfsinnig gedachter und elegant zugeschliffener Sentenzen, Sprüchwörter und Apophthegmen: diese von Erasmus empfohlenen Gesichtspunkte, und dazu noch die unersättliche Wißbegier nach Details der Antiquitäten, waren und blieben lange Zeit die einzigen Gesichtspunkte, die auch ihn beim Lesen der Alten leiteten.

„In keiner Stunde aber, so fährt der Rector von Seehausen fort, war er ein unaufmerksamerer Zuhörer, als in den theologischen Stunden. Denn es war nichts Seltsames, daß Herr Winckelmann in solchen Stunden sich gemeiniglich mit einem alten Schriftsteller heimlich beschäftigte, und aus demselben Redensarten auszog, woran er mehr Geschmack fand als an allen Definitionen. Sein alter Lehrer" (den die in Deutschland einbrechende Freigeisterei viel bekümmerte) „merkte das an ihm und bestrafte ihn darüber mit allem Ernst; aber er konnte sich hierin nicht ändern."

Sollte sich also wirklich schon in dem Knaben der „gründliche geborne Heide" geregt haben? oder war nicht bei dem damaligen Zustand des Religionsunterrichts und bei einem lebhaften Geist, selbst unter jener aus viel härterem Thon gekneteten Menschenart, eine solche Antipathie ganz natürlich?

Ein Kenner der damaligen Zustände stellt unter den Ursachen der Abwendung von der Religion den Unterricht der Kinder der unbemittelten Klassen obenan. „Das mechanische Tractiren des Katechismus, sagt der Graf von Bünau, und das Bibellesen, die Pedanterie und Ungeschicklichkeit der Lehrer, der Widerwille, den die Strenge des Lehrmeisters und die Mühe des Lernens verursacht, trägt sich auf die erzwungene Wissenschaft über."

Der Catechismusunterricht bestand nämlich bis auf Spener fast nur im Memoriren; später trat an seine Stelle das dogmatische Compendium. Einer sagte das Pensum her, die Uebrigen wiederholten es einzeln und im Chor; denn Jeder sollte womöglich dazu kommen, das Ganze herzusagen.

Nicht bloß wurde das Latein um der Theologie willen, sondern auch die Theologie wurde um des Latein willen getrieben. Selbst die Catechismuslehre wurde durch Vocabellernen für den Sprachunterricht nutzbar gemacht;

*) De optimorum auctorum, imprimis Ciceronis, imitatione. Stendal 1696.

„zur Uebung der lateinischen Sprache und Gottesfurcht", wie es hieß; man band dem Catechismus eine lateinische Spruchsammlung bei.

Die Dialectik wurde an den Sätzen der Dogmatik einexercirt; man zergliederte an ihren Sätzen die Lehre vom Begriff, Urtheil und Schluß mit schematischer Ausführlichkeit; als Manöver und Turniere dienten die Disputationen, bei welchen der Rector und die Lehrer Disputanten waren (zuweilen mußten auch die Pfarrer der Umgegend herbei), während die Schüler opponirten.

In dieser Weise verstand man die sapiens atque elegans pietas des Johannes Sturm, das Losungswort der lateinischen Schulen des Protestantismus.

Mehr als durch die Unterrichtsstunden sorgte man für die religiöse Erziehung durch zahlreiche wöchentliche Gesangstunden und durch die noch zahlreicheren frommen Exercitien Sonntags und an einzelnen, oft an allen Wochentagen. Nach der alten Schulordnung mußten sich die Schüler an den Sonn- und Festtagen Morgens versammeln, um von da aus paarweis in Procession zur Kirche geführt zu werden; die Disposition der Predigt und die Sprüche hatten sie hernach dem Lehrer herzusagen; dasselbe wiederholte sich Nachmittags.

Und was für Predigten mußten die Kinderköpfe in sich aufnehmen! Dem Inhalt nach war es ein Wust von Gelehrsamkeit, von Meinungen der Ausleger und Aussprüchen weltlicher Autoren; im Vortrag ein Wechsel von dunkelm Schwulst und vermeintlich volksmäßigen Plattheiten.

Donnerstags und Montags um 10 Uhr mußten sie in der Domstunde erscheinen; der Generalsuperintendent hielt dann im hohen Chor in Gegenwart der Gemeinde ein katechetisches und biblisches Examen.

Bei Gelegenheit der Aufnahme der vom Erzbischof Grafen Firmian 1731 vertriebenen Salzburger in Preußen wurde dieses Ereigniß zum Thema mehrerer Schulfeierlichkeiten oder Actus gemacht; und auf dem am 25. Juni 1732 gehaltenen Actus disputirte Winckelmann über die Frage, „ob das Ebenbild Gottes anerschaffen oder als übernatürliche Gabe Gottes hinzugethan sei." Welch ein Spiel des Zufalls, daß Winckelmann bei der ersten Erwähnung seines Namens als Redner auftritt über diesen seinen characteristischen Differenzpunkt katholischer und protestantischer Dogmatik! Aber ist es ein Wunder, wenn dieß todte Gedächtnißwerk einer dem kindlichen Verstand verschlossenen Lehre, welche die Sprache der theologischen Schule vor zweihundert Jahren redete, den Geist des Widerspruchs weckte?

Schon damals hatte sich Winckelmann seine eigenen Wege gesucht; er war bereits als Primaner ein kleiner Bibliothekar und Polyhistor

geworden. Er besaß selbst gute Bücher; ja er beschenkte die Schulbibliothek.*)

„Er nutzte, heißt es, den Bücherschatz Tapperts also, daß er sich frühzeitig eine ziemliche Bücherkenntniß erwarb.“ ... „Im Jahre 1733, wo er in Mittelprima saß, hatte er die Aufsicht über die in einem Schranke verschlossene (später verkaufte) kleine Schulbibliothek, in der auch einige Bände des „Neueröffneten adligen Ritterplatz“ verwahrt wurden. In diesem las er sehr fleißig, und dadurch wurde in ihm die erste Idee von den berühmten Kunstwerken der Malerei und Bildhauerkunst erregt.“

Der „Ritterplatz“, ein Unternehmen des Hamburger Buchhändlers Schiller aus dem Anfang des Jahrhunderts, sollte ein französisches Werk, l'art de l'homme de l'épée ou dictionnaire du gentilhomme, in verbesserter Form ersetzen. Eine lange Reihe von geöffneten Festungen, Banacademien, Seehäfen, Münzcabineten, Arsenalen, Antiquitätenzimmern, Bibliotheken, Raritäten- und Naturalienkammern, Bergwerken, Kaufmannsbörsen u. s. f. im zierlichsten Taschenformat sollte „die vornehmsten ritterlichen Wissenschaften und Uebungen, der politischen Jugend zu Nutzen und den Reisenden zur Bequemlichkeit, ans Licht stellen.“ Es sollen Kenntnisse geboten werden, „die sich für Regenten, Cavaliers und dergleichen hohe Standespersonen schicken, welche Bücher lieben, die einen leichten Weg anweisen, alle Subtilitäten und Schwierigkeiten, so einigermaßen ein delicates Ingenium embragiren, übergehen und dabei ernsthafte Sachen nicht ohne eine sonderbare Grace vortragen.“ In der „Banacademie“ z. B. sollen die Söhne der Vornehmen angeleitet werden, auf den Reisen nach Holland, England, Frankreich und Italien die Bauwerke mit Verstand zu betrachten.

So tritt hier dem Schustersohn von Stendal auf der Schwelle des Lebens das Bild einer großen und reichen Welt entgegen, die nicht für das Kind der Armuth bestimmt schien, und die vielleicht den ersten Stachel der Unzufriedenheit und des Wegstrebens aus engen Verhältnissen in sein Inneres senkte.

Auch der Wunsch, die Reliquien untergegangener Geschlechter zu entdecken und unter den Händen zu haben, regte sich schon damals. „Er pflegte öfters zur Sommerzeit seine Mitschüler zu ermuntern, die Sandberge vor den Thoren der Stadt (Hünengräber) mit ihm nach alten Urnen (vom Volk Heidenbötte genannt) durchzuwühlen, die er dann als ein Heiligthum aufs sorgfältigste verwahrte und auch die dasige Schulbücherſammlung damit beehrte.“

---

*) Petri Molynaei Vates seu de praecognitione futurorum et bonis malisque prophetis libri V. Lugd. Bat. Ex offic. Joh. Maire 1640; — hat auf dem Titelblatt die Worte: Hunc librum dono dedit bibliothecae Stendaliensi Joh. Joachim Winckelmann äö. 1732 die Nonarum Octobris.

Einige von diesen slavischen oder altsächsischen „Bötten" werden noch in der Wohnung des Gymnasialdirectors aufbewahrt.

Berlin.*)

Winckelmann war siebzehn Jahre alt, und er hatte wahrscheinlich nicht jetzt erst entdeckt, daß in Stendal für ihn nichts mehr zu holen sei. Es kam darauf an, einen Ort zu finden, wo er vor dem Uebergang zur Universität besonders im Griechischen noch etwas gefördert werden konnte; aber auch die Lust, fremde Orte zu sehen, soll es gewesen sein, die ihn daheim nicht ruhen ließ: der „Glaube, daß große berühmte Städte dem forschenden Geist mehr Nahrung schaffen." So versichert wenigstens Paalzow.

Sein blinder Lehrer kannte den Rector Bake in Berlin; mit einer Empfehlung an ihn machte er sich im Anfang des Winters 1735 nach der Hauptstadt auf.

Bake, früher Rector in Neu-Ruppin, dann Conrector am Friedrichwerderschen Gymnasium, war 1728 an die Spitze des Cölnischen Gymnasiums berufen worden, an dem er bis zu seinem Tode (1742) blieb. Er gab Winckelmann ein Hospiz, d. h. er übertrug ihm gegen freie Kost und Wohnung die Aufsicht und Informirung seiner Kinder. Pädagogen nannte man solche Schüler der oberen Classen, welche bei Bürgern im Hause wohnten und für den Unterricht ihrer jüngeren Knaben frei gehalten wurden. Sie begleiteten ihre Zöglinge in Schule und Kirche und wiederholten mit ihnen den öffentlichen Unterricht.

Ein gastfreies Haus fand Winckelmann bei seinem Landsmann, dem Pastor Kühz. Er wollte diesem Wohlthäter von Rom aus schreiben, als er Gelegenheit hatte Briefe nach Berlin zu senden, befürchtete aber, seine Briefe möchten der Religion wegen nicht wohl aufgenommen werden und begnügte sich, ihm durch Sulzer seine Erkenntlichkeit versichern zu lassen.

Einen merkwürdigen Mann lernte er noch als „ehrwürdigen Greis" kennen; und der Enkel dieses Mannes, ein Maler, hatte der Erinnerung an seinen Großvater später eine warme Aufnahme in Rom zu danken (1765). Es war der Rector des Gymnasiums des grauen Klosters (seit 1726), Joh. Leonhard Frisch (1666—1743), der Verfasser des deutsch-lateinischen Wörterbuches, und der Erfinder des Berliner Blaus. Frisch war in vieler Herren

*) F. Nicolai, Beschreibung von Berlin und Potsdam. Bd. 1—3. 1786. K. F. Klöden und B. H. Schmidt, die älteste Geschichte des Köln. Gymnasiums. Berlin 1825. Acten und Schulprogramme des Cöln. Gymnasiums von Bake und Damm a. d. J. 1728—1759. Neue Berl. Monatsschrift 1801. Damms Schriften, z. B. des Homerus Werke. Lemgo 1769. Vom historischen Glauben. 1772 f. u. a.

Länder umhergetrieben worden; er war in Ungarn evangelischer Prediger, dann im Türkenkrieg Dolmetscher gewesen; er hatte Italien und Venedig gesehen; und war auf Leibnitz' Empfehlung, dem er das Russische lehrte, Mitglied der Academie der Wissenschaften geworden. Ihm verdankt die Mark Brandenburg die Einführung des Seidenbaus; er pflanzte zuerst auf den Wällen Berlins Maulbeerbäume und veranlaßte den König, derartige Pflanzungen auf den Kirchhöfen der Städte und Dörfer anzuordnen (1718).

Hier hatte nun der schaulustige Jüngling zum erstenmale den Anblick einer schönen modernen Stadt; bedeutende Theile dieser Stadt stiegen gerade damals vor seinen Augen in die Höhe. Hier erhoben sich die ansehnlichen Paläste, welche die Prachtliebe des ersten Preußenkönigs in wenigen Jahren geschaffen hatte; hier hatte vor 33 Jahren der größte Baumeister seiner Zeit den verworrenen Complex der Gebäude des alten churfürstlichen Schlosses in ein zusammenstimmendes und wahrhaft königliches Ganze umgewandelt, — dessen Balustrade damals noch mit ihrem Bilderschmuck prangte. In der Nähe stand auf der langen Brücke, deren Pfeiler auch noch ihre Flußgötter trugen, die Triumphatorstatue des großen Kurfürsten; und auch an dem Zeughause, das Bodt vollendet hatte, zeigten Trophäen und Masken sterbender Krieger die Spuren der zwölfjährigen Wirksamkeit Andreas Schlüters.

Von solchen Prachtbauten war nun zwar unter Friedrich Wilhelm I keine Rede mehr; die Bauthätigkeit beschränkte sich auf das Nützliche, aber sie war nicht weniger regsam.

Neue Vorstädte entstanden in jenen Jahren (1732—38); die Friedrichsstadt ward um die Hälfte vergrößert, und der König wollte, daß die freilich nur zweistöckigen und sehr einförmigen Häuser sämmtlich von Stein aufgeführt würden. Der Petrithurm stieg langsam empor. Die böhmische Kuppelkirche ward 1735—37 vollendet; und für Pflasterung, Beleuchtung, für Dämpfung des Flugsands wurde erst damals durchgreifend gesorgt. Eben im Jahre 1735 hatte der König den Bauunternehmern große Geschenke gemacht; die Marschälle Grafen von Schulenburg und von Truchseß, die Herren von Schwerin, Marschall und Happe erhielten jeder für 10,000 Thaler Baumaterialien; und andere Privaten nach Verhältniß der Häuser. Der Adjutant von Derschau beredete den König, dem er auf Kosten des Publicums den Hof machen wollte, die Bauten unter die Angestellten zu vertheilen, und machte nach Gunst und Haß die Pläne und vertheilte Plätze und Materialien. So wurde z. B. die Wilhelmsstraße von Ministern, Generalen und Handwerksgenossenschaften zwangsweise gebaut.

Sonst aber war Berlin damals viel mehr Sparta als Athen; und der Kronprinz schrieb noch 1737 an Voltaire, „daß die Künste untergehen und

die Wissenschaften auswandern, während hoffärtige Ignoranz und Rohheit an ihrer Stelle Platz nimmt"; — obwohl die Wintersonnenwende damals doch schon überstanden war. Die Stiftungen König Friedrichs nach dem Muster Ludwigs XIV hatten wenigstens ihre Existenz durchgerettet: Paul Gundling, des Königs lustiger Rath, das Orakel des Tabakscollegiums und der fünfzehnjährige Präsident der Stiftung Leibnitzens, war endlich gestorben und 1733 hatte der Hofprediger und Kirchenrath Daniel Ernst Jablonski die Bestätigung erhalten: ein erstes Zeichen des Einlenkens, dem andere kleine Gunstbezeigungen folgten. Im Jahre darauf erschien nach siebenjähriger Pause der dritte Band der Denkschriften; die Dedication an den Gönner der Academie v. Viereck klagte über frostige Zeiten.*)

Zwölf Jahre älter als dieses Institut war die „Academie der Künste und mechanischen Wissenschaften", deren Vorträgen damals Winckelmann beigewohnt hat. Ihr Anfang war eine Vereinigung von Künstlern (1690), welche der Churfürst, auf die Eingebung ihres Mitgliedes Terwesten, in eine Academie der Künste verwandelte; an ihrem Entwurf war Schlüter mit betheiligt; Einweihung fand am 1. Juli 1699 statt. Ihre Zimmer befanden sich in dem obern Stock der Vorderseite des königlichen Marstalls an der damals sechsreihigen Lindenallee; die Vorträge erstreckten sich auf Geometrie und Perspective, auf bürgerliche und militärische Baukunst und auf Anatomie. Unter ihren Lehrern war Philipp Naudé der Sohn (1684—1745), Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, der Verfasser eines Commentars über Newton.

Das Gymnasium von Cöln an der Spree ist wahrscheinlich das älteste Berlins und Brandenburgs. Seitdem bei dem großen Brand der Petrikirche (1730) auch das Schulhaus in Asche gelegt worden war, befand es sich in den Räumen des Cölnischen Rathhauses. Das neue 1709 begonnene Gebäude hatte König Friedrich zum allgemeinen Rathhaus Berlins bestimmt, und es sollte als solches durch Thurm und Freitreppe stattlich bezeichnet werden; aber alles dieß wurde unter dem Nachfolger aufgegeben. Winckelmann wurde hier am 18. März 1735 vom Rector eingeschrieben; er wird nicht länger als ein Jahr dageblieben sein, da er im Herbst 1736 wieder nach Stendal zurückgekehrt war; doch auch nicht kürzer, da Niemand vor dem Ende des ersten Jahres die Anstalt verlassen durfte.

Der einzige noch vorhandene Schulplan aus jener Zeit (1742) zeigt uns den detaillirt abgestuften Schematismus einer lateinischen Schule: von den Vocabeln, Wortbiegungen und der Satzbildung an bis zu Heineccius Fundamenten

*) Der Antheil der Kunst beschränkt sich auf eine mathematische Berechnung der innern Kreise der ionischen Volute von Hertenstein.

des feinen Stils und zur märkischen Rhetorik. Besondere Stunden sind angesetzt für Interpunktion und Orthographie, Periodologie und Syntaxis ornata; für Prosodie und Metrik, Scandirübungen und lateinische Sentenzen in Versen; für Colloquien, Recitationen und Disputationen; auch für römische Alterthümer und alte Erdkunde. In den obern Classen sollte nur Latein gesprochen werden.

Aber man nimmt auch wahr, wie stark das Zeitalter der Polymathie auf die Schule eingewirkt hatte, und wie eine Menge Nebenfächer den alten Plan zu sprengen drohten. Nicht blos Mathematik und Physik haben ihre Stelle gefunden; es sind Stunden bestimmt zum Lesen gutgeschriebener deutscher Prosawerke, für deutsche Metrik und deutschen Briefstil, für die Geschichte der deutschen Kaiser und der Marken; ja die Weltbegebenheiten sollen nach deutschen Zeitungen mit Hülfe von Landkarten, Regententafeln und Beschreibungen der Hauptstädte studirt werden; und zur Staatengeschichte gesellt sich die Gelehrtengeschichte.

Seltsam ist es zu sehen, wie die Lehrer ihre Zöglinge in ihr polyhistorisches Treiben hineinzuziehen suchen: die Themen der zahlreichen Reden erlauben uns einen Einblick in die bunten Ideenkreise, welche die Schule jeweilig erfüllten.

Der Conrector Damm veranstaltete seit 1731 öffentliche Redeübungen, in welchen die Schüler die reine Aussprache des Deutschen, geschmackvolle Action und sicheres Auftreten lernen sollten. Gewöhnlich machen die Reden eines Jahres ein Ganzes; es sind Kapitel aus der Moral und Pädagogik, die miscellenhaft durchgesprochen werden; sie überschreiten oft die Urtheilskraft der Schüler, man versteigt sich bis zur Theodicee und zur Theorie der Staatsverfassung. So ließ er im Dezember 1735 in zwanzig Reden die Tugenden des Verstandes beschreiben. Durch das folgende Jahr geht ein Cyclus von Reden, die sich wie eine Natur- und Krankheitsgeschichte der Gelehrsamkeit ausnehmen; wie ein Versuch, die durch Bayle so beliebt gewordene Biographie der Gelehrten unter allerlei Fächer zu bringen. *)

Da die Bücherkammer des Gymnasiums, wie Bake sagt, nur Bücher der gemeinsten Art besaß, so verschaffte sich Winckelmann Zugang zu der königlichen Bibliothek, die freilich damals noch nicht mehr als 50,000 Bände ent-

*) Mit den Chimären der Gelehrten wird der Anfang gemacht; es wird gehandelt von gelehrten Fürsten und gelehrten Schustern, von frühzeitigen, spätklugen und von sehr altgewordenen Gelehrten; von solchen die ohne Lehrmeister, die aus Armuth und die allzuviel studiren; von dem Recht, seine Studien zu changiren; von unglücklichen und verkehrten, von reichen, freigebigen und unmusikalischen Gelehrten; von solchen die ihre Zunge nicht zähmen konnten; von ihren Federkriegen und ihrer strafbaren Curiosität; von denen, die tugendhafte und gelehrte Kinder erzogen, die Freundschaft gehalten, weil sie vielerlei Art von Studien geliebt; von Gelehrten, die geadelt wurden, und die den Titel Magnus erhielten.

hielt. Sie befand sich noch im Schloß und zwar im zweiten Geschoß des alten Seitengebäudes, welches im Lustgarten an der Spree nach dem Dom zu liegt.

Wenn Winckelmann erzählt, daß er von der Aufnahme des griechischen Lehrzweiges in Berlin gehört, und daß er griechische Literatur dort gesucht habe, so ist diese frühzeitige Entscheidung seiner Neigung höchst merkwürdig. Ohne unter dem Einfluß eines nur erträglichen Lehrers gestanden zu haben, fast ohne literarische Hilfsmittel, ahnt er schon damals im Hellenenthum seine Welt: dieser Literatur wünscht er zu leben, obwohl ihm dieß damals nicht anders, denn als eine brodlose Liebhaberei, ein gelehrter Luxus erscheinen konnte. Wie viel oder wie wenig er von nun an finden sollte, gewiß ist, daß er seine Richtung nicht erst zu empfangen brauchte; daß sich die Liebe schon bei der entferntesten Berührung entzündet hatte. *)

Worin nun freilich jenes Wiederaufleuchten bestand, davon ist weder in dem Plan jener Schule, noch in der Literatur der Zeit eine Spur zu finden. Nur eine gemeinschaftliche Stunde giebt es in der obern Classe für einen griechischen Autor; und nur zwei in der Prima für ‚Homer und Herodian': man las hier den homerischen Froschmäusler, den Damm in diesem Jahre für den Schulgebrauch herausgab. **)

Um zu begreifen, wie Winckelmann das Wenige, was etwa von dem Wirken dieses Mannes zu erzählen ist, als ein Wiederaufleuchten bezeichnen konnte, muß man sich den tiefen Verfall der griechischen Studien in Deutschland vergegenwärtigen. Der Krieg hatte fast alles zerstört, was die Erasmus und Melanchthon, die Camerarius und Conrad Geßner einst gepflanzt hatten; und es war in der That kaum glaublich, daß an diesen Anstalten einst die Hieronymus Wolf und Michael Neander, die Lorenz Rhodomann und Friedrich Sylburg gelehrt hatten. Als Johann Vorst auf den Gedanken seiner griechischen Anthologie kam (1692), fand er diese Kenntnisse unter den Gelehrten fast ausgestorben. Er erzählt, daß große academische Autoritäten den Aeschines des König Philipp Aeschylus, und den Dio Cassius Dionys nannten. In der Schule des hallischen Waisenhauses war es (1729) hierin so schlecht bestellt, daß J. D. Michaelis aus den griechischen Lectionen, die in ermüdenden Analysen des neuen Testaments bestanden, ganz wegblieb und diese Sprache auf eigene Hand zu lernen suchte. Die Reinheit der neutestamentlichen Gräcität galt wegen der Inspiration für Glaubenssache. Boysen betrachtete es als einen

*) Toutes sortes de sciences se présentent à un jeune homme né avec de l'esprit; mille hasards les font passer en revue sous ses yeux, et c'est quelque inclination particulière, ou plutôt quelque talent naturel, source de l'inclination, qui le détermine à une choix: on préfère ce que l'on sent qui promet plus de succès. Fontenelle, Éloge de Malezieu.

**) Damm hatte auch 1732 herausgegeben: *Εἰς τὴν ἑλληνικὴν γλῶσσαν πρόθυρον.*

besondern Glücksfall, in Halberstadt einen Rector zu finden, mit dem er den Herodot und Homer las, die man sonst kaum dem Namen nach kannte. Unter solchen Umständen war ein Büchlein wie Gesners Chrestomathie (1731) epochemachend: es genügte für Jahrzehnte den Bedürfnissen der Schule.

Die Gruppe von Schulschriftstellern, die sich aus den Schulordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts noch hie und da in Schulstunden und Schulbücherschränken erhalten hatten, verdankten diese Gunst ihrer moralischen Nutzbarkeit. Einige waren geradezu theologisch, wie die Apokryphen und des Nonnus poetische Paraphrase des johanneischen Evangeliums.

Sonst passirten die theologische Censur am ehesten philosophisch-populäre Schriften wie Epictets Handbüchlein, — der einzige Grieche, den Amos Comenius den Kindern erlauben wollte; die Charactere des Theophrast, Plutarchs Schrift von der Erziehung, die Cyropädie und die Denkwürdigkeiten des Socrates, Isocrates' künstlichstes Prunkstück, die paränetische Rede an den Demonikus, Aelians Anecdotencompilation; die Sprüche des Theognis und Phocylides, Anacreons Lieder; eine und die andere Rede des Demosthenes; Hesiod wurde aus diesem Grunde dem Homer vorgezogen; am beliebtesten aber war Herodians Kaisergeschichte. Dieß sind die Schriften, die unser jugendlicher Hellenist zuerst in die Hand bekommen haben wird.

Leicht sieht man, daß Keiner von den Organisatoren jener Schulen an die zur Humanität bildende Kraft dieser Literatur, oder an die Einführung in die Welt des griechischen Alterthums gedacht hatte. Das Griechische wurde aus keinem andern Gesichtspunkte getrieben, als die Sprache des Alten Testaments: es wurde mit zu den orientalischen Sprachen gerechnet, wie denn auch die Professuren für beide meist in Einer Person vereinigt waren. Es wurde gelernt, weil es protestantischer Grundsatz und protestantischer Ehrenpunkt war, daß die Pfarrer die Bibel aus dem Grundtext verständen. Dieser theologische Nutzen war nun zwar großentheils illusorisch, da Jedermann doch nur das Dogmengewebe seiner Partei aus den traditionellen Hauptstellen bewähren wollte, und factisch Luthers Uebersetzung die protestantische Vulgata geworden war. Aber das Gute war, daß die Tradition der Sprachkenntnisse nicht ganz unterbrochen wurde, daß denen nicht die Gelegenheit fehlte, die tiefer gehen wollten und daß für höhere Belehrungen doch eine gewisse Basis erhalten blieb.

Wer aber die griechischen Originalschriftsteller lesen wollte, diejenigen, welche uns allein den griechischen Geist repräsentiren, der suchte selbst bei Büchersammlern vergebens: er mußte sie aus Anthologien kennen lernen. Die ἀποσπάσματα des genannten Joh. Verst gaben eine historische Folge von poetischen Proben, von Homer an bis auf die Anthologie: Hesiod's Werke und Tage, Theognis und Euripides' Hecabe waren ganz darin; von den andern

Dramatikern nur Scenen. Aus diesen Bruchstücken scheint Winckelmann zuerst die griechischen Dichter kennen gelernt zu haben: er deutet an, wie ihm das Büchlein zuerst einen Geschmack von hellenischer Poesie gegeben habe, wie er es aber unwillig weggeworfen, als die Fragmente ein brennendes Verlangen nach großen Ganzen weckten.*) Als ihn später ein märkischer Schulmann wegen Herstellung einer ähnlichen Chrestomathie zu Rathe zog, warnte er vor den Sammlungen zerissener Dichter und Redner und wünschte ganze Tragödien und Comödien und vollständige Abschnitte der besten Geschichtschreiber. Er selbst hatte sich damals bereits eine kleine Anthologie aus griechischen Dichtern, Philosophen und Historikern angelegt; auch ein breve compendium antiquitatum graecarum mit der Jahreszahl 1737 befand sich unter seinen Papieren.**)

Daß in Berlin doch noch etwas mehr zu lernen war, als anderwärts, dafür giebt es keinen andern Grund als den Namen des Rectors, damaligen Conrectors (s. 1730) Christian Tobias Damm (geboren zu Geithayn 1698). Er galt später als das griechische Orakel der Spreestadt; Moses Mendelssohn und Friedrich Nicolai suchten noch spät bei ihm Unterricht, als sie ergriffen von den literarischen Tendenzen der Zeit, die ihnen mangelnde Basis classischer Sprachkenntnisse nachholen wollten. Winckelmann erinnerte sich später Damms recht gut und war bereit, eine Ankündigung seines etymologischen Wörterbuches in Rom zu verbreiten. Wenn Damm, ein Mann von 38 Jahren, damals schon die Gedanken über griechische, römische und deutsche Sprache und Literatur äußerte, die er einige Jahre später drucken ließ: wie hätte er einen empfänglicheren Schüler finden können, als Winckelmann; so begreiflich es auch wieder ist, daß er von diesem Schüler gelegentlich unter die praeceptores ἀμούσους (d. h. Pedanten) mit eingeschlossen wurde.

Damm war bemüht, den unvergleichlichen Vorrang griechischer Sprache und Literatur vor der römischen, nach ihrem inneren Werth, wie als Bildungsmittel einleuchtend zu machen. Er spricht fast wörtlich den Satz aus, mit dem sein damaliger Schüler später debütirte: „die Griechen müssen noch heute nachgeahmt werden, wenn etwas Beifallswürdiges zum Vorschein kommen soll.“ Bald darauf sieht er im Geist die Zeit der Wiedergeburt des Griechenthums herannahen: hochgebildete Männer und selbst Frauen fangen bereits an, dieser Literatur sich zuzuwenden.***)

*) Habent primo (collectiones dilaceratorum vel poetarum vel rhetorum) hoc incommodi, ut salivam moveant veterum nominibus, et ubi vix invitarunt, nos destituant filumque rumpant. Sech. 27. Nov. 1743.

**) Vgl. Zeitung für die eleg. Welt. 1806. S. 825.

***) Et videor jam saeculum renascentis apud nos graecitatis cernere animo: illustres viri, imo et foeminae, adamare incipiunt has literas et in pretio habere. Programm v. 1752.

„Nur in dieser Sprache, sagt Damm, sind von allen Arten menschlicher Erkenntniß die ersten Schriften abgefaßt; hier und nicht bei den Römern sind die edelsten Muster der Beredtsamkeit und der Poesie zu finden; Schriften, die auf bewundernswürdige Art die alte natürliche Religion und Gewissenhaftigkeit, die ersten Fußstapfen der Weisheit, der Sittenlehre und der Staatsklugheit zeigen.“ Nur bei den ältesten Griechen hört man die Natur selbst reden, „hell und einfältig“, ohne Künstelei und ohne Schminke. Ihre Sprache endlich steht der deutschen viel näher als die römische, „welche um so mehr von unserer Art abweicht, je reiner und natürlicher römisch sie geschrieben wird.“

Damm machte es zu seiner Lebensaufgabe, dem Studium des Griechischen in Deutschland die Wege zu ebnen. In Homer und Pindar suchte er zu dem Zweck vorerst zwei feste Punkte zu gewinnen.

Er verlangte, daß man den Homer lediglich aus ihm selbst erkläre; dann werde man sehen, daß ihm nichts von der Rohheit anhafte, die man mittelst fremdartiger Maßstäbe in ihm gefunden hatte; dann werde man wahrnehmen, wie bei ihm alles Adel, Naivetät und Größe, Heiterkeit und Grazie athme. Und im Aerger über die beschränkten Vorwürfe der Perrault und Genossen, welche den Homer mit den Bänkelsängern des Pontneuf verglichen hatten, bestand Damm gerade darauf, in dem ionischen Sänger den feinen, wählenden Kunstmann zu bewundern, den vielgereisten Mann von fürstlichem Geschlecht und Umgang, der die Welt auf den Höhen des Lebens studirt hatte, wie Salomon der Prediger, den Dichter von leichtem, geistreichem und wahrhaft höfischem Stil, in dem „überall die alte, ungeschminkte Höflichkeit und Freundwilligkeit hervorblicke“. Seine Auslegung der Ergießungen der Helden, in welchen französische Abbé's die Sprache von crocheteurs gefunden hatten, pflegte er mit den Worten zu schließen: „So ziemt es manierlichen Leuten“.

Um aber den Homer aus sich selbst verstehen zu lehren, verfaßte Damm sein homerisches etymologisches Wörterbuch, welches durch Zurückführung des ganzen Wortschatzes auf dreihundert Wurzeln, bei einiger grammatischen Vorbildung, in wenigen Monaten den Lehrer entbehrlich machen sollte. Ihm folgte die Uebersetzung des Homer (1767) und des Pindar (1770); seine Fabelgeschichte wurde noch 1820 durch Levezow zum siebzehnten Male aufgelegt. Zweiundvierzig Jahre lang hat er in diesem Sinne geschrieben und übersetzt.

Das Unglück unseres ehrlichen Rectors war nur, daß er einzig Sinn für den Wortverstand besaß und daß ihm das Dichterische ganz verschlossen blieb. Er deutete die epische Geschichte allegorisch; die Aöden sind erfahrene Weisheitslehrer (wie unsere Weltweisen, Hofmeister und Gewissensräthe), die ihre Lehren gesunder Moral, göttlicher und menschlicher Weisheit in Erzählungen und Gesänge einkleiden; denn die Dichtkunst ist eine sinnliche Rede,

die aber voll Gedanken ist. So weiß Homer z. B. überall nur von Einem höchsten Gott; die anderen Götter sind personifizirte Eigenschaften und Anordnungen, Einrichtungen und Verhängnisse Gottes. Er glaubte, die Auslegung und die Apologie des Homer bestehe darin, daß man überall einen ganz prosaischen und aufgeklärten Sinn aufzeige und das Dichterische, Alterthümliche und Mythische als kunstvoll umgelegtes Gewand betrachte.

Wenn dagegen Mendelssohn von der poetischen Schönheit einer Stelle sprach, so bemerkte Damm: „das ist wohl wahr. Aber unser Einer hat das in seiner Jugend nicht gelernt; da blieben wir immer bei den Worten stehen." Der Ton seines Vortrags war schleppend und eintönig, eine Silbe so lang wie die andere. Nur für den Klang der griechischen Worte hatte er einigen Sinn; bei Worten wie *πολυφλοίσβοιο θαλάσσης*, erzählt Nicolai, leckte er unwillkürlich die Lippen.

Während die Lamotte und Pope den alten Dichter ihren Zeitgenossen lesbar machen wollten, indem sie ihn nach französischen und romantischen Begriffen von Heldenthum und Heldendichtung überglätteten: so wünschten Damm und seine Nachfolger in ihren Uebersetzungen gerade das Gepräge eines alterthümlichen Denkmals zu erhalten und glaubten von urhellenischer Einfalt und Natur, von den „Gedenkungs- und Redensarten der ältesten Welt", einen treuen Eindruck zu hinterlassen, wenn sie den Homer recht altväterlich und bäurisch sprechen ließen. Damm hatte nämlich auch seine Ideen über die Mittel und Wege, der Muttersprache Reinheit und Kraft zu erhalten und zu mehren; während es damals darauf ankam, dem deutschen Stil Adel und Würde zu geben, und ihn von dem Beigeschmack des Platten und Pöbelhaften zu säubern, so wünschte er ihm noch mehr Derbheit und Buntscheckigkeit. Er giebt an, unter welchen Bedingungen die Sprache mit neugebildeten Wörtern bereichert werden dürfe; er räth, sich in den Provinzen nach „feinen, bedeutenden, artigen und nachdrücklichen Redensarten" umzusehen; die Idiome der Schiffer, Bergleute und Jäger zu studiren und die im Veralten und Verschwinden begriffenen Worte zu sammeln. Da ihm aber jedes Gefühl für niedrige Nebenbedeutungen der Worte fehlte, so kam er auf diesem Wege denn auch wirklich auf das abscheulichste Rothwälsch, durch das jemals ein Pedant sich an der deutschen Sprache vergangen hat.*)

Wenn Winckelmann früher nach dem Ruhm eines fleckenlosen Ciceronianers getrachtet hat, so werden wohl diese Jahre der Wendepunkt gewesen sein, von wo ab er sich ausschließlich den Griechen zuwandte, und wo seine Neigung

*) Iliade III, 197 vergleicht er Odysseus „einem Schafbock der dick von Wolle ist." V. 660 spießt Tlepolemos dem Sarpedon den linken Schinken bis in den Knochen hinein. XVI, 742 fällt Krebriones, des Hector Wagenlenker, vom Wagensitze „plumps nieder, wie ein Hallore ins Wasser".

zu den Alten sich von jenem Streben nach Imitation befreite, indem er es aufgab, in einer anderen, als der Muttersprache Meister des Ausdrucks zu werden. Vielleicht war es Damm, der ihm jenen Ehrgeiz verleidete. „In den Schulen, klagte dieser, wird den ganzen Tag fast nichts als das liebe Latein getrieben, vom fünften und sechsten Jahre bis zum zwanzigsten zerlernt sich ein junger Mensch an fast nichts Anderem, und doch kann er es im zwanzigsten Jahre nicht einmal!"

Wie sehr die Abwendung vom Lateinschreiben in der Zeit lag, dieß beweist z. B., wenn selbst Ernesti für nöthig hielt,*) daran zu erinnern, daß es etwas mehr und etwas Nützlicheres sei, die lateinischen Schriftsteller zu verstehen, als gut Latein zu schreiben; und daß der, welcher das Letztere könne, das Erstere meist nicht könne. Dieser Zeitstimmung gab d'Alembert den stärksten Ausdruck in der Vorrede zur Encyclopädie, wo er über die ganze neulateinische Literatur den Stab brach, und unsere Latinität (das einzige Verdienst vieler Bücher, welche die Frucht langer mühevoller Jahre sind!) einen bizarren, aus einer Unzahl verschiedener Stilarten zusammengesetzten Stil nannte, der Cicero und Virgil zum Lachen bringen würde. Damals gab es nur noch Wenige, welche in diesem Punkte das große Verdienst der überwundenen Schwierigkeit zu schätzen wußten; Jeder, dem etwas daran lag, gehört zu werden, fürchtete sich beinahe, lateinisch zu schreiben.

Die Vernachlässigung des Lateinschreibens muß bei Winckelmann sehr früh begonnen haben, denn schon seine ältesten Briefe tragen Spuren davon. Diese Proben seiner Latinität sind kein Schmaus für feine lateinische Ohren. Er hat aufgehört, lateinisch zu denken; auch im Satzbau folgt er durchweg der kurzen, logisch unverbundenen Satzfolge der modernen Sprache; er giebt sich kaum die Mühe, sein Schreiben in die lateinische Briefform umzusetzen. Eine classische Färbung sucht er dem Briefstil durch eingemischte dichterische, auch, nach damaliger Sitte, den Comikern entlehnte Ausdrücke zu geben. Manches verräth noch das Zeitalter, welches an dem Schwulst des Buchner Geschmack fand. In den handschriftlichen Concepten kommen Dinge vor, die beweisen, daß ihm correctes Latein, wenn er sich gehen ließ, keineswegs in die Feder floß; Solöcismen, Germanismen und grammatische Fehler sind häufig. In einer Abhandlung über die Stilunterschiede griechischer Kunst aus Rom kommen eine Menge Wörter der spätesten und schlechtesten Latinität vor.**)

*) Einleitung zu seiner Erklärung ciceronianischer Reden. Leipzig 1738.

**) z. B. pressim, decrementum, interulæ, aus Apuleius; refocillare aus Seneca; conformis aus Sidonius; ja Ungeheuer wie antrorsum und diversimode. Fehler wie viris in hac aetate claris; — Ecquis si posset rebus dubiis opitulari sponte fidem dedisset? — Tibi conservet mentem, ut parentum recordarere necessitati; ja meditabant entschlüpft ihm. Artes quarum praecipua finis est delineatio corporis humani, und dergl.

Daß Winckelmann etwas mit der lateinischen Schule in Zerwürfniß gekommen war, daß ihn die vielen neuen Sachen, die er in Berlin sah, lebhaft aufregten und daß er unstet von Einem zum Andern eilte, davon steht noch ein Zeugniß in dem Album des cölnischen Gymnasiums. Bake hat neben seinen Namen ins Einschreibebuch die Worte gesetzt: homo vagus et inconstans. Solche Beisätze waren alles, was in jenen mit Schulbüreaucratie patriarchalisch verschonten Zeiten über die Schüler in den Acten zurückblieb. Der Probst Genzmer ließ sich dieß Document von Damm schriftlich geben und schickte es Winckelmann bei Gelegenheit der Reise des Prinzen von Mecklenburg nach Rom. Dieser bedankte sich und bemerkte: das wäre wahr und auch recht gut. Denn wäre er das nicht gewesen, so säße er gewiß noch zu Seehausen bei den Barfüßern, und lehrte sie AB AB.

Wenn Winckelmann schon einige Jahre nachher im Ruf eines Freigeistes steht, so erinnert man sich, daß auch der Rector Damm später als einer der verwegensten unter den Berliner Aufklärern berüchtigt geworden ist. Bei der Erscheinung seiner Uebersetzung des neuen Testaments (1764) die er Jahre lang vorbereitet hatte, erhob sich der Vorwurf des Socinianismus; und nachdem er einmal in diese Frage hineingezogen worden war, sah er sich bald bei dem nackten Deismus angelangt. Er vertheidigte sich in einer Schrift vom historischen Glauben (1772 f.), aber indem er alle Wunder läugnete und die biblische Geschichte aus der poetischen und allegorischen Darstellungsweise des Morgenlandes und der Vorzeit erklärte. Es ist Zeit, rief er, der heilsamen Wahrheit die äußere Hülle abzuziehen.

So wurde sein Lebensabend durch Sorgen und Anfeindungen verdüstert. Auch seine Schule verfiel gänzlich. Als er einst über den Schloßplatz ging, trat ihn ein Mensch an mit den Worten: „Bist du der Bösewicht, der uns den Herrn Christum rauben will? Verflucht seist du! Verflucht sei dein Ausgang und dein Eingang!“ Und er spie aus vor ihm. Damm antwortete: „Gott vergebe es Ihm, daß er flucht. Christus sagt: Segnet die euch fluchen.“ Und er ging unter den Verwünschungen des ihm nachfolgenden Pöbels nach Hause. Er starb achtzig Jahre alt im Jahre 1778.

Salzwedel.*)

Winckelmann kam von Berlin, man weiß nicht, ob im Frühjahr oder im Herbst 1736 nach Stendal zurück, von wo er aber in demselben Jahre

*) Danneil, Geschichte der Stadt Salzwedel. 1842; und eine Reihe Salzwedler Schulprogramme. Fr. Adler a. a. O.

nach dem sieben Meilen entfernten Salzwedel ging. Von hier aus hat er wahrscheinlich die Universität bezogen.

Den Namen Salzwedel führten seit uralten Zeiten zwei in morastiger Niederung liegende Städte, die eine getrennte Befestigung, Municipal- und Kirchenverfassung hatten und durch das Flüßchen Jetze geschieden waren. Die Stadt gehörte zum Bunde der Hansa; sie heißt schon bei ihrer ersten urkundlichen Erwähnung (1110) eine alte Stadt: sie war wahrscheinlich die Hauptburg der von Carl dem Großen gegründeten ältesten sächsischen Mark, der Nordmark. An die Zeiten, wo man durch solche feste Burgen die Colonien deutscher und christlicher Gesittung vor slavischem Feuer und Schwert schützte, erinnert noch der granitne Thurmcoloß der Burg und der Unterbau der Pfarrkirche, die ältesten Baudenkmale der Altmark.

Winckelmann nennt Salzwedel eine liebenswürdige Stadt (dignus amore locus); vielleicht ein Beweis, daß er auch nach der Rückkehr von Berlin mit seinen Palästen im italienischen Stil und seinen netten und gradlinigen Straßen, damals noch in einer gothisch alterthümlichen Stadt sich wohl fühlen konnte. Denn Salzwedel war eine ganz mittelalterliche Stadt mit engen Straßen und Häusern von Fachwerk, mit Mauern und Thorthürmen; von ihren vier merkwürdigen Kirchen war die Catharinenkirche der Neustadt berühmt durch Glasgemälde von der „seltensten Farbenpracht." Die altstädtische Marienkirche war eine imposante, fünfschiffige Hallenkirche, an der vom Anfang des zwölften bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gebaut worden ist. Sie hatte einst neunundzwanzig Altäre; noch jetzt rühmt sie sich eines wohlbewahrten Schatzes werthvoller Bilder und Schnitzwerke.

Auch durch manche Namen war Winckelmann diese Stadt eine liebe Erinnerung; allein über seine dortigen geselligen Verhältnisse ist leider fast gar nichts zu erkunden gewesen. Vielleicht aber hatte der Wohlstand der Salzwedler Bürgerschaft an diesen Annehmlichkeiten Theil; denn Salzwedel war im Mittelalter und ist noch heute die einzige gewerbthätige und die einzige reiche Stadt der Altmark; es geht dort das Sprüchwort: „De Soltwedler hebben det Goth." Bei späteren Erkundigungen Cleinows war die einzige Person, die sich seiner noch erinnerte, ein Buchdrucker Schuster, der in seinem zehnten Jahre bei ihm Privatunterricht gehabt hatte, und zwar gegen zwei wöchentlich von Schusters Stiefvater Heller gewährte Freitische. Diesem sendet er von Nöthnitz aus einen Gruß, über den Heller, wie er glaubt, jubeln werde.*) Er empfiehlt sich auch dem damaligen Superintendenten Gottfried Christian Roth, erkundigt sich nach seinen Publicationen und erbietet sich, ihm

*) Er nennt noch die Gebrüder Herse als seine ὁμοζύγοι in bonarum litterarum curriculo; einen in der Diöces angestellten Pfarrer und Sodalis Franck, und den Schuster Rörs, vielleicht seinen Hauswirth.

in der Bünauschen und Dresdener Bibliothek Besorgungen auszurichten. Dieser Roth (1708—76) versah zu jener Zeit die bescheidene Stelle eines Adjuncten seines Vaters, des Pfarrers zu Bombeck, hatte aber einige Jahre vorher eine Professur in Helmstädt ausgeschlagen; 1750 erhielt er die Berufung zum geistlichen Inspector von Neustadt Salzwedel und folgte bald darauf seinem Schwiegervater Nolte in der Generalsuperintendentur der Altmark, die er 1759 mit dem gleichen Amte für Pommern und Kammin vertauschte. Er war ein namhafter Forscher der vaterländischen Alterthümer, und verwaltete die sehr mannichfaltigen Functionen seines Amtes mit gleich hohem Lobe.

Es bestanden seit dem Mittelalter zwei Schulen für die beiden Salzwedel, deren Vereinigung, seit Jahrhunderten angerathen, erst 1744 zu Stande kam. Die altstädter Schule befand sich seit 1541 in dem alten Franciscanerkloster. Eine Vorhalle im Erdgeschoß führte in ein gewölbtes Zimmer für die obern Classen, und in einen Saal, Rempter genannt, für die untern; ein ähnlicher Saal war für die öffentlichen Reden und Einführungen bestimmt. An dieser Schule wurde Winckelmann am 15. November 1736 inscribirt.

Wir kennen den Lehrplan der vereinigten Schule, der aber von dem früheren nicht verschieden gewesen sein wird, da der sechsundzwanzigjährige Rector der alten Schule an die neue überging. Außer den zwei Stunden für das Neue Testament wurden in vier griechischen Stunden gelesen: Gesners Chrestomathie, die Cyropädie und die Apologie, Theophrast's Characterе, Hesiods Werke und Tage, und Aristoteles Rhetorik.

Seit 1718 regierte die Schule Johann Georg Scholle († 1752); dieser wird es gewesen sein, um dessenwillen Winckelmann nach Salzwedel kam. Scholle besaß gute Sprachkenntnisse, die er dem Gothaer Rector Gottfried Vockerodt (1665—1727) verdankte; doch wußte er sich den Anschein eines tieferen Kenners zu geben, als er wirklich war.*)

Aber die Leitung einer Schule konnte in keinen unbehülflicheren Händen sein; denn Scholle gehörte zu der Spielart von Schullehrern, die, bei einer Art kindlicher Gutherzigkeit und Unkunde der Menschen, voll pedantischer Grillen stecken, und bestimmt scheinen, den Humor vieler Geschlechter von Schulknaben in Athem zu erhalten.

Er glich den holländischen Schulmonarchen, „die in hochtrabenden, seltsam verstellten Worten einherstolzirten, die zum Fleiß aufriefen in den Allocutionen Alexanders an sein Heer, und gegen die Verächter der sanften Muse

*) Schollius . . quamquam altum quid iactet, et bibliothecae famam, sollicite eam occultando, conquirere credat, paucos graecorum vett. novit, quantum quidem prodit. 27. Nov. 1743.

Strafpredigten aus Cicero's Catilinarien zusammensteppelten".*) Beständig redete er in allegorischen Räthseln, sogar in Zeugnissen; und bei der Eröffnung der vereinigten Schule ließ er einen gelehrten Mischmasch drucken unter dem Titel „die wiederhergestellte Kopf-Fabrique derer beiden Städte Salzwedel". Ueber der Thür seiner Rectorwohnung stand nämlich die Inschrift: fabrica mentium.

Er war aber einer von den Lehrern, bei denen zwar Jeder thut und lernt, was er will, wo aber die Wenigen, die etwas lernen wollen, viel lernen können, weil sie den Lehrer veranlassen, sich allein mit ihnen zu beschäftigen. Winckelmann erinnerte sich noch fünfzehn Jahre später dankbar des kenntnißreichen und redlichen Mannes ohne Falsch, indem er zugleich scherzt über die Ruthe, vor der er einst gezittert und über sein bombastisches Latein.**) Die Ruthe wurde damals so viel gebraucht, daß z. B. die Statuten des cölnischen Gymnasiums zu Berlin eine eigene Bestimmung hatten, wonach zweimal wöchentlich zwei Currendeschüler mit einer Anweisung des Cantors in der Hand dieses Schulscepter einzuholen hatten.

Solches waren die weisen Meister, die unsern jungen Griechen bis zur Pforte der Universität geleiteten. Zuletzt waren es zwei sehr gelehrte und noch geschmacklosere Männer, welche Knaben, die von persönlichen Eindrücken beherrscht sind, leicht eine Geringschätzung erwecken konnten, welche von dem Krämer auf die Waare übergeht.

Es waren Exemplare jener damals allgemein verbreiteten und jetzt (in dieser Form) fast ausgestorbenen Menschenart, deren Paradies Holland war, und deren unelegante Erscheinung uns David Ruhnken in so elegantem Latein gezeichnet hat, — in der berühmten Rede de doctore umbratico. Es sind jene Menschen „von ungeselligem Wesen, die sich aus Hang zu den Büchern und aus dünkelhafter Menschenverachtung in ihre Studierstube vergraben; die sich ein würdevolles Ansehen geben wollen, indem sie sich möglichst von gewöhnlichen Menschenkindern entfernen, die eine strenge und drohende Miene und einen Gang annehmen, der in die Comödie passen würde. Sie starren von Unsauberkeit und sind voll störrischen Trotzes, wie einsam aufgewachsene Kinder; wenn sie in gute Gesellschaft kommen, so können sie, wie sonnengeblendet, die

*) Als der Magistrat über den Verfall der Zucht Beschwerde erhob, führte er als Beweis seiner Strenge an: Unterstebt sich etwa ein Primaner in der Schule seinem Nachbar ins Ohr zu rufen: Du, was Neues! so schließe ich ihm sofort den Mund und schreie gewaltig: ὄφελον νῦν σιωπῶν εἶχε!

**) Quid Schollius rerum, cuius sub ferula merui pallere magistra quondam? Viditne iam regna Proserpinae? aut si vescitur aura aetherea, fac ipsum nostri reminisse apprecando ipsi, quam Tibi adscribo, insignem salutem, ut intelligat, minime consenuisse, sed vigere adhuc apud me tum doctrinae ipsius, tum candoris et integritatis gratam memoriam. 24. Jun. 1752.

Augen nicht aufschlagen; sie zittern vor Verlegenheit und werden von Jedermann ausgelacht, wenn sie von etwas Anderem als ihrer Gelehrsamkeit mitsprechen wollen. Obwohl mit derjenigen Wissenschaft umgehend, welche bestimmt und gemacht ist, zum Gefühl für Schönheit und Anstand, und zu liebenswürdiger Menschlichkeit zu erziehen, bleiben sie doch baar jedes Sinnes für solche Dinge, ja sie verlieren ihren gesunden Menschenverstand. Sie sind weniger Menschen als Menschenscheuchen."

Diese Pedanten hatten damals die Sprachgelehrtenzunft in Verruf gebracht, und wenn sich Winckelmann später einem großen Herrn anträgt, so ist er darauf bedacht, den Verdacht einer solchen schwarz vermummten frons scholastica von sich abzuhalten. Mit besonderer Angst betrachtete man die Griechen: ihre Erscheinung rief Jedem ein Hic niger est zu; als Graf Wackerbarth Winckelmann in der Dresdener Gallerie vor einer Staffelei stehen sah, rief er: Wie ist es möglich, daß ein Mann, der den Kopf voll griechischer Würmer hat, an den subtilen Strichen eines Malerpinsels Geschmack finden kann!

Ihn aber hatten die Pedanten in seinen Neigungen nicht irre gemacht; er erwartete nun Alles von der Universität: er wünschte bei seinen dortigen Studien einen kleinen Büchervorrath selbst zu besitzen, und er fand eine erwünschte Gelegenheit, sich ihn zu verschaffen.

Am 30. April 1736 war der Doctor der Theologie und Professor am Gymnasium zu Hamburg Johann Albert Fabricius gestorben, der größte Polyhistor Deutschlands im Jahrhundert der Polymathie. Er hatte in seiner Bibliotheca graeca ein Material zur griechischen Literaturgeschichte compilirt, das die folgenden Gelehrtengenerationen mehr zu sichten und zu verwerthen, als zu vervollständigen hatten. Beim Anblick des Katalogs der Büchersammlung, die er bei diesem gigantischen Unternehmen zur Seite gehabt, erhob sich in Winckelmann der unwiderstehliche Wunsch, einige der schönsten Ausgaben zu erwerben. Die Versteigerung begann am 17. Februar 1738, die zweite Section enthielt an Ausgaben der Griechen und Römer, was das Herz begehrte.

Da es ihm an Geld zur Reise und zum Kauf fehlte, so kam er auf den Gedanken, in der Weise fahrender Schüler, unterwegs bei Edelleuten und Predigern anzuklopfen und sich in gewählten lateinischen Ausdrücken einen Zehrpfennig auszubitten; — eine alte Sitte, die übrigens noch jetzt hin und wieder in Süddeutschland vorkommt. Er gab vor, er könne wegen seiner Größe nicht unter dem Militär gebraucht werden, und da er als Offizierbedienter nicht angesetzt werden wolle, so sehe er sich genöthigt, aus dem Wege zu gehen. In Hamburg scheint er den Schwiegersohn des Fabricius und Verfasser des Catalogs, den berühmten Theologen Samuel Reimarus besucht

zu haben und ganz wohl aufgenommen worden zu sein; wenigstens läßt er sich später (1764) „dem würdigen Herrn Professor Reimarus" empfehlen. Die erworbenen Schätze trug er mühsam nach Hause.*)

Die Lust an schönen und raren Büchern lag überhaupt damals in der Luft; der Edelmann theilte sie mit dem Bürgersmann; und oft erfreuten sich Handwerksleute am Besitz solcher ihnen verschlossenen Schätze. Auch sonst stellt sich diese Sammelluft zuweilen bei Knaben ein, die eben erst ein Ohr für den Klang classischer Namen bekommen haben. Wo nun, wie in unserem Falle, solche Bücher ein seltener Fund sind, mit dessen Erwerb die höchsten geistigen Genüsse sich aufschließen und die Menschen der Vorwelt in unserem Dachstübchen einkehren, jene Herrlichen, die der Staatssecretär von Florenz nur in Staatskleidern lesen wollte, und wo man sich lange besinnen muß, ehe man die sauer abgesparten Thaler hingiebt: da wünscht man auch etwas Vollkommenes für das Auge zu haben: ein delicates Gefühl für typographische Eleganz entwickelt sich.

Und so hören wir Winckelmann stets über griechischen Druck mit schwerzubefriedigender Strenge urtheilen. Er bildete sich eine schöne griechische Hand und behielt gern die zierlichen Schnörkel der Abbreviaturen bei, die nach ihm zur schönen Form gehörten und ihr die Runde und die Grazie geben**); der Cardinal Passionei wünschte ihn als Bibliothekar, weil er sich in seine griechische Hand verliebt hatte. Er ist im Stande seine Bücher mit einigen griechischen Citaten zu vermehren, wenn der Verleger elegantere Lettern auftreiben könnte. Er labt sich an dem bloßen Anblick eines ihm geschenkten Glasgower Homer, auch wenn er ihn nicht liest. Dann aber gefallen ihm auch die englischen Drucke nicht mehr, so wenig wie die Leipziger, wegen des „schäbigen Contours" der Buchstaben. „Der gute Geschmack hat sich seit Robert Etienne aus der Welt verloren; es ist kein Licht und Schatten mehr in den Buchstaben. Es ist eine merkliche Hebung und Senkung, Schwellung und Vertiefung, welche dem Buchstaben die Grazie giebt; aber dieses Wenige ist nicht Jedermann begreiflich, und machte in allerhand Kunst den Unterschied

*) Die Anwesenheit Winckelmanns in Berlin zur Zeit des Todes des Fabricius hat Uden wahrscheinlich zu der Angabe verleitet, daß er die Reise von Berlin aus gemacht habe. Winckelmann hat seit seinem siebzehnten Jahre Berlin nicht wieder gesehen (Br. 20. Febr. 1763). Wenn die Reise nicht in der hier angenommenen Zeit stattgefunden hat, so fällt die ganze Erzählung zusammen. Vgl. Catalog. biblioth. J. A. Fabricii. Hamb. 1737.

**) And this Proclus too,
In these dear quaint contracted grecian types,
Fantastically crumpled like his thoughts
Which would not seem too plain; you go round twice,
For one step forward etc.
Worte der Uebersetzerin des gefesselten Prometheus, Elizabeth B. Browning.

des Meisters.“ In solchen Schwellungen der Grazie hat er sich in einer noch vorhandenen kalligraphischen Musterhandschrift von Oden des Anacreon mit besonderem Gusto ergangen.

Und so hatte Winkelmann denn bis zu seinem neunzehnten Jahre fast überall an taubes Gestein angeschlagen; die Schalen der Gelehrsamkeit hatte er gefunden, von dem Kerne fast nichts. Viel Rühmens war damals von den preußischen Schulen überhaupt nicht zu machen: das Land der Schulen und Casernen war vor der Hand nur erst das Land der Casernen, oder wie Winckelmann sich ausdrückte, Sparta. Doch war die Fahrt durch die Steppen solcher Schulen Köpfen, wie der seine, weit weniger gefährlich, als die spätern pädagogischen Experimente und die Vollstopfung mit Stoffen, welche zu Zerstreuung und Sattheit, und von da zu stumpfer Langeweile führt, auf welche die Lethargie der intellectuellen Kräfte folgt, die man Blasirtheit nennt.

Diese Anmerkung war schon zeitgemäß, als F. A. Wolf Göthe seine Betrachtung über Winckelmanns Leben sandte, wie viel mehr heute!

„Bei feststehenden Einrichtungen öffentlicher Schulen, sagt dieser Gelehrte, wurden die mangelhaften Einsichten vieler Lehrer weniger schädlich, wo in den Häusern des mittleren und gemeinen Standes noch alle die Tugenden in Ehren waren, woraus echte kräftige Charactere erwachsen; wo das Geschäft, Menschen zu bilden, noch nicht mit den Ansprüchen specieller Wissenschaft erschien und von manchem gewöhnlichen Handwerksmann neben der täglichen Arbeit, fast ohne die dunkelste Idee von Kunst, ausgeübt wurde.“

„Die erste Bildung Winckelmanns mag mehr darauf gegangen sein, in seiner herrlichen Natur nur nichts zu verderben. Desto glücklicher für ihn. Denn die Seelen, die eine höhere Weihe mit ins Leben bringen, bedürfen, wie Plato sagt, gleich dem Golde der atheniſchen Burg, bloß der sorgsamen Aufbewahrung, welche dem Erziehungskünstler, der selbst dem Göttlichsten den gemeinnützigen Stempel aufprägt, nicht ohne Gefahr anvertraut wird.*)“

Mit um so größerem Stolz durfte Winckelmann den Abriß seines Lebens (1748) mit dem Selbstruhm eröffnen, „daß zu aller Zeit das Alterthum und die Humanitätsstudien die Freude seines Lebens gewesen seien.“ Aber für welchen Zug seines Characters wie seines Schicksals finden wir nicht in diesen frühsten Zeiten schon einige Grundlinien!

Eine Jugend hatte er kaum gehabt; man kann von ihm sagen, was von dem Anatomen Littre gesagt worden ist, daß sein Character weiter nichts Jugendliches gehabt habe, als die Kraft viel Arbeit auszuhalten.

Ernste Arbeit und heitere Entsagung — diese Probe der Männlichkeit;

*) Ni la bonne éducation ne fait les grands caractères, ni la mauvaise ne les détruit. Fontenelle, Éloge du Czar Pierre I.

die Bewahrung des innern Triebes in den entmuthigendsten Situationen, lernte er so bald, daß seine zeitig gestählten Nerven fortan jeglicher Zumuthung im Handeln und im Dulden gewachsen waren, — wie Frühgeburten oft eine besondere Lebenszähigkeit eigen ist. Das Elend der elterlichen Hütte, die niederdrückende Lage des Armenschülers, der vor fremden Thüren singen und von fremdem Brote essen muß; der Verzicht des frühklugen Knaben auf die Spiele der Altersgenossen; die Ausnutzung der Verhältnisse und die Anbequemung an die Menschen; aber auch schon die heroische Fähigkeit zu selbstvergessener Sorge für Andere; — die Entschiedenheit in seinen Grundneigungen und Abneigungen neben der flatternden Unruhe, welche von einem Ort zum andern, und von einer Wissenschaft zur andern eilt; die bibliothecarische und encyclopädische Vielgeschäftigkeit neben dem dominirenden instinctartigen Geschmack an den Griechen und dem mangelnden Geschmack an der Theologie; — in den Städten seiner Heimath von dem ersten Lebensmorgen an vor seinen Augen die hehren und strengen Bauwerke der Vorzeit; das kindliche Verlangen die Reste alter Zeiten zu entdecken; der Zug nach dem bewegten Schauplatze großer Städte und die Erscheinung des neugierigen Schülers in einer Academie der Künste, — in diesen und andern Dingen sehen wir den späteren Winckelmann embryonisch vorgebildet, dieser Lebensanfang zeigt uns das Thema des Ganzen, wie das leise und verworrene Auftauchen einer Reihe von Tönen im Geiste eines Tonkünstlers der Werdemoment einer Tonschöpfung ist.

So führt die Betrachtung eines bedeutenden Lebens von den dunkeln Anfängen bis zu seinen Höhen und dann abwärts, gar oft auf den Gedanken eines vorherentworfenen Plans: es scheint uns dann, als enthalte selbst das ruheloseste Leben voll wechselnder Neigungen, Entwürfe und Schicksale, nicht bloß den unzerstörbaren und unveränderlichen Charakter, sondern auch eine feste Gruppe von Situationen; und diese Situationen, die wir in der bloß historischen Betrachtung Zufall nennen, scheinen in einem empirisch unerklärlichen Zusammenhange mit jenem Character zu stehen; ja es ist fast unheimlich, zu sehen, wie selbst der beweglichste und umfassendste Geist in einen vorausbestimmten Kreis seines Daseins eingeschlossen ist.

Hier ist es, wo die Historie Halt macht an den Grenzen der Philosophie, die uns belehrt, daß die Zeitreihe, in der unser Dasein verläuft, und die Zufälle, die unsere Meinungen und Entschließungen nach dem Causalgesetz zu gestalten scheinen, vor einer höhern Betrachtung nur Erscheinung sind, die Erscheinung jenes zeitlosen Wesens, welches Kant den intelligiblen Charakter nannte.

Zweites Capitel.

Die Universität Halle.*)

Aeußere Verhältnisse.

Winckelmann würde, wenn er seinem Wunsche hätte folgen können, die Medicin zu seinem Brotstudium gewählt haben; aber Pietätsrücksichten gegen seine Eltern nöthigten ihn zur Theologie; vielleicht waren auch die Unterstützungen, mit deren Hülfe er sich bisher durchgeschlagen hatte und nun noch weiter durchschlug, unter dieser Voraussetzung ertheilt worden. Denn die meisten seiner altmärkischen Freunde waren Geistliche. Wollte er aber Theologie studiren, so mußte er nach Halle; denn ein Edict des Königs (1729) gebot Allen, die auf eine Anstellung in preußischen Landen Anspruch machten, zwei Jahre in Halle zu studiren. So kam er denn, mit einigen wenigen Geldern ausgerüstet, Ende März in der Saalestadt an; er wohnte mit einem Stubenkameraden Samuel Benedict Lucius, einem Mediciner aus Freistadt in Schlesien, im Knackschen Hause. Am 4. April schrieb er sich in das Immatriculationsbuch ein: die Gebühren wurden erlassen; es war unter dem Prorectorat des Hofraths und Professors der Rechte Johann Gerhard Schlitten.

„Er hatte sich, erzählt Paalzow, ein kleines Stipendium verschafft, welches aber nicht hinreichend war, ihn zu unterhalten; und öfters gerieth er wegen seines Lebensunterhaltes in Mangel und Noth; aber dieß konnte seinen Muth nicht schwächen, sondern er war, auch wenn es ihm an den nöthigen Lebensbedürfnissen gebrach, doch immer aufgeräumt und vergnügt." Die theologischen Facultätsstatuten gaben den Aermeren die Collegien frei: auch gab es

*) Benutzt sind handschriftliche Mittheilungen aus dem Immatriculationsbuche und dem Album der theologischen Facultät, und die Lectionskataloge jener Jahre. Zur Geschichte der Universität vrgl. Försters, Hoffbauers und Niemeyers Geschichte der Universität Halle: Dreyhaupts Beschreibung des Saalkreises, von Ludewigs Consilia Iet. Halens.; J. D. Michaelis Räsonnement über die deutschen Universitäten, 4 Bde.; Eckstein's Chronik der Stadt Halle; Tholuks Vorgeschichte und Geschichte des Rationalismus. Ferner die Selbstbiographien von Semler (1781), Pütter (1798), Boysen (1795), Büsching (1789); das Leben des J. D. Michaelis von Eichhorn, u. a. Hirsching Ernesti, historisch-literarisches Handbuch, 1794—1815.

königliche Freitische zu zwölf Personen, die von zweien nach und nach auf dreizehn angewachsen waren und von einer jährlichen Kirchencollecte bestritten wurden. Das Universitätsleben war sehr wohlfeil: für die, welche am besten lebten, reichten zweihundert Thaler noch bequem hin; dreißig Jahre später kaum das Doppelte. Büsching aß für einen Groschen drei Pfennige zu Mittag. Freilich war auch die Einfachheit so groß, daß nicht bloß die Reichen, sondern selbst der Mittelstand den Universitätsaufenthalt als eine Selbstverläugnung betrachtete; denn man mußte auf seine bisherigen Gewohnheiten zum Schaden nicht nur der Behaglichkeit, sondern zuweilen auch der Gesundheit verzichten. Dieser Verzicht konnte indeß Niemandem leichter fallen, als Winckelmann; denn „von einem weichlichen, wollüstigen und gemächlichen Leben hielt er nichts, sondern er war gewohnt sich alle Tage mit kalter Küche zu behelfen und auch mit der schlechtesten Kost vorlieb zu nehmen."

„Seine überall bekannte Ehrlichkeit und unverstellte Redlichkeit, wie auch seine gute Schreibart verschafften ihm Gönner und Freunde." Er griff zu dem gebräuchlichen Mittel des Famulirens bei reichen Studenten: „er ging mit seinen Landsleuten auf die Dörfer" (die Stätten studentischer Ausschweifungen); „allwo er, ohne an ihren unerlaubten Zerstreuungen Antheil zu nehmen, sich in einen Winkel setzte und den Aristophanes las; — ganz so wie er sich später in der Morgenfrühe auf das Dach der Villa Albani zurückzieht, während noch der Lärm des Carnevals heraufklingt. Das Studentenleben hatte damals die ärgsten und brutalsten Rohheiten des Säculums des Pennalismus abgelegt; nur die Adligen trugen noch Degen; und nur die Gecken stolzirten mit schwarzen Federn auf den Hüten."

Bei seiner Armuth und Mäßigkeit und bei seinen fleißigen Gewohnheiten (an die auch ein Stammbuchvers aus jener Zeit erinnert*) sollte man denken, daß er ein regelmäßiger Collegienhörer und Nachschreiber gewesen sei. Allein er wollte sich (so wird erzählt), an keine der höheren Facultäten binden, er suchte sich Lehrer und Vorlesungen aus, die nach seinem Geschmacke waren und ihm zu seiner Förderung in der Literaturgeschichte und in den Sprachen dienlich schienen; er hielt fast kein Colleg ganz aus, und gesteht selbst, daß ihm „die academische Speise zwischen den Zähnen hängen blieb." So benutzte er denn die Universität auf seine Weise; er las fleißig Morgens zu Hause in zusammengeborgten Büchern und war eine häufigere Erscheinung in den drei Büchersälen, als in den Hörsälen. Nach dem Essen machte er hierher seinen Gang.

---

*) *Ἄνευ ἱδρῶτος καὶ πόνου οὐδὲν πρᾶγμα τέλειον* — vom 1. Oct. 1738 im Besitz der Gymnasialbibliothek zu Stendal.

Die Universitätsbibliothek enthielt 1755 zehntausend Bände; sie stand auf dem Wagengebäude in zwei Zimmern. Sie war aus Geschenken der Professoren und aus geringen Einkünften entstanden, und erhielt sechs Groschen bei jeder Inscription, ein Buch von jedem Doctor der Theologie und bei Auctionen drei Pfennige vom Thaler. Sie war an drei Tagen von 1—2 Uhr geöffnet; man durfte frei herumgehen, selbst Bücher herausnehmen und lesen.

Die Rathhaus- oder Marienbibliothek, eine Stiftung des Superintenten Seb. Boëtius, gehörte zur Pfarrkirche U. L. Frauen und war ganz theologisch. Die dritte und bedeutendste war die Bibliothek des Waisenhauses, für die Francke kurz vor seinem Tode ein eigenes, 1728 vollendetes Gebäude gegründet hatte. Sie stand in einem großen Saal, und war an zwei Tagen von 1—3 Uhr zum allgemeinen Gebrauch geöffnet; aber im Winter war nur ein kleines Zimmer geheizt; und hier machte der Bibliothecar Callenberg Excerpte. Indeß ein guter Unterbibliothecar, der die Lappen seines Rockes unter einem Mantel verbarg und viel Kenntniß der Bücher und des Lebens besaß, öffnete gern die vergitterten Schränke. Sie besaß einige Hülfsmittel griechischer Studien, z. B. den Küsterschen Suidas, Grabe's Septuaginta, den Josephus Hudson's und den griechischen Alterthümerschatz Gronov's; aber den Schatz des Stephanus suchte man umsonst. Hier war es, wo Semler den Entwurf zu einem griechischen Wörterbuch machte, das alle alten Lexicographen und Scholiasten in ein Ganzes bringen sollte. Hier pflegte denn auch Winckelmann „die alten Griechen" zu lesen.

„Den Rest des Nachmittages, erzählt Genzmer, brachte er später meist in Gesellschaft von lockern Burschen zu, — seinen Landsleuten und Bekannten, die ihre Gesellschaft für unvollkommen hielten, wenn er nicht dabei war. Denn er war immer aufgeräumt, scherzhaft und gesprächig, und konnte tausend Schnurren aus alten und neuen Zeiten erzählen. Des Abends war er meistens auf dem Rathskeller und unterredete sich mit alten ehrbaren Bürgern von ihren Wanderschaften und Reisen."

Solche Landsleute waren Hieron. Dietrich Berendis, ein Jurist aus Seehausen, und der Theologe Genzmer aus Freienwalde; ferner die Stendaler Martin Damke, Johann Christian Kütz und Johann Christian Friedrich Berendis; Joh. Leopold Solbrig, Friedrich Heinrich Nolte, der Sohn des Superintendenten und Joh. Christ. Voß aus Berlin.

Der genannte seiner Freunde aber war der später als musicalischer Schriftsteller bekannte Friedrich Wilhelm Marpurg, gebürtig aus Wendemark (1718 † 1795). Winckelmann glaubte sich von ihm längst vergessen, als er durch einen freundlichen Brief aus Berlin überrascht wurde (1762). Zur Antwort

sandte er ihm eine Rhapsodie über sein Leben nach ihrer Trennung, die von dem Gefühle des erlangten Glückes ganz trunken ist (vom 8. Dec. 1762). Darin redete er ihn an: „Du, der Du mir der einzige übrig geblieben bist, an welchen ich als Bruder schreibe;... zu dem mich eine geheime Neigung zog in der Blüthe meiner Jahre...“

Marpurg hatte sich später in Paris zum Musikkenner ausgebildet; seit 1749 lebte er in Berlin mit der Ausarbeitung weitläufiger Werke über Geschichte und Lehrsätze alter und neuer Musik beschäftigt. Der König machte ihn gegen seinen Willen zum Kriegsrath und Director der Lotterie. Er war ein Freund Mendelssohns und Nicolais und ein allgemein gekannter und beliebter Lebemann; denn der corpulente Alte blieb bis in sein 77stes Jahr voll Jugendlaune und unerschöpflich in Geschichten lebender und verstorbener Künstler. Weniger bekannt sind die Umstände, welche ihn in seiner Jugend nach Frankreich geführt hatten. In dem Brief Winckelmanns an Stosch vom 19. März 1767 ist, wie sich aus der Originalhandschrift ergiebt, von Marpurg die Rede.

„Er hatte, als junger Student, ein Pasquill wider einen unbekannten alten Magister zu Jena drucken lassen; und da dieser den König auf dessen erster Reise nach Cleve beim Wechseln der Pferde in Leipzig antrat, gab der König unverzüglich Befehl, den jungen Menschen aufzuheben und nach Spandau zu setzen. Ein preußischer Major, bei dem er sich befand, gab demselben, da der Landreiter erschien, Gelegenheit zu entfliehen, und er flüchtete nach Holland, und von da nach Argenson in der Normandie; wo er sieben Jahre, bis nach beendigtem Processe und nach dem Tod des alten Magisters bleiben mußte.“

Zu dem engsten Kreise der Universitätsfreunde gehörte (seit Mai 1740) auch der sechzehnjährige Student der Theologie, Carl Gottlieb Guichardt aus Magdeburg (1724 † 1775), der es ihm im Eifer für hebräische, griechische und römische Sprache womöglich noch zuvorthat. Später verlor Winckelmann seine Spur; und wie groß war sein Erstaunen, als er ihn nach 27 Jahren wiederentdeckte in dem weltbekannten Obersten Quintus Zeilius, dem Commensalis Friedrichs des Großen und Mitspieler in so manchen Anecdoten, oft Zeugnissen seiner kühnen und stechenden Zunge, ein vielseitiger Mann, der, selbst ein großer Antiquitätensammler, Winckelmann wie Lessing gern nach Berlin gebracht hätte. Guichardt hatte inzwischen in Leyden bei Schultens das Arabische studirt und dort ein academisches Lehramt gesucht; als ihm die Hoffnung hierauf genommen wurde, nahm er Dienste bei den Generalstaaten, machte die französischen Feldzüge (1746 f.) mit und lebte seit 1752 von der Pension in seiner Vaterstadt. Hier benutzte er die Kriegserfahrungen seiner letzten und die Sprachkenntnisse seiner früheren Jahre zu Untersuchungen über

die Kriegskunst der Alten; die Frucht dieser Muße*) gewann ihm die Gunst Friedrichs und den Ehrennamen jenes Hauptmanns der zehnten Legion.

So bewegt aber auch Winckelmanns Leben in Halle war: so war ihm die Hochschule doch ein viel zu enges Theater. Selbst im Anfang war sie für ihn ein so schwacher Magnet, daß er kaum fünf Wochen da war, als er schon mit einer Bande von Landsleuten nach Dresden aufbrach, um die glänzendste Residenz Deutschlands und die Feierlichkeiten zu sehen, welche vom 7. bis zum 12. Mai bei Gelegenheit der Hochzeit der Tochter Augusts III, Maria Amalia Christine, und Carls, des Sohnes Philipps V. und Königs beider Sicilien, stattfanden.**)

Am 7. Mai hielt der spanisch-sicilische Gesandte und bevollmächtigte Minister Graf Fuenclara seinen öffentlichen Einzug in Dresden. In Gruna hinter dem großen Garten empfing ihn der Minister Graf Friesen und geleitete ihn durch das pirnaische Thor nach dem Schloß; es war ein Zug von 31 sechsspännigen Staatswagen. Im Schloß war seit gestern die Ausstattung der Braut öffentlich ausgestellt. Tags darauf erfolgte die Anwerbung. Die königlichen Gebäude waren architectonisch illuminirt. Auf der Mitte des Altmarktes hatte man eine Felsengruppe aufgethürmt, aus der sich ein 20 Ellen hoher Obelisk emporstreckte, dessen Lampenschmuck aufsteigende und stufenweis in Muscheln herabfallende Wasserstrahlen vorstellen sollte.

Auf demselben großen Platze hatte der Gesandte ein Gebäude errichten lassen, von dem Pauken und Trompeten erschallten, und an dessen Basis rother und weißer Wein hervorsprang, während in der Scheffelgasse goldene Vermählungsmünzen von verschiedenem Werth ausgeworfen wurden. Am 9. Mai vollzog der päbstliche Nuntius im Schlosse die Vermählungsfeier, wobei der Churprinz des Bräutigams Stelle vertrat. Hieran schloß sich am 10. ein Carroussel im Zwinger. Um drei Uhr Nachmittags begaben sich die Ritter, in vier Banden getheilt, im feierlichen Zuge vom Schloß aus über den Taschenberg dort hin. Die erste Bande, in rothen und goldenen Farben, führte der König selbst an; die Preise vertheilte die neuvermählte Königin.

Bei diesem ersten Aufenthalt in Dresden ließ sich Winckelmann auch die königliche Bibliothek zeigen und machte dem Superintendenten Valentin Ernst Löscher einen Besuch; aber sein Empfehlungsschreiben hatte keinen Erfolg: er machte keinen günstigen Eindruck auf diesen letzten unter den strengen Zionswächtern vom alten Schlag. —

Im Schooße der Universität Halle waren durch die wohlbekannten Umstände ihrer Gründung (1694) zwei sehr verschiedene Elemente vereinigt worden.

*) „Memoires militaires sur les Grecs et les Romains." 1756.
**) Vrgl. Klemm's Geschichte Dresdens zu diesem Jahre.

Diese Elemente gingen anfangs einträchtig zusammen; sie geriethen in Spannung; es kam zu einer heftigen Krisis; zuletzt verschwand die eine Macht ganz vom Schauplatz.

Halle war bestimmt gewesen, der Heerd zu sein, wo der von Speners evangelischem Geist erweckte Funke zu einer Flamme angefacht wurde, die nicht nur über die Theologie, sondern über alles geistige Leben ihre Wärmestrahlen verbreitete, — welche nicht nur im Vaterland, sondern auf dem ganzen Erdkreis verspürt worden sind. Während die Nachbaruniversität, einst die Wiege des deutschen Protestantismus, von Jahr zu Jahr in ohnmächtigere, ja tödtliche Erstarrung versank, wurde Halle die Stadt der zweiten großen religiösen Erweckung des Protestantismus, — die freilich in einem ganz anderen Stil war, als die frühere.

Das Bedürfniß, für diese religiöse Bewegung ein Asyl zu finden gegen den Verfolgungsgeist, traf zusammen mit den Bedürfnissen des preußischen Staats. Als ein confessionell gemischter, der seine Blüthe zum Theil französischen Reformirten verdankte, mußte er in der Mitte seiner Länder eine Hochschule haben, auf der Verträglichkeit gelehrt, und lutherische Prediger erzogen wurden, die „nicht so sectirerisch und gegen andersdenkende Bürger kriegerisch und einer reformirten Obrigkeit abgeneigt wären," wie die, welche Wittenberg einlieferte.

Noch dringender war seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Nothwendigkeit einer preußischen Schule des Staatsrechts geworden, wo den künftigen Beamten solche staatsrechtliche Grundsätze eingepflanzt würden, die mit der ganz veränderten politischen Stellung des Staats übereinstimmten. Diese Stellung war durch die Annahme der Krone als vollendete Thatsache proclamirt, und als herzustellende Thatsache von der Zukunft postulirt worden. Wenn die Hallischen Staatsrechtslehrer und Kronjuristen, so sagte man, nicht die auf den außerpreußischen Universitäten mitgetheilten Ideen vom Rechte des Kaisers abgeschüttelt hätten: schwerlich würde sich später eine so unbedingte Ergebenheit gegen den von allen Seiten angefochtenen König gezeigt haben.

Nicht bloß preußisches, sondern auch deutsches Bedürfniß war eine Freistätte für die Reform des Universitätswesens und für die Lehrfreiheit. Diese Universität hatte begonnen als Asyl für den Streiter gegen die Pedanterie deutscher Zunftgelehrten und gegen die von ihnen geschützten abergläubischen Greuel des Rechtswesens. Den Christian Thomasius schließen wir ein in die Dankbarkeit, die wir dem Jahrhundert der Aufklärung schuldig sind, dessen Herold er war. Wer wollte so unhistorisch sein, diesem Zeitalter seinen unhistorischen Sinn nicht verzeihen zu können und nur die Aufklärung von der sonst schrankenlos gespendeten historischen Anerkennung auszunehmen! Wer

wollte mit dem tapfern Kämpen hadern, wegen seiner kecken und mangelhaften Urtheile über die großartigen theologischen, juristischen und metaphysischen Gebäude der Vergangenheit? Denn liebte nicht das verworrene Wesen, welches wie ein Alp auf unserer Bildung lastete, seinen Sitz gerade in diesen labyrinthischen Domen aufzuschlagen, die sehr imposant sein mögen, aber auch von jeher ein Ort für Staub, Spinnwebe, und zuweilen für verpestende Dünste waren? Die Ankündigung einer deutschen Vorlesung war der Anlaß gewesen zur Vertreibung des Thomasius aus Leipzig; und Halle ging den deutschen Hochschulen voran im Abthun des „unlateinischen, platten und kauderwelschen Deutschlateins" der Katheder, durch welches alle Gedanken ein verschrobenes und verschnörkeltes Wesen annahmen, und das gleichsam die Wurzel war, mit der sich abgelebter Formelkram in den Gehirnen festnistete.

Die oft angeführten Aussprüche des Thomasius, „daß ungebundene Freiheit allein dem Geist das rechte Leben gebe; daß ohne Freiheit der Geist bei allen sonstigen Vortheilen gleichsam todt und entseelt zu sein scheine; daß die Wahrheit ihre Zweige nicht weit treiben könne, wo die Gelehrsamkeit als ein geschlossenes Handwerk mit theuer zu erkaufendem Meisterrecht und Monopole des Verstandes tractirt werde" — diese Gedanken gaben den Anfängen Halles ihre Signatur.

Die weise und kühne Politik der damaligen Leiter Preußens, eine solche Freistatt herzustellen, war die Hauptursache des für den unglaublich geringen Etat überraschenden Reichthums an Celebritäten und Studenten; denn Halle hatte in seinen ersten zwanzig Jahren die doppelte Studentenzahl, wie das mit ganz andern Mitteln ausgestattete Göttingen (9338 : 4776). Die Durchschnittszahl war 1500.

Es war gelungen in dem Wittenberger Samuel Stryck, den man in Churſachsen chicanirte, dem Thomasius den größten Juristen Deutschlands zur Seite zu stellen; ihre Nachfolger, Ludewig und Gundling schufen eigentlich das Studium des deutschen Staatsrechts und der Reichsgeschichte. Christoph Cellarius, der erste philologische Schulmann seiner Zeit, kam von Merseburg; aus Erfurt holte man den Senior Breithaupt und den Prediger A. H. Francke, die zwar keine gelehrten Bücher schrieben, aber persönlich und mächtig auf die Gemüther wirkten; auch der spätere Jenenser Budde begann in Halle. In der Medicin standen sich zwei Männer gegenüber, wie Friedrich Hoffmann, den man den deutschen Boerhave nannte, und der tiefsinnige G. E. Stahl; und über alle erhob sich zuletzt der Ruhm des ersten, ja damals fast einzigen Philosophen Europas.

Eine solche Universität war die erste in Deutschland; und deshalb sagte Voltaire, wer die Krone deutscher Gelehrten sehen wolle, müsse nach Halle gehen.

Aber Halle hatte auch seine Gebrechen. Das schlimmste war, daß ganz und

gar die Fachwissenschaften dominirten und die Humaniora geringgeschätzt wurden. Dies war von Anfang so; der Coryphäe und Director der Universität, Stryck, pflegte seinen Zuhörern zu empfehlen, „das Corpus juris für das Hauptessen auf dem Tisch zu halten, die übrigen Wissenschaften aber blos als Tellergerichte und Einschiebeessen." Noch schlimmer wurde es, als Friedrich I. starb, der Halle seine liebe Tochter genannt hatte und als der ganz auf das zunächst Nützliche gerichtete und aller reinen Gelehrsamkeit abgeneigte Sinn Friedrich Wilhelm I. (der auch den Ehrennamen eines Beschützers der Academie verachtete), allmählich anfing seinen Einfluß geltend zu machen. Viele mißbrauchten die Sparsamkeit des Königs, indem sie ohne Besoldung Lehrerstellen zu übernehmen sich erboten; und so wurden alle Facultäten mit einer Fluth von Mittelmäßigkeiten überschwemmt. Die Kathederkniffe, um vor den Jünglingen mit dem Nimbus der Allwissenheit zu erscheinen; die eigentlich erniedrigenden Werbekünste waren bei starker Concurrenz und schwacher Besoldung und Begabung nirgends so im Schwung, wie in Halle. Man suchte den Haufen durch possenhafte Späße zu unterhalten, wovon in Gundlings Vorlesungen über die Reichsgeschichte Erstaunliches aufbewahrt ist.

Die Professur der Eloquenz.

Unser junger Freund kam sicherlich nach Halle in der Meinung, der Alterthumswissenschaft die bessere Hälfte seiner Kraft zuzuwenden. Aber in keiner Provinz der Academie sah es so öde und trübe aus; ihre Geschichte ist fast die partie honteuse der sonst so glänzenden Anfänge Halles; und wenn F. A. Wolf Recht hat, „daß wir Neuern es vorzüglich der alten Literatur verdanken, wenn nicht alles Wissen wiederum kastenmäßig, und wenn die bessere Cultur nicht gänzlich im Dienst der Civilisation zurückgewiesen werde": so muß man leider sagen, daß diese Zurückweisung der Universität den Stempel der Barbarei aufdrückte.

Bei der Stiftung wollte man die Philologie nicht unbesetzt lassen, weil die churbrandenburgische Canzlei mit manchen Staaten zu thun hatte, gegen die man sich der lateinischen Sprache bedienen mußte, und weil man denn doch die Landeskinder deshalb nicht nach Holland schicken wollte. Nur mit Widerstreben war Christoph Cellarius dem Ruf auf den Lehrstuhl der Eloquenz und Geschichte gefolgt (1693); vierzehn Jahre lang las er die Realien und erklärte alte und neue Lateiner; aber selbst die Vorträge dieses ganz auf das Praktische gerichteten, verdienten Schulmanns standen bei den Studenten in dem Ruf, ihrer gelehrten Fassungskraft zu viel zuzumuthen. Vergebens versuchte er in seinem Collegium elegantioris litteraturae gute Lateiner zu formiren: selbst von seinen angesehensten Collegen hörte er ein Latein, das nicht für seine Ohren war, und seufzte oft: ius, ius, ius, et nihil plus!

Vom Griechischen nun gar mochte der Student nur das „alltägliche und bequeme Handwerkszeug" haben; die Professur des Griechischen war mit der des Orientalischen vereinigt; deshalb hatte sie Joh. Heinrich Michaelis (seit 1698), der auch über die ignazianischen Briefe las; und dann A. H. Franke, dessen Exegese in der Vergleichung des neutestamentlichen Urtextes mit Luthers Uebersetzung bestand.

Auf Cellarius folgte Gundling (1707), der diese Professur als Nebengeschäft zu seinen juristischen und historischen Lectionen behandelte; nach ihm aber kam ein wirklich sehr gelehrter Mann, Johann Heinrich Schulze (geboren zu Colbitz im Magdeburgischen 1687 † 1744), der nur leider sein ganzes Leben hindurch zwischen Linguistik und Medicin, wie zwischen zwei verschiedenen Existenzen, herüber und hinübersprang.

Schulze, der Sohn eines Schneiders, hatte frühzeitig sein ungemeines Sprachtalent an den Tag gelegt; man hatte den siebenjährigen Knaben in einer Ecke des väterlichen Gartens hinter den Bienenstöcken mit dem griechischen Neuen Testament angetroffen; vierzehn Jahre alt lernte er das Arabische von einem Damascener, Salomon Negri. Er studirte Medicin und Chemie unter Stahl, und practicirte und laborirte mit Erfolg; aber auch den Unterricht des Cellarius achtete er sich für unentbehrlich; und als ihn ein Freund auf seine sprachliche Ausrüstung für die Theologie aufmerksam machte, bedachte er sich nicht lange, die Medicin zu verlassen. Er studirte nun die sämmtlichen semitischen Dialekte und das alte Testament mit ihrer Hülfe, las die Rabbinen, ging zu den griechischen Profanschriftstellern über und fing an, in griechischen Versen zu dichten: bei der Jubelfeier Altorfs trat er auf mit einer griechischen Rede. Jahrelang hatte er am Pädagogium gelehrt und war im Begriff zur Universität überzugehen, als ihn Friedrich Hoffmann wieder zur Medicin zurückbrachte. Er wurde sein Haus- und Tischgenosse und Amanuensis und promovirte unter seiner Leitung. Nun las er hier und seit 1720 in Altorf Chemie, Anatomie, Physiologie und Encyclopädie der Medicin, und gründete sich einen bleibenden Namen durch seine Geschichte der Medicin, die er bis zur Einführung der griechischen Heilkunde in Rom führte (1728). Da erhielt er nach zwölfjähriger Abwesenheit den Ruf zur Professur der Eloquenz und der Alterthümer; und noch einmal kehrte er zu den zwölf Jahre lang unterbrochenen Studien zurück.

Man sieht wohl, der einzige Fehler dieses ebenso stillen und menschenscheuen, wie fleißigen und begabten Gelehrten war, daß er keinen Willen hatte. In den wichtigsten Lebensfragen wurde er durch die Einsprache Anderer bestimmt; und so war seine gelehrte Existenz, wenigstens im Verhältniß zu dem, was sie hätte sein können, eine verfehlte.

Dieser Mann aber war es, der damals die ganze Alterthumswissenschaft

Halles auf seinen Schultern trug; denn einige kleine Wolfianer, wie Just. Isr. Beyer und Martin Heinrich Otto, der Stifter der lateinischen, der französischen und der musicalischen Gesellschaft, wollten sehr wenig sagen. Alle die damals in Halle studirten, kommen in Schulze's Lob überein: J. D. Michaelis erzählt, daß ihm aus dem Unterricht dieses wirklich großen Gelehrten noch in seinem Alter ganze Stellen des Homer und was er dabei bemerkt hatte, selbst mit dem Ton, im Gedächtniß schwebten; Boysen nennt ihn unvergleichlich, und auch Reiske beklagt, daß er nicht nach Verdienst geschätzt worden sei.

Zu Winckelmanns Zeit verglich er die Idyllen des Theokrit mit den Virgilischen, um die Abhängigkeit der Römer von den Griechen zu zeigen*); er bot Erklärungen griechischer Dichter an; ferner eine practische Beurtheilung der besten Schriftsteller bis zum fünften nachchristlichen Jahrhundert; er las die Alterthümer nach Nieuwpoort u. a. Aber es ist wahrscheinlich, daß er wenig Zuhörer fand.

Ein thasisches Tetradrachmon, das Geschenk eines Studenten aus Siebenbürgen (1734), brachte ihn auf das Münzsammeln; er knüpfte Correspondenzen an bis nach Ungarn und der Schweiz, und vertiefte sich in die Münzgelehrten. Seine Sammlung enthielt zweitausend römische Kaisermünzen und etwa 340 römische Familienmünzen; 140 griechische und einige hundert barbarische Stücke. Sie kam später in den Besitz der Universität und bildet jetzt mit ansehnlichen Vermehrungen einen Theil des archäologischen Museums.

Im Sommer 1738 kündigte er zum erstenmal ein Colleg über griechische und römische Alterthümer nach Münzen an. Den größten Raum nahmen die Darstellungen der Götter ein. Er kannte zwar nur die römische Götterlehre, und mußte seine Compilationen aus Kipping und Spanheim (den er für den größten Antiquar auch des künftigen Jahrhunderts hielt!) für Kinder an Verständniß berechnen; er hält den Polytheismus für eine Erfindung römischer Staatsklugheit, und findet in den Mythen gelegentlich chemische Allegorien und spinozistische Geheimlehren:**) doch konnte Winckelmann, dem der Besuch dieser Vorlesung bezeugt ist, hier zum erstenmale die alten Götter in originalen, wenn auch sehr secundären Denkmalen leibhaftig vor sich sehen.

Und dieß ist Alles, was von der classischen Alterthumswissenschaft in Halle zu erzählen ist! Wenn man bedenkt, daß in Leipzig schon damals Christ mit Beifall archäologische Vorlesungen hielt, und daß Ernesti an der Thomasschule stand (von dem Winckelmann später sagte, „daß er ihn mit überwärts gebeugtem Haupte anschaue, wie bei Betrachtung eines erhabenen Tempels, und seine Verdienste mit niedergeschlagenem Blicke bedenke"), daß er

*) Ut appareat quam multum a Graecis ad Romanos pervenerit. Cat. lect. Halens.

**) J. H. Schulze's Anleitung zur ältern Münzwissenschaft, herausgegeben von J. Ludwig Schulze. Halle 1766.

in Göttingen Gesner hätte hören können, daß selbst in Wittenberg der in alter und neuer Literatur, wie in den Museen Italiens wohlbewanderte J. W. v. Berger, — der Rathgeber beim Ankauf der Dresdener Antikensammlung — ihn, wie später D. Ruhnken, hätte berathen können: so muß man sagen, daß er in diesem Punkte keine unglücklichere Wahl hätte treffen können.

Umsomehr Veranlassung hatte er, bei den übrigen Brunnen der Weisheit herumzugehen; und wir wollen versuchen, ihm hier so viel als möglich zu folgen.

Theologie und Religion.

Die Vorlesungen, die Winckelmann officiell hörte, kennen wir aus dem Album der theologischen Facultät (s. Anhang II.); aber er hat offenbar viel mehr gehört.

Seine theologischen Vorlesungen sind eben die, in welchen die hallischen Pietisten dieses Studium beschlossen glaubten und die ihm wahrscheinlich vorgeschrieben waren: das dogmatische Anfangscolleg und die biblischen Exegesen.

Wenn unser profaner Freund später einmal „Gott danke, daß er dem theologischen Krame völlig entsagt habe": so darf zwar auch sein Biograph die profanen unter seinen Lesern mit der Verheißung trösten, daß sie mit diesem Capitel der Theologie ein für allemal überhoben sein sollen — wenn auch nicht der Geistlichkeit, deren Bekanntschaft ja aber auch angenehmer ist, zumal der hohen römischen dieser guten alten Zeit. Allein jenes Dankgebet sollte keineswegs sagen, daß ihn alle Zweige der Theologie unberührt gelassen hätten. Sein Zusammenhang mit dieser Wissenschaft beschränkte sich freilich auf das Wenige, was damals auch manchen Anderen als Caput mortuum protestantischer Theologie allein noch übrig geblieben war: die Beschäftigung mit der alterthümlichen Sprache der Bibel und mit den hebräischen Antiquitäten, die sich allmählich durch die Kunde des heutigen Morgenlandes zu beleben anfingen, und daneben die kirchen- und ketzerhistorischen Curiositäten.

In der That war auch die orientalische Philologie der einzige Zweig der wissenschaftlichen Theologie, worin Halle damals vorleuchtete: einmal lehrten hier dreizehn Docenten dieses Fachs. Damals schleppte man sich auf allen deutschen Universitäten noch in dem alten rabbinischen Gleise fort; während schon Albert Schultens in Leyden, ausgehend von dem Gedanken einer frühern Einheit sämmtlicher semitischen Dialecte und ihrer Abkunft von einer vollkommenen Ursprache, (nach Hupfelds Worten) das Ideal einer harmonischen Behandlung der orientalischen Sprachen aufgestellt hatte. In Halle zuerst wurden diese Sprachen in engere Verbindung gesetzt, nicht ohne Antheil der Missionen. Chr. B. Michaelis war es, der zuerst lehrte, daß die Bibel ohne das Licht der Dialecte und der alten Uebersetzungen nicht mit Zuverlässigkeit

erklärt werden könne; und „alles, was er in seinem stets meditirenden Kopfe ausfann oder sonstwo auffand, das sagte er seinen Zuhörern mit unverholener Offenheit.“ Die erste kritische Bibelausgabe war das Werk des achtzehnjährigen unbelohnten Fleißes des Johann Heinrich und des Christian Benedict Michaelis.

Bei dem Letzteren hörte Winckelmann die Auslegung der kleinen Propheten und des Pentateuchs, später auch die des Buches Hiob. Freilich wird uns erzählt, daß das, was Geist und Zweck der Auslegung ist: Eindringen in die Eigenthümlichkeit der alten Sprachen und in den Gang und die Verbindung der Ideen einer Schrift Entwicklung dieser Ideen aus dem Geiste der Zeit — daß für dieß Alles jene Sprachgelehrten nicht von fern einen Sinn hatten: sie kramten an Phrasen, buchstabirten Silben und legten centnerschweren Nachdruck auf jedes Wort.

Gleichwohl blieb Winckelmann die Beschäftigung mit dem biblischen Urtext durch sein ganzes Leben werth und theuer. Nicht bloß in den nächsten Jahren sehen wir ihn mit so gründlich gelehrten Commentatoren wie Gusset (zu den Propheten), Joh. Christoph Wolf (zum Neuen Testament) sich herumschlagen; er beschäftigt sich mit biblischer Chronologie und Geographie und mit der in dem Systemgeist jener Zeit wunderlich ausgesponnenen grammatischen Theorie des Joh. Andreas Danz, der zu sagen pflegte, Dr. Luther habe nicht so viel Hebräisch verstanden, als ein Student, der nur einmal seine Grammatik gehört habe. Sogar in Dresden und Rom fährt er fort, sein tägliches Capitel aus der hebräischen Bibel zu lesen; er fängt mit dem Ritter Montagu das Arabische an; ja er scheint diese Gewohnheit als eine Art frommen Werks zu betrachten, das ihm bei den früheren Freunden aus der alten Kirche die Anerkennung eines noch vorhandenen Antheils an christlich-protestantischer Gottseligkeit verschaffen soll.

Als Winckelmann nach Halle kam, waren die großen Leuchten des Pietismus theils gestorben, theils ausgewandert; die noch übrigen und die Nachfolger hatten wenig von dem „Geist der ersten Zeugen.“

Nur Joachim Lange stand noch aufrecht (beiläufig gesagt, sein Landsmann, geboren zu Gardelegen 1670), der sprachgelehrteste und arbeitsamste, fruchtbarste und ungestümste unter ihnen; ein Theolog von hoher, hagerer Gestalt, eisernen Eingeweiden und bis in sein 74stes Jahr mit ungeschwächten Falkenaugen. Noch las er um 10 Uhr seine Dogmatik, die oeconomia salutis, auf der Wage (deren Besuch Winckelmann durch drei Semester testirt wird); zu welcher Stunde (so wollte es der König) kein Anderer das Katheder besteigen durfte. Und Knapp „las die Bibel cursorisch und umsonst, wörtlich übersetzt und ganz unkritisch; und sprach in schönem und

leichtem Latein von der Unverdorbenheit und dem gleichen Alter der hebräischen Codices nach Buchstaben und Lesezeichen."

Im Album der theologischen Facultät steht sogar noch der Name von Winckelmanns Beichtvater; er hatte sich nach dem Beispiel der meisten Studirenden den gefeierten Adam Struensee gewählt (geb. zu Neuruppin 1708, † als Probst zu Altona 1791). Vor sieben Jahren hatte man ihn von Berleburg nach Halle gezogen, bald mußte man in der Moritzkirche neue Chöre und Stübchen bauen, denn alle die ersten Größen der Universität waren seine Zuhörer, seine Beichtkinder und begehrten seine Tröstungen auf dem Sterbebette. Durch die bedeutenden Gaben, die man ihm anvertraute, war er im Stande, für arme Studirende viel zu thun.

Sonst war der Pietismus damals im Verkümmern: der alte Unstern religiöser Parteien, die Gunst der Mächtigen, hatte das schleichende Gift der Heuchelei in seinen Körper eingeführt. Das kränkelnde Antlitz dieser späteren Zeit ist geschildert in Semlers chaotischer Lebensgeschichte. Diese mechanische Bearbeitung und Reizung des Gefühls und der Einbildungskraft bei Verweichlichung des Verstandes, diese Idiotismen der Erbauung und diese Niedlichkeiten sinnlicher Andacht, neben dem Trachten nach Gravität, innerer Stille und Unthätigkeit: alle diese Dinge, von welchen der arme Johann Salomo seine lebenslange Wunde davontrug in dem „Verlust aller Zufriedenheit mit seinen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten und dem ängstlichen Mißfallen an sich selbst:" dieß alles kann Winckelmann nur als eine ihm kaum verständliche Krankheitserscheinung berührt haben.

Winckelmann war damals voll von Heißhunger nach Wissenschaft um ihrer selbst willen: und hier galt nur, was den practisch-ascetischen Endzweck an der Stirn trug; man pflegte eine fromme Nervosität, die selbst vor bürgerlichen Gesprächen mit Unwiedergeborenen scheu zurückwich: aber Niemand konnte weniger Zartgefühl in der Wahl seines Umganges haben, als Winckelmann, für den sogar zweifelhafte Persönlichkeiten einen gewissen Reiz gehabt zu haben scheinen. Man perhorreseirte die Weltförmigkeit, nach der Winckelmann, ein anklebendes bäurisches Wesen fürchtend, in Kenntnissen, Conversation und Kleidung strebte. Hier machte man sich Scrupel, die Alten auf den Schulen zu behalten, wegen ihres Ehrgeizes, ihrer Scherze und ihrer Sinnlichkeit: und gerade deshalb gefielen sie Winckelmann.

Winckelmann gehörte überhaupt nicht zu den Naturen, die man oft moderne nennt, welche sich stets als zwei Wesen fühlen und in ihrer kleinen inneren Welt den Streit himmlischer und irdischer Kräfte führen; bei denen die Ideale des Kopfes und die Verlangen des Herzens sich der Gegenwart und der Wirklichkeit nur in Asymptoten nähern. Seine höchste Pflicht war ihm im Ganzen nichts anders als sein höchster Trieb; der Mannigfaltigkeit seiner

edeln und unedeln Regungen sah er zu, indem er sie gewähren ließ, wie holde wilde Kinder. Er spricht von der Formvollkommenheit mancher Körpertheile mit einer Unschuld, die ihn erhaben zeigt über die mittelalterliche und moderne Alternative zwischen lüsternem Reiz und dem Wahn der Unreinheit.

Sein Lebenselement war die andre Hemisphäre der Humanität, auf der es gewöhnlich Tag ist, wenn auf der andern die Sonne sich verbirgt; die absichtslose Wißbegierde, die heitere Kunst, die freie Anmuth eines von der Freundschaft erwärmten Lebens. Nicht die Abtödtung, sondern die Mäßigung der Begierden wollte er; und diese Mäßigung dachte er sich am liebsten als die angeborene Gabe einer schönen und deßhalb stillen und sanften Natur: von dem Uebermaß ascetischer, pädagogischer und conventioneller Bildung und Verbildung suchte er den Weg zurück zu der verlornen Einfalt, Schönheit und Sinnlichkeit der Natur.

Heus age, responde, minimum est quod scire laboro:
De Jove quid sentis?

Pers. sat. 2, 17.

Da wir einmal vom Pietismus gesprochen haben, so wird uns auch die freilich etwas indiscrete Frage verziehen werden, wie es mit dem Glauben unsers Theologen bestellt gewesen sei. Die Beantwortung dieser Frage hat ihre Schwierigkeit: denn Winckelmann beobachtete aus Grundsatz, aus Neigung und leider auch aus nothgedrungener Klugheit das tiefste Schweigen über die höchsten Fragen; ja auch bei sich selbst scheint er nicht gern diese Dinge aufgerührt zu haben: das Nachdenken über die metaphysischen Fragen war ihm offenbar fatal. Es wird passend sein, die Frage an dieser Stelle abzumachen: was Winckelmann später vertraulicher Weise entfuhr, hat sich in diesen Jahren consolidirt; denn Winckelmann gehörte zu denen, welche einen Gegenstand mit Leidenschaft ergreifen, also daß er zur Zeit den Raum des Bewußtseins ganz ausfüllt, die aber auch mit den Dingen dergestalt fertig werden, daß sie nicht wieder darauf zurückkommen: dann pflegen die Bestandtheile solcher Vorstellungskreise nur auf äußere Veranlassung noch hervorzutreten, um sofort wieder in das psychische Dunkel zurückzusinken. Und wenn Winckelmann später „sich nicht einmal einfallen lassen will zu zweifeln, weil er an andere Sachen zu denken habe, die angenehmer, wo nicht wichtiger seien," so möchte auch mancher Leser später in diesen Fall kommen.

Es ist bereits erzählt worden, welchen schlimmen Ruhm sich Winckelmann in der Schule gemacht hatte: „eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle höheren Wissenschaften" wurde ihm vorgeworfen.

Wahrscheinlich nun war es in Halle, wo die hier empfangenen Keime des Zweifels zur vollen Entfaltung kamen. In jener gährenden Zeit, wo es von verworrenen Schwärmern und kecken Sturmgeistern wimmelte, während doch

die Geistlichkeit noch einen gewissen Druck ausübte, zog sich alles, was es im deutschen Reich von geächteten und verdächtigen Stiefkindern der Kirche gab, nach der Freistatt in Halle, wo sich, wie Eberhard sagte, die Wellen der verfolgenden Orthodoxie zuerst gebrochen hatten. In Halle, schrieb 1709 Chr. Zeller, werden nebeneinander Atheismus und Fanatismus, und das wahre Christenthum verbreitet.*) In Halle vollzog sich die Uebergangskrisis der protestantischen Theologie: und wer mit den pathologischen Gesetzen geistiger Erscheinungen vertraut ist, weiß, wie oft das heiße Fieber der religiösen Schwärmerei in das kalte des skeptischen Naturalismus übergeht.

Ein solcher Uebergangsmann war der zur Zeit gefeiertste Theologe Halles, Siegmund Jacob Baumgarten, in dem man damals den Versöhner von Philosophie und Frömmigkeit verehrte. Da es für eine Schande galt, in Halle studirt zu haben und Baumgarten nicht gehört zu haben, so fand sich auch Winckelmann zu seinen Vorlesungen über den Römerbrief und den Hebräerbrief ein. Am hallischen Waisenhause, wo er lange gelehrt hatte, erinnerte man sich noch seiner Gaben der Erbauung und Rührung; aber als Professor entwickelte er den Sinn für das Formelle der Wissenschaft, welches man in Halle anfangs mit der alten Scholastik bei Seite geworfen hatte; und die Treuen, wie Bogatzky, sahen ihn mit Bekümmerniß in neue „kalte Subtilitäten ohne Saft und Kraft" verfallen. Er arbeitete, heißt es, mit ununterbrochener Gleichmäßigkeit wie ein Tagelöhner; und in seinem Kopfe gestaltete sich das Chaos der Ideen und Kenntnisse zu einer vielgliedrigen Tabelle; solche Tabellen dictirte er in einem schläfrigen, eintönigen und langsamen Vortrag vor 3—400 Zuhörern, die ihn als ihr Orakel verehrten, aber nicht bezahlten. Nur zum Abendtisch vergönnte es sich Baumgarten, in Gesellschaft von Studirenden einiges Vergnügen zu genießen; dann sprach er gut und belebt, und verrieth zuweilen, daß hinter seinen künstlichen Argumentationen mancherlei esoterische Zweifel standen, ja daß er das theologische System als bloßes Eigenthum des gelehrten Standes ganz von der Religion trennte. Aber diese Gedanken wagten sich eben nur in vertrauten Kreisen hervor; wie wenn er Wolf und Voltaire bei sich empfing, wo dann Baumgarten die losen Reden Voltaires, „sehr eingeschmolzen" dem des Französischen unkundigen Wolf verdolmetschte, der sie „mit aller Hochachtung aufnahm"; hier spielte Baumgarten den gelehrten Deisten; und es war, sagt Semler, für den, der es verstand (nämlich das Latein), ein inniges Vergnügen zu sehen, wie die ganz gemeine Theologie so gewaltig verlor.

*) Es ging der Spruch um: Halam tendis aut pietista aut atheista reversurus; angeführt bei Tholuck.

So sieht man hier mitten im Heiligthum des Pietismus den Zeitpunkt sich ankündigen, wo sich der Deismus selbst auf den Lehrstühlen deutscher Theologie niederlassen sollte. Dieser Mann, dessen Schülern, wie Büsching, „es wehe that, daß er ihnen in Dogmatik und Polemik Nichts zu untersuchen und Nichts zu beweisen übrig ließ“: war es, von dem Viele ausgingen, die an den Lehren der Kirche und an der christlichen Religion selbst irre wurden: fast alle die, welche später als die Coryphäen des norddeutschen Rationalismus auftraten. Denn die Büsching, Teller, Spalding, Eberhard, Steinbart hatten alle zu seinen Füßen gesessen. In der That war man bei Baumgarten schon ganz aus den heißfeuchten Regionen der Gefühlsreligion in die austrocknende Dürre der Verstandesreligion versetzt. Wolfs Philosophie galt damals als die wirksamste Waffe gegen den Unglauben; während in der That (um das Bild noch einmal zu gebrauchen) die theologischen Wahrheiten durch die Acclimatisation an ihre klare und kalte Luft unvermerkt ihre Natur völlig änderten. Semler, dessen Augen einst in die Baumgartens wie geheftet waren, so oft sie auch ehrerbietig sich wieder zurückzogen, stellte in Halle seine labyrinthischen Streifzüge historischer Kritik an, für die ihm der Meister halb und halb seinen Segen mitgegeben hatte; hier fand Eberhard eine Zufluchtsstätte, an dem Lessing schon angemessen fand, beispielsweise die Seichtigkeit der neologischen Religionsphilosophie zu zeigen: hierher flüchtete zuletzt das enfant terrible der Aufklärung, der berüchtigte Dr. Bahrdt.

„So fleißig, aufrichtig und sparsam Winckelmann war (wir hören wieder den einfältigen Paalzow), so stark hatten doch sein Herz die eingesogenen Zweifel gegen die Wahrheit und die Gleichgültigkeit gegen unsere allerheiligste Religion eingenommen. Nach seinem Geständniß hatte er sich zwar alle Gewalt angethan, um dieselben zu beseitigen und sie zu überwinden; ja, wie er offenherzig bekannte, hatte er sogar Gott auf seinen Knieen um Ueberzeugung der Wahrheit angerufen; er hatte aber solche niemals erlangen können. Allein vielleicht ward die wirkliche Ueberzeugung verhindert. Mußte nicht das beständige Lesen gegenseitiger und heidnischer Schriften, und hingegen ein von Jugend angewöhnter Abscheu an allen zur Wahrheit führenden Abhandlungen, das Herz in Gleichgültigkeit und in heimlicher Feindschaft gegen die Wahrheit erhalten? Konnte er wohl im Umgang mit einigen dergleichen Religionshassern eine Liebe zur Wahrheit bekommen? Und war auch wohl der Trieb zur Wahrheit mit Ernst verbunden? Indessen machte der Herr Abt als Schüler, Student und öffentlicher Lehrer alle Uebungen mit.“ So sprachen die über ihn, welche damals Jahrelang mit ihm zusammen lebten.

In der That findet man auch Winckelmann in den folgenden Jahren

mit Büchern englischer Deisten und ihrer Nachfolger jenseits des Canals beschäftigt; es begegnen uns Notizen über John Tolands Nazarenus und Adeisidämon, Auszüge aus dem Pantheisticon und aus W. Woolstons Schrift über die Wunder Christi; — worin bewiesen wird, daß die Heilungswunder ebenso wenig die Wunder des Messias, wie ein Beweis des göttlichen Ansehens des Religionsstifters seien, sondern prophetische und parabolische Erzählungen von mystischem und geistigem Sinn. Später, wenn ein Wort gesagt werden wird von seinen Beziehungen zu den großen Schriftstellern dieses und des vorigen Jahrhunderts, wird sich herausstellen, daß die Skeptiker seine besondere Gunst genossen.

Winckelmann erzählt, daß er in seiner Heimath sogar als Gotteslängner verschrieen war: allein dieser Ehrentitel ist ja zu allen Zeiten denen ertheilt worden, die den jeweiligen Modedialect der Frömmigkeit nicht ganz correct mitsprachen. Etwas mehr Grund scheint es gehabt zu haben, wenn er bei seinen Zeitgenossen als Läugner einer andern Säule der natürlichen Religion, nämlich der Unsterblichkeit galt.*)

Einst, es war auf einer Erholungsreise in die Altmark und zu Salzwedel (1751), hatte ihn ein Freund in einer mondhellen Nacht nach Hause begleitet und beim Auf- und Abgehen auf dem Kirchhof den damals bedenklich Kränkelnden zur Sorge für seine Gesundheit ermahnt: „wenn Sie darin nachlässig sind, so werden Sie noch hier den Todten beigefügt werden, auf deren Gräbern wir wandeln." Diese Worte waren noch nicht völlig ausgesprochen, da fiel Winckelmann ihm um den Hals und rief: Ach Freund, sagen Sie mir davon nichts! — Sie haben ja wohl, versetzte der Andere, nach dem Tode, wie ihre Meinung scheint, nichts zu fürchten, noch zu hoffen. — Hier unterbricht ihn Winckelmann heftig: Unsere Freundschaft hat ein Ende, wenn Sie noch weiter ein Wort davon reden.

Ohne Zweifel hatte der materialistische Luftkreis der Zeit auf ihn eingewirkt. Als die Geistesstörung einer ihm nahestehenden Frau vor seinen Augen sich entwickelt, drängt sich ihm die Abhängigkeit des Geisteslebens vom Gehirn auf: „Wahrhaftig es ist eine lächerliche Sache um die Seele. Aber wenn unsere Materie ist, was in uns denkt, wie kann ich vor Narrheit sicher sein? Ein kleines Fäserchen im Gehirn verrückt sich, und ich werde an Verstand eine Bestie; ja viel ärger und elender, denn alle Menschen fliehen mich!"

Aber später trugen andere Regungen über die Skepsis den Sieg davon. Dann „wünscht er nicht so unglücklich zu sein, um an seiner künftigen Bestimmung zu zweifeln; — ob ich gleich nicht überzeugt bin, wie es kein vernünftiger Mensch werden kann; aber es ist für mich ein wollüstiger Gedanke,

*) Vgl. Klotz Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften IV. 1770.

den künftigen Genuß meiner Freunde zu hoffen." Scherzend nimmt er sich vor, da er eine unendliche Ewigkeit werde ernsthaft sein müssen, in diesem Leben nicht den Weisen anzufangen oder für seine Erben sorgen zu wollen. „Endlich, schreibt er kurz vor seinem Tode, wird die Ruhe kommen in dem Ort, wo wir uns zu sehen und zu genießen hoffen! woran ich ohne die innigste Bewegung und ohne Freudenthränen nicht gedenken kann. Dahin will ich, wie ein leichter Fußgänger, so wie ich gekommen bin, aus der Welt gehen." „Die Ewigkeit, ruft er, muß unser Trost sein; und dieser Glaube muß fest in uns gewurzelt bleiben. Wie glücklich wären wir, wenn wir von derselben eine geometrische Gewißheit haben könnten!" Vielleicht war ihm Mendelssohns Phädo auch aus diesem Grunde ein willkommenes Buch, und eines der besten deutschen Bücher, die er gelesen.

So lebhaft in solchen Worten das Bedürfniß des Herzens ausgesprochen ist, welches die Bande der Liebe und Freundschaft stets für die Ewigkeit knüpft: so bestimmt ist das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit aller Beweise festgehalten. Hier ist noch nichts von unserer modernen theologischen Logik, welche Bedürfnisse für Beweise nimmt. Das Gemüth wird wahrscheinlich diese Bedürfnisse nie verlernen; der Verstand kann auf jene Zweifel nicht verzichten; die Vernunft aber vermag die Ewigkeit, welche sie uns zusichern kann, weder dem Herzen recht vernehmlich, noch dem Verstand recht verständlich zu machen. Und so lange wir nicht reine Vernunftwesen sind, werden wir auch stets die Dissonanz beider Stimmen in uns vernehmen.

Wenn aber Winckelmann sein Credo aufgefordert wurde zu formuliren, so schloß er sich wörtlich den Deisten an. „Der Finger des Allmächtigen — dieß nennt er (1754) sein oft wiederholtes Glaubensbekenntniß — die erste Spur seines Wirkens in uns, das ewige Gesetz und der allgemeine Ruf ist unser Instinct: demselben mußt Du und ich, aller Widersetzlichkeit ungeachtet, folgen. Dieses ist die offene Bahn vor uns. Auf derselben hat uns der Schöpfer die Vernunft zur Führerin gegeben: wir würden wie Phaëton Zügel und Bahn ohne dieselbe verlieren. Pflichten, welche aus diesem Princip fließen, vereinigen alle Menschen in Eine Familie zusammen. Hierin bestand bis auf Mose das Gesetz und die Propheten."

Dieß ist nichts anderes als die natürliche Religion, die einst Herbert von Cherbury ausgegangen war zu suchen, als den festen Ankergrund in dem Streite der Secten und als Besänftigungsmittel ihres blutigen Haders. Es ist die Religion, deren Gemeinbegriffe auch dieser ritterliche Denker aus dem natürlichen Instinct ableitete, der ihm als Werk der Vorsehung galt; die einst die Religion aller Menschen war, ehe sie durch die Herrschsucht der Priester mit menschlichen Satzungen überbaut wurde, und die nach Voltaire in allen übri-

gen Religionen ausgebreitet ist, wie ein Metall, das mit allen andern Verbindungen eingeht.

„Der wahre Gottesdienst, fährt Winckelmann fort, ist nur bei wenigen Auserwählten in allen Kirchen zu finden; — an Pflichten, die über die Vernunft gehen, ist Niemand gebunden; — über theatralische Gaukeleien darf der Verständige wegsehen." Alles dieß Besondere ist im besten Fall ebenso unzugänglich für unseren Verstand, wie gleichgültig für die sittliche Bestimmung; übrigens unbedenklich mitzubekennen und mitzumachen.*)

In Winckelmanns Zweifeln war nie etwas von dem streitlustigen und prahlerischen Auftreten jugendlicher Freidenker. Er entwickelte seine Ansichten nur in einem Cirkel vertrauter Freunde, und auch dann nicht anders, als wenn er dazu aufgefordert wurde. Nichts ist da von dem stürmischen Vergnügen an der Zerstörung wirklicher oder vermeintlicher Illusionen, in der sich Knaben geistesstark vorkommen; auch nichts von der ritterlichen Sinnesart, die sich zum Anwalt lange geächteter und verworfener Lehren und zum Anfechter des Altangesehenen aufwirft; wohl aber etwas von der Kälte, welche literarische Männer oft aus der Kenntniß der menschlichen Meinungen davontragen, die bei ihnen ihre Ueberzeugungskraft durch Reibung zu neutralisiren scheinen.

Orthodoxie und Häresie, Glaube und Zweifel, Theologie und Metaphysik sind bekanntlich Zwillinge; aber Winckelmann gehörte gar nicht zu dieser Familie.

Selbst zur Zeit der furchtbarsten Aufregung seines Lebens, bei jenem Religionswechsel, als ein Chaos von Gedanken, sich anklagend und entschuldigend, in ihm auf- und abwogte, ist ihm nie eine Bemerkung über Katholicismus und Protestantismus entfallen.

Mehr noch, als in dieser aus der Zeitphilosophie aufgenommenen Theorie hören wir Winckelmanns Stimme da, wo er sich, anklingend an alterthümliche Philosophie und übereinstimmend mit seinen Lieblingsideen von Schönheit und Freundschaft, über die letzten menschlichen und göttlichen Dinge äußert.

Die Schönheit der Natur war es, deren Gefühl bei ihm mit dem Gefühl und Lob Gottes nahe verbunden erscheint. Denn die Idee Gottes ist ihm vor allem andern faßlich als Ursprung der Schönheit. Er spricht von

*) Voltaire, essai sur les moeurs Ch. 182 (Théistes): Ils diffèrent des autres hommes en ce qu'ils n'ont ni dogmes ni temples, ne croyant qu'un Dieu juste, tolérant tout le reste, découvrant rarement leur sentiment. Ils disent que cette religion pure est aussi ancienne que le monde, qu'elle était celle du peuple hébreu avant que Moïse lui donnât un culte particulier.... Ils n'ont qu' un culte secret, chacun adorant Dieu en particulier, et ne faisant aucun scrupule d' assister aux cérémonies publiques.

einer Gegend, welche die Allmacht und die Quelle der Erkenntniß der höchsten Schönheit nicht wunderbarer hätte bilden können. Ein einziger Blick auf eine solche bezaubernde Landschaft ist allein im Stande, ihn zum Preis der Vorsehung zu erwecken. Einen Freund, der durch die Tyroler Gebirge reist, fordert er auf: „Bewundern Sie hier die schöne Welt und ihren Schöpfer."

Dieses religiöse Naturgefühl ist Wenigen, auch den Weltlichsten, ganz fremd; nicht so viele Mitandächtige wird Winckelmann finden, wenn ihm auch vollkommene Körperformen ähnliche Regungen zu erwecken im Stande sind. Die Betrachtung idealer Bildungen führt ein ruhiges Entzücken mit sich, das uns, wie er glaubt, Gott nähert und das nichts anderes sei, als die Seligkeit, dieser Endzweck aller Religionen. In der Erinnerung an das Bild der Schönheit fühlt er die Spuren der Harmonie, die über menschliche Begriffe geht und von der ewigen Verbindung der Dinge angestimmt wird. Ja er will in der hohen Einfalt des Umrisses ein Bild der Einheit des göttlichen Wesens sehen.

Dann aber ist der göttliche Urquell der Schönheit auch der Ursprung der höchsten und göttlichsten Empfindung, der Empfindung, welche die Schönheit hervorruft; wie nach dem Glauben der Platoniker die Liebe die Macht ist, welche die Erinnerung an das Uebersinnliche und Göttliche aus dem starren materiellen Schlaf des Lebens wachruft. „Die hohe Freundschaft kommt aus dem Schooße der ewigen Liebe.... Vom Himmel kommt die Freundschaft und nicht aus menschlichen Regungen."

Winckelmann erzählt uns, daß er Alexander Pope's Versuch vom Menschen fast auswendig wußte; die Sätze dieses Lehrgedichts, die Pope den Gesprächen Bolingbroke's verdankte, stammten eigentlich aus den Charakteristiken Shaftesbury's, und es war wohl nichts anderes als der Nachklang stoischer Philosophie, was Winckelmann an diese elegante Weltweisheit fesselte. Ich meine jene Beschwichtigung des Murrens des endlichen Wesens durch die Ergebung in seine Rolle in der großen Harmonie des Universums; — jene Betrachtung des Göttlichen unter dem Attribut der Unendlichkeit, der alles erfüllenden Gegenwart, wie in den Zeilen, die Winckelmann anzuführen liebt:

as full, as perfect in a hair as heart,
as full, as perfect in vile man that mourns,
as the rapt seraph, that adores and burns.

„Wir sollen, tröstet Winckelmann mit Epictet, wie Kinder an der Tafel sein, und zufrieden nehmen was uns vorgelegt wird, nicht selbst zulangen und murren, und unsere Person, die uns gegeben ist, sie mag sein wie sie will, gut spielen."

Es sind nur zwei Aeußerungen bekannt geworden, in denen Winckelmann gewagt hat, mit Vorwürfen gegen die christliche Religion aufzutreten; und in beiden stellt er ihr die Sitte und Denkweise des Alterthums gegenüber. Im Allgemeinen sprach er von ihr respectvoll, aber ablehnend. „Die christlichen Offenbarungen erhalten ihre Ueberzeugung nicht durch den todten Buchstaben, sondern durch göttliche Rührungen, die ich, wie vielen Gläubigen geschehen, billig auch an mir in stiller Anbetung erwarte." Diese Erklärung zeigt, daß er sich die pietistische Ansicht hatte gefallen lassen, welche den Antheil am Christenthum nicht auf Erkenntniß, sondern auf Gefühle gründet. Aber sie beweist auch, daß er diesen Gefühlen so fremd, und so zu sagen ohne alle Handhabe gegenüberstand, daß er (wofern man ihn so ernst beim Wort nehmen darf) bis zu ihrem ganz leidend und wie ein Wunder erwarteten Eintritt, sich als außerhalb des heiligen Bezirks stehend betrachtete.

In einem Briefe tadelt es Winckelmann an der Religion, in der wir erzogen sind, „daß der Privatfreundschaft, weit entfernt daß zeitliche oder ewige Belohnungen auf sie gesetzt werden, im Neuen Testament nicht einmal dem Namen nach gedacht sei. Dieß sei vielleicht ein Glück für die Freundschaft; denn sonst bliebe gar kein Platz für den Uneigennutz." Ein Vorwurf, auf den Lessing in seinem Lustspiel „Der Freigeist" geantwortet hat.*)

Die andere Stelle ist gegen die Tugend der Demuth gerichtet. „Bei den Alten, ruft er, wurden die Tugenden, durch deren Uebung unsere Begriffe sinken und erniedrigen, nicht gelehrt noch gesucht; die Cyniker waren die ersten und einzigen, die durch eine niederträchtige Geduld sich zu erheben suchten. Von der christlichen Demuth hatte das Alterthum noch weniger Begriff, weil dieselbe in der Selbstverleugnung, und also in einer gewaltsamen und mit der menschlichen Natur streitenden Fassung besteht. Ihre Demuth ging nur bis zur Bescheidenheit, welche ohne Schminke sein sollte; dahingegen jene fast beständig von der Verstellung begleitet und vom Stolz verlarvt ist. Bei uns wird die Ehrbegierde erstickt und der dumme Stolz genährt. Es sagen ihre großen Männer das Gute von sich mit eben der Zuversicht, mit welcher sie

*) Shaftesbury. an essay on the freedom of wit & humour II. 3: I cou'd be almost tempted to think, that the true Reason why some of the most heroick Virtues are so little notice taken of 'em in our holy Religion, is, because there wou'd have been no room left for Disinterestedness, had they been intitled to a share of that infinite Reward, which Providence has by Revelation assign'd to other Dutys. Private Friendship, and Zeal for the Publick and our Country, are Virtues purely voluntary in a christian. Was Winckelmann unumstößlich beweisen will, war schon von dem Bischof Taylor gesagt worden: You inquire, how far a dear and a perfect Friendship is authoriz'd by the Principles of Christianity! to this I answer, that the word Friendship in the sense commonly meant by it, is not so much as nam'd in the New Testament; and our Religion takes no notice of it.

es von Andern sagen, weil sie glaubten, der Mensch müße sich seines Werths bewußt sein, um sich vor der Niederträchtigkeit zu verwahren." *)

„Das Vertrauen auf sich selbst, das Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werth des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft," — dieß sind für Göthe die Bestandtheile eines unzertrennlichen Ganzen, ja eines von der Natur selbst beabsichtigten Zustands, den er heidnischen Sinn nennt, und der ihm eigentlich als die unverwüstliche Gesundheit gilt. Darin, daß Winckelmann ungeknickt aus den dreißig Jahren seiner Prüfungszeit hervorgeht, darin, daß er stets mit dem Boden zufrieden ist (?), auf den ihn das Schicksal wechselnd versetzt, erkennt Göthe, daß eine antike Natur in ihm wiedererschienen sei; einer, den „als gründlich geborenen Heiden, die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend gewesen."

Damals liebte es Göthe, mit derjenigen Leidenschaftlichkeit, welche die ruhige Klarheit seines Lebensherbstes noch zuließ, und die sich noch mehr hinter dem kühlen und vornehmen Ton seines Urtheils verbarg, sich loszusagen von dem, was er sich nach persönlichen Berührungen und nach eigenen Bildungsdurchgängen als Bild des Christenthums aufgebaut hatte. Dieses Bild war ein Bestandtheil des Complexes moderner Zustände, die ihn in seinen dichterischen Anfängen bewegt und erschüttert hatten; es gehörte zusammen mit dem stürmischen Titanenthum, der gothischen Baukunst, der nordischen und grüblerischen Gefühlsamkeit, und ihrer Scheu vor dem Zusammenstoß mit der Welt des Wirklichen. Dieß Alles war sozusagen ein negatives Ideal, dessen er sich bei seiner neuen Selbsterziehung bediente; es war das Kehrbild des Ideals der Antike, nach dem er sich in Italien zu verjüngen strebte. Bei diesem Wandlungsproceß seiner proteischen Natur suchte er eine Anlehnung an eine einfache Persönlichkeit; er fand sie in Winckelmann, der von allen jenen Dingen wenig berührt worden war.

Allein der Meister war doch nicht so ganz Heide, wie es der Jünger damals zu werden suchte. Während Göthe z. B. in der Zeit seiner Selbst-

*) Als Beispiel Winckelmann'scher Gedankengenealogie führe ich die dreifache Quelle dieser in der Allegorie vorkommenden Stelle an. Algarotti, saggio sopra la pittura (Opp. II. 169): Tanto era lontano che venisse ai gentili predicata umilazione, penitenza, e rinunziamento alle mondane cose, che il Gentilesimo al contrario pareva espressamente fatto per lusingare i sensi ne' seguaci suoi, esaltar le passioni, allumar la fantasia. Le Comte de Boulainvilliers, état de la France: On étouffe dans les coeurs des jeunes gens toute ambition généreuse qui pourrait relever leurs sentimens, et on les laisse occuper par l'arrogance. Christine de Suède: Les grands génies de l'antiquité disent du bien d'eux-mêmes avec autant de confiance, qu'ils en disent des autres.

bekehrung zum Heidenthum in Rom seinen Morgensegen vor der großen Zeusmaske verrichten will: fährt Winckelmann ebendaselbst fort, seine Bibel zu lesen und Morgens sein Leiblied von Paul Gerhard („Ich singe Dir mit Herz und Mund") zu singen; und er ließ sich mit Noth ein Hannoversches Gesangbuch für diesen Zweck kommen.

Freilich, wenn man betrachtet, wie Winckelmann sich seinen Lebensweg bahnte — seine unablässigen Entwürfe, sein unruhiges Fortstreben, so erhält man den Eindruck eines Mannes, der sich ganz auf sich selbst angewiesen sieht und der sich selbst und nicht eine höhere Macht als den Baumeister seiner Existenz ansieht: als es ihm gelungen ist, stellt er wirklich triumphirend die stoische Allmacht des Willens der evangelischen Allmacht des Glaubens zur Seite.

Dennoch kannte auch er Momente, wo die Erinnerungen einer bessern seligen Kindheit ihre Stimme vernehmen ließen, wo auch er das verworrene Gewebe von Leid und Lust, von Hoffen und Sorgen, in einem Gebet oder Lied zu dem Höchsten emporsandte. In solchen Stunden, die in den letzten Jahren seines Lebens häufiger waren, weil ihn das Glück mehr als das Unglück zu Gott führte, verschwanden die skeptischen Nebel; er fühlte, „wie in Krankheiten alte Schäden aufbrechen, längst verläugnete Ideen wiederum rege werden"; und die alten Lieder waren dann wieder die natürlichste Verdolmetschung seiner Herzensregungen.

„Meine Hände hebe ich alle Morgen zu dem, der mich dem Verderben entrinnen lassen und in dieß Land geführt hat. Auf der Wagschaale, worin wir in Gottes Hand stehen, liegt auf der andern Schaale ein Gewicht, welches wächst und fällt, wie der Herr will, aus uns unbekannten Gründen." Bei dem Unglück Sachsens schreibt er: „Der unsern Jammer wägt, ja unsere Thränen zählt und sammelt, wird uns ja nicht gänzlich vertilgen wollen."

Einen Freund fordert er auf, die zweite Stütze von Seiten der Religion zu suchen; die Philosophie sei zuweilen nicht zuverlässig genug.*) „Ich wies sie auf die Religion, um Ihnen alles zu geben, was ich konnte"; — während ihm sonst Religion und Philosophie einerlei schienen.

So war also doch Winckelmann kein bloßer Mensch des Diesseits, der nichts sah, als was in wagerechter Linie mit seinen Augen stand; auch er hatte einen Stern in der Höhe, zu dem er zuweilen aufsah aus den Kämpfen und Wanderungen durch die Labyrinthe des Lebens und des Wissens.

*) Er fügt den Vers hinzu (28. Jan. 1764):

Ich bin ja von mir selber nicht
Entsprungen noch formiret:
Nein! Gott ists, der mich zugericht,
An Leib und Seel gezieret,
Der Seelen Sitz,
Mit Sinn und Witz,
Den Leib mit Fleisch und Beinen:
Wer so viel thut,
Deß Herz und Muth
Kann's nimmer böse meinen.

Der Sohn einer Uebergangszeit, bewahrte er einige kindliche Gewöhnungen protestantischer Frömmigkeit, während er die Gebräuche des Katholicismus mitmachte, während sich sein Kopf ganz dem Zug der Abwendung von der dogmatischen Theologie und von der theologischen Metaphysik überließ, und während er seine Lebensweisheit aus Montaigne und den Stoikern schöpfte. Er ließ sich durch die Schönheit an den „überhimmlischen Ort" Platos erheben, „wo die Schönheit thront mit der Besonnenheit und Weisheit"; und er freute sich der Hoffnung des Wiedersehens, die den Weichmüthigen seiner Zeit so theuer war. Im Ganzen handelte und behandelte er sich, wie ein Heide; und das Schicksal versetzte ihn in den Haushalt eines römischen Cardinals, damit er über den Trümmern der Weltstadt und unter dem milden Schirm des heiligen Vaters von der Herrlichkeit der Götter des Phidias und Praxiteles weissagen könne.

Wenn aber die Weihe des Lebens für die geistigen und idealen Zwecke der Menschheit, als das Göttliche im Menschen, Religion genannt werden könnte, dann dürften wir unsern Winckelmann in seiner Weise einen echten Gläubigen nennen, der auch bereit war, im Dienste seines Glaubens unbedenklich die drei Mönchsgelübde auf sich zu nehmen. Die altplatonische Trias der Ideen des Wahren, Guten, Schönen ist mit der Idee des Göttlichen nahe verwandt; und von dem Idealismus in diesem Sinn ist der Weg nicht so weit zu dem Ende aller Weisheit, „daß in Gott allein die höchste Zufriedenheit gesucht werden soll. Darum, fährt Winckelmann fort, ist allen menschlichen Dingen ein Gegengewicht gegeben, damit wir nicht die höchste Zufriedenheit in menschlichen Dingen finden."

Die Wolf'sche Philosophie.

Nach der Abrechnung mit der Theologie erhebt sich die Frage, wie sich Winckelmann zu der zweiten geistigen Macht der Universität gestellt habe. Er war in beiden Jahren der Zuhörer des originellsten unter den hallischen Wolfianern; und noch später sehen wir ihn eine Zeit lang mit dieser Philosophie sich herumschlagen. Diejenigen, welche einmal durch die Theologie in gewisse Fragen hineingeworfen sind, ohne befriedigt zu werden, gehen gern zur Philosophie über, die eine andere Lösung verheißt.

In einem Brief, der drei Jahre nach der Universitätszeit geschrieben ist, bittet er einen Freund um Wolfs Logik, weil er den Abschnitt von der vierten Schlußfigur nachlesen will. Kurze Zeit nachher (1743) freut er sich, die gesammelten Werke des Philosophen auf seinem Bücherbrett zu sehen. Er kaufte sich die Logik des Jenenser Magisters Corvinus, und wünschte, diese Disciplin an der Schule von Kloster Berge zu lehren.

Schwer muß es damals gewesen sein, sich die Wolf'sche Philosophie vom Leibe zu halten, die dem vorstrebenden jugendlichen Geist mit dem Eindruck unaufhaltsamer Weltverbreitung entgegentrat. Voltaire nannte die Philosophie den herrschenden Geschmack des Jahrhunderts; aber nur in Deutschland hatte man in dem philosophischen Säculum gründlich philosophiren gelernt; und Wolf war nach demselben „der Lehrer der Deutschen im Denken".

Das Zusammensein des ersten Weltweisen mit den Häuptern des Pietismus an einem Ort hatte alsbald zu einer heftigen Wiederaufrührung des alten Processes geführt, welcher in der Schwebe ist, seit die Philosophen des alten Joniens, indem sie den Vater Okeanos, das Chaos und den Eros durch die Elemente und ihre Wandlungsgesetze verdrängten, die große Götterdämmerung eröffneten. Dießmal hatten die Theologen zwar das Feld behauptet; aber der Sieg war durch Mittel (fleischliche Waffen nach ihrer Sprache) erreicht worden, die ihn in eine totale Niederlage verwandelten.

Damals war Christian Wolf zwar noch in Marburg und hatte es standhaft abgelehnt unter dem Könige zurückzukehren, der ihn bei Strafe des Strangs aus seinen Staaten fortgetrieben hatte. Aber dieser König hatte selbst, in rühmlichem Eingeständniß verbesserter Einsicht, seine Freisprechung angeordnet; er befahl soeben (1739) den reformirten Candidaten, sich die philosophische Vorbereitung für das Predigtamt durch Wolfs Logik zu verschaffen. Gerade in diesen zwei Jahren vor seiner triumphirenden Rückkehr war der Enthusiasmus aufs Höchste gestiegen, den sein eigenes Wiederauftreten eher herabstimmte.

Seine Philosophie war die Philosophie der Schule wie der großen Welt geworden; sie erntete gleichzeitig die Vortheile der Verfolgung und die Vortheile der Gunst der Großen. Die Beherrscher des Nordens hatten sich beeilt, dem Vertriebenen Einladungen, Titel und Pensionen zu übersenden; und die Theologen hatten es sich selbst zuzuschreiben, wenn ihre Hörsäle sich leerten. Diese Philosophie beschäftigte die Mußestunden der Höflinge, der Weltleute und der Damen; und der Kronprinz, der sogleich nach seiner Thronbesteigung Wolf mit königlicher Höflichkeit schrieb, daß die Philosophen die Welt durch Raisonements unterrichten, wie die Könige durch Beispiele, der Kronprinz studirte in Rheinsberg seine Bücher, ließ sie ins Französische übersetzen und quälte Voltaire mit Fragen aus der Ontologie.

Wie wichtig war dieß in einem Staat, wo der Geist des Büreaus und der soldatischen Subordination alle Verhältnisse durchdringt, und wo sonst nicht nur in der Politik, sondern auch in Glauben, Geschmack und Wissenschaft den vom Centrum aus gegebenen Signalen prompt Folge geleistet wurde.

Mit dem Jahre 1738 also war endlich der Bann ganz aufgehoben worden, der auf den Schülern Wolfs in Halle gelastet hatte. Alles wollte Logik

und Metaphysik lesen; die Magister, die besoldet werden wollten, verkündigten sie und die Studenten, die angestellt werden wollten, hörten sie; die Gelehrten aller Facultäten, wofern sie sich noch so viel Elasticität zutrauten, bestrebten sich, ihre Waare wolfisch aufzustutzen. Nicht nur ihre alten Confessoren, auch die Verfolger mußten damals ihren Sieg mit verherrlichen. Stiebritz, einst ein Jünger Lange's, in Gießen durch Verdries für Wolf gewonnen, und seitdem durch theologische Censur und Cabale verfolgt und nicht nur in seiner Beförderung zum Ordinariat, sondern auch in seiner Verheirathung gehindert, kam wieder hervor; Ursinus, der gegen die mathematische Methode geschrieben. und Wolf seine Plagiate an Leibnitz aufgerückt hatte, las die Logik nach Bülfinger; und selbst der schlimme Strähler, erst der Herold Wolfischer Lehren, dann, um der zögernden Beförderung aufzuhelfen, das Werkzeug der Theologen zu seinem Verderben und der Verfasser einer Fluth von Streitschriften, trug den verwandelten Umständen Rechnung und las wieder nach den Lehrbüchern Wolfs, von dem er wahrscheinlich alles gelernt hatte, was er von Philosophie wußte.

Seine Schüler hatten inzwischen fast alle Lehrstühle in Deutschland besetzt. Im Jahre 1738 zählt Ludovici 231 schriftstellernde Bekenner; noch einmal schien die Philosophie kosmopolitisch zu werden, und die Kluft der Confessionen war für sie beseitigt.

Wolf war in der That der Mann, der, ohne die metaphysische Phantasie des Leibnitz zu besitzen, alle Eigenschaften vereinigte, um ein System zu schaffen, das den Forderungen der Schule und des Katheders entsprach und alle intellectuellen Bedürfnisse der Zeit auf billige Weise compensirte. Dieß System war noch eine Frucht des mathematischen Geistes des siebzehnten Jahrhunderts, von dem man, nach solchen weltbewegenden Erfolgen auf seinem eigensten Boden, die endliche Feststellung auch der moralischen und metaphysischen Wissenschaften hoffte. Leibnitz hatte gesagt, daß in der Metaphysik eben so viel Finsterniß sei, wie Licht in der Mathematik: Wolf machte es (wozu Leibnitz nicht gekommen war) zu seinem bedächtig vorbereiteten Lebenswerk, der Metaphysik die Strenge des Euklid zu geben. In der Zeit der von allen Seiten vordringenden Skepsis und der Abkehr von dem goût de système machte er noch einmal, mit ungemeinem, wenn auch vorübergehendem Erfolg den Versuch, an der Gruppe der metaphysischen Probleme, welche die Jahrhunderte einander übergeben, die Operation der Einstellung in einen demonstrativen Zusammenhang zu vollziehen. Noch einmal befestigte er das Vertrauen auf die Metaphysik, das durch Locke sehr gelitten hatte, und in der man eine Sammlung scholastischer Grillen und ein Lexicon barbarischer Kunstwörter zu finden anfing. Eine solche Philosophie kam dem metaphysischen

Geschmack der Germanen entgegen, noch mehr aber dem Bedürfniß der Erziehung zu Ordnung und Deutlichkeit des Denkens, dem Bedürfniß einer Disciplin des Verstandes, welche die Deutschen des vorigen Jahrhunderts als Gegengewicht für ihre anfangenden belletristischen Neigungen bedurften. Sie war ein Erzeugniß — nicht deutschen Tiefsinns — aber deutscher Gründlichkeit und Methode, und jener Universalität des Sinnes, der Religion und Philosophie, Mathematik und Erfahrung, Genauigkeit und Gemeinverständlichkeit zu verbinden strebt, und die getrennten Wahrheiten in der Philosophie der Vergangenheit und die Encyclopädie alles Wissens in einen eben so ungeheuern wie planvollen Bau zusammenkitten möchte.

Wolf war auch der Erfinder einer deutschen philosophischen Kunstsprache; und mit Stolz konnten die Freunde auf sein reines Deutsch hinzeigen, gegenüber dem „zusammengeflickten Bettelkleid" seiner academischen Gegner. Hier vernahm man zum erstenmale die Sprache des männlichen Verstandes, eine Sprache, die ohne glänzende Stellen, in ebenmäßigen Perioden, mit gleichmäßiger Raschheit grade auf ihr Ziel losgeht, — und die ein Spiegel seines Gedankengebäudes war, in welchem es (wie in seiner Welt) keinen Zufall gab, und wo alles nur Glied einer einzigen großen Kette war. Die Monotonie bemerkte man damals noch nicht.

So weit nun Winckelmann der Annahme einer philosophischen Lehre fähig und bedürftig war, merkt man ihm allerdings dann und wann diese Schule an. Leibnitz ist ihm der Mann, der die Weisen erleuchtet und den Samen von allgemeiner Wissenschaft unter allen Völkern ausgestreut hat. Leibnitz hatte ja seit der Verachtung, die Bacon und Descartes über die griechischen Philosophen ausgegossen, zuerst wieder gezeigt, daß aus Plato und Aristoteles noch viel zu lernen sei.

Die beste Welt, die ewige Verbindung der Dinge, die prästabilirte Harmonie, das sind auch Winckelmann geläufige Begriffe. Philosophie und Religion kommen ihm darin überein, „daß sie die Ueberzeugung aus den Endursachen auf den Ursprung derselben und auf ein unendliches Wesen sind."

Ganz anders als über den Schöpfer der deutschen Philosophie wandte sich allmählich sein Urtheil über den Nachfolger. Der Versuch, bei Wolf in die Schule zu gehen, unternommen unter dem Einfluß der Mode, brachte nur die gründlichste Antipathie zur Reife. Ihm kam diese Philosophie immer werthloser, ja schädlich vor: und zuletzt scheint er gar nicht mehr von Wolf haben hören zu können, ohne in Wallungen zu kommen.

In der That, wenn man den aphoristischen Geschmack seiner Lectüre betrachtet, späterhin die mehr gruppirende als verkettende Form seiner Gedankenverbindung und die wahrhaft kindliche Einfachheit der Dialektik in den lehr-

haft-philosophischen Partien: so kann man sich denken, wieviel sauere Stunden ihm die Gymnastik der geometrischen Methode gemacht haben muß. Sein Verlangen nach erfahrender und anschaulicher Erkenntniß befand sich in dieser Welt metaphysischer Schemen (um Voltaire's Worte zu gebrauchen) in einer Luft, wo ihm der Athem ausging und auf einem Boden, wo sein Fuß nicht auftreten konnte. Um so glücklicher war er, wenn er die logische Gewissenhaftigkeit, die nichts unerklärt und unbewiesen läßt, für eine müßige Pedanterie halten konnte.

Noch übler wurde ihm bei dem Anblicke jener jugendlichen Weltweisen, die, seit die Obrigkeit es erlaubt hatte, zu Halle wie die Pilze nach einem warmen Regen emporschossen. Er klagt über das „metaphysische Zeitalter, wo die schönen Wissenschaften mit Füßen getreten werden;" und „wo die Academien von jungen Magistern wimmeln, die mit einem Arm voll Bücher auf der Bühne erscheinen, um die Principien der Philosophie zu lehren." Es ist dieselbe Klage, die zur Zeit des Cartesianismus in Leyden gehört wurde, als Gronov vor zehn Studenten las, und die später bei dem Enthusiasmus der kritischen Philosophie wiederkehrte.

„Wenn in den dreißiger Jahren über philosophische Thesen disputirt wurde, erzählt J. D. Michaelis, so hatte zum Voraus ein Schwarm von unwissenden Sectirern beschlossen, wer Recht oder Unrecht haben mußte. Der Haufe, der die Philosophie nicht verstand und bloße Töne von ihr ins Gedächtniß gefaßt hatte, war so für sie, daß gewisse Sätze anzufechten, oder selbst die von Gellert sogenannte „bange Trockenheit" zu tadeln, die man für die einzige philosophische Methode hielt, oder auch nur diese bange Trockenheit in Dissertationen nicht zu beobachten, unter gewissen Umständen schon halsbrechend werden konnte."

Dieß sind jene wohlbekannten Gestalten, welche sich freuen, durch den Meister des eignen Denkens überhoben zu sein, die in Anwendung seiner Phraseologie auf einige ad hoc zusammengerafste encyclopädische Kenntnisse das Mark der Weisheit zu besitzen glauben; die mit jenem Hochmuth, der das Erzeugniß und der Trost ihrer Dürftigkeit ist, auf die herabsehen, welche sich die Freiheit nehmen, diese Phraseologie nicht mitzumachen; die keine andern Früchte zeitigen, als ihre durch eine Versetzungskunst von Worten und Formeln (Logodädalie nannte es Lichtenberg) entstandenen Plattheiten; und die bei aller ihrer Subtilität für diejenigen Dinge stumpf sind, in denen es auf Geist, Geschmack und Sehen der Thatsachen ankommt.

Gänzlich enttäuscht fand sich Winckelmann, als er bei einem späteren Besuch in Halle den am sechsten December 1740 zurückgekehrten Meister persönlich hörte. „Dasjenige, was mir wie im Mondschein von Weitem ein Ungeheuer geschienen, war ein Klotz, da ich nahe kam."

Seitdem waren ihm Wolfs Schriften das stehende Beispiel einer leeren und wohlfeilen Wortweisheit. Es sind „Kindereien, ohne große Mühe zusammengeschmiert, die endlich die Mäuse fressen werden." Den Professor, „der in seinem Zimmer geometrische und metaphysische Grillen macht," verglich er mit sich, dessen Wissen aus dem Sehen der Dinge geschöpft war. „Es können Bücher gemacht werden, ohne viel zu denken: ich schließe von dem, was wirklich ist; ein Professor kann auf diese Art eine Metaphysik schreiben, die tausend jungen Leuten gefällt." Er war ärgerlich über die unter den heimathlichen Gelehrten einreißende „Seuche der Kunstschreiberei," und wünschte, „daß diese unerfahrenen Stümper die Logik und Metaphysik reiten möchten;" zumal den „Hallensern" wollte er jenes Vergnügen nicht gönnen, „denen das ehrwürdige Alterthum und die erhabene Kunst ein Geheimniß bleiben müsse."

Es hing allerdings dieser ganzen Schule nach, daß der Meister derjenigen Bildung ferngeblieben war, die allein aus dem Verkehr mit der Literatur von Athen und Rom gewonnen werden kann.

Uebrigens kündigt sich in solchen Ausfällen die Stimmung einer neuen Epoche an, die mit den sechziger Jahren eintrat, als Kunst und Dichtung den Deutschen den Geschmack an der Metaphysik verdarben, wie diese ihnen früher die Polymathie verleidet hatte. Diese Invectiven schließen sich den Stimmen der Männer an, die aus ihrem Zusammenstoß mit der Schulphilosophie die Tendenz mitnahmen, „den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstractionen zu läutern, durch den unsere Begriffe von den Dingen verstümmelt werden; welche die Gelehrten aus den spanischen Schlössern der intellectuellen Welt und aus dem Schatten der Bücherfäle auf den großen Schauplatz der Natur und ihrer Begebenheiten, und der lebenden Kunst und ihrer Werkzeuge, der gesellschaftlichen Geschäfte und ihrer Triebfedern zurückführen wollten." Ihnen erschien die Schulphilosophie — nach Hamanns Bilde — öde (ἀτρύγετος) wie der Ocean bei Homer, — eine Region, wo weder Ernte noch Weinlese stattfindet, Nichts für die Tenne, Nichts für die Kelter, Nichts für Geschmack, Herz, Gedächtniß und sinnliche Empfindlichkeit."

Sonst erkennt man auch an dem Wechsel dieser Urtheile, daß der Beifall der Philosophen, deren Verdienst vorwiegend formeller Art ist, kein langlebiger ist. Der logische Enthusiasmus, mit welchem der Verstand dankbar anerkennt, daß ihn eine strenge Hand zu Ordnung und Klarheit leitet: dieser Enthusiasmus kühlt sich schnell ab, sobald jener formelle Zweck erreicht ist. Niemand denkt mit Vergnügen an leibliche und geistige Exercirstunden zurück. Dann bleibt in der Erinnerung der undankbaren Nachwelt von dem Doctor subtilis nur der große Duns; und von dem professor humani generis nur der „Fürst der Pedanten."

Alexander Gottlieb Baumgarten und die Aesthetik.*

Damit man Halle nicht für gar so barbarisch halte, ist es billig zu erwähnen, daß es damals außer Frömmlern und Deisten, außer philosophischen Orden und Zunftgelehrten, dort auch eine Colonie junger Musenfreunde gab.

Ein Kreis von kleinen Sängern hatte sich zusammengefunden, in deren Musentempelchen die Büste des Socrates mit denen des Anacreon und des Horaz einträchtig beisammen standen, und wo der auch von Hagedorn credenzte socratische rosenbekränzte Becher herumging. In den Liedern dieser Uz und Gleim, Götz, Rudnik, Pyra, und wie sie alle heißen, entdeckte man mancherlei Klänge aus dem schönen Alterthum. Es war Etwas von ionischer Heiterkeit des Lebensgenusses und von platonischem Freundschaftscultus, und auch Etwas von der stoischen Freiheit gegenüber Schicksal und Leidenschaften; nur Alles gemäßigt durch den Tact und Geschmack des römischen Dichters und Weltmanns, und auf dem Weg bis Halle etwas versetzt mit französischer Leichtigkeit und Zierlichkeit, und aus den großen, freien, nackten Linien antiker Sympesien in das kleine und gemüthliche Wesen deutschen Stubenlebens übertragen.

Dieser Kreis, der bis 1740 vereinigt blieb, verehrte als sein Orakel, als seinen „Xenophon," einen jungen Gelehrten, dem es geglückt ist, seinen Namen mit den Anfängen der Philosophie des Schönen für immer zu verknüpfen. Es ist der jüngere Baumgarten (1714—1762), der Erfinder der Aesthetik, der damals als außerordentlicher Professor ohne Besoldung lehrte.

Keinen hallischen Professor hat Winckelmann fleißiger gehört, als Baumgarten. Gleich im Anfange finden wir ihn als Zuhörer seiner Logik und seiner Geschichte der alten Philosophie. Letztere war Etwas, das nur bei ihm zu bekommen war, denn er war der einzige Wolfianer, der die erforderlichen philologischen Hülfskenntnisse besaß, während sein systematischer Kopf ein eignes Geschick zeigte, „die zerrissenen Gewebe alter Lehrganzen wieder in Ordnung zu bringen." Dann hörte er die Metaphysik und endlich die philosophische Encyclopädie, das einzige Colleg, das er in seinem letzten Halbjahr bis zu Ende aushielt. Man konnte, sagt Pütter von ihr, diesen lichtvollen Vortrag dazu gebrauchen, das unermeßliche Feld der Gelehrsamkeit nach ihren Gegenständen und Abtheilungen gleichsam mit einem Blick tabellarisch zu übersehen.

Baumgarten war nicht nur der Einzige, welcher das System, vorzüglich im Naturrecht, selbständig fortbildete und erweiterte; er soll auch in seinem Vortrage hinreißend beredt gewesen sein, und Wolf als Lehrer weit überragt

*) Vrgl. G. Meiers und Th. Abbts Leben A. G. Baumgartens.

haben: man habe Alles im Gedächtniß und Verstand fassen müssen, was er sprach, — wovon man freilich in seinen trockenen Lehrbüchern nichts suchen darf. Er gewann seine Zuhörer durch ein sehr freundliches Wesen, das Manchen beim ersten Empfang befremdete, obwohl es ehrlich gemeint war.

Baumgarten faßte früh den Gedanken, dem Hauptmangel abzuhelfen, den die humanistische Bildung der Schulphilosophie vorzurücken hatte.

„Da die Weltweisheit, so drückt sich sein damaliger Zuhörer aus, größtentheils geübt und gelehrt wurde von denen, die durch Lesung ihrer düstern Vorgänger in derselben der Empfindung wenig Raum lassen können, und dieselbe gleichsam mit einer harten Haut überziehen lassen: so hat man uns durch ein Labyrinth metaphysischer Spitzfindigkeiten und Umschweife geführt, die am Ende vornehmlich gedient haben, ungeheure Bücher auszuhecken und den Verstand durch Ekel zu ermüden. Aus diesen Gründen ist die Kunst von philosophischen Betrachtungen ausgeschlossen geblieben, und die großen allgemeinen Wahrheiten, die auf Reisen zur Untersuchung der Schönheit und von dieser näher zur Quelle derselben führen, da dieselbe nicht auf das einzelne Schöne angewendet und gedeutet worden, haben sich in leere Betrachtungen verloren."

Der Anfang der Wissenschaft des Schönen war unter seinen Augen in Halle gemacht worden. Der erste Band der Aesthetik Baumgartens erschien zwar erst 1750; aber sie war in seinem Kopfe schon längst fertig und acht Jahre vorher aufs Katheder gebracht worden. Ja, ein Zuhörer Baumgartens erzählt, daß er die ersten Linien dieser von ihm erneuten platonischen Wissenschaft schon in Halle zog, ein Jahr vor seiner Berufung nach Frankfurt a. O. — dessen Flor der König durch seine Berufung wieder herstellen wollte. Jedenfalls kamen ihre Hauptgedanken in der Metaphysik und Encyclopädie vor. Winckelmann erwähnt in seiner Theorie des Schönen den Begriff der Vollkommenheit als Definition der „Weltweisen;" er weist ihn zurück, ohne den bestimmten Sinn im System zu berücksichtigen. Wenn Winckelmann hier den großen Grundbegriff der Aesthetik so kurz abfertigt, und in der vorher angeführten Stelle die neue Wissenschaft als „leere Betrachtungen" bezeichnet oder gar ignorirt: so kündigt sich in diesem Verhalten des Erfinders der Kunstgeschichte zu dem Erfinder der Aesthetik in characteristischer Weise die Divergenz an, welche seitdem fast stets die Angehörigen der Kunstwelt und diejenigen getrennt hat, welche sich mit der Kunst bloß zur Beförderung ihrer speculativen Ideen beschäftigten. Wie alle Anfänge, so waren auch die Anfänge der Aesthetik bezeichnend, um nicht zu sagen, verhängnißvoll für ihre Zukunft.

Baumgartens Bildungsgang war ganz darauf angelegt gewesen, ihn auf eine Wissenschaft wie diese zu führen. Er besaß eine seltene Leichtigkeit in

der Versification: er hatte auf der Schule täglich lateinische Verse gemacht und die Sonntagspredigten in solche umgesetzt: als er aber zu philosophiren anfing, wurde er in seinen Forderungen an Präcision und Zusammenhang noch viel peinlicher als Wolf. Als Student hatte er ihn studirt, zu einer Zeit, wo es noch ein Verbrechen war, Wolf anzuhängen; und Niemand war den gesetzmäßigen Weg, durch die Mathematik und Philosophie, gewissenhafter gegangen, als Baumgarten. Er lehrte nun die Philosophie am Waisenhause: aber er nahm bald die lateinischen Dichter dazu, „damit er nicht in die Zahl derer komme, denen man mit Recht Barbarei vorwirft."

Hier brachten ihn die Fortschritte der deutschen Literatur auf den Gedanken, die Poesie und Kunst in das System hineinzupaßen.

Ueber den Geschmack war schon viel Feines und Treffendes gesagt worden. Aber zuerst der Schotte Francis Hutcheson hatte, dreißig Jahre vor dem Erscheinen der Aesthetik, den Versuch gemacht, diesen Theil der innern Erscheinungen wissenschaftlich zu untersuchen.*) Er stellte die Hypothese eines inneren Sinnes (internal sense) auf, als des Organs für die Eindrücke schöner Verhältnisse. Dieser Sinn steht zwischen den äußeren Sinnen und dem Verstand in der Mitte. Ganz übereinstimmend hiermit sagt Baumgarten: Wir gelangen aus der Nacht der Sinnlichkeit zum Mittag der Erkenntniß durch die Morgenröthe der Aesthetik; denn die Natur macht keinen Sprung von der Dunkelheit zur Klarheit.

Daß die Empfindungen des Schönen und Erhabenen eine eigene Provinz im menschlichen Geiste ausmachen, daß es für die Eindrücke der redenden und bildenden Künste ein eigenes psychologisches Organ gebe: diesen Gedanken der englischen Critiker hat nun Baumgarten in die Terminologie der Leibnitz-Wolfschen Philosophie übertragen. Nach dem Leibnitzschen Dogma sind Verstand und Sinnlichkeit (um Kants Ausdruck zu gebrauchen) nicht zwei getrennte Stämme unsrer Erkenntniß (die freilich aus einer gemeinschaftlichen, aber unbekannten Wurzel kommen können): sondern die Sinnlichkeit ist eine unvollkommene Art der Verstandesthätigkeit, ein verworrenes Denken. Leibnitz selbst hatte schon den Geschmack eine Fähigkeit verworrener Wahrnehmung genannt, die dem Instinct verwandt sei, von der man sich keine Rechenschaft geben könne und die sich aus Anlage und Uebung bilde. Ist aber dieser innere Sinn eine niedrigere Art Erkenntniß: so wird die Theorie des Geschmackes eine Logik der Einbildungskraft heißen können, eine Wissenschaft des Analogons der Vernunft (gnoseologia inferior). Die Idee einer solchen Wissenschaft, die Breitinger und Bülfinger in ihm angeregt hatten, stellte Baumgarten schon in seiner Inauguralschrift (1735) auf, die nach Gleim „die schlafenden Geister zuerst erweckt haben sollte."

*) An inquiry into the origin of our ideas of Beauty and Virtue. 1720.

Das Schöne wurde definirt als eine sinnliche Vollkommenheit, oder als die Uebereinstimmung der Theile eines Ganzen, sofern sie den Sinnen erscheint. Aus diesen Grundformeln ergab sich einem gewandten Katheder-philosophen der ganze Schematismus der neuen Wissenschaft ohne großen Aufwand von Erfindungskraft. Sein Werk war fast nur eine Umschreibung der aus der alten Rhetorik und Poetik bekannten Größen in die Kunstsprache des Systems.

Die ästhetischen Vorlesungen Baumgartens hatten eine Wirkung, die man aus seinem Buche nicht begreifen würde. Die Verbindung der Philosophie mit den schönen Wissenschaften, deren Anfänge Kästner mit Recht Gottsched vindicirte, führte er mit mehr Talent und Geschick einen Schritt weiter. Durch ihn, sagt Boysen, ist alles was schreibt und dichtet, alles was unterrichtet und predigt, alles was cosmopolitisch ist, ästhetisch geworden. Und doch kam die Aesthetik in etwas greisenhafter Gestalt zur Welt; sie trat vom Wirbel zur Zehe in voller scholastischer Rüstung aus dem Haupt ihres Schöpfers, (infinitis spinis horridam nannte sie Gesner;) — in Sätzen von änigmatischer Kürze, starrend von neuersonnenen Kunstwörtern, und in Paragraphen, die in einem unübersehbaren Capillarsystem von Eintheilungen gegliedert und aufeinanderbezogen waren. Sein guter Geschmack hatte sich früher gegen diese Form aufgelehnt: er hatte versucht in reinem Latein zu philosophiren; aber als er fand, „daß er den alten römischen Ausdruck nicht so auflegen könne, daß jedes Stück gehörig durchschimmere, warf er den Schmuck weg, um die Verbindung aller Sehnen, Muskeln und Adern am metaphysischen Körper genau zeigen zu können.“ Auch wollte er vielleicht die junge Wissenschaft von etwas zweifelhafter Herkunft dadurch dem vornehmen und gravitätischen Kreis, in den er sie einführte, und der sie etwas mißtrauisch ansah,*) empfehlen.

So würde wohl Niemand außerhalb der Schule von dem Buche Notiz genommen haben, wenn nicht Baumgartens Schildknappe Georg Meier schon vorher in drei Bänden „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften“ (1748—1750) des Meisters Meth durch gehörige Verwässerung dem deutschen Lesepublicum genießbar gemacht hätte. Meier hatte übrigens nicht einmal eine mittelmäßige Belesenheit in der poetischen Literatur; auch leitete er das Wort Aesthetik von αἰσθάω, ich schmecke, ab.

Merkwürdig ist, daß das in dieser Literaturclasse oft wiederkehrende Janusantlitz dorniger Scholastik und schaaler Redseligkeit schon in ihrer Wiege sichtbar ist.

---

*) Wolf selbst wollte von der Completirung seines Systems nichts wissen; er nannte sie Oelrichs gegenüber elendes Zeug; man wolle die jungen Leute ornate und acute schreiben lehren und dieß aus Schriftstellern, die sie nicht kennen, zeigen; was doch Niemand lerne, der kein ingenium acutum habe. Vrgl. Baumgartens Aesthetik, Prolegom. §. 5–12; eine seltsame Apologetik!

Durch Baumgarten wurde die Aesthetik in den Kreis der philosophischen Universitätsdisciplinen eingeführt. Es war in der That ein beachtenswerthes Ereigniß, daß Jemand aus der Schule einem so schwergerüsteten Buche die Wahrheit zu Grund legte, daß es eine Sphäre der Einsicht gebe, wo es nichts hilft, ein gelehrtes Thier und ein haarspaltender Syllegistiker zu sein; daß der menschliche Geist ein sehr bestimmt und fein unterscheidendes Urtheilsvermögen besitzt, das Theorie, Regel und alle Lichter des Verstandes entbehren kann; daß es geisterzeugte und geisterfüllte, geistspendende und den Geist würdig beschäftigende Werke giebt, deren Erschaffung mit den geheimnißvoll wirkenden Naturkräften mehr Aehnlichkeit hat, als mit der absichtsvollen Kunst des Verstandes.

Die Aesthetik war insofern das Symptom der anfangenden Einwirkung der belletristischen Tendenzen auf die Schulweisheit. Sie trägt aber freilich auch das Gepräge ihrer Herkunft aus der letzteren deutlich genug an der Stirne. Und das Merkwürdige ist, daß ihr dieses Gepräge mehr oder weniger in dem nun abgelaufenen ersten Jahrhundert ihres Lebens verblieben ist. In den Schulformeln der „sinnlichen Vollkommenheit" und der „niederen Erkenntniß" ist gleichsam ihr Symbolum niedergelegt. Diese Formeln drücken das Bestreben der Anerkennung und zugleich die Unfähigkeit der Anerkennung einer eigenthümlichen sinnlichen Sphäre der Kunst aus. Diese und andere Formeln verrathen den Mann von blöden Sinnen und matter Einbildungskraft, der seine Geisteskräfte bloß mit Verknüpfung von Begriffen beschäftigt hat. Statt uns in die Welt der sinnlichen Formen und Verhältnisse einzuführen, in deren Kreis alle wahre Theilnahme an Kunstwerken beschlossen ist, betrachten diese Metaphysiker die Welt des Schönen im Grunde nur als eine Verhüllung philosophischer Wahrheiten, welche von ihnen die Zurückübersetzung ins Intellectuelle erwarten; als eine durch Abwechselung unterhaltende Veranlassung, ihre Ideen unter einem fremden bunten Gewande wiederzufinden.

Baumgartens System war zwar für alle Künste bestimmt, die sich auf seiner Grundlage aufbauen sollten; aber die bildenden Künste waren in der Ausführung ganz vergessen: der Linien, Figuren und Bewegungen, Farben und Töne ward mit keiner Silbe gedacht. Baumgarten fehlte es hier an Anschauungen: aber auch seine poetische Belesenheit beschränkte sich auf die lateinischen Dichter, und selbst hier hatte er seine Beispiele größtentheils Gesners Thesaurus entnommen. Lessing glaubte, daß die Beispiele einer Aesthetik mehr nach der Quelle schmecken sollten. Auch diese Dürftigkeit der Erfahrung war eminös.

Ohne eigene reiche Anschauungen, ohne sich von dem jeweiligen Durchschnittsgeschmack ihrer Zeit emancipiren zu können, ohne unsere Einsichten in den Gegenstand zu erweitern oder auf die praktischen Bestrebungen reinigend und erleuchtend zu wirken, beschäftigten sich Viele der Nachfolger Baumgartens

mit diesen Dingen lediglich, um an ihnen das vorzunehmen, was in andern Wissenschaften die Rechnungsprobe sein würde, was aber hier oft weniger eine Systemprobe ist, als die Anwendung eines fertigen Schematismus auf den Gegenstand, — die Anheftung eines lebendigen Leibes an das wohlgezimmerte Kreuz von Holz. Sie folgten dem deutschen Trieb der Vollständigkeit, auch diese Pflanzenfamilie in ihr Herbarium aufgenommen zu sehen. Diese Werke kamen aus der Schule und gingen in die Schule; sie lehrten diejenigen mit scheinbarem Tiefsinn über die Kunst hin- und herreden, welche wenig gesehen hatten, und noch weniger verstanden und empfanden.

Gottfried Sell.

Zufällig erfährt man aus einem Brief, daß Winckelmann auch bei physicalischen Experimenten häufig zu erscheinen pflegte. Er lernte in Halle einen Mann kennen, dessen seltsames Schicksal sehr verschieden war von den einförmig ruhigen Lebensläufen deutscher Universitätsgelehrten, und dessen unsteter Weg ihn gerade damals auf kurze Zeit auch durch Halle führte. Es war der Hofrath und Professor beider Rechte, Gottfried Sell.

Winckelmann nennt sich seinen fleißigen Zuhörer, und bemerkt dazu: „Ich kenne die große Geschicklichkeit dieses Mannes und in seinem Buche de teredine marina, welches im schönsten Latein geschrieben ist und eine Kenntniß der Alten zeigt, die so wohl angebracht ist, als unvermuthet in dergleichen Schrift ist."

Wäre von der Geschichte dieses räthselhaften Mannes mehr aufzufinden, so würde man wahrscheinlich das tragische Bild eines hochbegabten, universellgebildeten und geistreichen Gelehrten erhalten, der durch innere Haltlosigkeit und verschwenderischen Hang kläglich zu Grunde ging.

Sell war ein geborner Danziger; er widmete sich dem Studium der Rechte; der Ruf Wolfs zog ihn Ende 1725 nach Marburg. Hier hörte er bei Ulrich von Cramer und bei dem in griechischer Sprache und Dichtkunst wohlbewanderten Adam Friedrich von Ickstädt, dem Freunde Gronovs, und eignete sich ihre Tendenz an, die demonstrative Methode auf die Jurisprudenz zu übertragen. Er geht nach Leyden, wo er 1730 promovirt, und lebt Jahrelang in der besten Gesellschaft des schönen Utrecht. Durch seine Verheirathung mit dem Fräulein Verhoog, die ihm 100,000 Gulden Mitgift brachte, erhielt er die Mittel zur Anlegung kostbarer Sammlungen aller Art; darunter war eine Bibliothek, eine Gemäldegallerie und ein Cabinet physicalischer Instrumente.

Damals wurde ganz Holland in Aufregung versetzt durch die furchtbaren Verwüstungen, welche die aus tropischen Gewässern mitgebrachte Pfahlmuschel (Teredo navalis) im Holz der Schiffe und der Dämme anrichtete. Dieses

kleine Geschöpf griff zu Millionen unterseeisches Holzwerk an, das es ähnlich wie der Borkenkäfer, wie Bienenwaben durchlöcherte. Drake's Schiff war von seiner Weltumseglungsreise wie ein Schwamm zerfressen in England angekommen; im Jahre 1730 stürzten die Dammpfähle der Deiche massenweise zusammen und Holland war mit einer Ueberfluthung bedroht.

Obwohl unser Sell sich damals mit den Entwürfen seiner rationellen Reform der Rechtswissenschaft beschäftigte, so konnte seine leichtentzündliche Einbildungskraft doch dem Gedanken nicht widerstehen, das allgemein aufgeregte Interesse Europas für das verderblichste aller Thiere der Schöpfung, als Fahrwasser für ein von ihm herzustellendes, literarisches Meisterwerk zu benutzen. Er legte die Jurisprudenz bei Seite und studirte die Naturgeschichte; er sammelte ein Conchyliencabinet und reiste selbst an das Meer, um das Thier im lebenden Zustand kennen zu lernen. Obwohl eine plötzlich ergriffene und ungeduldig vom Publicum geforderte Gelegenheitsschrift, soll seine Monographie doch auch die Vorzüge erhalten, welche nur langjährige Muße einem Werke ertheilen zu können scheint. Er will nicht nur alle erdenklichen Gesichtspunkte des Gegenstandes erschöpfen, — den naturhistorischen und den teleologischen, den archäologischen und den practischen — er will seinem Buche auch alle erdenklichen Schönheiten eines literarischen Kunstwerkes schenken und Schönheiten, die noch nie beisammen gesehen worden waren. Sell machte zum erstenmal den Versuch, die demonstrative Methode Wolfs auf ein naturhistorisches Thema anzuwenden; aber er schrieb zugleich das eleganteste Latein und schmückte den strenggeschlossenen Zusammenhang seiner Abhandlung mit den Blumen einer in alten und neuen lateinischen und italienischen Dichtern und in den Schriftstellern Hollands, Englands und Frankreichs überreichen Belesenheit; — der Anblick seines Werkes glich dem des Cabinets des weltberühmten Anatomen Friedrich Ruysch, wo die Skelette und Präparate mit zahlreichen Blumensträußen und Muscheln, Inschriften und Versen lateinischer Dichter abwechselten. Kurz, Sell wollte ein Vollendetes liefern, gesetzt auch, er müßte sich mit einem einzigen Leser begnügen; nach dem petrarchischen Io segno i pochi, e non le volgar genti.*)

Im Jahre 1735 kam er als Professor der Rechte nach Göttingen, und zwei Jahre später nach Halle. Hier las er abwechselnd und gleichzeitig die Institutionen und Pandecten, die Rechtsgeschichte und das Naturrecht; die Cosmographie, die Naturhistorie und die Experimentalphysik nach Musschenbroek. Dabei kam ihm sein vortreffliches Cabinet zu Statten; besonders berühmt

*) G. Sellii historia naturalis teredinis seu xylophagi marini. Traj. ad Rh. 1733. 4°. Principia philosophiae naturalis, experimentis stabilita; in us. acad. Hala. 1738.

waren seine electrischen Experimente. Er besaß einen zwölf Fuß langen Tubus, der unter Newton's Leitung von Hearne gearbeitet war, und einen Brennspiegel von Hartsoeker.

Aber schon ehe er nach Halle kam, war der Ruin seines Vermögens nicht mehr aufzuhalten. In Göttingen hielt er in seinem Hörsaal silberne Candelaber und silberne Spucknäpfe. Jetzt mußte er seine Bibliothek verkaufen und zuletzt vor den Gläubigern die Flucht ergreifen.

Im Jahre 1750 tauchte er in Paris wieder auf, wo er nun bis an seinen Tod von deutschem Unterricht und Uebersetzungen deutscher Werke im Sold von Buchhändlern lebte. Darunter waren auch Rabeners Satiren; und endlich wollte der Zufall, daß er Winckelmanns Kunstgeschichte unter die Hände bekam, die er 1767 mit Robinet zusammen in Amsterdam herausgab. Winckelmann wußte nicht, daß dieser Sell sein früherer Lehrer war, den er wegen gefälschter Wechsel im Hessenkassel'schen gehenkt glaubte und von Herzen betrauert hatte.

Der Canzler von Ludewig.

Winckelmann war nun im Begriff die Universität zu verlassen: planlos und zerrissen genug hatte er seine zwei Jahre angewandt. Das Eine hatte er gehört, weil er mußte, das Andre, weil ihn die Mode mit fortzog: beides ohne Neigung; zu einem Dritten führte ihn die Neugier und ein interessanter Lehrer; in dem, was ihm am liebsten gewesen wäre, ging er fast leer aus. Aber nun sieht er sich zu guter Letzt in ein Feld geworfen, das weder als Brodstudium noch als Liebesstudium gelten konnte, und das doch von allen die anhaltendste Nachwirkung haben sollte. Die Verbindung mit dem Canzler von Ludewig war in mehr als einer Beziehung das Vorspiel einer zehn Jahr späteren folgenreichen Verbindung mit einem sächsischen Staatsmann und Geschichtschreiber.

Die Veranlassung dieser Verbindung war die große Bibliothek des Canzlers, die schon wieder in Verwirrung gerathen war. Denn erst 1738 war der damals arme Student Gleim mit ihr beschäftigt gewesen. Diese Bibliothek war das Werk eines vierzigjährigen Sammlereifers und eines Aufwandes (wie Ludewig behauptete) von 40,000 Thalern. Den Grund hatte er gelegt in den Auctionen Hollands; bei der Dürftigkeit der hallischen Institute dieser Art waren Forscher seines und ähnlicher Fächer genöthigt, die umfangreichsten Werke selbst zu erwerben; noch theurer war ihm die Sammlung zu stehen gekommen durch seine Liebe zu Curiositäten, z. B. Exemplaren aus den Bibliotheken verstorbener gelehrter Celebritäten. Mit der Bibliothek verbunden war eine vollständige Sammlung deutscher Kaisermünzen; der Saal war

geschmückt mit hundert Bildnissen großer Männer, zum Theil werthvollen Holzschnitten.

Winckelmann, damals eine allen Bibliothekaren und Büchersammlern wohlbekannte Person, ward also dem Canzler empfohlen und tüchtig befunden. Er behauptet, fast ein halbes Jahr „in diesem Krame gesteckt zu haben;" es war nach Ablauf seines obligatorischen theologischen Biennium's, im Sommer 1740. Wenn er hinzusetzt, „daß er damals aus des Canzlers eigenem Munde die Elemente des Lehnrechtes empfangen habe," welches der Canzler nur im Winter las, — er las damals nur noch in seiner Wohnung*): so muß ein Privatunterricht damit gemeint sein, der den neuen Bibliothekar für sein Geschäft orientiren sollte. Winckelmann studirte zugleich das Staatsrecht nach dem Lehrbuch Caspar Heinrich Horns mit Vergleichung der Miscellaneen seines Patrons. — Es muß bemerkt werden, daß in dem späteren Auctionscatalog der Bibliothek von der Hand J. D. Michaelis' (1746) nur eines von Ursinus angefertigten, aber von den Erben verworfenen Catalogs Erwähnung geschieht. Damals wurde die Bibliothek für 6000 Thaler, die Manuscripte für nur 500 verkauft; denn viele Handschriften erwiesen sich als bloße prächtige Titel, hinter denen z. B. statt zwölf Alphabeten ein paar beschriebene Blätter standen; Vieles wurde nachträglich für ein Spottgeld veräußert, weil es die Käufer nicht abholten.

Winckelmann scheint dieses Halbjahr allerdings später für ein traurig verlornes angesehen zu haben: Welche Qual, ruft er aus, sich mit solchen Köpfen herumschlagen zu müssen!**) Allein ebenso gewiß ist, daß diese Verbindung das erste Glied in einer Kette von Studien war, die einen sehr großen Theil der folgenden drei Lustra seines Lebens ausfüllten. Deshalb ist es gerechtfertigt, dem Mann, der damals freilich nur noch eine Ruine war, einen Blick zu schenken.

Johann Peter Ludewig (1668—1743) war der Sohn eines Amtmanns auf Schloß Hohenhard bei Schwäbisch-Hall. Er hatte in Tübingen und Wittenberg die Theologie und die Humaniora studirt, und zu Halle mit der Professur der Poesie und der theoretischen Philosophie begonnen. Aber Stryk erkannte sein großes Talent und gewann ihn für die Rechte, deren er sich rasch autodidactisch bemächtigte. Zur Zeit der Ryswickschen Friedensverhandlungen eilte er nach Holland, um in dieser Zusammenkunft der ersten Staatsmänner Europas practische Studien zu machen; und er erreichte durch die Gunst des Erbprinzen von Schwarzenberg seinen Zweck über Erwarten. Er behauptete hier mehr gesehen und gelesen zu haben, als irgend einer der fürst-

*) Domo egredi prohibet consuetudo, seni iam altera natura. Cat. lect. 1737.

**) Quanta vero crux, cum ingeniis conflictari eiusmodi! ne quid gravius dicam, et tanti ceteroquin Viri manibus videar detrahere. Integrum fere semestre in hac farragine delitui. Seeh. 10. Jul. 1747.

lichen Gesandten, und nannte 1697 das glücklichste Jahr seines Lebens. Damals schrieb er eine Vertheidigung der Ansprüche des Herzogs von Lothringen gegen Frankreich.

Er hatte erkannt, daß er ein Publicist für die Interessen Preußens werden müsse, und die Bestimmung, welche der neuen Universität in dieser Richtung zugedacht war, zu erfüllen habe. Der Annahme der Königskrone folgte seine Schrift de auspicio regis auf dem Fuß: sie brachte ihm die Ernennung zum Hofrath, dem nach und nach der königliche Historiograph, der Professor der Rechte, der Canzler der Universität, der Reichsfreiherr und andere Würden nachfolgten.

Der Gipfel seiner Celebrität kam jedoch am Abend seines Lebens. Zur Zeit des Ausbruches des ersten schlesischen Krieges war die Ansicht verbreitet, er allein sei der Urheber dieses Krieges; und der alte Canzler wurde damals vom Volke gehaßt und geschmäht: denn in Preußen selbst verehrte man die bedrängte Königin von Ungarn mit Enthusiasmus; und noch nach der theilweisen Eroberung Schlesiens pflegte man in öffentlichen Gesellschaften und bei feierlichen Gelegenheiten ihre Gesundheit auszubringen.

Allerdings hatte Ludewig seit vierzig Jahren die Ansprüche Preußens auf die schlesischen Herzogthümer in Schriften und Vorlesungen erörtert und beim Tode Carls VI. seine Gründe dem Könige selbst übersandt. In Folge davon berief ihn Friedrich II. gleich nach seiner Thronbesteigung nach Berlin und beauftragte ihn mit Anfertigung des berühmten „Rechtsgegründeten Eigenthums." „Mit stolzer und sieggewohnter Freude kam er von Berlin zurück (es sind die Worte eines seiner damaligen Zuhörer) und machte uns gleich bei dem Eintritt in den Hörsal bekannt, daß er von Friedrich, der seine Verdienste zu schätzen wisse, zum Canzler des Herzogthums Magdeburg ernannt worden wäre."

Die Verbindung des Lehrstuhls des Staatsrechts mit dem Lehrstuhl der Geschichte (1703 trat ihn Cellarius an Ludewig ab), statt mit der Professur der Eloquenz und Poesie, bezeichnet eine Wandlung der Geschichtsstudien in Deutschland, die sich von Halle aus auf die übrigen Universitäten allgemach verbreitete. Im siebzehnten Jahrhundert hatte die alte Geschichte die Oberhand gehabt, behandelt im alttestamentarischen und classischen Stil, in glücklicher Ferne von moderner Politik.

Eine Wendung trat ein durch Samuel Pufendorfs Einleitung zur Historie der vornehmsten Reiche und Staaten in Europa, das erste würdig geschriebene Geschichtswerk in deutscher Sprache. Denn für eine neue Richtung giebt es in Deutschland keinen sicherern, ja eigentlich keinen andern Weg zum Sieg, als die Erfindung eines brauchbaren Schulcompendiums. Hierdurch erhielt die

neuere Geschichte die Oberhand; aber die staatsmännische Behandlungsweise Pufendorfs paßte nicht für die deutschen Universitätsgelehrten und Studenten. Hier bemächtigten sich der Geschichte die Juristen; der Gesichtspunkt, aus dem die historischen Studien betrieben wurden, war der staatsrechtliche; in Folge davon wurde die bisher ganz vernachlässigte deutsche Reichsgeschichte in den Vordergrund der Universitätsvorträge gestellt und bald in der Literatur durch stattliche Quartanten repräsentirt.

Ludewig erzählt, wie er früher die elenden Leistungen Deutschlands in diesem Fach mit „großer Ungeduld" betrachtet und mit dem „Reichthum, Geschick und Fleiß fremder Geschichtschreiber" verglichen habe: er sah Nichts als ein Flickwerk von Chronologie und Genealogie, von Fabeln und moralischen Exempeln.

Sein Verdienst bestand zuvörderst in der Bekanntmachung zahlreicher Urkunden. Er hatte die Schlüssel zu allen preußischen Archiven; er besaß die genauste Kenntniß der übrigen deutschen Archive; und er hat den Ruhm, Tausende von Urkunden vom Untergang gerettet zu haben: so unkritisch er auch in der Auswahl und Herausgabe verfuhr, und obwohl man ihm vorwirft, daß er sich willkürliche Aenderungen in Actenstücken, verfälschte Zeitbestimmungen und dgl. erlaubt habe.

Ludewig folgte ferner darin Leibnitz (der auch in diesem Gebiete der deutschen Wissenschaft voranleuchtete), daß er eine durchaus skeptische Critik der Geschichtschreiber empfahl und die Geschichte lediglich auf die Acta publica gegründet haben wollte. Er gedachte die in Frankreich und Italien aufgekommene und durch Jean Mabillon (1681) zur Wissenschaft ausgebildete Diplomatik zur Basis auch der deutschen Geschichtschreibung zu machen. Niemand aber, fügte er hinzu, würde von diesen Quellen einen Gebrauch machen können, der sich nicht im bürgerlichen und öffentlichen Recht umgesehen habe.

Der dritte Punct seines Verdienstes besteht in der Hinlenkung der Forschung auf die älteren Verfassungsverhältnisse Deutschlands. Mit um so lebhafterem Eifer machte man sich an die Ergründung dieser Verhältnisse, als es nach der Ansicht dieser Schule der eigenthümliche Vorzug unseres Vaterlandes sein sollte, „daß es noch unter seinen alten Sitten, Gesetzen und Formen lebe; daß vom Kaiser bis auf die kleinsten Landesherrn, Corporationen und Städte, Jeder seine bestätigten Rechte habe, und daß, wissen, was ehemals vor achthundert Jahren in Deutschland geschehen ist, wissen heißt, was heute Rechtens ist." Nicht in Frankreich, wo die Krone alle politische Macht der Stände absorbirt hat, nicht in Italien, wo der Begriff der Legitimität schon im Mittelalter verloren ging, sondern nur in Deutschland hat also die in jenen beiden Ländern so eifrig gepflegte Diplomatik noch eine andere Bedeu-

tung, als die Beschäftigung der gelehrten Muße.*) Seine Schüler zeigten, „wie über des Reichsherkommens Verstand und Unverstand ganze Länder und Provinzen in gerichtlichen Processen gewonnen und verloren worden seien; „und die Machwerke, durch welche Richelieu und Ludwig XIV. ihre Gewaltstreiche beschönigen ließen, bestärkten die Stubengelehrten in dem Glauben, daß politische Erfolge durch Deductionen, statt mit dem Degen erreicht würden.

Schon diese Gedankenreihe verräth, daß es Ludewig und Genossen nicht um die Erforschung der deutschen Vorzeit in wissenschaftlicher Absicht zu thun war; noch weniger erhoben sie sich zu patriotischen und politischen Gesichtspuncten: sie bedurften der Geschichte, weil in dem geschriebenen Rechte die wenigsten Puncte erledigt werden können und meist auf Observanz und Gewohnheit zurückgegangen werden muß. Ludewigs Collegien hatten kein andres Ziel, als eine Vorbereitung für den Geschäftsverkehr zu ertheilen; sie bestanden fast nur in staatsrechtlichen Controversen; seine Auslegung des Hugo Grotius nannte er ein Collegium praetensionum illustrium, weil er an die Stelle der classischen Beispiele des edeln Humanisten moderne Fälle gesetzt hatte.

Die Reichsgeschichte war für Ludewig eine Rüstkammer, aus welcher er seine Waffen holte für die leidenschaftlich verfochtene territoriale Selbständigkeit der Reichsstände; eine Tendenz, die für ihn durch seine Stellung zur preußischen Krone gegeben war. Er rühmte sich, das deutsche Fürstenrecht vom römischen Schlamm gesäubert zu haben und machte die Geschichte durchaus für diesen Zweck zurecht. Seine „goldene Bulle" hatte man in Wien confisciren und verbrennen wollen.

Dieselben Zustände, welche einem Staatsmann, wie Pufendorf, das deutsche Reichsrecht zum Ekel gemacht hatten: das Fehlen jeder politischen Haltung in einer Verfassung, die alle Mängel des Feudalsystems hatte ohne die germanische Selbstregierung und alle Mißstände fürstlicher Allgewalt ohne die Einheit concentrirter Staatskraft: gerade diese ihre Monstrosität, machte die Reichsverfassung zum Eldorado der Juristen. So verschiedene Dinge waren damals juridischer Verstand und politischer Verstand!

Ludewig war übrigens der Typus eines deutschen Gelehrten von eiserner Arbeitskraft, riesenhaftem Gedächtnisse und rastlosem Combinationstrieb. Nur der strenge Wahrheitssinn, — die Genauigkeit, wie die Redlichkeit — fehlten dem eitlen Mann ebenso, wie jeglicher Geschmack.

Mit Verachtung sah er herab auf die Compendien- und Systemschreiber;

*) Chaque membre de l'Empire a ses droits, ses privilèges, ses obligations; et la connaissance difficile de tant de lois, souvent contestées, fait ce que l'on appelle en Allemagne l' étude du droit public, pour laquelle la nation germanique est si renommée. Voltaire. Siècle de Louis XIV. Ch. 2.

und Wolf rühmte von ihm, daß er sich den Leibnitz und Bernoulli anschließe, die auch keine Bücher schrieben, sondern in Denkschriften Entdeckungen veröffentlichten. Er rühmte sich, so viel neue Wahrheiten gefunden zu haben, daß ein Leben von hundert Jahren nicht hinreichen würde, seine Pläne auszuführen, und aus dem Excerptenvorrath, den er seufzend betrachtete, ein Gebäude aufzuführen. Er trug sich mit dem gigantischen Plane eines Corpus juris, worin das natürliche und das göttliche Recht mit den Rechten aller Staaten und Nationen vereinigt werden sollte.

Aber jener Vergleich mit Leibnitz ist viel zuviel Ehre für ihn. Ihm war Alles recht, Originale oder Abschreiber, wenn er nur mit ihnen paradiren konnte; über dem Prunk mit seiner Belesenheit verlor er die zu beweisenden Wahrheiten aus dem Gesicht; und er las viel zu viel und zu flüchtig, um über die Verhältnisse der Schriften nachdenken zu können. Sein Stil war nicht ohne Lebhaftigkeit, obwohl ein sprachmengerisches Gemisch von Canzleistil und lohensteinischem Schwulst; letzterer blüht besonders, wo er in solennen Ergüssen und seitenlang ausgesponnenen Bildern von sich selbst redet, und mit seiner Wahrheitsliebe, seinem Universalwissen und seinen Entdeckungen prahlt.

Ein merkwürdiges Exempel der Werthlegung deutscher Professoren auf den sogenannten „Applaus" ist es, wenn ein Mann von solchem Ruf, Ansehen und Reichthum, im achtzigsten Jahre seines Lebens noch immer um Zuhörer wirbt und marktschreierisch die Nützlichkeit seiner Waare für das künftige Amt, die Unermeßlichkeit seiner Geschäfte und sogar die Ehrwürdigkeit seines Alters zur Schau stellt.*)

Einem solchen Manne mußte ein gleichstrebender Genosse an derselben Hochschule als ein frecher Prätendent erscheinen. Ludewig und Gundling unterhielten lange Jahre hindurch die Universität mit dem Schauspiel zweier in Gelehrsamkeit und Talent als die Ersten ihres Fachs geltenden Lehrer, die sich einander auf Schritt und Tritt folgten, hintereinander über dieselben Sachen schrieben, in den Quellen stets das Entgegengesetzte lasen, und vor ihren Zuhörern die erbaulichsten Anspielungen auf einander machten. Der Eine lebte von dem Ausspinnen und Verfechten seines Hypothesengebäudes über die deutsche Verfassungsgeschichte; der Andere von dem critischen Widerspruch gegen dieß Werk juridischer Phantasie.

---

*) Z. B. Catal. lect. 1738: Septuagenariis otia leges indulgent, cum civiles tum militares. Mea senecta otiosa etiamnunc, contemtrix rerum, in quibus alii tempus fallunt ponuntque seculi delicias. Docco quotidie per 2 tresque horas. In ordine nostro tracto res forenses. Prelo scripta do. In diurnis Halensibus meum pensum est hebdomadale. Causas respondeo, ab imperii principibus aut rerum administris consultus. Nulla dies sine linea. Sed quo fine haec talia in ultima vitae periodo? Deo rationes reddere; non sibi vivere, sed aliis; obsequia probare augusto; bene audire posteris; pluribusque profuisse.

Bei seiner Geschäftigkeit für die Interessen der Großen, bei solcher Vermählung von gigantischem Gelehrtenthum und Charlatanerie, ist es nun kein Wunder, wenn Ludewig Einer von denen war, denen das Glück nie falsch ist, deren Würden und Titel, deren Schriften und Capitalien, deren Präsente und Rittergüter sich fortwährend mehren. Er wollte die „Gnadenpfennige, Medaillen und Geräthe," die er gewöhnlich noch als Zugabe zu den (wie er sich ausdrückte) „redlichen" (nicht so redlich wäre redlicher) angesetzten Honoraren empfangen hatte, in einem eigenem Kupferwerke herausgeben. —

Das Ende der zwei academischen Jahre war, daß Winckelmann „mit großer Noth ein sehr kahles Theologenzeugniß bekam," das er bis an sein Ende aufhob. Es ist von Chr. B. Michaelis am 22. Febr. 1740 ausgestellt. Die Facultät hat allerdings über seinen Seelenzustand nichts Genügendes erfahren; da er aber notorisch in ihren Vorlesungen erschienen ist, so hofft man, daß er einige Frucht mitnehmen werde.*)

„Reif war er wohl, sagte F. A. Wolf, zu keinem landesüblichen Beruf, am wenigsten zu dem seinigen, der ihm selbst noch verborgen war."

Allein wenn man den Gewinn nicht nach der Einsammlung eines Quantums von Kenntnissen und Geschicklichkeiten für einen einzelnen gelehrten Zweck oder für ein Amt abmißt: so wird man diese Jahre nicht für verloren halten können.

Er verschaffte sich eine Orientirung auf dem großen Schauplatze der Wissenschaften; er sah sich in ihnen um, wie man in einem Buche blättert, ehe man sich entschließt, es im Zusammenhang zu lesen. Im Zusammenstoße mit so mannichfachen Geistern, studirte er seine Natur und maß im Stillen seine Kräfte; er that einen Blick in den Character der gelehrten Genossenschaften seines Vaterlandes, der von Einfluß wurde auf seinen späteren Lebensgang.

Dieses gelehrte Umherschweifen, in Verbindung mit seiner bibliothekarischen Beschäftigung, schien ihn freilich schon damals auf den Weg des Literators zu lenken; und der Canzler Ludewig fällte das Urtheil, daß seine Stärke in der Literaturgeschichte liege: auch Baumgartens Encyclopädie soll ihn hauptsächlich „wegen der Bücherkenntniß, die dabei vorkam," festgehalten haben.

Wenn er aber doch am Ende nicht in der Polymathie stecken blieb, so war diese Recognoscirung des gelehrten Terrains sehr nützlich für einen Autodidacten; denn ein Autodidact war er nun doch einmal, durch Noth und durch Neigung, geworden. Es ist eine wichtige Thatsache, daß bis jetzt kein Lehrer

*) Quamquam autem ratione status animi, saltem quod satis sit, nobis non innotuerit, tamen, cum praelectiones nostras cum frequentasse constet, speramus ipsum ex illis fructum nonnullum hinc secum esse reportaturum.

entscheidend auf ihn eingewirkt hat; daß ihm das Glück nicht beschieden war, eine Zeitlang unter den dominirenden Einfluß einer bedeutenden Persönlichkeit zu kommen.

Schon beim Beginn der Universitätsjahre litt es vielleicht seine autodidactische Ungeduld nicht, sich von dem gleichmäßigen, phlegmatischen, zerrissenen Gang forttragen zu lassen, in dem man hier in jahrelangen Cursen das Feld einer Disciplin zu durchmessen pflegte.

Dieß Alles wäre für die Meisten gewiß ein Unglück gewesen; aber wer zum Erfinder bestimmt ist, muß früh seine eigenen Wege suchen lernen, und die Kühnheit haben, auf dem Ocean des Wissens, nach einem zur Zeit noch dunkeln Ziel hin, und ohne Seekarte umher zu steuern. Auch müssen in den Köpfen der Erfinder viele Dinge zusammen kommen, die bei den berufenen Inhabern und Spendern der Gelehrsamkeit getrennt bleiben; vollends aber, wer auf Zeit, Welt und Leben wirken soll, der „kann einem engen Kreis nicht seine Bildung danken."

Freilich wäre zur Erlangung einer solchen wissenschaftlichen Bildung Leipzig ein mehr geeigneter Ort gewesen, als Halle.

Aber die Zustände und die Persönlichkeiten, mit denen ein bedeutender Mensch in den Jahren seines Werdens in Berührung kommt, können eine zwiefache Bedeutung für ihn haben. Auch er muß aus ihnen seine Nahrungselemente schöpfen, die Materialien sammeln, aus welchen er sich seine Welt erbaut. Aber hier kommt er auch in Zusammenstoß mit Zuständen, die ihn, entweder vermöge augenblicklicher, instinctiver Intuition, oder nach vergeblichen Versuchen der Gemeinschaft, in eine feindliche Richtung werfen und die Funken des Hasses wecken, unter dessen Schlägen später das morsche Gebäude des Alten zusammenbricht.

Halle war der Ort, wo Winckelmann den Betrieb des gelehrten Handwerks und die Eigenschaften und Sitten deutscher Gelehrten in der nächsten Nähe und in sehr ansehnlichen Exemplaren kennen gelernt hatte. Wie wichtig waren diese Berührungen für einen Schriftsteller, welcher der Weisheit der Büchermenschen, den Compilatoren und Systemmacher ein lebendiges und geschmackvolles Wissen entgegensetzen sollte; ein Wissen, das geeignet ist, den Krankheiten der Gelehrsamkeit als Gegengift zu dienen; — für einen Mann, dessen bloße Erscheinung schon einen freieren Luftzug in die stockende Stubenluft der deutschen Wissenschaft bringen sollte.

Winckelmanns Schriften und Bücher sind voll von Ausfällen auf die Gelehrten im Stil des siebzehnten Jahrhunderts; und überall schweben ihm dabei hallische Erinnerungen vor Augen.

„Die Pflicht der Menschlichkeit erfordert, schreibt er 1765 an Schlabren-

dorf nach Halle, Sie in Ihrer academischen Verweisung zu trösten, und weil andere Gründe fehlen, däucht mich, es erhebe, der Erste sein an einem Orte ... und in einem Lande (verzeihen mirs die Herrn Professoren) der Blinden allein sehend zu sein, d. h. an einem Orte leben, wo alles auf das Wissen besteht, wo Sie vermuthlich nebst ihrem Freunde der Einzige sind, der weiß, was man nicht aus Büchern wissen kann. Sie würden ohnfehlbar, wenn Sie einen Hörsaal eröffnen wollten, mehr Zuhörer haben und behalten, als insgemein zu Ende des Halbjahrs zu den Füßen Ihrer Lehrer sitzen... Machen Sie es wie der Feldmarschall Münnich, der in Sibirien die Kriegsbaukunst und Tactik gelehrt hat; predigen Sie in ihrem Zimmer den Professoren, deren Sinne nicht verhärtet und verstockt sind, die Schönheit alter und neuer Werke, die Gebräuche und Sitten der Völker, die Sie durchwandert."

Eigentlich aber hielt er diese Gelehrten nicht für fähig, an seinen Büchern Geschmack zu finden. „Es ist eine Arbeit nicht für Gelehrte, schreibt er, sondern für Leute, welche Empfindung haben und denken;" — für Personen, sagt er anderswo, „die gewisse, nicht Universitätskenntnisse haben."

Hier ahnte er zuerst, „daß es eine strafbare Eitelkeit sei, die Vernunft, die uns zu weit edlerem Gebrauche verliehen ist, bis ins Alter fast bloß mit Dingen zu beschäftigen, die nur das Gedächtniß in Bewegung halten." Seitdem schien ihm der Umgang mit Gelehrten unfruchtbar, „für die es genug ist, Titel und Index von Büchern zu kennen," und deren Gelehrsamkeit darin besteht, „zu wissen, was Andere gewußt haben." Er verspottet die Controversen der „eselhaften deutschen Professoren, die sich dem Teufel und seiner Großmutter ergeben über ein Wort mit oder ohne H."

„Die Pedanterie ist die schändliche Seuche, die im siebzehnten Jahrhundert in allen Ländern, wo die Wissenschaften geübt wurden, überhand nahm, das Gehirn der Gelehrten mit übeln Dünsten erfüllte und ihr Geblüt in eine fiebermäßige Wallung brachte."

Der Zunftgeist, der sich in der Wissenschaft auch darin zeigte, daß das Interesse und der Gesichtskreis gerade an dem Puncte endigte, wo das menschliche Interesse einer Sache, und überhaupt das Practische und Verständliche anfängt: dieser Zunftgeist trat in der persönlichen Erscheinung zu Tage in dem gravitätischen, pompösen, anmaßenden Wesen, welches damals nur in Leipzig (das Winckelmann auch ausnimmt) durch Weltverkehr und Weltförmigkeit gemäßigt war.

Winckelmann kann sich, gesteht er Heyne, nicht vorstellen, wie eine Universitätsstadt Deutschlands, und die Ernsthaftigkeit, die ein Professor annehmen müsse, Gelegenheit geben könne, vergnügt zu leben. „Solche Verhältnisse erlauben nicht, fröhlich zu sein nach Art der Jugend; das Gesicht verhüllt sich vor der Zeit in Ernsthaftigkeit; die Stirne legt sich in Runzeln, und die

Sprache wird sentenzenmäßig.“ „Mich däucht, man müsse in dieser Lebensart alt werden, und vor der Zeit, man mag wollen oder nicht.“ Er glaubt, „daß ihm in dieser Haut nicht wohl werden könne;“ auch fühlt er sich nicht im Stande, „eine ansehnliche Figur vorzustellen.“

Alles dieß schien ihm immer unerträglicher, jemehr sein natürliches Formgefühl sich in der Bekanntschaft mit der geschmackvolleren Literatur des Auslandes, im freien Verkehr mit der Künstlerwelt und mit den liberal und bequem lebenden Gelehrten und Prälaten Roms entwickelte. Er vergleicht die deutschen Gelehrten mit den römischen: „wenn Sie die Herunterlassung, ja Verläugnung alles Verdienstes dieses großen Mannes (Corsini) sehen sollten, so würde in Ihnen, wie in mir, gegen die mehrsten deutschen Gelehrten eine Art Ekel und Unwillen entstehen.“ Dann nimmt er sich vor, die „deutschen stolzen Pedanten und gelehrten Fürsteher mit den Römern zu vergleichen, und den unwissenden Stolz jenseits der Gebirge mit scharfem römischen Salze abzuscheuern.“

Treffend ist die Bemerkung, daß diese Pedanterie vielen nur anhänge, weil sie an Orten leben, wo sie niemanden über sich sehen und wo sie von einer unerfahrenen Menge bewundert werden. Selbst wer es nicht sei, müsse es doch zuweilen scheinen.

Drittes Capitel.

Zwischen der Universität und dem Schulamt.

Winckelmann im Grolmann'schen Hause zu Osterburg.

Es kam nicht selten vor, daß man, nachdem man zwei Jahre auf einer Zwangsuniversität studirt oder verloren hatte, noch ein Jahr freien Studiums auf einer fremden Universität suchte; und die Armen pflegten seit alter Zeit zwischen ihre academischen Jahre eines oder mehrere Jahre Hauslehrerdienst einzuschieben, um die Mittel zur Fortsetzung ihrer Studien zu erwerben.

Im Hauslehrerthum, das der Ruin so vieler junger Männer ist, in dem sie fast alles einbüßen, was sie an Kenntnissen und Aufschwung von der Hochschule mitbrachten, hatte Winckelmann ausnahmsweise Glück.

Drei Meilen nördlich von Stendal liegt Osterburg, einst der Sitz der frühe ausgestorbenen Grafen dieses Namens; damals ein Städtchen von nicht mehr als 218 noch vielfach mit Stroh gedeckten Häusern und kaum tausend Einwohnern, die von Ackerbau und Viehzucht lebten. Noch war es von alten Zeiten her mit Mauern, Wällen und doppeltem Thor umgeben; auch ist es merkwürdig durch zwei uralte Kirchen, deren eine von den Holländern herstammt.

Hier wohnte die Familie Grolmann, bei der Winckelmann nach seiner Rückkehr in die Altmark, vielleicht auf die Empfehlung eines hallischen Professors hin, als Hauslehrer eintrat.*) George Arnold Grolmann, geboren 1698 zu Bochum in der Grafschaft Mark, entstammte einem alten westphälischen Patriciergeschlecht. Nachdem er in Gießen und Marburg die Studien vollendet hatte, folgte er seiner Neigung zum Militärstand und machte den Feldzug in Brabant unter dem Prinzen Eugen als gemeiner Reiter bei den brandenburgischen Hülfstruppen mit. Seine Bravour in der Schlacht bei

*) Tandem vero turbis et domesticis tricis me proripio, et forte fortuna mihi oblata Paedagogi munia capesso apud Dn. de Grollmann ... annum ibi commoratus & liberaliter habitus. Seeh. 10 Jul. 1748.

Malplaquet eröffnete ihm den Weg zum Avancement. Im Jahre 1740 nahm er am schlesischen Kriege Theil, und wurde am 27. December 1741 von Friedrich II. mit seiner Descendenz in den Adelstand erhoben. Später wurde er Oberst und Commandant des Garnisonbataillons zu Colberg und starb 1762 zu Weißenfels in Schwaben als Kriegsgefangener.

Er war verheirathet mit einem Fräulein von Eckart aus Salza, von der er fünf Söhne und drei Töchter hatte. Sein ältester Sohn, Friedrich Georg Ludwig, geboren 1726 zu Magdeburg, war ebenfalls zur militärischen Laufbahn bestimmt; ein Franzose Labère unterrichtete ihn in seiner und in der italienischen Sprache, in Geometrie und Taktik. Latein sollte er nicht lernen; nur für Geschichte und Philosophie war der hallische Informator berufen worden. Friedrich von Grolmann wurde Oberst und Commandant des Regiements von Billerbeck: sein Patent als Generalmajor kam am Tage seines Begräbnisses an.

Winckelmann rühmt die anständige Behandlung, die er in diesem Hause genoß: Näheres erzählt sein Nachfolger Boysen. Boysen erschien z. B. dreimal des Tages bei Tafel; und wenn sich, wie oft geschah, aus dem sehr zahlreichen Adel der Umgegend (es gab dort zahlreiche Rittergüter) eine glänzende Gesellschaft zusammenfand, so saß er gegenüber der Frau des Hauses, und durfte die Gesellschaft aus den „Denkwürdigkeiten der alten Geschichte auf socratischem Wege unterhalten."

Die Seele des Hauses war die Frau von Grolmann, der eine liebenswürdige Tochter zur Seite stand. Selbst der 75jährige Quedlinburgische Consistorialrath verfällt bei der Erinnerung an sie ins Schwärmen; er scheint es zu den Glücksfällen seines Lebens zu rechnen, auf sechs Wochen in ihren Zauberkreisen sich befunden zu haben. Wenn an seiner breiten und schwülstigen Schilderung etwas Wahres ist, so besaß sie allerdings jene ruhige Heiterkeit und jene besonnene Lebhaftigkeit, vermöge deren Frauen im Stande sind, zugleich expansiv in einer bunten Umgebung zu existiren und ein reiches Innenleben zu führen, gleichzeitig in den Regionen der Poesie und des Gedankens, und in den geringsten Außendingen gegenwärtig zu sein. Durch Verbindung von Verstand und Naivetät, von Bestimmtheit und Grazie, und durch die Höflichkeit, welche aus wahrem Wohlwollen herkommt, befreite sie ihre Gesellschaft von ceremoniellem Zwang und steifer Langweile, während sie dieselbe durch Feinheit und Takt band.

Sie sprach das Französische, das Italienische und besonders gut das Englische. Sie wußte die schönsten Stellen aus den zwei großen französischen Tragöden auswendig; aber der „sanfte Racine" war ihr Lieblingsdichter. Sie las historische, philosophische und theologische Werke; sie hatte sich die Lehren Tindals angeeignet, — dessen Schriften übrigens die ersten deistischen waren,

die ins Deutsche übersetzt wurden, und zwar von Lorenz Schmidt, dem Urheber der berüchtigten Wertheimer Bibel. Nur gegen die Wolf'sche Philosophie hegte sie eine Abneigung, weil man sie früher mit den Monaden und der prästabilirten Harmonie gequält hatte, und weil sie glaubte, daß ihre Syllogismen den Geist austrocknen und die schöne natürliche Sicherheit des Handelns beschädigen. Doch war sie gelehrig genug, sich eine „mit der ästhetischen Salbung Baumgartens tingirte Philosophie" gefallen zu lassen, die Boysen für sie ausarbeitete. Das alles aber schadete keineswegs ihrer eifrigen Theilnahme an Tanz, Spiel und Haushaltsgeschäften; sie strickte, während sie ihre Gesellschaft unterhielt; und verbannt aus ihrem Salon waren nur die Gespräche über die Moden, die damals von Paris nach Dresden, und von Dresden nach Berlin und in die Provinz geschickt wurden.

Zum erstenmal trat Winckelmann hier die französische Bildung der höheren Stände in einem Exemplar entgegen, gegen das Nichts einzuwenden war. Zum erstenmale fühlte er sich vielleicht bei all seinem zusammengehäuften Wissen als Barbar; besonders wegen seiner Unkenntniß der neueren Sprachen und ihrer Literatur.

Diese und andere Einflüsse des Grolmann'schen Hauses mögen bei dem nun folgenden Entschluß in Anschlag zu bringen sein. Er beschloß nun doch noch, seiner früheren Neigung zur Medicin zu folgen. Er gedachte dieß Studium mit dem der höheren Mathematik und der neuern Sprachen zu verbinden. Schon in Halle hatte er bei dem jüngern Joachim Lange reine Mathematik gehört.

Er blieb in Osterburg ein Jahr; höchstens bis zum Mai 1741, wo sein Nachfolger ankam.

Die Universität Jena

hatte in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf dem Höhepunkt ihrer Frequenz gestanden; 6—700 Immatriculationen kamen vor, und die Gesammtzahl der Anwesenden belief sich bis nahe an dreitausend. Sie galt für die wohlfeilste (universitas pauperum); auf Grund eines Paupertätszeugnisses wurden die Honorare bittweise erlassen.

Aber schon 1741 bemerkte man ein Sinken der Hochschule, welches bis zu ihrer Glanzzeit im letzten Viertel des Jahrhunderts fortdauerte. Neue Universitäten wurden gegründet, die älteren betheiligten sich an den neuen Regungen deutschen Lebens, während Jena in den alten Gleisen fortging und während seine Lehr- und Preßfreiheit — früher bei geringen äußern Vortheilen ein Magnet — kein eigenthümlicher Vorzug mehr war.

Winckelmann scheint bei seinen Unternehmungen die Mittel nicht immer

gehörig veranschlagt zu haben;*) um sich in Jena die Mittel zur Existenz zu verschaffen, mußte er so viel Privatstunden annehmen, daß er wenig Zeit zum Hören übrig behielt; ja „kaum Zeit hatte aufzuathmen.“**) Doch fehlte es ihm nicht an aufgeräumter und übermüthiger Gesellschaft.

Das Studentenleben in Jena hatte noch am meisten von dem wilden Wesen des entsetzlichen Jahrhunderts des Pennalismus beibehalten, obwohl man auch hier seit einiger Zeit das Schlimmste abzustellen begonnen hatte.***) Noch sah man jene Raufbolde durch die Straßen ziehen, an der Seite die Stoßdegen mit dem tellergroßen Stichblatt, welche bei der leisesten Berührung ihres (nur gegen Faulheit und Laster abgehärteten) Ehrgefühls aus der Scheide flogen. Sie bankettirten auf öffentlichem Markte, sie duellirten sich am hellen Tage vor den Häusern der Geistlichkeit (so erzählt Edelmann), sie hielten während des sonntäglichen Gottesdienstes ihre Aufzüge zu Fuß und Roß; sie spielten und tumultuirten Tag und Nacht; Collegien besuchten sie nur, um Gelegenheit zur Anknüpfung ihrer Raufereien zu finden oder um unbeliebte Lehrer zu quälen, deren Stimme durch das laute Sprechen, Lachen und Scharren oft kaum durchdrang. Auch diese „Söhne der Musen“ haben ihre Geschichte gefunden; und diese Geschichte giebt unter anderem zu der Betrachtung Anlaß, was für einer zähen, physischen und moralischen Lebenskraft ein Volk sich erfreuen muß, welches seine geistigen Führer alljährlich aus solchen Schlammgruben der Barbarei und der Ausschweifung zugesandt bekommt, und doch noch immer nicht zu einem ganz geschmeidigen Thon in den Händen seiner geistlichen und weltlichen Bildner werden will.

Wie tief der Stand der Bildung war, geht daraus hervor, daß man das Wohlgefallen an diesen Plattheiten mit ins spätere Leben nahm, und ein „komisches Heldengedicht“ wie den Renommisten von Zachariä lesen und belachen konnte.

Doch gab es in Jena außer den Nationalcollegiis oder Landsmannschaften auch eine lateinische Gesellschaft, die 1734 durch G. L. Herzog gegründet war; und eine deutsche, die 1728 auf Gottscheds Anregung Fabricius gestiftet hatte und Stoll seit 1730 leitete.

Ausgezeichnete Gelegenheit gab es für die Erlernung der neueren Sprachen. Das Englische hatte eine Zeit lang, durch den Einfluß der Herzogin von

*) In der Matrikel von 1741 kommt Winckelmanns Name nicht vor.

**) Dankbar gedachte er später eines Voß, der ihm damals hülfreich beistand: Opfere der Dankbarkeit, schreibt er an Genzmer nach Stargard 1766, und bezahle Gelübde in meinem Namen an diesen theuren werthen Mann und versichere ihn, daß ich mit Verlangen auf die allergeringste Gelegenheit warte, ihm für dessen Höflichkeiten in Jena mich wenigstens willfährig zu bezeigen. In vielen anderen Schreiben nach Berlin empfiehlt er sich dem dortigen Kriegsrath Joh. Christian Voß.

***) Vgl. Keil, Geschichte des Jenaer Studentenlebens.

Yarmouth das Französische an einigen Höfen fast verdrängt; bis Friedrich II. wieder das alte Verhältniß herstellte. Zwei „ungemeine" Männer, erzählt Pütter, lehrten in den beiden romanischen Sprachen: François Roux und Pietro Francesco de' Corsini. Dieser hielt sonntäglich eine bei den Mitgliedern umgehende adunanza italiana, in welcher eine Abhandlung in dieser Sprache gelesen, besprochen und von Zeit zu Zeit veröffentlicht wurde.

Wie wenig aber Winckelmann in dieser und in anderen Rücksichten in Jena seinen Zweck erreichte, geht daraus hervor, daß man ihn Jahre nachher (1747) mit mühevoller Erlernung der englischen Aussprache und mit den Anfängen des Italienischen sich herumschlagen sieht. Zu derselben Zeit ist er, statt mit höherer Mathematik, noch mit den Elementen des Euclid beschäftigt.

Georg Erhard Hamberger und die mathematische Medicin.*)

Nur in einem Punkt durfte er doch den Aufenthalt in Jena als nicht ganz vergeblich betrachten. Wenn er die Absicht hatte, Medicin und Mathematik zusammen zu treiben, so konnte er keine bessere Wahl treffen als Jena, wo ein ausgezeichneter Lehrer beide Wissenschaften in die engste Beziehung zu einander brachte. Er bekennt diesem ausnehmend scharfsinnigen Mann Alles zu verdanken, was er von der Universität mitnahm.**)

Hamberger (1697—1755) war der letzte folgerichtige Vertreter eines medicinischen Systems, dessen Epoche in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts fiel.

Es war unter dem Einfluß des gewaltigen Aufschwungs der mathematischen Naturwissenschaft seit Galilei, zur Zeit, als die cartesianische Hypothese von der Maschinerie des Organismus herrschte, und als die überaus glänzende Entdeckung des Blutkreislaufs durch Harvey die neue Wissenschaft der Physiologie, ganz unter den Auspicien der Mechanik, begründete: damals war es, wo einige italienische Aerzte den Versuch machten, die Medicin in rein theoretischer Tendenz ganz zu einer Gruppe mathematisch-mechanischer Disciplinen umzugestalten. Dieß ist die Schule der sogenannten Iatromathematiker oder Iatromechaniker.

Borelli erklärte die Körperbewegungen, indem er die Knochen als Hebel darstellte, an welchen die Muskeln befestigt sind; er gab eine Analyse der zusammengesetzten Bewegungen der Glieder, die erst in unserer Zeit weitergeführt worden ist. Baglioni verglich den Blutlauf mit einer hydraulischen Maschine, die Respirationsorgane mit einem Blasebalg, die Eingeweide mit Sieben; und

*) Benutzt sind die Geschichten der Medicin von Sprengel, Häser und Wunderlich.

**) Quidquid vero sit, quod inde fructus deportaverim, totum id acutissimo Hambergero debere fateor. 10. Jul. 1748.

erklärte die chemischen Processe aus der Figur der kleinsten Theile und ihrer Wirkung als Keile und Hebel. Bellini führte die Krankheiten auf Veränderungen des Bluts durch Verstopfung der Blutgefäße, der Drüsen und der Ausleerungscanäle zurück.

Während nun gegen diese synthetische Richtung Sydenham die baconische Induction wiederherstellte; während Boerhave eclectisch und aphoristisch verfuhr: herrschte in Deutschland in den zwei ersten Dritteln des Jahrhunderts noch der Geist des Systems; wenn auch die meisten, wie Friedrich Hoffmann, die Lücken der iatromechanischen Erklärung nach anderen Hypothesen ergänzten. Einen leidenschaftlichen Gegner fand sie an Stahl, der die Seele als idealistisches Princip in die Physiologie einführte, ähnlich wie einst Anaxagoras die Vernunft in die materialistische Naturphilosophie der Jonier.

Hamberger aber war, wie gesagt, der Letzte, der noch gegen die Mitte des Jahrhunderts hin an dem iatromechanischen System mit aller Strenge festhielt. Er fesselte durch die Schärfe des Räsonnements, durch Vollendung des Vortrags und eben durch den Systemgeist die Jugend, welche stets mit Einheit der Principien sympathisirt. Münchhausen berief ihn nach Göttingen; er wurde Jena nur durch einen Gewaltspruch der Eisenacher Regierung erhalten. Seine Lehrthätigkeit erstreckte sich auch auf Astronomie und Physik; was er 1741 las, war nicht zu erfahren.

Seine Lehre vom Kreislauf des Bluts war (nach Häser) ganz auf hydraulische und hydrostatische Gesetze gegründet, obwohl er die Hypothese von der Lebenskraft, als dem letzten unerforschlichen Grunde der organischen Bewegungen stehen ließ, und nur die Vollzugsweise der letzteren analysiren wollte. Er wurde in eine leidenschaftliche Controverse über den Mechanismus des Athmens und der Herzbewegungen verwickelt mit Albrecht Haller, der anstatt der mechanischen Principien und derjenigen Hypothesen, welche das Räthsel des Lebens durch unbekannte Größen, wie den Nervenäther, die Seele, die Lebensgeister zu erklären glaubten, zum erstenmale in dem Begriff der Reizbarkeit ein specifisch physiologisches Princip aufstellte.

Hamberger, sagt Sprengel, vertheidigte weniger durch Beobachtungen und Thatsachen, als durch theoretische Voraussetzungen, den galenischen Antagonismus der inneren und äußeren Intercostalmuskeln, die Anwesenheit von Luft in der Pleurahöhle, die rein passive Ausdehnung des Herzens durch das eindringende Blut. . . . Empörend war sein Haß gegen die Erfahrung, sein Pochen auf mechanische Demonstration, welche die Erfahrung nie widerlegen könne, und seine Grobheit gegen Haller, der ein Muster von Mäßigung, nüchterner und besonnener Prüfung durch Gründe gab. Er ließ Hambergers Maschinen nachmachen und kam mit ihnen zu andern Resultaten. Hamberger soll sich auf dem Sterbebette für besiegt erklärt haben.

Die Naturwissenschaften und die Medicin haben nie aufgehört, Winckelmann von Zeit zu Zeit zu beschäftigen; obwohl ihm nie Muße für zusammenhängende Studien zu Theil wurde. „Ich habe, schreibt er aus Dresden, die Physik, die Medicin und die Anatomie bisher mit vielem Fleiß studirt und von besonderen Nachrichten und Anmerkungen aus geliehenen Werken eine kleine, aber rare Collection gemacht." Diese Collection, zu der in Italien noch Manches hinzukam, besteht zur Hälfte in Auszügen größerer Werke wie des hallischen Professor Krüger (1715—1750) Naturlehre; Allen's Abriß der practischen Medicin; Boerhaves Methode des medicinischen Studiums; auch eine Sammlung von Ansichten über die Natur des Fiebers ist vorhanden; mehr als alle aber scheinen ihn Buffon's Werke angezogen zu haben. Zur andern Hälfte sind es Bemerkungen aus monographischen Abhandlungen meist der pariser und londoner Academien. Der Gebrauch solcher Abhandlungen, die den ersten Naturforschern jener Zeit angehören, setzt voraus, daß er allerdings die Grundlagen soweit besaß, um ein Interesse an den speciellsten Untersuchungen der vergleichenden Anatomie und Physiologie nehmen zu können, und daß er die Absicht gehabt hat, ein Kenner in diesem Fach zu werden.*)

Die Mathematik beschäftigte ihn wenigstens noch in den nächsten Jahren. Es gab eine Zeit, wo Winckelmann schrieb: Ich gehe jetzt ganz auf in der Mathematik; ich treibe dazu in der Schule so viel in meinen Kräften steht, eingedenk des platonischen: *οὐδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω.* Er ist außer sich vor Freude, als er den Euklid (in den Ausgaben von Barrow und Clavius) bekommen soll, der an dem Lokrer Timäus einen Cameraden haben wird. Sonst benutzte und excerpirte er die Wolf'schen mathematischen Schriften. Damals war er voll vom Enthusiasmus der Demonstration und sprach vom empirischen Verfahren mit Verachtung.**) Im Unterricht pflegte er Erfindungen aus Schotts Technik einzuschalten. Er hatte eine kleine Sammlung von Apparaten, ein Astrolab, eine Magnetnadel u. a.

Die bleibenden Eindrücke von dieser fragmentarischen Beschäftigung mit den Naturwissenschaften waren zwiefacher und sehr verschiedener Art. So sehr ihn die Gegenstände dieser Forschungen anzogen, so widerwärtig wurde

*) In Paris unter Nr. 4264. gr. 8 „Storia naturale". Es sind Abhandlungen von Borelli, Pinelli, Bartolini und Cocchi; von Steph. Hales, Apperley, Stukeley, und Alex. Stuart; von Boerhave, Leeuwenhoek, Swammerdam, Homberg (über die Gährung) und Hartsoeker; von Geoffroy, Réaumur, Perrault, Méry (Anatomie der Iris), Jussieu, Verney und dem Chirurgen Zacharias Platner. In der vaticanischen Bibliothek befand sich nach Rossetti bis 1801 ein Band mit Auszügen aus den mathematischen Meditationen des Guido Ubaldi (1540—1601), der zuerst die Perspective nach Grundsätzen bearbeitete.

**) Totus in mathesi sum ... taedet omnis Empirici nominis ... nihil ratum firmumque adprobo, quod ex principiis indubitatis, qualia sunt axiomata mathem., deduci nequit ab auditoribus etc. Br a. d. J. 1743.

ihm mit der Zeit die Mathematik, die freilich für einen großen Theil der Naturwissenschaften das Organon ist. Er befand sich also hier in einer ähnlichen Stellung wie Göthe.

Wie sehr Winckelmann in der Naturwissenschaft ein wahlverwandtes Element gefunden hatte, das erkennt man aus dem oft in späteren Jahren ausgesprochenen Plan, nach Vollendung seines archäologischen Lebenswerks mit der Wissenschaft der Natur sein Leben zu beschließen. Wenn er die Hoffnung äußert, „in dem Lande der Menschlichkeit, fern vom Kriegsgeschrei, seine letzten Jahre zu genießen"; so setzt er hinzu, „daß seine Betrachtungen von der Kunst auf die Natur gehen sollen"; ja er denkt schon daran, sich die besten physikalischen Werke anzuschaffen. In einem ungedruckten Briefe vom 22. Mai 1763 an den Buchhändler Walther,*) erinnert er an eine Commission für den Hippocrates des van der Linden (1665), und fügt hinzu, kein Preis sei ihm zu theuer. — Es ist ein Trost, sagt Condorcet, für den in den Stürmen des Lebens Ermüdeten, seinen Blick auf der Unermeßlichkeit der Wesen ruhen zu lassen, welche ewigen und nothwendigen Gesetzen unterworfen sind.

Die Neigung zu der Naturwissenschaft, die bei unsern literarischen Coryphäen des vorigen Jahrhunderts nicht häufig war, ist bei dem späteren Freund der plastischen Kunst und bei dem Mitbefreier von moderner Verbildung jeglicher Art wohl begreiflich. „Die größten Menschen in ihrer Art, sagt Winckelmann, haben allezeit die Bahn betreten, selbst die Quelle zu suchen und zu dem Ursprung zurückzukehren, um die Wahrheit rein und unvermischt zu finden. Diese Quelle ist die Natur." Und so billigt er es ganz, „daß man in Philosophie und Medicin heutzutage auf Erfahrungen geht, und nicht weiter schließt, als das Auge sieht und der Cirkel reicht."

Es ist die Richtung auf die sinnliche Erkenntniß, die er zu der Erkenntniß des Begriffs hinzuverlangte, und die ihn von dem Buchstaben der Schriftsteller zu den Denkmalen der Vorzeit, und aus den Bücher- und Hörsälen Deutschlands nach Land und Leuten des Südens trieb, und die sich auch in seinem Stil voll körperlicher Gediegenheit und Fülle abspiegelt. Die Beschäftigung mit der Naturkunde ist für den Theoretiker der Kunst eine nützliche Schule gegenständlichen Denkens, und ein Präservativ gegen einen doppelten Irrthum: den Irrthum des Gelehrten, welcher geneigt ist, das Geheimniß des Kunstwerks in Begriffen zu suchen, und den Irrthum des Dilettanten, der es in Empfindungen zu besitzen glaubt und die Lebhaftigkeit des Eindrucks mit der Deutlichkeit der Erkenntniß verwechselt.

Die experimentalen Naturstudien, seit dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland auch unter dem Bürgerstand sehr populär, waren überhaupt ein

*) Mitgetheilt von Prof. aus'm Weerth in Bonn.

heilsames Gegengewicht gegen den eingefleischten Hang der Deutschen, sich in den leeren Subtilitäten der Metaphysik und Dogmatik aufzureiben. Zumal aber urkräftige und harmonisch organisirte Naturen pflegen, wenn sie von Amtswegen auf Dinge der historisch-geistigen Sphäre angewiesen sind, die Herstellung des intellectuellen Gleichgewichts und folglich die intellectuelle Gesundheit in dem Verkehr mit der Natur zu suchen.

Während die Geisteswissenschaften uns oft nöthigen, mit Begriffen ohne Anschauung, ja mit Worten ohne Begriffe vorliebzunehmen, so muß sich, wer die Natur kennen lernen will, freilich die abgezogensten Denkoperationen geläufig machen, aber diese Operationen sind nur die Werkzeuge zur Erfaßung des handgreiflich Realen, und eines Realen von unerschöpflicher Fülle und Bestimmtheit sinnlicher Existenz. Während in der Philosophie der Geist die Probleme fast stets aus eigenen Mitteln beantwortet, daher aber auch das Gewebe des gestrigen Tages gewöhnlich morgen wieder auflöst: so giebt uns die Natur allerdings für jede Lösung ihrer Räthsel zwei neue, aber sie tröstet uns mit dem Gefühl der Sicherheit und des Fortschritts, weil jeder wirkliche Erwerb für die Ewigkeit ist, und weil sie stets mit einem ganz ungeahnten Schauspiel überrascht, wenn sie sich endlich entschließt, uns ihre tiefversteckten Geheimnisse zu verrathen. Auch sie endlich offenbart hinter jedem erkannten Begrenzten ein Unendliches im Großen und Kleinen, und sie berechnet sogar das Unendliche; aber statt den Geist zu ungemessenen Ansprüchen zu reizen und uns zu den zahllosen natürlichen und gesellschaftlichen Leiden noch ein metaphysisches Leiden zu schenken, führt sie den Geist aus sich heraus und lehrt ihn „den Dingen sich fügen"; und diese Dinge gewähren das ebenso erhabene wie tiefberuhigende Schauspiel unverbrüchlicher Ordnung.

Auf der andern Seite aber kann der Versuch Winckelmanns, ein Mathematiker zu werden, nur angesehen werden als ein interessantes Beispiel, wie wenig sich damals selbst die, welche für ganz andere Formen des Erkennens und des Seins organisirt waren, der Macht des Zeitgeistes erwehren konnten.

Die Mathematik und die Mechanik hatten dem siebzehnten Jahrhundert das intellectuelle Gepräge gegeben. Sein welthistorisches Werk war die Einführung der Mechanik in die Himmelswelt durch Isaak Newton. Dieß war die entscheidende Epoche moderner Weltansicht, die Beseitigung der letzten Reste der theologischen und phantastischen Astronomie des Alterthums, das erste System der neueren Naturwissenschaft und die Besiegelung ihrer Superiorität über alles Frühere. Nun erschienen Cartesianismus und peripatetische Philosophie wie zwei Phantome, die um Chimären stritten. Eine bis dahin noch nicht erhörte Energie der mathematischen Meditation war hier auf die Gesetze

getroffen, welche das körperliche Universum beherrschen und die der menschliche Geist Jahrtausende lang gesucht hatte.

In einem solchen Jahrhundert war es kein Wunder, wenn selbst die Wissenschaften und die Provinzen des geistigen Lebens, in welchen es nichts zu zählen und zu messen giebt, in die Wirbel dieses Gestirns hineingezogen wurden.

Descartes gab der Philosophie für eine Reihe von Generationen die mathematische Signatur, indem er die mathematischen Tugenden der Klarheit und Deutlichkeit für die letzten Criterien der Wahrheit erklärte. Wenn der Geometer Pascal das göttliche Leben im Menschen vor dem unaufhaltsamen Eindringen des Materialismus nur durch die Ergebung in die unfehlbare Autorität zu retten glaubte: so dachte und bewies Spinoza die Gottheit ganz geometrisch, während sein Antipode Leibnitz der Metaphysik die Gewißheit des Euklid geben wollte; und die Fragmente seines Gedankengebäudes beweisen, daß diese mathematische Metaphysik nicht nur an den griechischen Geometer, sondern auch an den Erfinder der Differentialrechnung erinnert haben würde. Aber diese Einflüsse sind weit über das Gebiet der Speculation hinaus bemerklich. Wir erkennen sie wieder in der mechanischen Staatslehre des Thomas Hobbes und in den drei Einheiten der classischen Tragödie; sie reichen von der Theorie der academischen Malerei bis herab in die Gartenkunst und in die conventionellen Formen des geselligen Verkehrs.

Es ist gewiß, verkündigte Fontenelle in der Academie der Wissenschaften, und die Völker werden sich davon mehr und mehr überzeugen, daß die politische Welt so gut wie die physische, von Gewicht, Zahl und Maß geregelt wird.

So tief war der Geist der Mathematik in die Sinnesweise der Zeit eingedrungen, daß man auch das Schöne nicht bloß auf Zahlen und Verhältnisse reducirte, sondern der Schönheit der Theoreme und der Maschinen in den ästhetischen Lehrbüchern eine der ersten Stellen anwies. Die Newton'schen Gravitationsgesetze sind für Francis Hutcheson das glänzendste Beispiel der „Verbindung des ungeheuersten Mannigfaltigen mit dem Einfachsten"; — dieß ist seine Formel der Schönheit. Auch hier zeigt sich, daß man das Höchste nur erreicht in den Dingen, die uns zur Zeit für das Höchste, ja für das Ein und Alles gelten.

Aber dieser mathematische Geist lastete auf großen Strecken des Geisteslebens mit lähmender und austrocknender Wirkung. Das achtzehnte Jahrhundert, dessen Anfänge er noch mit einigen Triumphen bezeichnete, überkam die Mission, ihm seine Schranken anzuweisen. Dieses Jahrhundert hat in der Kunst und Dichtung, im geselligen und im politischen Leben, in der moralischen und religiösen Sphäre, die Idee der Freiheit wieder zur Geltung

gebracht; es hat die Welt des Gefühls und der Ahnung, die Begeisterung und die schaffende Phantasie, das Naturartige im Geistesleben und den Geist in der Natur wieder in ihre Rechte eingesetzt. Das neunzehnte Jahrhundert begann damit, das was die besonnenen Geister des vorigen unter bestimmten Bedingungen zugelassen hatten, zu einem Unbegrenzten zu erweitern; es hat uns dadurch in Gefahr gebracht, nachdem die Schwärmerei für seine ephemeren Gebilde verraucht war, fast alles damals Erworbene wieder einzubüßen.

Im vorigen Jahrhundert dagegen gingen die besonnensten Geister darauf aus, nicht das Gesetz umzustürzen und die Willkür zu entfesseln, sondern die unveränderlichen, in der menschlichen Natur begründeten Grenzmarken des geistigen Kosmos festzustellen. In unsern ersten Denkern, Lessing und Kant an der Spitze, waltete dieser Geist des Maßes, welcher der Geist des hellenischen Alterthums, der Reformation und der Weisheit überhaupt ist.

In dieses Werk der Rehabilitation einer lange Zeit verdunkelten Hemisphäre des geistigen Lebens trat an seiner Stelle und an seinem Theil auch Winckelmanns Werk ein. Die Herabsetzung der mathematischen Proportionen zu einer bloßen untergeordneten Vorbedingung der Schönheit ist bloß eine Formel, in welcher dieser Gegensatz sich zuspitzt.

Winckelmann betrachtete die Mathematik mit steigender Abneigung; er erklärte sich für unfähig, „mit der Modewissenschaft, die in Hexenstichen aus Zahlen bestehe, sich abzugeben, weil ich dieselbe nicht schätzen kann, da alle Algebraisten, die ich kenne, nicht sensum communem haben.“ Dieß schrieb er unter dem Eindruck gereizter Empfindlichkeit; wenn er dagegen warnt, „daß nichts mehr von der Natur entferne, als ein Lehrgebäude und eine strenge Folge nach demselben“, und behauptet, „daß die Natur in allen Dingen unter Regeln, Sätzen und Vorschriften sich verliere und unkenntlich werde“: so hat nur speculativer Unverstand solche Sätze für „so unverständlich wie unerfreulich“ erklären können.*)

Man hat übrigens die Bemerkung gemacht, daß der Geist der mathematischen Wahrheiten und der Geist der Gelehrsamkeit wider einander sind, daß sie sich ausschließen, ja verachten, und daß beide selten in Einer Person vereinigt waren.

Winckelmanns Universitätsjahre entbehrten des üblichen Finale der Disputation, der Dissertation und des Grades; dagegen hatte sich sein Dichten und Trachten gegen das Ende hin, statt auf academische Würden, auf die academische Reise gerichtet, die nach altem Herkommen den Studienjahren und der Magisterpromotion folgte. Sie war damals schon sehr selten geworden,

*) Winckelmanns Werke, Dresdner Ausgabe. IV. a., Anm. 582.

während sie noch im siebzehnten Jahrhundert als wesentlicher Bestandtheil gelehrter Bildung galt.

Selbst der Aermste versagte sich früher diese Reise nicht. Wer keines der sehr zahlreichen und oft sehr bedeutenden Reisestipendien bekommen konnte, und auch keine Condition als Begleiter fand, der half sich (nach Tholuck) durch mit Privatvorlesungen, Correcturen und kleinen literarischen Arbeiten. Selbst während der Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges hörten diese Reisen nicht auf: und Viele suchten die Fremde, ohne gelernt zu haben, was daheim zu lernen war, und ohne daß sie wußten, was sie suchen wollten; sie besahen die Bibliotheken, bloß um sie besehen zu haben; und excerpirten, bloß um Excerpte mit nach Haus zu bringen.

Die Reise Winckelmanns wird von zwei Gewährsmännern (Genzmer und Uden) gleich an den Schluß seiner ersten Universitätsjahre und in den Anfang des Jahres 1740 verlegt, während sie nach Paalzow (dessen Erzählung aber die unbestimmteste ist) von Hadmersleben aus, und zwar mittelst der dort ersparten Summe, unternommen worden wäre. Aber die dabei vorkommenden Scenen des östereichischen Erbfolgekriegs ergeben ein drittes Datum, den Spätsommer oder Herbst 1741. Er scheint sie von Jena aus gemacht zu haben, wo er vielleicht zu diesem Zweck die neueren Sprachen angefangen hatte.

In Halle hatte er sich allerdings schon im Stillen darauf gerüstet. *) Im letzten Winter erschien er Abends oft auf dem Rathskeller, „unterhielt sich mit alten ehrbaren Bürgern von ihren Wanderschaften und zeichnete sich mehr als eine Reiseroute nach Paris aus ihren Erzählungen auf. Er wollte von Erfurt an allabendlich ein Kloster zu erreichen suchen, wo er freies Quartier zu finden hoffte, indem er vorgab, daß er die Religion verändern und in Rom sein Glaubensbekenntniß ablegen wolle."

„Endlich verkaufte er alle seine Bücher und Sachen, schaffte sich für das daraus gelöste Geld einen capucinergrauen Rock, ein paar gute Stiefeln und einige Wäsche, wie auch den Nyssel'schen Catalog an, und trat damit zu Fuße die Reise nach Paris an. Aber in keinem Kloster wollte man ihn beherbergen, weil er nicht arm, sondern gar zu gut gekleidet wäre, und als er nahe an Frankfurt kam, wo er die Krönung Carls VII. mit ansehen wollte, war sein Geld alle; er kam blutarm nach Halle zurück."

Nach Udens Erzählung kehrte er um, weil eine französische Armee vom Elsaß her im Anmarsch nach Bayern war, die, wie es hieß, alle jungen Leute aufgriff. Hier ist wahrscheinlich das Hülfsheer gemeint, welches sich in Folge des Nymphenburger Bündnisses (vom Mai 1741) im Elsaß gesammelt hatte.

*) Vgl. Allgem. Anzeiger. Gotha 1812 S. 9 ff.

Dieses 30 bis 40,000 Mann starke Heer überschritt am 15. August unter dem Marschall von Belleisle bei Fort St. Louis den Rhein und zog durch Schwaben nach Bayern; während ein zweites Heer von 12,000 Mann unter Maillebois in Westphalen einrückte. Die Furcht untergesteckt zu werden, war übrigens schwerlich begründet. Es war beschlossen, daß man alle deutschen Länder als Freundesland behandeln, und bezahlen sollte, was man verzehrte.

Die Krönung Carl Alberts fand zwar erst am 24. Januar 1742 statt; aber sie war lange Zeit berathen und angekündigt worden. Allerdings ging um diese Zeit noch eine zweite kleinere Armee an derselben Stelle über den Rhein; aber soll man annehmen, daß Winckelmann eine so weite Fußreise im Januar unternommen habe? Auch das folgende Anecdötchen dürfte schwerlich zu der winterlichen Jahreszeit passen.

Das hessische Städtchen Gelnhausen nämlich war der Wendepunkt seiner Reise. Von da kam er nach Fulda; ehe er in das Thor eintrat, wollte er seinen Anzug in Ordnung bringen und seinen Bart scheeren. Er stand an dem Geländer der Fuldabrücke und war im Begriff das Messer zum Gesicht zu führen, als er hinter sich einen Schrei vernahm. Er wendet sich um und sieht eine Dame in einem Wagen mit allen Geberden des Entsetzens anhalten, weil sie seine Bewegung für einen Selbstmordversuch gehalten hat. Sie ruft ihn zu sich und fragt ihn aus; er erzählt ihr sein Vorhaben und dessen Ende; sie nöthigt ihm ein Geldgeschenk auf.

Was aber wollte Winckelmann mit dieser Reise und was hat er in Paris suchen können?

Sehr mannichfaltig waren die Zwecke, die man auf solchen Reisen zu erreichen strebte; der Theologe, der Cavalier, der Humanist hatten ihre gemeinschaftlichen und ihre eigenen Zwecke. Die Söhne der Vornehmen suchten die Höfe und die Sammelplätze der europäischen Diplomatie; als solche zeichnete man früher Rom, Wien, Paris, Brüssel und Madrid aus. Andere suchten den Umgang mit den großen Gelehrten des Auslands; vor der Zeit der Journalistik war, nach Scioppius Zeugniß, die Conversation die Hauptfrucht der Reise.*)

Dreierlei Gesichtspunkte unterscheidet der classische Brief des Justus Lipsius über die nobilis et erudita peregrinatio.

Der erste ist die Bildung des Urtheils durch die Kenntniß fremder Völker, Sitten und Verfassungen. Der zweite ist die Wirkung der Denkmale der Vorzeit auf Phantasie, Einsicht und Geist. Es ist das Licht, welches diese Tempel und Theater, diese Bogen und Gräber über die Blätter der Schrift-

*) Conversatio proximus peregrinationis fructus est. Scioppii consultationes de schol. et stud. ratione.

steller ausgießen; es ist die geheime Wonne, auf dem Boden sich zu wissen, wo die Großen des Alterthums gewandelt haben, und wo ihre Manen nicht bloß vor die Erinnerung, sondern so zu sagen vor die Augen treten; es ist die Erhebung des Geistes, der beim Anblick so großer und erhabener Dinge selbst größer wird; — idque experti dicimus, fügt er hinzu. Aber wir Nordländer bedürfen auch (und das ist das Dritte) der romanischen Nationen, um unser bäuerisches Wesen an ihrer Urbanität abzuspülen; denn die Eleganz in Benehmen und Sprache, die „Tugend des Aeußern", den Sinn für Anstand und Anmuth lehren uns nur diese gebildeteren Nationen.

Daß nun unser junger Abenteurer schon damals den Trieb hatte, zu dem was er gelesen hatte (nach Göthe's Worte) „in der äußern Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen"; — daß bereits ein halbdunkles Verlangen nach dem Anblick der Monumente der Vorwelt bei seinen Reiseplänen mit im Spiel war; daß unter dem Lesen seiner Texte zuweilen der Wunsch aufstieg, an den Orten zu stehen, die Luft zu athmen und der Landschaft und der Lebensweise der Länder sich zu überlassen, wo so große Dinge gewachsen waren: dieß ist möglich und wahrscheinlich; denn die Knaben pflegen schon gar früh ahnend ihre späteren Thaten zu weben; auch hatte man damals wieder angefangen, mit solchen Gedanken nach Italien zu reisen. Addison hatte vor seiner Reise nach Italien alle auf transalpinische Oertlichkeiten bezüglichen Stellen lateinischer Dichter gesammelt: sie wurden später der Schmuck seiner Reisebilder (1705).

Allein damals, als für Winckelmann die Kunst noch ein unbekanntes Land war, hätte ein so unbestimmtes Verlangen wohl schwerlich hingereicht zu einem so verwegenen Entschluß; und warum strebte er gerade nach Paris? Ein früherer Erzähler hat die Vermuthung ausgesprochen, er sei durch Julius Cäsars Denkwürdigkeiten dazu gereizt worden; die Schlachtfelder und Lagerstätten Cäsars wurden allerdings in Frankreich noch besucht und gezeigt; aber das Interesse an der römischen Welt war ihm damals bereits fern getreten.

Die Erwähnung des Ryssel'schen Catalogs führt, wie es scheint, auf die rechte Spur.

Der Amtmann und Commissionsrath zu Wittenberg, Joh. Jacob von Ryssel, war ein Schüler des Thomasius, dessen „Monatliche Gedanken" er fortzusetzen anfing, und dessen Vorlesungen er in seiner Ausgabe des Vossius'schen Werkes über die Philosophie der Alten und in seinem elenden Naturrecht geplündert hatte (1689). Nach diesem Debüt verstummte er und begann eine Bibliothek zu sammeln, die sich über alle Zweige des Wissens erstreckte. Als der Sohn Friedrich Jacob die Bibliothek seines (1730) verstorbenen Vaters ordnete und verzeichnete, drängte sich ihm der Gedanke an die unauflösliche Verkettung des gesammten Wissens auf, und er beschloß diese ins Einzelnste

gegliederte Ordnung in dem Catalog darzustellen. Auf die genaueste Beschreibung folgten bei Hauptwerken ausgewählte critische Anmerkungen; und eine Kupfertafel mit einem Kreise von 93 Ausschnitten und Namen von Disciplinen sollte jenen nexus omnis eruditionis darstellen. Im Herbste 1741 erschien das erste Heft dieses Catalogs, welches die Philologie enthält. Es war Winckelmanns Reisebuch; eine Landkarte für die Welt der Bücher, in der er damals noch ganz aufging.

Nachdem er so viele Bibliotheken von untergeordnetem Rang gesehen hatte, wünschte er also die größte Bibliothek jenseits der Alpen kennen zu lernen; und wahrscheinlich war sein Magnet geradezu die griechische Handschriftensammlung zu Paris, deren Catalog im Sommer 1741 erschienen war. Seine Reise erinnert an die sechzig Jahre spätere, eben so abenteuerliche, aber erfolgreichere des jungen Carl Benedict Hase.

„In der griechischen Literatur, schreibt Winckelmann 1743, müssen wir den Italienern und Franzosen die Palme lassen; selbst ihr Adel hält sich nicht für zu vornehm für diese Studien. Gepriesen von allen Philhellenen müsse werden der Cardinal Angelo Maria Quirini, der Bibliothecar der Vaticana (später rechnet er auch ihn unter die römischen Pedanten: Br. v. 20. März 1766). Mein Gott! welch ein Schatz griechischer Erudition, welche Kenntniß der heiligen und profanen Alterthümer hat er nicht in seinen Anfängen von Corcyra niedergelegt!" Damit wolle er, fährt Winckelmann fort, dem von müßigen Köpfen ihm gemachten Vorwurf begegnen, als sei er ein unruhiger Kopf. „Allerdings wollte ich nach Frankreich; der Himmel war freilich dawider; aber ich hätte mich um dieser geliebten Sprache willen in jegliche Fährlichkeit hineingestürzt."*)

Dann hätte er freilich besser gethan, den Sitz der neuen holländischen Hellenistenschule in Leyden aufzusuchen.**) Aber die einzelnen Umstände der Entstehung dieses Plans sind uns verborgen. Man kann sich hier erinnern, daß es in Stendal eine Colonie von einigen Hundert französischen Refugiés gab, und daß Winckelmann in Osterburg einen Franzosen, wahrscheinlich einen Pariser, zum Collegen gehabt hatte.

Daß diese abenteuerliche Reise auch damals noch kein ganz vereinzelter Fall war, beweist die Fahrt des zweiundzwanzigjährigen Johann Jacob Reiske von Leipzig nach Leyden (1738), um die arabischen Handschriften der Bibliothek kennen zu lernen. Dieser erste Arabist und Hellenist Deutschlands im vorigen Jahrhundert trifft auch darin mit unserem Helden zusammen, daß

*) In Galliam quamvis ἀέκητι θεῶν contendebam: non diffiteor; at vero quibusvis me immisissem periculis ad hanc mihi dilectam linguam excolendam.

**) Nur in einem zur Uebung im Briefstil aufgesetzten Briefe von 1743 heißt es: Certum tandem est salutare Musas Lugdunenses in Batavis ibique vacare arti medicae.

„sein Leben kein Denkmal der Ehre für das achtzehnte Jahrhundert ist." Seine Reise läßt uns in die Sinnesweise solcher jugendlichen Sprachenthusiasten hineinsehen. Reiske, wenn er am Abend seines Lebens auf diese Zeit zurücksah, war überzeugt, daß er damals, mit seiner enthusiastischen Liebe zur arabischen Sprache, Wunder gethan hätte, — wenn die Zeit dagewesen wäre, die sie brauchen, und also schätzen, belohnen und aufmuntern konnte.*)

„1738 fuhr mir die Reise nach Holland in den Kopf und ich war nicht davon abzubringen. Keine Vorstellung der Gefährlichkeit der Reise in ein fremdes Land fiel mir bei, oder hatte auf meine damals kindischhitzige und der Welt unkundige Seele einige Gewalt. Ich sollte, ich mußte Leyden sehen. Keinen Plan hatte ich dazu gemacht, kein Mittel in der Hand, ihn auszuführen. Darüber ließ ich alle meine in Händen habenden Vortheile fahren und opferte alle Aussichten meines künftigen Glückes auf. Kurz, ich ging in mein Schicksal, Wohl oder Wehe, fröhlich und getrost hinein, mit verbundenen Augen." So wanderte Reiske im März 1738 mit den Handwerksburschen neben den Frachtwagen her, aufgeweckter und munterer als je in seinem Leben. Welche grausame Enttäuschungen und Entbehrungen ihn in Leyden erwarteten, das kann sich der Leser von ihm selbst erzählen lassen.

Schon früher hatte Winckelmann einen Versuch derselben Tendenz gemacht; er hatte, wie D. Ruhnken, ehe er zu Hemsterhuis ging, eine Stelle in Gesners philologischem Seminar gesucht. Das Göttinger Seminar war jedoch damals noch nicht die Pflanzschule für Humanisten, die es später geworden ist: es war nur zur Bildung guter Hauslehrer und Schullehrer bestimmt; man nahm nur Theologen auf, und zwar neun, die für zwei bis drei Jahre ein Stipendium und Aussicht auf die höheren Kirchenämter erhielten. Der Unterricht war encyclopädisch; im Griechischen war man so genügsam, die Chrestomathie des Vorstehers zu lesen; doch wurden bei den antiquarischen Vorträgen auch Kupferwerke vorgezeigt, und beim Lesen der Dichter wurde die Geschmacksbildung ausdrücklich als Gesichtspunkt aufgestellt.**)

In Hadmersleben.

Als Winckelmann mit gescheiterten Plänen und leerem Beutel heimwärts wanderte, kam er auf den Gedanken, nun in Berlin sein Glück zu versuchen; denn auf eine große Stadt hatte er es abgesehen; als er aber in Halle verweilte, verschaffte ihm wahrscheinlich ein Professor die Stelle als Erzieher des ältesten Sohnes des Oberamtmanns des Magdeburgischen Domcapitels zu

*) J. J. Reiske's von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung. Lpz. 1783.

**) Judicium de pulcro, et ille qui gustus vulgo dicitur, formatur. Gesner. Opusc. min. I. p. 73.

Hadmersleben, Lamprecht. Dieses Städtchen liegt, im Volksmund Heimersleben genannt, unweit Halberstadt an der Bode, es hatte damals etwa 500 Einwohner, ein Rittergut und eine herzogliche Amtswohnung.

Lamprecht ist der junge Mann, zu dem Winckelmann eine so tiefe, schwärmerische Neigung faßte, die er, so sehr er sich bemühte, bis ans Ende seines Lebens nie mit der Wurzel ausreißen konnte. Die Eltern sahen diese Neigung vielleicht nicht ungern, da ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Hofmeister und Zögling damals als ein wirksamer moralischer Schutz für Jünglinge, besonders in der verpesteten Atmosphäre der Universitäten, betrachtet wurde. In der That schickten sie ihren Sohn anderthalb Jahre später Winckelmann als Pensionär nach; und es war die Rede davon, daß er mit ihm die Universität beziehen sollte. Er gefiel sich in dieser auch sonst ganz annehmlichen Stelle so wohl, daß er ein sehr lockendes und ehrendes Anerbieten ausschlug.

„Er reiste einmal zu Fuß hinüber nach Halle, um eine Stelle aus den Denkschriften der Pariser Academie der Wissenschaften nachzuschlagen. S. J. Baumgarten, bei dem er sie zu finden hoffte, befahl seinem Famulus, ihn mit auf die Bibliothek zu nehmen und ihm das verlangte Buch zum Excerpiren vorzulegen. Er bekam das Verlangen, einen Menschen zu sprechen, der, um eine Stelle nachzuschlagen, von Hadmersleben nach Halle gelaufen kam. Er sprach ihn und fand bei ihm große Belesenheit, weitläufige Bücherkenntniß, eine richtige Beurtheilungskraft und nicht gemeine Gelehrsamkeit. Er suchte ihn zu bereden, sich der Academie zu widmen, nach Halle zu kommen und Magister zu werden; und versprach ihm allen möglichen Vorschub."

Auf einem Rittergute bei Hadmersleben hatte sich ein Herr von Hauses zu Ruhe gesetzt, der früher dänischer Gesandtschaftssecretär in Paris gewesen war. Zwischen dem alten jovialen Weltmann und dem ärmlichen Candidaten bildete sich ein ganz cordiales Verhältniß, das an die späteren Beziehungen zu den römischen Cardinälen erinnert. Manchen heiteren Abend verbrachten sie zusammen beim Glase Wein; beim Abschied gelobten sie sich einen Briefwechsel; und die wenigen lateinischen Billets, die daraus noch übrig sind, zeigen zuweilen einen Ton vertraulichen Humors, den Winckelmann damals keinem Anderen gegenüber fand. Da schreibt er, es fehle ihm zum Glück nichts weiter, als unter Geplauder und Scherzen mit dem greisen Freunde den müßigen Rest des Tages zu täuschen; denn selbst wer entrückt über die Erde auf diese Welt herabsähe, brauchte doch Jemanden, dem er sein Glück erzählen könne.

Der alte Herr besaß eine schöne französische Bibliothek; um dieser willen war wahrscheinlich anfangs seine Freundschaft gesucht worden. Sie bestand zum größten Theil aus historischen Werken, die er in Paris gesammelt hatte. Sie ward Winckelmann ganz zur Verfügung gestellt: und die Folge war, daß er sich in jenen Jahren auf das ihm völlig neue Gebiet der mo-

dernen Geschichte warf, mit Zurückstellung alles Andern. Seine Wißbegierde und sein Büchermangel brachten es mit sich, daß fast mit jedem Wechsel des Ortes ein Wechsel des Studiums verbunden war. Ein halbes Jahr Staatsrecht, ein halbes Jahr Medicin, nun folgte die Historie, und bald darauf die griechischen Dichter.

Bayle.

Nach solchen bunten und planlosen Studien fiel Winckelmann ein Buch in die Hände, das selbst eine bunte Miscellaneensammlung ist und keinen andern Plan als den alphabetischen hat, vielleicht aber gerade deshalb das Erste war, welches er planmäßig studirte. Diese Jahre in dem magdeburgischen Landstädtchen sind ganz leer an Ereignissen; aber im Leben eines Gelehrten ist die Begegnung mit einem Buch oft das größte Ereigniß, zumal mit einem Buche, das selbst ein Ereigniß des Jahrhunderts ist. Ob Jemand zur rechten Stunde auf einen Mann oder Schriftsteller trifft, der ihn übermächtig in seine Kreise bannt, an den er sich selbst für eine Zeit verliert und an den er jene fruchtbarste Art des Studiums wendet, die sich völlige Assimilation zum Ziele setzt: das ist eine Cardinalfrage innerer Bildungsgeschichten. Bisher hatte Winckelmann keinen solchen Meister gefunden: Vertiefung hatte ihn noch kein Buch gelehrt. Da war Bayle freilich eine seltsame Wahl, — oder ein seltsames Schicksal.

Es ist zwar keine Aeußerung Winckelmanns über Bayle vorhanden; aber die Thatsachen sprechen: die aufgehäuften Collectaneen eines eisernen Fleißes von dreizehn Jahren. Bayle muß einen überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht haben, es muß ihm gegangen sein, wie dem alexandrinischen Philosophen, da er nach Durchwanderung aller Schulen in dem Hörsaal des Ammonius ausrief, *Τοῦτον ἐζήτουν*! Und doch las er ihn nur in der Umsetzung in das wäßerige Deutsch Gottscheds, wo überdieß den ärgerlichen Partien die Arznei Leibnitz-Wolfischer Apologetik beigesetzt war.

Er überläßt sich ganz den Windungen dieses Labyrinths; er kann sich nicht sättigen. Er sinnt auf Mittel, den Inhalt der vier ungeheuern Folianten in seinen Kopf zu versetzen; er macht sich, wie der junge Albrecht Haller, einen kleinen Bayle; aber kaum sieht er ihn in zwei Folianten vor sich liegen, so fängt er schon wieder von vorne an, und es entsteht ein Quartband von fast siebenhundert Seiten; ja die Anfänge eines dritten sind aufbewahrt. Um diese selbst wieder wenig übersichtlichen Excerpte sich handlich zu machen, beginnt er ein alphabetisches Register über die Miscellen der Bayleschen Noten, welche hinter den Titeln seiner Artikel versteckt waren; durch eine Sammlung von Nachweisungen richtet er sich das Dictionnaire ein zu einem Magazin für neuere Geschichte; und wie der Chalife, der seine wandernde Bibliothek von

hundert Cameelslasten zu einem Bändchen zusammenziehen ließ: so fertigt er noch 1755 eine Quintessenz der eigenen Auszüge an.*)

Wenn man nach den Gründen dieser enthusiastischen und beharrlichen Vorliebe fragt, so denken wir zuerst an Bayle, den Meister critischer Kunst, den Patriarchen des critischen Jahrhunderts, den Friedrich der Große in der Dialectik sogar für stärker hielt als Descartes, Malebranche und Leibnitz. Bayle's Werk ist ein Museum von Musterproben dieser critischer Kunst: sein Studium ist noch jetzt, bloß formell betrachtet, ein Schmauß für den Verstand: was für eine Wirkung muß er auf Leser gemacht haben, die in den philosophisch-historischen Wissenschaften gewohnt waren, sich mit den Ungeheuern des Jahrhunderts der Polymathie herumzuschlagen!

Bayle besaß den Scharfsinn und die Klarheit, die Geduld und die Beweglichkeit des Verstandes, um die verworrensten Probleme zu entwirren, den versteckteften Irrthümern auf die Spur zu kommen. Mit jener Gleichgültigkeit gegen den Inhalt, die sich da einstellt, wo die Ausübung der Technik das eigentlich Interessante wird, tritt er an das Größte wie an das Kleinste: an die Frage nach dem Ursprung des Bösen und an die nach der Zeit der Anwesenheit des Carneades in Rom, an die Beweise des Zeno gegen die Bewegung und an die Existenz marcionitischer Märtyrer; — überall mit derselben Gemächlichkeit den Proceß nach allen Regeln der Kunst instruirend, und die Gestalt des ursprünglichen Factums aus den Anhängseln der Ueberlieferung und der Leidenschaft, der Sophistik und der Autorität mit feinen Fingern herausanatomirend. Er war Critiker durch den Geist des Mißtrauens gegen das Angenommene und Angesehene, durch den Hang, die Zuversicht der Menschen auf ihre Meinungen und ihre vermeintliche Versöhnung von Glauben und Wissen, von Wünschen und Wahrheit zu beunruhigen, und überall Widersprüche aufzustören; er glaubte dadurch ein Wohlthäter der Menschen zu werden, denn er hatte den Zusammenhang des Dogmatismus und des Verfolgungsgeistes erkannt. Er war Critiker durch die Kühnheit, mit der er einen Sinn in dem zeigte, was dem Vorurtheil ein grauenhaftes Schreckbild war, und mit der er die zerbrechlichen philosophischen Stützen desjenigen aufdeckte, was als ehrwürdige Wahrheit galt und selbst ihm in gewisser Weise dafür galt. Und vor allem war er es durch seine nüchterne Gelassenheit, die frei war von der kalten Berauschung schwacher Köpfe und Rhetoriker für den jeweiligen Gegenstand ihrer Stilübungen; frei von dem Bedürfniß auf Resultate zu kommen; frei von der Parteilichkeit für persönlich bequeme und con-

*) „Extracta ex extractis dict. hist. Bael.“ In Paris unter Nr. 4272. Der Quartband von 676 Seiten hat Nr. 4276. Das übrige findet sich in dem Quartband der Hamburger Stadtbibliothek.

geniale Gedanken; frei von dem Bedürfniß, sich in dem Gespinst einer sogenannten harmonischen Weltanschauung einzuschließen, — das fast alle Menschen zum voreiligen Abfinden mit der Wahrheit verführt. Durch dies alles war Bayle das eigentlich critische Genie der neuern Zeit.

Keinen kleinen Antheil an der Zuneigung Winckelmanns hatte sicherlich auch das ironische und neckische Verhalten Bayle's zur Theologie. Zwar brauchte Winckelmann nicht auf Bayle zu warten, um sich von der Orthodoxie zu befreien; auch später gehörte er nicht zu denen, die wie Bayle selbst und Lessing einen wohlthätigen Stimulus ihres Alters in solchen Reibungen finden. Aber er labte sich an Bayle's verwegenen Paradoxien und an seinen ärgerlichen Anecdötchen, und bestärkte sich in seiner Indifferenz gegen die Systeme der Kirchenparteien, — was ihm später so zu Statten kam. Denn die dominirende Stimmung Bayle's, die ruhige Leidenschaft seines ganzen Lebens, die er seinem Jahrhundert mittheilte, war der Abscheu eines friedliebenden und menschenfreundlichen Weisen vor dem Greuel des Religionskrieges, vor dem compelle intrare der Dragonaden; und er war durch Jugendschicksale und durch Temperament, durch das was er begriff und nicht begriff, der wahre Antipode des odium theologicum, des System- und Parteigeistes. Die Controverse fesselte ihn an diese Fragen, von deren Geist und Kern er eigentlich wenig begriff, denn seine Sphäre war das „natürliche Licht," d. h. die logischen und moralischen Grundsätze des gesunden Menschenverstandes. Aber er ärgerte sich als ehrlicher Denker an den herrschenden Systemen und ihren apologetischen Trugschlüssen, deren plump-subtiles Gewebe er mit Schadenfreude zertrennte. Ihm waren die metaphysischen und theologischen Ideen nur faßbar in ihrer starren Crystallisation und in der groben Verkalkung der Schulen; und im Durchgang durch seinen Verstand, dessen Maßstab ganz die „Klarheit und Deutlichkeit" des mathematischen Jahrhunderts war, nahmen sie eine noch positivere Gestalt an; sie kamen aus ihm hervor, wie zugerichtet für die hundert Messer seiner Dialectik.

Noch abkühlender als durch diese Dialectik wirkte Bayle durch die Art, wie er das Heiligste und das Profanste, den Tiefsinn und den Blödsinn stets mit demselben ironischen Behagen, ein Puppenspiel menschlicher Meinungen, auf die Bühne bringt. Von Bayle scheidet man mit einer gründlichen Abhärtung gegen dogmatisches Aergerniß jeder Art.

In Winckelmanns Quintessenz aus Bayle trifft man zwar auch die bekannten Gründe gegen die Lehre von der besten Welt, gegen die theologische Widerlegung der Nothwendigkeit des Bösen, die Gleichstellung der Erbsünde und der Seelenwanderung; aber das meiste sind die scandalösen Geschichtchen und Apophthegmen; wie z. B., daß Augustin gebetet habe, Gib mir, o Herr,

die Enthaltsamkeit, aber gieb mir dieselbe nicht gar so geschwinde; — daß Bellarmin gegen den Cardinal Rochefoucauld in Betreff der Beeinträchtigung der gelehrten Muße der Geistlichkeit durch die Beichte gesagt habe, Monsignore, veramente sono troppo cristiani al mondo; — daß der Cardinal Pallavicini keine Schwierigkeit mache, einigermaßen zu bekennen, daß der Kirche ohne Aristoteles einige von ihren Glaubenslehren fehlen würden; — daß der Herzog von Maine, das Haupt der Ligue, gesagt habe, es hätten die Fürsten keine Religion, bis sie über vierzig Jahre alt wären — cum numina nobis mors instans maiora facit; — daß eine pariser Bibel vom Jahre 1538 lehre, daß die Juden, die von dem Wasser getrunken, in das der Staub des goldenen Kalbes geworfen wurde, güldene Bärte bekommen hätten; und eine Menge dergleichen Krams.

Allein die Gunst Bayle's würde doch nicht ganz zu erklären sein, bei Einem, der gegen die theologischen Fragen gleichgültig war und der nie geglänzt hat in der critischen Kunst; während er, als Schriftsteller, in seinen Vorzügen und Mängeln, fast der Antipode Bayle's war. Winckelmanns Stärke lag da, wo es auf Intuition und Combination ankam, und er liebte es vom Stuhle des Meisters herab Belehrungen zu ertheilen. Bayle's Art war das Gegentheil des Ideals eines lebendigen Wissens, das Winckelmann ahnte und aufstellte: er besaß und hegte alle Eigenschaften des Büchergelehrten im kühnsten und saloppsten Stil, — die Winckelmann verspottete. Sein Buch zeigt uns ganz die Manieren eines gigantischen Polyhistors: seine Artikel sind eine knappe Zusammenstellung von Daten, an welchen ein Schweif von Anmerkungen hängt, welche die Hauptsache enthalten: Digressionen, die Dissertationen sind.

Ihn interessiren nicht die Dinge, sondern das, was über die Dinge gemeint und geirrt worden ist. Seine Männer erscheinen nicht auf dem Hintergrund der Zeit und Geschichte; kein dominirender Zug giebt ihren Bildern Zusammenhang und Haltung; wie weit entfernt ist Bayle hierin z. B. von der feinen Kunst eines Fontenelle, der die Coryphäen selbst ganz esoterischer Wissenschaften nach Character und epochemachendem Verdienst mit so leichten und eleganten Linien zeichnete. Bayle's Männer dagegen erscheinen in den hundert zerrissenen Zufälligkeiten ihres Privatlebens, und noch mehr in der spätern Uebermalung der Tradition, in den schwankenden Lichtern der wechselnden Leidenschaften der Zeiten, in den grotesken Linien, zu welchen ihre Gestalt von Anecdotensucht und Bosheit verzogen ist. Denn Bayle sagt geradezu, „daß Lügen und Fabeln das Ziel und der Geist seines Dictionnaire seien," — das ursprünglich nur eine Critik der Fehler seines Vorgängers Moréri sein sollte. Die Personen sind ihm also bloß ein Anlaß die Gespräche der Ge-

lehrten an sie zu knüpfen: in diesem Zwischenelement fühlt sich Bayle glücklich; und man sieht leicht, daß dieß Gesumme des gelehrten Sprechsaales, den er eröffnet hat, verstummen würde, sobald das Interesse am Wesen der Sache, das sympathetische Verständniß, der künstlerische Gestaltungstrieb sich regte.

Bayle fehlte der Sinn für die Sachen; deshalb ging ihm, bei seiner schrankenlosen Wißbegierde, bekanntlich das Interesse an der Naturwissenschaft ab. Für den Naturforscher sind die historischen Meinungen über die Natur nur müßige Curiositäten. Aus demselben Grunde war er, obwohl ein Mann voll Leben und Witz, ohne Sinn für Poesie und Alterthum. Im Streite über den Vorzug der Alten und Modernen stellte er sich auf die Seite der Letzteren, und glaubte, daß man Perrault die Antwort schuldig bleiben werde. Für die ästhetische Critik seiner Dichter verweist er auf Adrien Baillets „Urtheile der Gelehrten."

Bayle war der classische Repräsentant einer Menschenclasse, deren Leben ganz in der Schattenwelt der Bibliotheken, der gelehrten Journale und Correspondenzen verläuft, als gebe es keine andere Welt; schön sagte von ihm John Sterling, er scheine sein ganzes Leben verbracht zu haben in des Plinius fensterlosem Studirzimmer, nur bei Lampenlicht gesehen und die Welt als einen trefflichen Rohstoff zu Büchern betrachtet zu haben. Bayle schreibt nicht für Menschen, sondern für Leser; aber diese Kunst hat auch kein Mensch verstanden, wie dieser erste Journalist aller Zeiten.

Aber nur ein ehrgeiziger Jüngling, der seine Provinz und seine Bahn im Reiche der Wissenschaften noch sucht, kann die ganze Wonne eines solchen Gesprächs mit den Ersten aller Zeiten und über die Ersten aller Zeiten empfinden. Welche Vorbilder, welche Antriebe, welche Aussichten, welche aufregenden Aehnlichkeiten, bald berauschender, bald niederschlagender Art, müssen ihm fast hier auf jedem Blatte begegnen!

Es ist nicht Winckelmann der Freigeist, nicht Winckelmann der Kunsthistoriker, sondern Winckelmann der Durchstöberer der Literatur- und Gelehrtengeschichte, der unstäte Vielwisser,*) der Excerptor aller gelehrten Journale, der Compilator biographischer Lexica, der Sammler von Curiositäten, Bonmots und sonderbaren Meinungen, der unerschöpfliche Erzähler artiger Anecdoten aus alter und neuer Zeit: dieser Winckelmann ist es, der in Bayle seinen Mann fand, und gerade an dem Bestandtheil des Dictionnaire sich erquickte, welchen Voltaire Bayles, ernster Leser und der Nachwelt für unwürdig erklärte. Die Spuren dieses Winckelmanns liegen ganz in seinem handschriftlichen Nachlaß begraben; auch gehören sie in die erste Hälfte seines Lebens, wo seine productive Ader noch schlummerte.

*) Sed nosti vehementiam studiorum eiusmodi, quae, si potis esset, deglutire omnia auderet. Frühjahr 1743.

Beide verzehrte schon als Knaben eine unersättliche Wißbegierde; beide lasen ohne Plan und wechselten beständig, wobei ihnen das Neue stets das Beste schien. Sie ließen sich vom Zufall bestimmen und hatten nur ein Gesetz, sich an kein Gesetz zu binden; deshalb war ihnen nur ein Zweig der Literatur zuwider: die Mathematik. Sie besaßen die glückliche Gabe, ihren Anspruch an das Leben auf literarische Muße und auf literarische Hülfsmittel zu beschränken, dagegen auf Ehren und Comfort zu verzichten; auch die Scheu vor Academieen und Universitäten und vor den entremangeries professorales war ihnen gemeinsam.

Nur in Einem Puncte war auch Bayle ein Künstler in seiner Weise; er war es durch eine angeborne Grazie des Geistes, die alle seine Büchergelehrsamkeit nicht hatte ersticken können; und diese Grazie ist es eigentlich, die ihm den Stempel des Genies giebt und ihn zum Liebling des Jahrhunderts und aller Genies machte.

Betrachtet man die Gewohnheit des Wichtigthuns winziger Gelehrten mit ihren winzigen Fündlein: wie liebenswürdig erscheint dagegen die Leichtigkeit Bayle's, der uns die Schätze eines lebenslangen Fleißes schenken will, zu nichts weiter, als zu einem amusement d'esprit, einem honnête divertissement.

Man halte Bayle zusammen mit den Verfertigern ähnlicher Werke: dort hat man Bücher, die gemacht sind mit Scheere und Kleister, und an denen eine lebendige Person kaum einen Antheil gehabt zu haben scheint; hier das Wunder eines Autors, der in einem Riesenwerke fortwährend mit uns conversirt, der bei vierzehn Stunden täglicher Arbeit stets seine witzige Laune behält, und der in seinem Stubenleben ganz den Geschmack der Conversation der guten Gesellschaft getroffen hat. Denn es ist hier die Vertraulichkeit und das Sichgehnlassen, die Abwechselung und die Leidenschaftslosigkeit, die brillanten Gefechte des Scharfsinns und eine gute Dosis Lästerchronik. —

Solches war die Welt, in der unser Candidat der Theologie damals lebte, als er auf anderthalb Jahre in das kleine Hadmersleben verschlagen war.

Viertes Capitel.

Der Conrector von Seehausen.

Es wäre nun das Lustrum zu schildern, welches Winckelmann später stets als die dunkelste Zeit seines Lebens betrachtete; und es war gewiß die Zeit, wo ihn die feindseligen Mächte seiner früheren Zeit am dichtesten bedrängten: die Armuth, die Einsamkeit, die übermäßige Arbeit und die widerwärtige Arbeit. Dieses sein „Schulmärtyrthum" brachte ihn endlich zu dem Entschluß, sein Vaterland für immer zu verlassen; und mit der Ausführung dieses Entschlusses wurde es zum ersten Male lichter.

Seit dem Anfang des Jahres 1743 suchte Winckelmann eine feste Anstellung. Er machte wahrscheinlich die Reise nach Hamburg, die Uden erwähnt, in dieser Absicht. Er strebte fort, nicht um sein Auskommen zu verbessern (so sagt er wenigstens), sondern, „weil seine Lernlust beim Mangel an Büchern hinkränkele und ihm in einem strengen Winter im Kopfe einfrieren könnte."

Er hatte inzwischen einen väterlichen Freund gefunden, der ihn nicht nur liebgewann (ein Glück, das er damals nur selten gekostet hatte), sondern ihn auch vollkommen taxirte (was ihm noch nie begegnet war). Dieser Ehrenmann war Friedrich Rudolph Nolte (1691 † 1754), ein Zögling Helmstädts, zu seiner Zeit der erste Schulmann der Altmark nicht nur, sondern der erste Kirchenregent in preußischen Landen. Er wurde 1740 zum Generalsuperintendenten der Altmark und Priegnitz berufen.

Ein junger Gelehrter, den er einer Prüfung unterwarf, hat uns selbst eine Prüfung der gelehrten Ausrüstung Nolte's aufbehalten. Mit dem Bewußtsein der nagelneusten „Wissenschaftlichkeit" von der Hochschule kommend, findet er zu seinem Erstaunen in dem geistlichen Herrn der Provinz die ihm ganz neue Erscheinung eines Superintendenten mit Homer und Pindar in der Hand, der ein reines und zierliches Latein spricht, ihn „mit den Conjecturen des Vossius und den Spitzfindigkeiten der Scioppius bis zum Sterben quält," aus einer unpunctirten hebräischen Bibel liest und ohne einen Blick ins Compen-

dium die Chronologie der Völkerwanderung beherrscht. Nolte ging 1743 sogar damit um, eine griechische Anthologie herauszugeben.

Winckelmann lernte ihn wahrscheinlich bei einer ähnlichen amtlichen Berührung kennen; der älteste vorhandene Brief (vom 22. Juli 1742) ist an Nolte gerichtet; und dieser wie alle folgenden zeigt, daß er voll Verehrung und Dankbarkeit an ihm hinaufsah. Er machte auch die Bekanntschaft seiner Tochter, nach der er sich noch von Sachsen aus erkundigte; sie war die Frau des Pastors Gottfried Winning zu Bellingen bei Tangermünde. Einmal gelang es seinen Vorstellungen und seinem persönlichen Gewicht, was den Bitten der Mutter nicht gelungen war, ihn von einem wohlerwogenen, erbitterten Entschluß abzubringen, „so schwer es ihm wurde, dem sanften und geduldigen Geiste Christi zu folgen.“*)

Nolte stellte ihm bei seinem Weggange aus Preußen das Zeugniß aus, „daß man ihm in diesem Lande den seiner mehr als gemeinen Kenntnisse würdigen Lohn nicht habe bieten können.“ Manchmal scheint es, als ob er mehr als Winckelmann selbst besorgt gewesen sei, ihm ein passendes Aemtchen ausfindig zu machen.

Zuerst hatte er ihm eine Stelle in dem zwei Meilen nordöstlich von Stendal liegenden Arneburg zugedacht; aber Winckelmann fand statt eines Amtes vier, und war so bescheiden, sich diese vierfältige Ausrüstung nicht zuzutrauen. Er sollte nämlich schulmeistern, Orgel spielen, vorsingen und predigen; — was er nur selten versucht hatte.

Schon im Juni 1741 hatte man ihm das Conrectorat zu Seehausen angeboten; er schlug es damals aus, wahrscheinlich, weil er die Reise nach Paris im Schilde führte. Jetzt war die Stelle von Neuem erledigt; und dießmal setzte er alle Hebel in Bewegung. Er stellt sich dem Magistrate vor; er verschafft sich ein Zeugniß Noltes; der Stendaler Rector Tappert, der Sohn aber räth ihm, sich an seinen Vorgänger zu wenden, der ihn bei dem geistlichen Inspector empfehlen könne. Es war im März 1743 als er im Posthause vernahm, daß Boysen, der an die Johanniskirche zu Magdeburg berufen worden war, durchreisen werde.

Befremdend ist, wie Winckelmann in seiner Stellung zu Hadmersleben in den Zustand kommen konnte, in dem ihn Boysen antraf. „Ich fand, schrieb er an Gleim, im Wirthshaus von Heimersleben (Drachenkrug ge-

*) Subvertis totum hoc bene meditatum consilium litteris Tuis, quod preces maternae frustra praevenire nisae sunt; ... multae adeo contentionis res est, placidum et patiens Christi ingenium sectari, et valet illud Pyrrhonis Eleensis: ὡς χαλεπὸν εἴη τὸν ἄνθρωπον ἐκδύναι. Nihil tamen efficacius fuit, quam metus pietatis laedendae in Te et honoris Tui, ut ais, imminuendi, etc. Zwischen 1744 u. 1745.

nannt), einen Candidaten, der Winckelmann heißt. Er hat mit uns in Halle studirt... Das Aeußere dieses Mannes nahm mich wenig für ihn ein... Er war so schlecht bekleidet und von einem alten Kummer dergestalt entstellt, daß ich ihn kaum noch kannte. Mit einer Wehmuth, die mein ganzes Herz durchdrang (und mit einer Urbanität, setzt er an einem anderen Orte hinzu, die später nie in seiner Art war), entdeckte er sich mir, und bat mich, ihn nach Seehausen zu meiner Stelle zu empfehlen, weil man ihm geschrieben hatte, daß ich mit Vollmacht, einen geschickten Nachfolger auszusuchen, wäre versehen worden." — Boysen hatte sich an Baumgarten wenden wollen. — „Ich nahm mich seiner, nachdem er mich durch bewundernswürdige Proben von seinem großen Talent und von seiner Stärke in der griechischen Literatur überzeugt hatte, aus allen Kräften an; und ich habe es dahin gebracht, daß er mein Nachfolger im Amt geworden ist."

Seehausen, in dem wir Winckelmann nun für eine Reihe von Jahren festgehalten sehen, und dem seine Briefe einen so schlimmen Klang verschafft haben, ist ein altmärkisches Städtchen am Aland, das gegen 1150 von niederländischen Ansiedlern gebaut wurde und schon im dreizehnten Jahrhundert ein ansehnlicher Ort war. Zu seiner Zeit hatte es 250 Häuser und 1340 Einwohner (jetzt fast das vierfache), die von Ackerbau und Viehzucht, von Kornhandel und Brauerei lebten. Die Stadt hatte Mauern und Thore und mindestens noch zwei von den drei großen mittelalterlichen Kirchen, von denen jetzt nur noch die Pfarrkirche zu St. Peter und Paul steht. Vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahrhundert ist an ihr gebaut worden; sie besitzt einen schönen Flügelaltar, das reichste Portal des Rundbogenstils in jenen Landen und zwei imposante Thurmcolosse.

Noch einmal, aber gewiß zum letzten male, muß der Erzähler seine Leser bitten, ihn in die langweiligen Räume einer Provinzialschule zu begleiten.*) Auch die Seehäuser Schule, eine mittelalterliche Stiftung, ruhte noch auf Melanchthons Schulordnung (s. 1541); vor dem Kriege hatte sie vier Classen, die sich in zwei Unterrichtszimmer im alten Barfüßerkloster schickten; das Zimmer für die Kleinen war vielleicht nur eine Vorhalle; im Winter kamen auch sie in den gemeinschaftlichen Saal. So heißt es in dem Schulplan von 1600 (ἔργων καὶ ἡμερῶν Seehusanae Scholae constitutio). Diese Schule war seitdem so herabgekommen, daß die zwei oberen Classen 1736 nur zwölf Schüler zählten, und daß die schwereren Lateiner und die „Schulwissenschaften" aus Mangel an fähigen Schülern aufgegeben werden mußten.

Seit Kurzem hatte diese Trivialschule jedoch eine förmliche Umwandlung erfahren, sodaß sie eigentlich ein Gymnasium geworden war, und zwar eins, das

*) A. Dible, Nachricht über die Stadtschule zu Seehausen. Stendal 1864.

zwei Jahre lang als ein glänzendes Meteor am altmärkischen Schulhimmel stand! Alles dieß war das Werk eines blutjungen Candidaten der Theologie aus Halberstadt, Friedrich Eberhard Boysen. Er kam aus Halle voll jugendlichen Eifers, zu lehren, was er gestern gelernt; und er hatte Alles gelernt, was bei den Michaelis, Schulze, Ludewig und den beiden Baumgarten zu lernen war. Er rüttelte sogar den Rector Paalzow dergestalt auf, daß er ihn als Gehülfen seines Planes betrachten konnte.

Schon in der Probevorlesung hatte er durch sein fließendes Latein, durch seine Vertrautheit mit dem Griechischen, dem Syrischen und dem Talmud, und durch einen Vortrag über die Theorie des Begriffs, den Gelehrten Seehausens gewaltig imponirt; der Inspector wählte zu seiner Einführungsrede das Thema „über die frühreifen Köpfe;" eine von Seiten eines Inspectors gewiß nicht alltägliche Artigkeit.

Boysen hielt 36 Stunden öffentlichen Unterrichts, und widmete seine freie Zeit ebenfalls der Schule. Er war in dem neuerungssüchtigen Halle (wie er sagt), ganz von selbst auf pädagogische Ideen gekommen, die sehr den bald so viel Lärm machenden philanthropischen Theorien glichen; der Jahrhunderte alte Schulwust wurde nun auf einmal ausgefegt.

Er beseitigte das mechanische Memoriren und Hersagen, gewöhnte die Schüler mit ihm zu arbeiten und richtete die Logik zu für den Gebrauch des geselligen Lebens und zur Bildung des Geschmacks; in der Rhetorik und Declamation wurde die Baumgartensche Aesthetik bereits für die Schule verwerthet.

Im Griechischen konnte er den Knaben zwar nichts über den Evangelisten Lucas und Gesners Chrestomathie hinaus zumuthen: deste gründlicher war das System, welches er für das Lesen der Lateiner erfand, die einem achtfältigen Processe unterworfen wurden. Zuerst wurde der Inhalt eingeprägt und wörtlich übertragen. Sofort wurden die Regeln nach der märkischen Grammatik herausconstruirt, die stilistischen Eleganzen nach Heineccius ausgezeichnet, die Realien aus Historie und Antiquitäten beleuchtet. Nachdem man das also gewonnene Verständniß in eine freie Uebersetzung hineingetragen hatte, wurde eine Imitation gemacht, eine puerilische zuerst und dann eine männliche, welche das Exercitium ersetzte. „Zuweilen üben wir uns auch in kleinen Critiken. Wir lallen von verschiedenen Lesarten, erfinden auch wohl welche, wenn wir in den notis variorum keine bemerkt finden, jagen Phrasen auf und setzen den Text in ein anderes Latein."

Die Schuldisputationen wurden nach dem Muster der academischen organisirt, und Boysen schrieb bei solchen Gelegenheiten gelehrte Programme, darunter eines über das homerische πορφύρεος. Bei solchen Disputationen präsidirten Rector oder Conrector und verfertigten die Hälfte der

Reden und Gespräche. Wer mitwirken wollte, bezahlte einen Thaler für die Rede und das Drittel für ein Gespräch. In dieses Geld theilte sich, nach Abzug der Druckkosten, das Präsidium.

Boysen gründete sogar eine gelehrte Gesellschaft; und da man viel von der Lenninschen Weissagung über das Brandenburgische Haus sprach, so hielt er darin Vorträge über Cicero von der Weissagung.

Wirklich hob sich die Schule merklich. Im Jahre 1743 empfing und entließ sie mehr Schüler, sogar zur Universität, als lange vorher und nachher. Aber dieß Alles mußte natürlich in sich zerfallen, sobald der Mann fortkam, in dessen Kopf es entstanden war; selbst wenn der Nachfolger nicht bloß mit halber Seele bei dem Schulgeschäfte gewesen wäre.

Es war das erste Unglück Winckelmanns, daß er Boysens Nachfolger wurde, und daß das Sinken der Schule von seinem Eintritt an datirte; — zumal da man sich so viel von ihm versprochen hatte. Denn Nolte hatte seine Berufung „ein sichtbares Zeichen der göttlichen Providenz über die blühende Schule" genannt. Er zerfiel dadurch mit seinen Nachbarn und mit seinem Amte.

Am 8. April „las Winckelmann mit allgemeinem Beifall seine Probe. Er sprach in der Theologie über das Dogma von der Erlösung, in der Philosophie über die Ideen, mit ziemlicher Richtigkeit und Lebhaftigkeit;" und gab in den drei alten Sprachen Proben. Bei seiner Einführung am 16. hielt er eine lateinische Rede, „welche (nach dortigem Urtheil) eine schöne römische Schreibart und gute Sachen in sich hatte".

Ueber das, was er in den ersten Jahren zu unterrichten hatte, finden sich nur gelegentliche Winke. Er lehrte und analysirte das Hebräische nach Danz's Grammatik und hatte den geometrischen und logischen Unterricht. In der Nachricht über ein Vierteljahrsexamen vom 16. November 1743 wird er aufgeführt als „die neuere Historie und die vier Monarchieen wiederholend"; sonst dreht sich hier alles um Dogmatik und Hebräisch.

Sein Gehalt betrug wenig über 120 Thaler: $43\frac{1}{2}$ Thaler aus der Kirchenkasse, 40 Thaler Tischgelder aus Collecten (statt der „Nunspeisung" 1709 eingeführt), und noch etwa 40 für Wohnung, aus Accidentien von Leichen, Trauungen, Neujahrsrecordation, und aus Privatstunden.. Ein Herr Krusemark trägt ihm seinen Tisch an, weil er sich ein Vergnügen daraus macht, einen artigen Menschen am Tisch zu haben. Er zahlt einer Frau Groß für drei Wochen Stubenmiethe einen Speciesthaler. Den Bürgermeister Gottfr. Nic. Paalzow (1705—1780) nennt er unter seinen Wohlthätern.

„Er besaß, so erzählt sein College, die größte Sparsamkeit, und lebte bei eingeschränktem Gehalt und Einkünften so enthaltsam, daß er, wie auf der

hohen Schule, in Ermangelung eines ordentlichen Tischs, mit kalter Küche und einem Trunk Wasser vorlieb nahm. Sonst war er gastfrei und bewirthete seine Freunde nach Ansehen und Verdienst. Seine Sparsamkeit war kein Geiz, sondern gründete sich auf zwei Ursachen. Vors Erste hegte er gegen seinen alten, noch im Hospital zu Stendal (ohne Präbende) lebenden Vater eine wahre kindliche Zärtlichkeit. Dieß bewog ihn, sich selbst abzubrechen, und dankbar zu sein. Denn wahrlich, er besaß den höchsten Grad einer natürlichen Redlichkeit und Aufrichtigkeit gegen seine Freunde und Verwandte, Arme und Verlassene. Vors andere suchte er durch ersparte Gelder seinen Büchervorrath mit Schriften nach seinem Geschmack auszufüllen, ob sie gleich kostbar waren."

Wenn wir unserm Conrector selbst glauben dürfen, so war ihm das Schulhalten ganz recht, wenn nur die Schüler danach gewesen wären. Er glaubte später, daß er alle seine Ruhe in Rom hätte verläugnen können, um in der letzten Hälfte seines Lebens wiederum einen Schulmeister und Kinderlehrer abzugeben, „welches mein innerer Beruf war". Daß er ein treufleißiger Conrector war, bezeugten ihm alle seine Vorgesetzten und Collegen.

Im Anfang war er vollkommen zufrieden, und noch 1744 lehnte er eine Einladung des Bürgermeisters von Rathenow in der Mark Brandenburg mit sehr anständigen Bedingungen ab; aber allmählich entwickelte die falsche Situation, in die er gestellt war, ihre Folgen.

Jede Arbeit, auch die bescheidenste, hat in der Regel ein Recht auf den ganzen Mann: man muß sie, wo nicht für das Höchste, doch für seine Bestimmung halten. Der beschränkte Kopf, der dieß thut, wird seine Sache besser machen, als das Genie, „dem die Bühne zu eng ist". Auch ist die Befähigung für das Höhere oft Untauglichkeit für das Niedere. Newton würde ein schlechter Lehrer der vier Species gewesen sein.

Als die Schüler nach Magdeburg, Perleberg und Kloster-Berge auswanderten, warf man Boysen vor, er habe mehr für Winckelmann als für die Schule gesorgt, und er habe sein Andenken unsterblich machen wollen; während doch andere wieder klagten, ihre Kinder würden ohne Noth geplagt, sie seien sonst ohne griechische Dornen eben so klug geworden. Kleinstädter fassen es als Beleidigung auf, wenn Jemand für sich leben will; und Winckelmann war zwar „friedfertig und leutselig gegen Jedermann, aber er war ein großer Liebhaber der Einsamkeit und ein Feind des andern Geschlechts". Er wurde nie, wie bei seinen Collegen Gebrauch war, von den Bürgern zu Gevatter gebeten. Es schien seinen Bekannten, „als sei ihm die Gabe, die Herzen der Menschen zu gewinnen, entweder von der Natur oder von der kläglichen Erziehung, die er empfangen hatte, versagt worden".

Es kam unter den Jungens zur förmlichen Rebellion. „Am 9. November

1744, nach Beendigung des Schulexamens, wurde ein zwischen dem gelehrten Conrector, der sich höheren Aufgaben gewachsen fühlt, und den Schülern, denen es an Geschmack und Liebe zu den Wissenschaften fehlt, entstandener Streit von den Patronen gerichtlich ausgemacht."

Dazu kam, um das Maß voll zu machen, das Zerwürfniß mit der Geistlichkeit. Valentin Schnakenburg, aus Nackel im Ruppin'schen (1700 † 1778) war 1731 zum Kircheninspector (was unserm Superintendent gleich kam) und zum ersten Prediger von Sanct Petri erwählt worden. Die Kirche, die er 47 Jahre lang erbaute und regierte, bewahrt noch das Oelbildniß des alten Herrn in ganzer Figur, das griesgrämig genug von der Wand des hohen Chors in St. Peter herunterſieht. Schnakenburg „hielt auf das Ansehen"; er war in seinem Hause nicht glücklich; er führte mit aller Welt Streit und mißhandelte seine Untergebenen mit den schlimmsten Worten. Paalzow schreibt Winckelmann nach Rom, daß er immer geiziger und liebloser werde und an seinen Töchtern immer weniger Freude erlebe.

Noch steht die behäbige Amtswohnung, weiland Probstei, wo dieser „gute und getreue Nachbar" seinem armen Conrector schräg gegenüber saß. Er war gleich dadurch verstimmt worden, daß ihm Winckelmann einen Theil seiner Amtsbürde abzunehmen außer Stand war; während der vorige Conrector, so oft es verlangt wurde, predigte, katechesirte und Leichenreden hielt.

Winckelmann war zwar in kirchlichen Dingen sehr fügsam; er machte alle kirchlichen Uebungen mit; „er genoß das heilige Abendmahl in Gesellschaft seiner Collegen, so oft man ihn dazu einlud. Er war allemal fertig dazu"; — aber wenn er, wie sonntäglich geschah, den Predigten seines Inspectors beizuwohnen hatte, so las er im Homer. Darüber wurde er „mit allem geistlichen Eifer ausgescholten"; er klagte über „viele gegen ihn bezeigte Unhöflichkeiten" und grimmige Gesichter.

Es wäre beinahe noch ernster gekommen. „Ich war, schreibt Winckelmann im November 1757, verfolgt in meinem Vaterland und als ein Gotteslängner ausgeschrieen, und mit Entsetzung und Verweisung bedroht."

Schnakenburg äußerte laute Zweifel nicht nur an dem Glauben des Conrectors, sondern auch an seinem Latein. Diese Zweifel hatten Winckelmann so tief gewurmt, daß es ihm, als er nach Jahren so manche Verbesserungen und Erklärungen griechischer und lateinischer Dichter gegeben zu haben glaubte, einfiel, zu fragen, ob sein Inspector noch immer behaupten werde, daß er keinen einzigen lateinischen Dichter verstehe? Die „aufgeblasenen, dummen Pfaffen, die nur ihr Dorf und Halle gesehen haben"; die Superintendenten, die er „in einer eigenen Schrift mit scharfem römischen

Salze abschenern will", sind nichts anderes als der generalisirte Schnakenburg. *)

Wie groß ist die Schwachheit, am erhabensten Orte der Welt und im Verkehr mit den Werken der Jahrtausende noch immer des mürrischen Inspectors in dem Winkel des trüben Seehausen nicht vergessen zu können! Solche psychologische Abnormitäten kann kleinstädtischer Aufenthalt einer großen und freien Natur anhängen! Wie manchem ehrlichen Mann begegnet es, auf seinem Lebenswege Einen neben oder über sich zu haben, der ihn um Brod und Ehre bringen möchte; mancher schon hatte Gelegenheit, den Widersacher an einem weitgesehenen Orte der Verachtung und dem Gelächter auszustellen; aber sollte er sich nicht vor sich selbst schämen, daß er einen Augenblick solchen Elenden die Ehre anthun wollte, sie als seine Feinde zu behandeln?

In Folge dieses Zerwürfnisses wurde er wahrscheinlich zum Elementarunterricht verdammt; und diese Misere stand später immer im Vordergrund des Bildes, wenn er an Seehausen zurückdachte: „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht, und ließ Kinder mit grindigten Köpfen das ABC lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibs sehnlich wünschte, zur Kenntniß des Schönen zu gelangen und Gleichnisse aus dem Homer betete." **) Und weiter: „Ich habe Vieles gekostet; aber über die Knechtschaft in Seehausen ist Nichts gegangen. ... Wenn ich zuweilen an den Schulstand zurückgedenke, so wundert mich, daß ich meinen Nacken unter dieser Last so lange habe beugen können. .... Ich hole jetzt nach, was ich versäumt habe; ich hatte es auch von dem lieben Gott zu fordern. Meine Jugend ist gar zu kümmerlich gewesen, und meinen Schulstand vergesse ich nimmermehr."

In der That konnte sich damals Niemand diesem Berufe sonder Ehr und Einkommen widmen, der nicht, wie Flögel sagt, „mit einem unwiderstehlichen Trieb zu den schönen Wissenschaften und mit einer Lust zu hungern begabt war."

Das Leben, welches Winckelmann in jenen Jahren führte, war ein ebenso arbeitsames wie unstetes. Einsam zu Hause und überworfen mit seinen Nachbarn, arbeitet er Wochen lang Tag und Nacht; dann aber eilt er hinaus in die Nähe und Ferne; und er hatte, sagte man, die Gabe, ohne Geld zu reisen. Seine Reisen lassen sich nicht zählen; Boysen, den er jährlich zweimal besuchte, meint, er habe einen guten Theil jener Zeit auf Reisen zugebracht. Er machte sie sämmtlich zu Fuße; und man muß wissen, daß die Wege in der

*) Haerentque infixi pectori vultus, quibus nobis insultavit homo umbra suberis levior et omnium bipedum dignissimus, qui Sileno, stupidissimo deorum, a clunibus sit

**) Angit vero opera in primis litterarum rudimentis inculcandis demersa... Contingat mihi musis vestratibus inseri, ... ne incassum recidant vani conatus inter ingenia βάρβαρα et horridula. Ostern 1747.

Umgegend von Seehausen damals furchtbar waren. In der an dem östlichen Thore beginnenden Wische bleiben die Pferde oft vor dem Wagen liegen, und im Winter steht noch jetzt in entlegeneren Theilen der Verkehr stille. Er machte den elf Meilen langen Weg nach Magdeburg in anderthalb Tagen; aber hier ging er nicht aus Boysens Studirzimmer heraus und that nichts als excerpiren. Oft war er in Hadmersleben bei dem Oberamtmann und bei dem Herrn von Hauses; einmal wenigstens in Braunschweig und mehrere male in Halle; alljährlich reiste er nach Leipzig, um die Messe, die Buch- und Kunstladen und die Kunstsammlungen der Winkler und Richter zu sehen,*) und um nicht ganz hinter der Mode zurückzubleiben. Im Frühjahr 1747 schreibt er, Sonntag Cantate gedenke er nach Halle und Leipzig recta abzusegeln, um zu einigen Desseins in dortigen Bibliotheken Materialien zu sammeln. „Ich habe so strenge Menage gehalten, daß ich mit fünfzig Thalern werde abreisen können; was übrig bleibt, ist für Bücher bestimmt." Alle Augenblicke erschien er bei früheren Schul- und Universitätsbekannten in Stendal, Salzwedel, Havelberg, und in Pfarrhäusern und Adelssitzen, wo Bibliotheken zu finden waren.

Viele Verbindungen unterhielt er nur wegen der Bücher; so giebt es noch Briefe an den jungen Pfarrer zu Groß-Wanzer, Joh. Daniel Steinhardt, von dem er griechische Commentare bekam; und an den Pfarrer zu Groß-Beuster, dreiviertel Meilen von Seehausen, Christian Friedrich Papier. Dieser Papier (1687 † 1765), der Sohn eines Schusters in Fürstenwalde, war am hallischen Waisenhause Lehrer gewesen und besaß die zahlreichste Bibliothek von allen Pfarrern des Landes; darunter die Werke des Helmstädter Orientalisten Hermann von der Hardt und das Zedler'sche Universallexicon. Er war aber sehr schwierig mit dem Verleihen; und es ist rührend, wie Winckelmann immer neue bittwimmernde Wendungen für seine Briefe ersinnt, wie er erzählt, daß er dem Boten entgegenläuft, der ihm einen Buchstaben des Zedler bringt, und wie er jammert, als sich ihm, in Folge eines trotz drei- und vierfacher Umschläge vorgekommenen Flecks, die Bibliothek für immer verschließt; obwohl er zu der Hochzeit der Tochter Papiers, Dorothea Friederike, mit dem Lehnschulzen zu Stappenbeck, Erich Heinrich Winterfeld, am 9. Februar 1744, das lateinische Hochzeitscarmen gemacht hatte. Für Staatsrecht und Geschichte fand er reichen Vorrath in einer „saubern adligen Stammbibliothek" des benachbarten Ritterguts Falkenberg, damals im Besitz der Familie Bülow. Diese Bibliothek wurde dort noch bis vor einiger Zeit in zwei Schränken aufbewahrt.

---

*) „Ich habe bei dem Pater Confessionarius in Leipzig eine sterbende Matrone von Poussin gesehen. ... Arkstee hat Alexanders vier Schlachten von le Brun, die van Gunst gestochen, als etwas Prächtiges in seinem Gewölbe hängen." 29. Sept. 1747.

Und doch waren alle diese Reisen nur zeitweilige Ableiter für seine Wanderlust: denn er sammelte ein kleines Capital und tröstete sich mit dem phantastischen Plan, „einen Zug nach Egypten zu thun und unter den Pyramiden die Kunst der Alten zu studiren". Vorläufig hat er in Ermangelung von Katakomben und Thermen Hünengräber gesprengt und Urnen gesammelt. Die Bloßlegung einer colossalen Grabkammer von 96 Fuß Länge und 22 Breite, auf der Feldmark des Dorfes Bretsch, ist die einzige Tradition, die sich in jenen Gegenden noch bis vor einigen Jahren von ihm erhalten hatte.

Um nun bei seinen 120 Thalern bestehen zu können und neben den Amtspflichten die höheren Pflichten gegen sich selbst zu erfüllen, suchte er sich zu verdoppeln und schuf sich eine von jenen Tagesordnungen, wie sie schon manchen bedrängten und ehrgeizigen Jüngling ins Grab gebracht haben. Den ganzen Winter, erzählt Uden, war er mit keinem Fuß ins Bett gekommen, sondern saß im Lehnstuhl in einem Winkel vor einem Tisch; und es standen auf beiden Seiten zwei Bücherreposituren. Wenn er den Tag mit den Schulstunden und dem Unterricht seiner Pensionäre zugebracht hatte, so studirte er für sich bis Mitternacht; dann löschte er seine Lampe und schlief bis vier Uhr auf dem Stuhl. Um vier Uhr zündete er das Licht wieder an und las bis sechs Uhr, wo die Information seiner Junker von Neuem begann. Im Sommer soll er sich auf eine Bank niedergelegt haben mit einem Klotz an die Füße gebunden, der ihn bei der geringsten Bewegung durch Herunterfallen wecken sollte. Er selbst sagt, daß er seinen schlanken und etwas hochgewachsenen Körper durch Entsagungen so abgehärtet habe, daß er nicht mehr als zwei bis drei Stunden Schlafs bedürfe; und daß er im Frühling seiner Jahre eine herculische Gesundheit gehabt habe. Vor der Kälte des nordischen Winters schützte ihn der Pelzmantel, den er auch nach Rom mitnahm und der in dem unglücklichen Bilde Marons verewigt ist.

So war er am Tage, wie alle Sclaven, nur halb er selbst; erst in der Nacht ging ihm das Leben auf: dann lud er die Alten zu sich. Da saß dann der blasse und hagere Mann, in der engen, kahlen, eiskalten Mönchszelle hinter dem Petrikirchhof; mit den kleinen, dunkeln, funkelnden Augen über der Adlernase, aus der Tiefe seines Mantels in ein Pergamentbändchen des Plutarch oder des Sophocles blickend; inmitten unzugänglicher, schneebedeckter Flächen vom Süden und seinen Meeren und Menschen träumend, während der Nordost an den morschen Fensterrahmen mit den kleinen, trüben runden Scheiben rüttelte, und der Mond hinter den düstern, massigen Thürmen von Sanct Peter und Paul sich dem Westen zuneigte. *)

*) Sa profession ... l'occupait beaucoup: mais tout ce qu'elle pouvait lui laisser de loisir, tout ce qu'il pouvait dérober à son sommeil, la passion dominante le prenait; et l'on sait que les passions font toujours leur part assez bonne. Fontenelle, Eloge de Rolle.

Freundschaften.

Hier nun, wo Winckelmann zum ersten male für einige Jahre an einen Heerd gefesselt war, sehen wir ihn denn auch von einem Kreise mehr oder weniger genauer Freunde in der Nähe und Ferne umgeben. Man muß etwas von ihnen sagen: die Kenntniß des Kreises, den ein Mann aus seiner Umgebung an sich zieht, ergänzt, nach dem bekannten Grundsatze, die Kenntniß seines eigenen Characters; wenn auch ein verschlossener Character selbst mit seinen intimsten Bekannten gewissermaßen nur mittelst der Schalen seines Wesens communicirt.

Solche Verhältnisse mußten mit dem Abschied aus der Altmark zerfallen: aber Winckelmann scheint sich nie gestanden zu haben, daß Freunde für ihn keine Bedeutung mehr hatten, deren Gesichtskreis ihr Kirchen- und Schulamt, und die Alterthümer ihrer Provinz blieben, während er auf ganz anderen Meeren segelte. Wenn sie ihm nur schreiben oder antworten wollten, so war er ganz der Alte und bereit, die alte Freundschaftsasche wieder aufzublasen. Dieß ist ein schätzbarer Zug menschlicher Treue, der, wenn er in einem so bedeutenden Manne vorkommt, diejenigen beschämt, welche auf jeder neu erreichten Sproße der Leiter imaginärer Vorzüge die nicht mehr zu sehen scheinen, unter welchen sie noch gestern verloren waren.

Zugeben muß man, daß er auch seine Altmärker gern hätte wissen lassen, was für ein Prophet aus ihrer Mitte hervorgegangen war. Er ließ sich herab, zu fragen, was in Stendal und Seehausen über ihn geklatscht wurde;*) von dort war ihm Alles recht „und sollten es auch Mädchenhistorien sein."

Mit dem Neumärker Gottlob Burchard Genzmer († 1771) war er in Halle, vielleicht auch in Berlin zusammen gewesen; und in der Folge, als Genzmer in mecklenburgische Dienste trat, wurde ihre „süße Freundschaft" durch Briefe und Besuche in Havelberg warm erhalten. Zu dem Kreise, der sich hier zusammenfand, gehörte auch Büttner, Erbherr auf Calitz, und der Hofrath Cothenius, der spätere berliner Academiker und Leibarzt Friedrichs II. Durch ihn erhielt Genzmer die Berufung nach Mirow als Erzieher des Erbprinzen Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, seiner Brüder und seiner Schwester Sophie Caroline, seit 1761 Gemahlin König Georgs III. von England; zur Belohnung wurde er 1758 Propst in Stargard. Der Rector Frisch in Berlin hatte ihn für die Naturkunde interessirt; er besaß ein Mineralien- und Petrefactencabinet, das durch 1200 polirte Platten einzig in Deutschland war und für das der Herzog vergebens 2000 Thaler bot. Der englische Reisende Thomas Nugent, der ihn kennen lernte, als er ein Fünfziger war, fand

*) En mon climat de Gascoigne on tient pour droslerie de me voir imprimé. Montaigne, Essais III, 2.

ihn mit der sehr jungen, hübschen und angenehmen Tochter des Stallmeisters Siemßen verheirathet; er schildert ihn als einen gutmüthigen und jovialen Mann, bei dem man herzlichen Empfang, gentile Diners und trefflichen Wein fand. Winckelmann machte später den Cicerone seines jungen Herzogs in Rom; auf ihren Spaziergängen hoben sie gelegentlich Steine für ihn auf, — „wenn sie keinen Lastträger erforderten."

Ein anderer Correspondent war der schon genannte Friedrich Eberhard Boysen (1720 † 1800), der zuletzt Oberhofprediger und Oberconsistorialrath in Quedlinburg war; ein eingebildeter, prahlerischer und vielgeschäftiger Mann. Er war durch Chr. B. Michaelis, in dessen Hause er gewohnt hatte, in das Studium der semitischen Dialecte und des Talmud eingeführt worden; davon machte er guten Gebrauch in seinen exegetischen Arbeiten. Er schrieb viel über vaterländische und magdeburgische Specialgeschichte und verfaßte einen sehr angefochtenen Auszug der Allgemeinen Welthistorie; am willkommensten war seine Uebersetzung des Koran (1773).

Ein dritter Freund war der stendaler Arzt Dr. Uden, ein schlichter Mann, der noch im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in Stendal in gutem Andenken stand. „Wenn ein junger Sohn der Hygiea, schreibt Winckelmann, der neben seiner Wissenschaft sehr viel Redlichkeit besitzt, heutzutage und an einem Orte, als mein liebes Vaterland ist, emporkommt, das will viel sagen."

In einem warmen und humoristischen Ton sind die zwei lateinischen Briefe an den zehn Jahre jüngeren Cleinow (1727 † 1798) geschrieben. Wilhelm Joh. Georg Cleinow aus Osterwohlen bei Salzwedel hatte in Königsberg außer der Theologie die alten und neueren Sprachen, die Philosophie und die Mathematik studirt, und im Hause seines Oheims, des Consistorialraths Cleinow mit manchen dortigen Universitätslehrern Bekanntschaft gemacht. Auf einer Erholungsreise nach übermäßigen Studien verweilte er einige Monate bei Nolte in Stendal, und hier schloß Winckelmann mit ihm eine lebhafte Freundschaft (1748); in der Zeit danach konnte er kein griechisches Buch aufschlagen, ohne an Cleinow zu denken. Cleinow vollendete seine theologische Bildung unter Baumgarten und wurde 1756 geistlicher Inspector zu Salzwedel.*) Er soll eine hinreißende Beredtsamkeit besessen haben; von seinen sorgfältig ausgearbeiteten und noch vorhandenen Predigten hat er in zwanzig Jahren keine wiederholt. Er besaß eine vorzügliche Sammlung von Quellenschriften zur vaterländischen Geschichte, deren Kenner er war.

Viel lebhafterer, ja mitunter leidenschaftlicher Art, war das Verhältniß Winckelmanns zu einigen Jünglingen, zum Theil solchen, mit deren Erziehung

*) En! quid agis, dulcissime rerum? Gestirem te videre adscitia prolixiori coma, coeruleis illis λήροις sub mento et pallio praeter solitum graviter incedentem. 24. Jun. 1752. Noch von Sachsen aus hat er Cleinow in Salzwedel (Ende 1750) besucht.

er betraut war. Hier begegnen uns zuerst Züge des ihm eigenthümlichen Cultus der Freundschaft.

Einer seiner Pensionäre war Friedrich Ulrich Arwed von Bülow, der älteste Sohn des 1738 verstorbenen Friedrich von Bülow-Plieschkow, Freiherrn zu Falkenberg, dessen Wittwe, Johanna Auguste, geborne von Arnim, damals auf dem nahen Gute Schönberg mit ihren drei Söhnen lebte. Friedrich war 1726 zu Stockholm geboren, wo sein Vater Ministerresident war; Pathenstelle hatte das dänische Königspaar vertreten. Er ist der Vater des ebenso genialen wie unsteten und unglücklichen Schriftstellers Heinrich von Bülow († 1807); der Sieger von Dennewitz war sein natürlicher Sohn. Winckelmann machte damals mit ihm eine Reise nach Braunschweig.

Im Jahre 1747 hatte sich Bülow unter Bezeigungen, die Winckelmann tief kränkten, von ihm getrennt; aber bald suchte er durch mehrmaliges Schreiben das alte Verhältniß wiederherzustellen; und Niemand konnte zu solchen Wiederherstellungen bereitwilliger die Hand reichen als Winckelmann.

„Mich jammert herzlich, so antwortet er ihm in dem von Gurlitt veröffentlichten Briefe, daß ich mein Werk an Ihnen nicht habe vollenden können. ... Meine Seele gebe ich Ihnen in jedem Worte von mir. ... Es mag mir wohl oder übel gehen, so will ich an Sie gedenken, mein Freund! ja alsdann will ich an Sie gedenken. ... Dieses kann zu allen Zeiten ein Ruhm für Sie bleiben, daß Sie einen Freund besitzen, sollten auch tausend Berge und Thäler uns scheiden, dergleichen den seltensten Freunden aller Zeiten zu vergleichen ist. Ein nicht geringes Gut, wer es zu schätzen weiß!"

Winckelmann giebt ferner zu verstehen, daß Bülow in seiner damaligen Lage mehr als jemals sein Mitleid verdiene; er meint die Gefahr, auf dem Lande im Müßiggang und durch den Verdruß über häusliche Zerwürfnisse (wahrscheinlich in Folge einer Liebesaffäre)*) geistig zu verkommen und zu verderben. „Wenn Gott nicht einige Umstände schickt, so ist es um Sie geschehen. Dieses sind die schönen Jahre, wo der Verstand seine Stärke anfängt zu gewinnen, und derselbe kann, welch ein Jammer! durch Versäumung und Mangel guter Schriften nicht zur Reife kommen." Bülow wollte die Universität beziehen, und Winckelmann giebt ihm seine Rathschläge; er empfiehlt ihm Rapins englische Geschichte und Frau Daciers Plutarch zur Lectüre.

Bülow hatte ihm den Antrag gemacht, sein Hausgenosse zu werden und auf dem Rittergute bei ihm zu wohnen. So sehr Winckelmann ein solches Zusammenleben mit Freuden damals und stets als ein Eldorado erschien, so unerträglich war es ihm, „von eines Freundes Mildthätigkeit ab-

*) „Seine Mutter ist genöthigt, seine Maitresse im Dorfe zu leiden; ja sie thut ihr viel Gutes und hat seinen ältesten Sohn bei sich, den er selbst unterrichtet. Brief Winckelmanns vom 6. Juli 1754.

zuhängen, „weil die Vollkommenheit seiner Liebe kein Interesse und Vortheil leide;“ weil er fürchtete ihm dadurch verächtlich zu werden, sich zu beflecken und dgl. Aber Bülow fuhr fort, ihn mit Briefen zu bestürmen.: „Es gab eine Zeit, wo Bülow fast ohne mich nicht sein konnte.“ (9. Sept. 1767.) „Wie wünschte ich, daß ich gegenwärtig Ihnen, so wie abwesend, lieb wäre!“

Drei Jahre später folgte er wirklich Bülows Einladung.

Er verließ Röthnitz und wohnte eine Zeitlang bei seinem Junker auf dem Rittergute Schönberg; vielleicht, wie sein Freund und College Franke damals glaubte, um Zeitlebens bei ihm zu bleiben. Aber er sah bald, wie wenig er dieß idyllische Leben auf die Dauer ertragen könne. „Ich genieße, schreibt er am 3. Januar 1751, alles das Gute, was mein Freund und unser Landhaus mir zu verschaffen vermag. Allein ich bin von der übrigen gesunden Welt gleichsam abgeschnitten.“ So ist er denn entschlossen, im Frühling seine Arbeit wieder anzutreten.*)

Damals oder kurz nachher wurde das Verhältniß durch Bülows „bittere Galle“ für immer aufgelöst. Es war schwer mit Bülow zusammen zu leben. „Sie haben verstehen lernen, Freunde zu wählen, wenn sie nur etwas bemühter sein wollten, Freunde zu verbinden und sich zuzueignen.“

Hieronymus Dietrich Berendis, geboren zu Seehausen (1719 † 1782), stammte aus einer dort Jahrhunderte lang hochangesehenen Familie, die durch mehrere Geschlechter hin das Bürgermeisteramt des Ortes bekleidet hatten. Er studirte die Rechte und wurde Auditeur bei den preußischen Husaren des Regiments von Ruesch. Hier verfiel er in ein rohes Leben, aus dem er sich herauszureißen strebte, indem er 1746 nach Berlin ging: „er hat sich, schreibt Winckelmann, zu einer vernünftigen Lebensart gewandt: er hat seine Glücksmaschine auf die mögliche Art und Weise in Bewegung zu bringen gesucht und fest versprochen, der Liebe und Gemächlichkeit kein Gehör zu geben.“ Der junge Mann hatte Winckelmann sein ganzes Lebensglück zu danken.

Berendis gerieth in Berlin in eine verzweifelte Lage; er wäre vielleicht untergegangen; da brachte ihn Winckelmann in das Bünausche Haus als Erzieher des jüngsten Grafen. Dabei aber hatte er so einseitig für Berendis' Bestes gesorgt, daß er sich genöthigt sah, den Informator selbst jeden Abend für die Lection des folgenden Tages zu informiren. Berendis begleitete den jungen Grafen auf das Carolinum in Braunschweig und wurde nach Beendigung dieses Erziehungsgeschäftes von Bünau an den Weimarschen Hof empfohlen; er war zuletzt geheimer Kammerrath und Director der jenaischen Landschaftscasse; Chatoullier der Herzogin Amalie, wie Göthe angiebt, ist er nie gewesen.

*) Diese Thatsache geht hervor aus einem Briefe aus Schönberg, im Besitz des Herrn Wilhelm Künzel in Leipzig.

Wie eng das Verhältniß Winckelmanns zu ihm war, geht daraus hervor, daß er der Einzige ist, dem er sich bei seinem Religionswechsel ganz anvertraute, und der ihn sogar wieder unschlüssig machte; der Einzige auch, mit dem er bis zu seinem Ende correspondirt hat.

Noch viel leidenschaftlicher war das Verhältniß zu dem jungen Lamprecht, von dem mir weiter nichts bekannt geworden ist, als daß er später Secretär des Obersten von Retzow in Potsdam war, und 1791 als Kriegsrath bei der neumärkischen Kammer zu Cüstrin starb.

Lamprecht war ihm nach Seehausen gefolgt; sie bewohnten zusammen ein Zimmer, das zugleich Studirzimmer und Schlafzimmer war. Die Zuneigung, welche Winckelmann zu ihm faßte, genügte sich nur in dem Vorsatz, diesem Freunde alles zu werden, was ein Mensch dem andern werden kann. Er wollte der Schöpfer seines geistigen und seines materiellen Daseins sein. Er sinnt auf Möglichkeiten, sich eine Stellung in seiner Nähe zu verschaffen, ja ihn mit sich nach Italien zu führen; er überläßt dem leichtsinnigen jungen Menschen bedeutende Summen, um die er betrogen worden zu sein scheint. „Dieß ist der Freund, ruft er, den ich mir geschaffen, erzogen, auf den ich die Kräfte meiner schönsten Jahre verwandt; auf den ich Gesundheit, Leib und Leben verschwendet und den ich das hohe Glück einer heroischen Freundschaft schmecken gelehrt.“ „Die Freundschaft, schreibt er an ihn, ist es werth, daß man Alles um ihretwillen verläßt... Ich bin versichert, unsere Freundschaft würde bis in den Tod durch die schwersten Proben vollends bewährt werden... Sollte es Leben und Ehre gelten, mein Herz würde sie für Dein Heil aufopfern. Der Himmel muß uns Gutes thun um unserer Redlichkeit.“*) Damals kannte Winckelmann keinen höheren Lebenszweck, als mit ihm (wie die Alten von einem hochgepriesenen Freundespaar sagten) auf Einem Nachen durchs Leben zu schiffen. „Er widmete sich ihm, sagt Göthe, für ihn zu leben und zu leiden; für denselben fand er selbst in seiner Armuth Mittel, reich zu sein, zu geben, aufzuopfern; ja er zweifelt nicht, sein Dasein, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich Winckelmann, selbst mitten in Druck und Noth, groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leisten kann, den er über alles liebt.“

Ihr Zusammenleben währte wahrscheinlich bis zum Frühjahr 1746. Damals verließ ihn Lamprecht, wie es scheint, um die Schule von Ilefeld zu beziehen. Aber es war nicht bloß die Trennung, welche Winckelmann betrübte. Lamprecht hatte die Seele des zärtlichen Freundes schmerzlich verletzt. In den Hundstagsferien eilt er nach dem Amthause in Hadmersleben; aber es wird

*) Ein Brief vom 16. Februar 1744 hat die Ueberschrift: Ad delicias suas. Darin heißt es: Sad haec, ocelle mi, per ocellos tuos venustulos, precor, in sinu tuo occule.

nur noch schlimmer: er kommt zurück als „Timon.“ Nun verschließt er sich in tiefer Melancholie in sich selbst, und bricht allen persönlichen und brieflichen Verkehr ab. Endlich schüttet er seinen Kummer aus (16. November). Er klagt, daß er von einem Menschen, der unendliche Verbindlichkeiten gegen ihn bezeigen müsse, mit Undank gelohnt sei; und seitdem sei nichts als Gleichgültigkeit, Mißtrauen und Inaction gegen alles außer seinen vier Pfählen bei ihm zurückgeblieben. „Nun habe ich alles miteinander aufgegeben, Hoffnung, Glück, Ehre, Ruhe und Vergnügen. Ich bin wie Diogenes ohne Freunde und Gesellschaft, von aller Welt verlassen, und wünschte mir, mein nichtswürdiges Leben zu endigen... Könnte das Schicksal mich nur in den Zustand der unempfindlichen Stoiker versetzen!“ Aber er setzt hinzu: Verdammt sei solche Weisheit!

Nur in seinen Briefen an das undankbare Kind selbst war nichts von Vorwürfen, nur der zärtlichste Schmerz.

„Mein Geschick hat sich ganz wider mich erklärt; es wird mich wegreißen, oder mich doch mit einem furchtbaren Verzug martern... Ich werde Dich ohne Hoffnung lieben... Mein Auge weint vor innerster Sehnsucht gegen Dich! Mein Geist weicht aus seinen Schranken, wenn ich an Dich gedenke... Nun erkenne ich die Macht der Liebe. Aber vielleicht kann Niemand einen Freund so herzlich und sehnlich lieben. Mein einziger Trost, schließt er, in meiner Verlassenheit ist, daß sich Etwas in mir befinden muß, das mich sofort mit Dir verbindet. Dieses muß das Einzige sein, was sich Großes bei mir findet.“ Solche Ergüsse sind fortwährend mit den glühendsten Versen römischer Elegiker vermischt.*)

Ein Brief aus Hadmersleben vom 4. Juni 1748, also kurz vor dem Ende dieses Lebensabschnitts, ist voll trauriger Resignation. Da ihn ein boshaftes Gestirn von seinem Freunde entfernt, so giebt er seine Rechte an ihn auf. Er erkennt, daß die Natur ihn ungeschickt gemacht hat, Liebe zu erwecken; er will nun keine enge Verbindung mit Freunden mehr eingehen. Er will sich dieser Leidenschaft entledigen, welche die Ruhe seiner Seele zerstört, und die nun bloß noch in einem ewigen Andenken fortleben soll.“

Wenn man Jemanden einen Knaben in solchen Ausdrücken anreden

---

*) In einem Heft historischer Notizen befindet sich folgendes auf einer leeren Stelle:

„An Lambr. u. Berend.

Altius actum
Vulnus erat specie, primoque fefellerat ipsum. — —
Hunc tenet, huic comes est, assuetaque semper in umbra
Indulgere sibi, formamque augere colendo. — — —
Inque sinu iuvenis posita cervice reclivis
[Sic ait,] ac mediis interserit oscula verbis.“

[Ovid. Metam. 527. f. 533 f. 558 f. Venus u. Adonis.]

hört, die sich Andere höchstens zu den Füßen ihrer Geliebten erlauben: so kann man sich einer sehr gemischten Empfindung nicht erwehren. Solche, die tiefste Glut des Gefühls athmende Worte haben etwas Hinreißendes, auch aus Ihnen klingt uns etwas von dem ewigen Liebesbedürfniß der menschlichen Seele entgegen. Aber wenn man weiß, daß sie an einen gewiß in jeder Beziehung gewöhnlichen Menschen gerichtet sind, so kann man sie nicht ohne das tiefste Mitleiden anhören.

Diese Gemischtheit des Eindrucks ist auch in andern ähnlichen Fällen bemerklich. Die Sonette Shakespeares nennt ihr neuester, sehr glücklicher Uebersetzer die schönsten, die überhaupt existiren, und stellt sie weit über die Petrarcas; während ein berühmter Dichter, wo er von Shakespeare zu reden hat, über sie weggeht, „wegen der tiefen Misere, die sich darin offenbart." — *)

Jener Bruch übrigens, der später noch erweitert wurde, ließ bei Winckelmann eine Narbe zurück, die ihn bei jeder Berührung schmerzte: er zweifelte dann an aller Freundschaft; er nennt sie ein Wort ohne Begriff: er räth, kein Freund zu sein *πρὸς ἄκρον μέλον ψυχῆς*; seine Idee sei ein Phönix, von dem Viele reden und den Keiner gesehen. Dann aber schilt er wieder die, welche solche Reden führen, Erniedriger der Menschheit.

Vergebens: jener Zustand inniger Aufregung war ihm viel zu sehr Bedürfniß: er griff nach dem geringsten Vorwand, sein Ideal an einen würdigeren Gegenstand anzuknüpfen, und glaubte dann immer wieder für den Augenblick, daß jetzt der längersehnte Freund gefunden sei, während alle früheren auf der Wage zu leicht befunden waren.

Aber selbst den undankbaren Gegenstand seiner „ersten und einzigen Liebe" wollte er stets wieder in Gnaden annehmen, ja ihm öffentliche Ehrenbezeigungen widmen, wenn er ihn nur eines Briefs werth halte.**)

Denn die Person, in deren Umgang man zuerst jenen Zustand kennen lernte, den Jeder in seiner ganzen Tiefe, Zartheit und Süßigkeit nur einmal erleben kann, diese Person bleibt gewöhnlich mit der Vorstellung höchsten Lebensglückes unzertrennlich verkettet. Man wünscht diese unwiederbringlichen und unersetzlichen Empfindungen zurück; aber dabei wird der Zustand mit seinem zufälligen und oft unwürdigen Anlaß verwechselt. Winckelmann führt gern einen Ausspruch des La Mothe le Vayer an, die Liebe gleiche darin dem Epheu, daß es ihr einerlei ist, an welchen Gegenstand sie sich anklammert.

*) H. Heine's Werke III. S. 177. Bodenstedt, Shakespeare's Sonette S. 227.

**) Mais le plus doux de tous les sentimens humains, celui qui s'alimente des misères et des fautes comme des grandeurs et des actes heroïques, celui qui est de tous les âges de notre vie, qui se développe en nous avec le premier sentiment de l'être, et qui dure autant que nous, celui qui double et étend réellement notre existence, celui qui renaît de ses propres cendres et se renoue aussi serré et aussi solide après s'être brisé; ce sentiment-là, hélas! ce n'est pas l'amour, vous le savez bien, c'est l' amitié. George Sand, Horace.

Solche schwärmerische Freundschaften, die heutzutage ausgestorben sind, waren in früheren Zeiten sehr häufig. Kein Mysterium wird von philosophischen und dichterischen Sprechern der neueren Jahrhunderte seit der Renaissance so häufig und so hoch gefeiert, wie die Freundschaft. Hier werden Zweifler zu Gläubigen, Kalte zu Enthusiasten, wankelmüthige und zweideutige Menschen erscheinen hier treu und wahr; die, welche vom Menschen das Höchste und die, welche das Schlimmste von ihm denken, nennen sie das höchste aller Güter; sie wird verherrlicht von den Christlich-Religiösen und von den Heidnisch-Ungläubigen, von den Täudlern wie von den Ernsten. Nie ist die schicksalsvolle Bestimmung und die fast wunderbare Seelenverschmelzung der Freundschaft tiefer und wahrhafter geschildert worden, als in dem Bilde, welches uns der Skeptiker Montaigne von dem Verhältniß entwirft, das ihn einige Jahre mit Etienne de la Boëthie verband.

Die Freundschaft ist für den Gelehrten oft das einzige Asyl des Gemüthslebens — la passion du sage nennt sie Voltaire —; und so lange alle humane Bildung eine gelehrte, und folglich eine ganz männliche war, so lange mußten auch die geistigen Gemeinschaften diesen Character haben.

Erst mit der allmählichen Erhebung einer ganz modernen Bildung und Literatur, und mit der Verbreitung des esprit de société, wurde das Weib, in einer modernen Rehabilitation der alten ritterlichen Devotion, anerkannt als einer andern Gemeinschaft fähig, wie der bloß sinnlichen.

Zur Zeit der Renaissance kam die Einwirkung classischer Schriftsteller dazu. Die griechische Männerliebe war gleichsam die Romantik des republicanischen Alterthums, das antike Gegenbild des feudalen Frauendienstes des Mittelalters: man könnte sagen, daß in beiden der Versuch gemacht ist, eine Verirrung, in dem einen Fall der Sinne, im andern der Sitte, nicht nur unschädlich, sondern für die höchsten idealen Zwecke fruchtbar zu machen. Der sittlich erhabenste unter den alten Philosophen ist nirgends höher gestiegen, als in den Liebesgesprächen des Gastmahls und des Phaedrus: der größte christliche Dichter hat in der ergreifendsten Episode seines göttlichen Gedichtes einem schuldigen Paar ein ewiges Denkmal setzen wollen.

Man kann die griechische Männerliebe, wo sie nicht entartet war, und es gab Kreise und Zeiten, wo sie es nicht war, einen Versuch der alten Staatskunst nennen, diejenige Leidenschaft, welche des Erhabensten wie des Niedrigsten fähig macht, für die höchsten Interessen des Staates, zumal der republicanischen Verfassung, auszubeuten. Man wollte der Widmung des Bürgers an das bürgerliche Ganze und seine Gesetze noch die ganze Leidenschaftlichkeit persönlicher Affection und die schwärmerische Erhöhung der Empfindung zusetzen, die sonst im Dunkel des Privatlebens ihren Ablauf findet. Diese Bündnisse sollten nicht nur den rohen Ungestüm eines bloß kriegerischen

Volkes, nach Art der Musik, sänftigen und sittigen: sie sollten eine hochstrebende Stimmung dauernd erhalten, welche zu den höchsten Opfern geneigt war, und die Angesichts des unzertrennlichen Gefährten stets eine gewisse Spannung, einen idealen Schwung in Stimmung, Gedanken, Geberden und Worten erhielt.

Weil das Verhältniß zu den Frauen sich dem Griechen kaum über die Grenzen des gemeinsten Bedürfnisses erhob, so galt (nach Göthe's Wort) die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts statt aller Empfindungen. Und Aehnliches wird noch immer sehr natürlich sein unter Jünglingen, wo die Gewohnheit beständigen Zusammenlebens und die an den Grenzen der Geschlechter spielenden Züge des physischen und des psychischen Menschen leicht eine Stimmung sehnsüchtiger Hingabe erwecken; und wo der weibliche Umgang noch fern liegt, der für die Sinnlichkeit sehr früh anfangen kann, für die Seele aber um so später. Bei Winckelmann kam eine natürliche Gleichgültigkeit gegen das andere Geschlecht hinzu, die man schon frühe an ihm bemerkte, die aber vielleicht mit dem Bewußtsein zusammenhing, die geselligen Formen nur unvollkommen zu beherrschen. Er bekennt, erst sehr spät — einige Jahre vor seinem Tode — zum ersten male Frauenliebe erfahren zu haben; aber je leichter ihm hier die Enthaltsamkeit wurde, desto empfindlicher war seine Einbildungskraft gegenüber männlicher Schönheit. Die Sehnsucht, die Verzweiflung, die Opferfreudigkeit, wovon in seinen Briefen so zahlreiche Proben vorkamen, erscheinen uns wie eine Flamme, in welche die Sinnlichkeit einiges Oel gegossen hat.

Daher besteht er darauf, daß die Freundschaft Liebe sei: Freundschaft ohne Liebe sei bloß Bekanntschaft. Er will seine Freunde „mit Leib und Geist, mit aller Freiheit und mit unbeschränkter Ergebenheit genießen;" denn „die Liebe in dem höchsten Grad ihrer Stärke müsse sich nach allen möglichen Fähigkeiten äußern."

Wer war hiernach mehr vorbereitet als Winckelmann, alle jene Vorstellungen griechischer Schriftsteller von der sittlichen und erziehenden Bestimmung und Macht der Freundschaft mit Enthusiasmus als Bestätigung seiner liebsten Träumereien zu begrüßen, für hohe Wahrheiten zu nehmen, ja zum Grunddogma seines Lebens zu machen. In griechischen Büchern, im xenophontischen Gastmahl, muß man die Analogien seiner zärtlichen Ergießungen suchen.

Winckelmann ist stolz darauf, unter die wenigen Menschen zu gehören, welche die Freundschaft für das höchste Gut halten; er nennt den Namen des Freundes „den höchsten Titel menschlicher Würdigkeit" und das größte Glück; er rühmt sich, „der Freundschaft mehr geopfert zu haben, als man gewohnt ist,

zu hören, zu empfinden und zu lesen;" und er wünscht, „den Ruhm aus der Welt mitzunehmen, ein außerordentlicher Freund gewesen zu sein." „Dieses Glück ist den Großen dieser Welt unbekannt*) — und Welten und Monarchien können es nicht ersetzen — weil es nicht anders als durch Verläugnung des Eigennutzes und aller fremden Absichten kann errungen werden; es erfordert eine Philosophie, die Armuth und Noth, ja selbst den Tod nicht scheut. Diese Freundschaft ist heroisch und über Alles erhaben; sie erniedrigt den willigen Freund bis in den Staub und treibt ihn bis zum Tode. Alle Tugenden sind theils durch andere Neigungen geschwächt, theils eines falschen Scheins fähig: eine solche Freundschaft, die bis an die äußersten Grenzen der Menschheit geht, bricht mit Gewalt hervor und ist die höchste Tugend."

Nirgends redet Winckelmann für uns einen so alterthümlichen Dialect; und hier, wie gesagt, fühlte er sich auch im bestimmten Gegensatz zum Christlichen. Seine Freundschaft ist nicht die, „welche Christen üben sollen, sondern diejenige, welche nur allein in einigen ewigen Beispielen des Alterthums bekannt ist; denn die Heiden beteten sie an; und die größten Thaten des Alterthums sind durch dieselbe vollbracht."**) „Die Freiheit, die den Geist erhebt, ist es, die auch fähigere Seelen zur Freundschaft bildet."

Darum nannte er den Phaedrus des Plato ein „göttliches Gespräch," weil er hier die poetisch-philosophische Verklärung der theuersten Erfahrungen seines Lebens fand; — in jenen Schilderungen, wo dem Jüngling im socratischen Gespräche die Weisheit und die Tugend von dem älteren Freunde mitgetheilt wird, dem wiederum die Schönheit des jüngern die Erinnerung an die Ideenwelt und die geistige Zeugungskraft weckt, welche in der Einsamkeit schlummert.

In Platos Geist ist es, wenn er ruft: „Vom Himmel kam die Freundschaft und ist nicht aus menschlichen Regungen;" wenn er glaubt, daß man sich bis an die Grenzen der Gottheit erheben müsse, um sich einen wahren Freund zu denken; wenn er sich dem Freunde mit einer gewissen Ehrfurcht nähert;***) und bei der ersten Begegnung einen unbegreiflichen Zug fühlt, der von der unfaßbaren, von Gott geordneten Harmonie der Dinge herstammt.

Dieß Alles aber war nichts aus Büchern Angefühltes und Nachge-

---

*) Amitié, que les rois, ces illustres ingrats,
Sont assez malheureux pour ne connaître pas.
Voltaire, Henriade.

**) Les contes que les Arabes et Grecs ont imaginés sur l'amitié sont admirables; nous n'en avons point de pareils.... Je ne vois nul grand trait d'amitié dans nos romans, dans nos histoires, sur notre théâtre. Voltaire, Encycl.

***) *Εἶτα προσορῶν ὡς θεὸν σέβεται, καὶ εἰ μὴ δεδιείη, τὴν τῆς σφόδρα μανίας δόξαν, θέοι ἂν ὡς ἀγάλματι καὶ θεῷ τοῖς παιδικοῖς.* Plat. Phaedr. 251 A.

sprochenes, sondern tief in seiner geistigen Organisation begründet. Chamfort sagte, es gebe Menschen, in denen nur die Freundschaft und nicht der gewöhnliche Verkehr alle Eigenschaften von Herz und Verstand entwickelt, wie schöne Früchte nur an der Sonne zur Reife gelangen, während im Treibhause nur einige hübsche nutzlose Blätter zum Vorschein gekommen wären. Zu ihnen gehörte Winckelmann. Er selbst sagt, „das Schicksal habe seine Seele in einen Zustand versetzt, der nicht ruhig sei ohne den Besitz eines unschätzbaren Freundes, und daß er sein Leben für Nichts halte ohne den Freund.“*) Die Freundschaft war die Poesie in Winckelmanns Leben: hier allein war er jugendlich in seiner Jugend nicht nur, sondern auch im Alter.

Er fand sein Inneres nicht vollkommen ausgefüllt im Verkehr mit der Schattenwelt der Vergangenheit, im Aufhäufen von Kenntnissen und in literarischen Unternehmungen; sein Begriff vom Leben ging in der Befriedigung intellectueller Bedürfnisse nicht ganz auf: um seinem Wesen dasjenige Maaß von Bewegung zu geben, ohne welches es keine Zufriedenheit giebt, dazu gehörte die Gegenwart lebhafterer Empfindungen, höher fliegender Gedanken und heroischerer Entschlüsse, als in den gewöhnlichen Lebensbeziehungen zum Ablauf zu kommen pflegen; und diese bedurften wieder eines persönlichen Gegenstandes, der sie anfachte und auf den er all sein Dichten und Trachten sammeln konnte. Wurde ihm dieser Gegenstand entzogen, so konnten ihm Ort, Beruf, ja das Leben selbst zuwider werden. Er wußte sich im Besitz nicht bloß von Kenntnissen, sondern auch von Schätzen des Herzens; und der Anblick oder die Erinnerung eines schönen Freundes, irgend ein Beweis wahrer Zuneigung, war der Anlaß, diese stets zum Ueberströmen bereiten Schätze in Worten der höchsten Herzensliebe aufzuschließen.

Ja, eine aufregende Orchestermusik reicht hin, ihm das Bild des abwesenden Freundes so lebhaft vor die Augen zu zaubern, daß er zurücktreten muß, seinen Thränen freien Lauf zu lassen. Daran erkennt er, „daß seine Seele im Zustande der Entzückung sich auf den Ursprung und Gipfel, den Thron der Freundschaft erhebe.“ Das höchste Lebensglück nach seinem Begriff war, in der Nähe eines Freundes „fern von Begierden, Kummer und Ehrgefühl sein Leben zu beschließen.“

Wie merkwürdig aber ist es, daß auch dieses Verhältniß dazu beitragen mußte, seine Ausrüstung zum Ausleger antiker Bildwerke zu vervollständigen, indem es ein feines und lebhaftes Gefühl für männliche Schönheit entwickelte.

*) On ne la (l'amitié) trouve nulle part si vive et si solide que dans les esprits timides et sérieux, dont l'âme modérée connaît la vertu; car elle soulage leur coeur oppressé sous le mystère et sous le poids du secret, détend leur esprit, l'élargit, les rend plus confiants et plus vifs, se mêle à leurs amusements, à leurs affaires et à leurs plaisirs mystérieux: c'est l'âme de toute leur vie. Vauvenargues, oeuvres I. p. 40.

Winckelmann konnte sich, wie die Griechen, körperliche und moralische Schönheit nicht anders als verbunden denken. Er ahnt die Uebereinstimmung der Geister beim ersten Blick ins Antlitz; und er findet sich nicht getäuscht: er „findet in einem schönen Körper die zur Tugend geschaffene Seele." Er schafft sich das Bild eines Freundes in der Ferne, den er nie gesehen hat, und wird ein Schöpfer seiner Gestalt nach der Idee von dem, was das Schönste und Würdigste in der Welt ist, um seine Hände danach auszustrecken. Wie Shakespeare in den Sonetten, verweilt er in der Vorstellung, daß sein Freund nun Vater von schönen Kindern sei, nach seinem geliebten, ihm ewig gegenwärtigen Bilde.

Studien der griechischen Literatur.

Sobald sich Winckelmann im Besitz von Amt und Brod sah, erwachte die alte Liebe zur griechischen Literatur, und er nahm sich vor, den Kampf mit Hindernissen jeder Art rüstig wieder aufzunehmen. Denn es scheint wirklich, er sei dieses Kampfes ein wenig müde gewesen; er hatte überall das Griechische theuerer gefunden als Gold, aber für sein mühsam gesammeltes Gold gab ihm Niemand etwas: ist es ein Wunder, wenn er dem Drange des Brodstudiums und des gelehrten Zeitgeschmackes nachgab? In Hadmersleben, in Jena, und selbst in Halle zuletzt hatte er sich nacheinander in sehr verschiedene Sphären verloren, in allen aber das Alterthum gleichweit aus dem Gesichte verloren. Und doch fand ihn Boysen damals zwar im Hebräischen schwach und im Lateinischen mittelmäßig, aber seine Auslegung griechischer Schriftsteller erschien ihm wie inspirirt, d. h. genial: alle unvortheilhaften Eindrücke, auch die seiner äußeren Erscheinung, wurden hier überwältigt; denn Jedermann wird sich zu seinem Vortheil zeigen, sobald man ihm Gelegenheit giebt, in dem zu schalten und zu walten, was er liebt; der Künstler, sagt Balzac, ist ein Kind, das zum Riesen wird, wenn es sein eigenthümliches Werkzeug in die Hand bekommt.

Darnach hatte er also mit keiner verächtlichen Grundlage angefangen; und in der That sind es diese fünf Jahre in Seehausen, wo er sich im Wesentlichen das, was er von Einsicht in hellenisches Wesen und hellenische Dichtung besaß, erworben hat. Erst nach dieser Zeit freilich wurde ihm der lange Wunsch gewährt, eine große Bibliothek unter die Hände zu bekommen: nun schwamm er in hoher See, während ihm das Fahrwasser früher tropfenweis zugemessen wurde. Aber nun wurde er um seine beste Zeit und Kraft betrogen durch den Antheil an ungeheuern historischen und bibliothecarischen Unternehmungen; und über die Manier, die er sich vorher geschaffen, ist er nie hinweggegangen. Noch später sieht man ihn wohl beschäftigt mit Plänen phi-

logischer Leistungen; aber damals war er schon durch die Kunst abgelenkt worden von der critischen und grammatischen Behandlung der Texte, die ihm trocken und unfruchtbar vorkam; seine Versuche starben in der Geburt. Hier ist daher der Ort, sein Verhältniß zur griechischen Literatur und zur griechischen Erudition abzuhandeln.

Im Vorbeigehen ist nicht zu vergessen, daß Winckelmann auch an der Schule das Griechische lehrte; aber was darüber aufbehalten ist, zeigt nur, welch ein Utopist dieser Schulmeister war. Während die Primaner höchstens für etwas Lesen des Neuen Testaments abgerichtet zu werden erwarteten, suchte er sie ins Interesse für seine Privatsteckenpferde hineinzuziehen. Er schrieb für jeden Schüler die auserlesensten Stellen aus griechischen Schriftstellern mit eigner Hand ab, damit jeder sein Exemplar vor sich hätte; und um ihnen dabei zugleich eine Uebung im Lesen alter Handschriften zu geben, bediente er sich zuletzt gar der Abbreviaturen und Unzialen. Sollte die Doppelabschrift der elf bis zwölf ersten Oden des Anacreon in sehr zierlicher und etwas ängstlich gemalter Schrift, die in Hamburg verwahrt wird, zu solchem Zweck angefertigt worden sein?

Das größte Hemmniß traf er gleich an der Schwelle: es waren keine Texte zu beschaffen. In Deutschland fielen die letzten Ausgaben der großen Griechen in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts: aber Plato war seit 1602 nirgends wieder herausgegeben worden. Die italienischen, die stephanischen, die holländischen Drucke verloren sich spärlich in jene Gegenden, wo Wenige sie lesen konnten, und die neuern, zum Theil (wie der Duker'sche Thucydides) mit der höchsten Pracht ausgestatteten Ausgaben blieben wegen der unerschwinglichen Preise in diesem Lande der Armuth unbekannt.

Winckelmann spähte bei allen Bücherfreunden der Nähe und Ferne mit einem Eifer nach Ausgaben, wie die Columbe der Renaissance kaum nach neuen Manuscripten gespäht haben können; und wie sauer mag das Geld abgespart gewesen sein, mit dem er seine Gebote in Auctionen that! Solche Käufe sind für ihn ein Ereigniß; er schreibt 1744, wie er in Berlin einige Biographien des Plutarch und den Aristophanes des Scaliger erworben habe (er meint den Abdruck der Juntina mit den ungedruckten Bemerkungen des Joseph Justus von 1624); den Diogenes Laertius kauft er für einen Thaler; außerdem besaß er eine aldinische Ausgabe der griechischen Anthologie und des Pollux Onomasticon. Der Pastor Steinhardt leiht ihm den Hesiod des Grävius und des Daniel Heinsius, den Athenäus und den Julian des Spanheim, von dessen weitschichtigen Bemerkungen er großen Gewinn hofft. Aber eine gereinigte Ausgabe des Sophocles, besonders eine englische (er denkt an die des Th. Johnson) hat er (1747) nirgends auftreiben können. Er sucht

auch über die alte Dombibliothek zu Stendal zu kommen, wo er wahrscheinlich einige Aldinen und Juntinen aus besseren Zeiten vermuthet. Die griechische Bibliothek des J. A. Fabricius las er erst in Sachsen im Zusammenhang, wie sich aus dem 22 Seiten langen Excerpt in der Handschrift zu Montpellier ergiebt.

Als ihn Nolte wegen einer Chrestomathie befragte, erklärt er es für unbedingt nöthig, die besten Ausgaben zu Grunde zu legen. „Aber woher, ruft er, sollen wir Hudson's oder Duker's Thucydides (1731), den Gronovschen Polybius (1670), die Leben des Plutarch von Moyse de Soul (1729), den Taylorschen Lysias (1739 — unter allen genannten die einzige neue Textrecension), die Aldina des Aeschines und des Antiphon, den Homer des Barnes, den Robinsonschen Hesiod (1737) bekommen; und da wir wenigstens einen Scholiasten haben müssen, den Eustathius des Salvini (1730—33); Andere wollen auch nicht vergessen sein."

Da nun Niemand es gern riskirt, wie er bei so fragmentarischen Hülfsmitteln doch müßte, Entdeckungen zu machen, die längst vor ihm gemacht sind: so begnügte sich auch Winckelmanns Feder mit Collectaneen zur Vermehrung seines Gedächnißvorraths: er mußte aber froh sein, einzusammeln, was ihm die Gelegenheit vorübergehend in die Hand spielte: bestimmte Gesichtspunkte, Studien zu gewissen Problemen sind darin nicht erkennbar; es sind antiquarische Miscellen, Apophthegmen, Ana, Rhetorenurtheile, Prachtstellen. Ihre Ausführlichkeit und Schönheit, die oft zu dem Inhalt in keinem Verhältniß steht, führt auf die Vermuthung, daß das Schmecken und Fühlen der Sprache und des Stils beim Abschreiben, auch bei der Anfertigung dieser zierlichen Blätter mit im Spiel war.

In Winckelmanns Nachlaß finden sich Reste chaotischer Auszüge aus griechischen Dichtern und deren Scholiasten, und ein starker Band aus der Lectüre der Prosaiker, deren Folge, wie der Augenschein zeigt, durch zufällige Umstände bestimmt war.*)

---

*) Ms. Paris 4263. Es folgen hier aufeinander Stellen aus Xenophons Gastmahl; aus den Rhetoren, z. B. Longin vom Erhabenen, aus des angeblichen Demetrius Phalereus Schrift über die Elocution, aus Dionys Beurtheilung der Alten und Denkschriften über die Redner; aus Photius Myriobiblon und Theon's Progymnasmaten, aus Kaiser Julians Briefen, und Maximus von Tyrus Reden; dann kommen 20 Seiten aus Plutarchs philosophischen Schriften; und sofort Athenäus (3), Plato (5), Xenophons Denkwürdigkeiten (3), Plutarchs Leben (17), Arrians Handbuch (8), Diogenes Philosopheuleben (17), Marc Antonin (2), Strabo (1), Aelians Thiergeschichten (4), Pausanias Beschreibung Griechenlands (1), Aristides platonische Reden, Diodor's historische Bibliothek (6); des Stephanus Thesaurus (18) und Aristoteles Politik (11). — In der Handschrift zu Montpellier, „Miscellanea Nothniziana" überschrieben, findet sich ein räthselhaftes Heft von 50 Seiten eingebunden, welches, wild durcheinander geworfen, Verse und Worte aus Aristophanes, Theocrit, Apollonius, Lycophron, aus

Weit umfangreicher, aber in keinem andern Character, sind die Auszüge aus den Commentatoren;*) und hier begegnen uns auch Lateiner. Ein großer Theil stammt aus den editiones variorum: zu den von Gurlitt beschriebenen aus Persius und Juvenal kommen noch Catull, Properz und Plautus. Bei Theocrit lag ihm die Commeliniana von 1604 vor, welche des Casaubon, Scaliger und Heinsius Bemerkungen enthält; bei Aristophanes die Ausgabe Ludolph Küsters, bei Sophocles und Euripides die des Th. Johnson und des Joshua Barnes. Die sauberste und fleißigste Sammlung aber ist der vollständige Auszug aus dem Homer des Samuel Clarke (1729—40); es sind 122 Octavseiten zu 60 Zeilen sehr zierliche und feine Schrift. Dieser Commentar, den Clarke am Ende seines Lebens für den Herzog von Cumberland anfing, und zu dem er eine Bekanntschaft mit allen Zweigen des Wissens und einen lebenslangen Enthusiasmus für Homer mitbrachte, und der auch in dem vermehrten Abdruck Ernesti's (1759) sehr zur Förderung homerischer Studien in Deutschland beigetragen hat, — diesen Commentar studirte Winckelmann im Winter auf 1754, wo er „den Homer dreimal, mit aller Application, die ein so göttliches Werk erfordert, und mit einer ganz anderen Einsicht als bisher las". Er hielt seine „sehr sauber geschriebenen Extraits für einen großen Schatz"; — sie bestehen aus critischen, grammatischen und ästhetischen Anmerkungen, vermischt mit Versen zum Behalten und Stellen aus der lateinischen Uebersetzung; doch muß man gestehen, daß man von einem 37jährigen Griechen Studien anderer Art erwartete.

Die einzige mir zu Gesicht gekommene Spur eines eigenen philologischen Versuchs aus der deutschen Zeit ist ein Heft von vier Blatt mit Bemerkungen zur Lysistrate des Aristophanes**); aber diese Bemerkungen sind lediglich durch Nachschlagen in den Scholiasten, Lexicographen und Commentatoren compilirt. Ob er die Lysistrate gewählt hat wegen ihres heillos beschädigten Textes oder wegen eines anderen, noch heilloseren Vorzugs, vermag ich nicht zu entscheiden.

Freilich erzählt er in einem 1748 geschriebenen Briefe, daß er den Sophocles an unzähligen Stellen verbessert habe und hoffe, daß sein Exemplar einem künftigen Herausgeber von Nutzen sein werde. Er hat aber bei seiner

---

Callimachus, Pindar, Sophocles u. a. enthält; — mit und ohne Glossen der Scholiasten und Lexicographen. Die Stellen sind ohne Anzeige der Schriftsteller und der Werke, ohne Ueberschriften und Absätze, aber in schöner, großer, abbreviirter Schrift geschrieben. Winckelmann muß diese Dichter nebeneinander gelesen haben: Aristophanes Stücke gehen durch das Ganze hindurch. Es war vermuthlich eine Lectüre kurzer, ganz anderen Arbeiten abgestohlener Augenblicke; zerrissen, wie sie war, konnte sie keinen anderen Gewinn abwerfen, als einen Schatz von Worten für das Gedächtniß zu sammeln: es waren Hefte zum Memoriren.

*) In den Pariser Mss. Nr. 4259. 4260. 4265.

**) S. Anhang IV.

Abreise nach Sachsen auf dieses Exemplar so wenig Werth gelegt, daß er es mit den andern Büchern seinen Freunden in Stendal zum Verkaufen zurückließ. Er schrieb zwar hernach, man möge den Sophocles für ihn zurücklegen, aber er setzt hinzu: Sind sie fort, so thut es auch nichts. Auch hat er sich seiner sophocleischen Conjecturen nie wieder erinnert: sie mögen wohl in dem wilden Stil der alten Italiener gewesen sein. Dennoch wäre es ein köstlicher Fund, wenn dieser Sophocles einmal auftauchte; und warum sollte er nicht, da Parison vor einigen Jahren sogar den Julius Caesar aus der Bibliothek und mit den Bemerkungen des Montaigne in einem der Bücherkasten der Pariser Kais wieder entdeckt hat.

Auch in den ersten römischen Jahren suchte er umher, wo er sich in griechischer Gelehrsamkeit, d. h. als Editor, „zeigen" könne. Er findet aber nichts, was ihm gefällt. Er denkt an einen Commentar zu Plato (es giebt einen Anfang von Bemerkungen über den Stil Plato's); er denkt an eine Ausgabe der unedirten Reden des Libanius aus zwei Handschriften der vaticanischen und der barberinischen Bibliothek in Gemeinschaft mit Giacomelli (die erst viel später wieder entdeckt und gedruckt worden sind). Er fängt ein Register über die Tragiker an; ein Glossar zu Aeschylus findet sich in Paris, das aber auch nicht über den ersten Anlauf hinausgekommen ist. Endlich begann er Abschriften zu einer vollständigen Ausgabe der Anthologie zu machen; aber dießmal gab er es auf, weil er sah, „daß dasjenige, was in der gedruckten fehlte, nicht werth war, an das Licht zu treten;" und er spottete über d'Orville, der ein paar Jahre in Rom darauf gewandt habe, alle Morgen nach der Vaticana zu gehen, um den Heidelberger Codex zu collationiren und die Welt mit Sinnschriften zu beschenken, „die, wo noch nirgend Salz in ihnen zu finden ist, voll Häßlichkeiten sind und keinem Herausgeber Ehre bringen." Er stellt sich diesen Gelehrten als warnendes Beispiel vor Augen, wenn er jenen Kitzel unterdrücken will; denn auch bei ihm habe sich früher die Eitelkeit gemeldet, auf diesem Wege seine Kräfte zu prüfen.

Damals, als er seine eigene Weise gefunden hatte, das Verständniß der Alten zu fördern, sprach er nur noch geringschätzig von diplomatischer Critik und Editorenmühen. „Er sei um so mehr zufrieden, daß er die wenige Zeit seines Lebens nicht in alten abgegriffenen Handschriften verloren habe, wozu er alle erwünschte Gelegenheit gehabt hatte, da er jenen Zweck nun durch die Denkmäler erreicht habe." Auf seine Textverbesserungen aus dieser Quelle hielt er denn gewaltige Stücke: „da sie sich ihm ungesucht, wie alle Entdeckungen gezeigt hätten, so könnten sie ungezwungener sein, als viele andere Versuche der Gelehrten, die sich hier verdient gemacht haben." Aber rechnet man diese Entdeckungen zusammen, so ergeben sich nicht viel mehr als zwanzig;

und noch weniger bleiben, kaum drei bis vier, wenn man die ganz willkürlichen und die durch bloßes Mißverständniß veranlaßten abzieht. Man hält stets das für verdienstlich, was einem sauer wird; und Winckelmann hätte gar zu gern gezeigt, daß er den Casaubon, Rhodomann, Wesseling auf ihr eigenstes Feld folgen könne; ja daß ihnen bei aller Belesenheit das einfach Wahre entgangen sei, welches ihm nun die Kunstwerke offenbarten.

Sonst war es theils der Anblick der Pedanten der letzten Zeit, theils ein Sinn, der zum Stofflichen forteilt, und die sehr verzeihliche Geringschätzung des Versagten, die Winckelmann zuweilen verführte, in den Chor der Verächter jener seltenen Kunst einzustimmen, die ein so weites und treues Gedächtniß, wie haarspaltenden Scharfsinn, eine so bewegliche Phantasie wie kaltblütiges Urtheil erfordert. Wenn man sie von den Händen des Meisters ausüben sieht, so sollte man fast das Unheil für ein Glück halten, welches Unwissenheit und Leichtsinn in den Texten angerichtet hat, da sie uns diese feinfühlige Heilkunst geschenkt haben, die sich in die Winkel einer schriftstellerischen Individualität und ihres Idioms gleichsam einschleicht, und deren Werk, wie das des Restaurators von Gemälden, dann vollkommen ist, wenn sie gegen den wiederhergestellten Glanz des Alten verschwindet; eine Kunst endlich, die gern auf die Anerkennung der Menge verzichtet, welcher sie mit allen Schrecken gelehrter Dürre umgeben erscheint, während sie für ihre Adepten solche Reize hat, daß ihnen oft der Verzicht auf jede andere Theilnahme an den Denkmälern des Alterthums sehr leicht wird.

So mangelhaft war in vieler Beziehung die philologische Ausrüstung dieses Erneuerers der Alterthumswissenschaft; aber ein glücklicher Kopf kann selbst Schaden in Gewinn verwandeln: seine Gebrechen sind oft die Kehrseite seiner Tugenden.

Wäre Winckelmann, so dachten Manche, bei Tiberius Hemsterhuis in die Schule gegangen, vielleicht wäre ihm erspart worden, sich von ihm unendlich untergeordneten Recensenten und Editoren seiner Werke ein Register von Fehlern anstreichen zu lassen, das fast so dick ist, wie sein Text; vielleicht würde er aber auch beim Sammeln stehen geblieben sein.

Wer weniger Stoff hat, als er zu fassen und zu beherrschen vermöchte und wünschte, der wird dieß Wenige desto vollständiger aussaugen und verdauen; wenn er keine Lesarten vergleichen kann, so muß er sich wohl mit den Sachen beschäftigen und über den Buchstaben hinausdenken; er kann sich seine Lieblingsbücher wählen nach ihrer Bedeutung und nach ihrer Congenialität, statt nach den zufälligen Bedürfnissen ihrer Reinigung; statt die Texte als Anknüpfungspunkte für antiquarische und grammatische Excurse anzusehen, wird er sie mit seinen Ansichten von Welt, Leben und allem, was der Menschheit

werth und wichtig ist, in Verbindung bringen, und als Mensch gewinnen, was er als Gelehrter verliert.

Mancher hat denken gelernt, weil ihn seine leidenden Augen nöthigten, im Lesen enthaltsam zu sein; und jeder gesunde Geist hat eine natürliche Richtung auf das Ganze, das Harmonische und Lebendige, wenn er nur mit sich und seinen Eindrücken eine Zeit lang allein bleiben kann.

Winckelmann lernte die Arbeiten der englischen und leydener Helleniſten damals nur aus den Berichten gelehrter Journale kennen; wie sehr wäre ihm zu wünschen gewesen, daß er sich zeitig mit ihrer feinen critischen Technik und Unterscheidungskunst des Echten und Alten bekannt gemacht hätte; aber dennoch ist er weit über ihr zerstückeltes Forschen hinausgegangen, und hat sich mit so dürftigen Mitteln zuerst wieder seit Joseph Scaliger ein Gesammtbild des Lebens der Alten erbaut.

Sogar die Planlosigkeit des Lesens hat ihr Gutes. Wer z. B., wie die Holländer thaten, beim Lesen alle merkwürdigen Stellen in bestimmter Fachordnung einträgt, der sammelt sich allerdings ein Capital, das für sein ganzes Leben reicht, und er wird auf jeden Ruf allezeit schwergerüstet hervortreten können; aber dabei werden die Schriftsteller unvermeidlich zu einer Fundgrube für gewisse Materien. Wer sich dagegen eminenten Geisteswerken überläßt, ohne sich Gesichtspunkte vorzuschreiben, dessen Gesichtspunkte werden sich aus der Einwirkung jener neuen Gedankenwelt und aus dem Rapport ergeben, in den er mit einer großen Persönlichkeit tritt. Wer mit einem vorhergemachten Plan anfängt, der schränkt sich ein durch das was er zu finden denkt; und eigentlich macht hier die Unwissenheit den Plan für die Einsicht. Statt mit gelehrter Geschäftigkeit von vornherein darauf zu denken, wie er etwas aus den Alten machen könne, sollte er sich erst von ihnen zu etwas machen lassen. Zuzugestehen ist jedoch, daß dieß nicht für Jedermann paßt, und auch für eine Menge nützlicher Arbeiten ganz unnöthig ist.

Um Winckelmanns Bemühungen im rechten Lichte zu sehen und billig zu beurtheilen, muß man sich freilich den damaligen Stand des griechischen Studiums vergegenwärtigen. Eine Neigung unter äußeren Hindernissen standhaft verfolgen, ist nur ein Beweis, daß ein Mann in dem Jüngling steckt; eine Neigung gegenüber der Abwendung des Zeitgeistes festhalten, das zeigt nicht nur einen festen Sinn und ein freies Urtheil, sondern auch eine ursprüngliche Bestimmung und einen Zug der Wahlverwandtschaft; wenn aber dieser Neigung die Zukunft gehört; wenn diese Bestrebungen das erste Dämmerlicht eines bald über alle Kreise der Bildung ausbrechenden Tages sind: so steht wahrscheinlich ein Genie vor uns.

Es war in Deutschland zu Winckelmanns Jugendzeit beinahe bis zur

totalen Eklipse der griechischen Studien gekommen; die griechische Literatur, sagt er, ist aus Deutschland beinahe ausgestoßen. Sie stand damals unter einer widerwärtigen Constellation, die nicht vollständiger gedacht werden kann: das Uebergewicht des Lateinischen, das Sinken der Schulen, der allgemeine Verfall der Alterthumswissenschaft und die Ungunst des herrschenden Geschmacks in der schönen Literatur, dieß alles wirkte damals zusammen. „Wer die Macht des Zeitgeschmacks ermißt, weiß, wie viel ungünstiger Winckelmann auch hierin gestellt war, als frühere Autodidacten, wie Guillaume Budé, Joseph Scaliger.

In Deutschland hatte, wie wir sahen, der dreißigjährige Krieg fast alles zerstört, was die Erasmus und Melanchthon, die Camerarius und Conrad Gesner einst gepflanzt hatten; und wo noch classische Gelehrsamkeit war, da war doch der Geist aus ihr gewichen. Jener schwerfällig geduldige Fleiß, jenes Uebergewicht des Sammelns über das Erfinden, das Scaliger schon an den drei Coryphäen des deutschen Humanismus im sechzehnten Jahrhundert bemerken wollte, siegte im siebzehnten Jahrhundert, wo sich die Caspar Barth, die Thomas Reines und Ezechiel Spanheim ganz der Anhäufung massenhaften Stoffes überließen, mit mehr oder weniger Mangel an Ordnung, Critik und Gedanken und gänzlichem an Geschmack und Geist.

Viele der damaligen Philologen gingen nach Holland, und manche der Ersten in der holländischen Gelehrtenrepublik waren solche deutsche Emigranten. Scaliger schon nannte Holland den einzigen Winkel der Erde, wo die Alterthumswissenschaft noch eine Zuflucht finde; aber die Nicolaus Heinse und Abraham Gronov, Isaak Voß, Freinsheim und Graev wandten sich ganz dem Römerthume zu und folgten dem Justus Lipsius, der geglaubt hatte, das Griechische sei für Gelehrte ein Schmuck, kein unentbehrlicher Besitz.

Dieses Uebergewicht des Römischen hatte mancherlei Ursachen: bei den Italienern, den anfänglichen Lehrern Europas, war ein patriotischer Ahnenstolz mit im Spiel gewesen; später aber hat den größten Antheil daran die Verwandtschaft des römischen Geistes mit dem romanischen, der im siebzehnten Jahrhundert seinen Eroberungszug durch Europa hielt.

Aber die Gelehrtengeschichte enthält nur die eine Hälfte der antihellenistischen Signatur der Zeit. Nicht bloß die dickhäutigen Verfasser der Folianten, die man mit dumpfem Staunen betrachtet, und an denen man sich stumpf liest: auch diejenigen Kreise, welche auf das Monopol des guten Geschmacks Anspruch erhoben, hatten damals den Zugang zu den Griechen durch die schlimmsten Vorurtheile verbaut.

Zur Zeit der Renaissance traten die Alten der Welt entgegen, ebenso als die einzigen Muster stilistischer Vollendung wie als die einzigen Quellen

poetischen Kunstgenusses, wie als die alleinigen Lehrer der Wissenschaften: sie wirkten durch Form und Inhalt gleich gewaltig.

Aber im Lauf von zwei Jahrhunderten hatte sich die Situation der Alten vollkommen umgekehrt. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts hätte Erasmus nicht mehr sagen können, daß alles, was wissenswerth ist, griechisch und lateinisch geschrieben ist, und daß alle Kenntniß von den Dingen aus den Griechen geschöpft werden müsse.

Eine Naturwissenschaft hatte sich erhoben, gegen deren ehernen Bau die Versuche der Alten wie kindische Kartenhäuser erschienen; und eine Nationalliteratur hatte sich ihr zur Seite gestellt, deren Verehrer glaubten, daß sie es den Alten in alle dem gleichthue, was diesen bisher als Classikern eine so exceptionelle Stellung gegeben hatte. Angesichts solcher Erfolge erschien es als Pedanterie, noch immer die Sprache fortzuführen, die den Humanisten gegenüber den Anhängern des Johannes Scotus und dem Amadis von Gallien verzeihlich war, zu behaupten, die Vernunft könne keine andere Sprache, als die griechische und lateinische reden.

Zuerst bei den Philosophen und bei den Aerzten der chemiatrischen Schule bricht das trotzige Selbstgefühl der Modernen hervor, welches den überlebten Druck der alten Autoritäten mit Revolution und Verachtung rächte. Und eine stille Abneigung der Franzosen gegen griechische Dichter datirte seit ihrem Ueberdruß an der gelehrten Dichtung Ronsards und der Plejaden, welche unter dem Einfluß der kurzen glänzenden Epoche des französischen Humanismus florirt und der französischen Sprache sogar griechische Worte einzupfropfen gesucht hatte.

Zwar einige der Ersten des Siecle hatten Sinn für griechische Einfalt und Schönheit; wenn Schiller sagt, Griechheit sei Verstand und Maß und Klarheit, so wird man zugeben dürfen, daß nach den Extravaganzen gallisch-hispanischer Romantik, tragischer Rhetorik und nach dem faux bel esprit, die Fénélon, Racine und Genossen Etwas vom griechischen Geist über die Franzosen gebracht hatten. Boileau erzählt, daß er die, welche die Vorlesung des Homer hinriß, nicht unter den Schrevelius, Pararedus, Menagius, kurz unter den Gelehrten auf us gefunden habe, sondern unter den ersten Männern Frankreichs, den Condé, den Conti und Turenne; und ganz ähnlich urtheilte noch David Ruhnken über den Unterschied, mit dem er die Schulmeister und die Damen der Welt über die griechischen Tragiker urtheilen hörte. Der Bildhauer Bouchardon erzählte, daß er beim Lesen der Ilias geglaubt habe, um zwanzig Fuß zu wachsen.

In der That war diese geschmackvolle Nation damals die einzige, welche über ästhetische Fragen sprechen konnte: ihre Critiker sagten alles, was der bloße Geschmack über die alten Dichter sagen kann. Das Grundgebrechen war, daß man die Dichtungen nicht in der Umgebung alterthümlichen

Lebens sah, daß man um das gelehrte Teleſcop ſich nicht bemühte, welches für Werke ſo entfernter Zeit unentbehrlich iſt, daß man eigentlich die Alten mit denſelben Maßſtäben, wie die Novitäten der letzten Meſſe behandelte.

Aber am Ende des Jahrhunderts, als man der claſſiſchen Meiſterwerke ſatt war, kam ein anderer Geiſt über die Franzoſen.

Die Entſtehung einer Literatur, die ganz aus der Geſellſchaft unter der Leitung der Dame hervorging, die äſthetiſche Dictatur, welche dieſe Geſellſchaft an ſich riß, indem ſie Alles an ihrem eigenen Maßſtab maß; der Geſchmack der Oper und des Romans, der einen Feſton von geiſtreichen und galanten Blümchen im zierlichſten Barockgeſchmack den claſſiſchen Gattungen der Poeſie zur Seite ſtellte; die ſteigende Abneigung gegen die Pedanten und das Zurückweichen der Studien in die Schulen und in die Cabinete der Liebhaber; endlich eine unerhörte Ernüchterung des poetiſchen Sinnes in einer Zeit, wo es als das höchſte Lob eines Gedichtes galt, daß es ſich faſt wie ſchöne Proſa anhöre, — dieß ſind die Urſachen jenes ſeltſamen Angriffs auf die Alten und beſonders auf Homer, der an der Grenze der Jahrhunderte in Frankreich ſich erhob und auch nach England verpflanzt wurde. Man ſieht in Winckelmanns Collectaneen, wie ihn dieſer Streit in allen ſeinen Stadien intereſſirt; ſeine erſte Schrift iſt wie der letzte Nachklang dieſes Streits, der wirklich als Symptom der Zeit einer kurzen Erwähnung werth iſt.

Es ſind nicht bloß die Chineſen in Rom, die ſich über die Pilger zu den römiſchen Tempeln verwundern, und dieß für eine Begeiſterung auf Commando, für ein Urtheil der Parade und Ceremonie halten: es gab und giebt überall unter uns jene kleinen Männer und feinen Köpfe, denen die Alten zu groß und einfältig, zu männlich und unhöflich, zu ſinnlich und verſtändig ſind. Sie hoffen deren rohe Brouillons zu verbeſſern, indem ſie die hohe Poeſie und die ernſte Wiſſenſchaft auf das Niveau ihrer Correſpondenzen und Converſationen mit den femmes savantes verſetzen, in deren Salons ſie ſo glücklich ſind. Dieß iſt der Sinn des vorliegenden Streites; das Beſondere war nur, daß man damals für den ſeltenen Muth der Wahrheit gegen das Vorurtheil hielt, was oft nichts als der Muth der Zoilus war.

Der falſche Prophet, der ſchon anderthalb Jahrhunderte vorher die romaniſche Abneigung gegen griechiſches Weſen in leidenſchaftlichen Declamationen ausgegoſſen hatte, war Julius Caeſar Scaliger, deſſen Poetik bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein das Grundbuch war. Sein Sündenregiſter Homers iſt in der Geſchichte menſchlicher Narrheit ein Pendant zu des Bologneſers Malvaſia Ausfällen auf Raphael, den er einen boccalaio urbinate nannte.*)

*) Scaliger ſagt im Hypercriticus von dem homeriſchen Motiv des Zeus in Olympia: Sane aut ludunt Phidiam, aut nos ludit Phidias. Fortasse vero etiam ridicula facies illa nobis esset, si extaret.

Perrault, der in seiner Parallele der Alten und Neuen 1688 den Streit eröffnete, hatte sich seinen Vortheil wohl ausersehen. Nicht das Genie der Alten will er abmessen, geschweige denn herabsetzen, auch nicht ihren Denkmalen, z. B. den Epopöen, will er moderne Pendants entgegenstellen. Das was verglichen werden soll, ist die Technik, also das Unpersönliche und Allgemeine in der Kunst, der amas de préceptes, der sich fortwährend mehrt und verfeinert, während die Genies nur in seltenen goldenen Zeiten beisammen stehen, und während die Meisterwerke oft im Anfange liegen; — die Formentradition, die auch den Mittelmäßigen trägt und hebt, und die auch der Größte nur Schritt für Schritt vorwärts bringt. Man wollte also den schönen Künsten dasselbe Gesetz der Progression vindiciren, welches in den exacten Wissenschaften und in den mechanischen Künsten gilt; schon kurz vor Perrault hatte Fontenelle der Betrachtung diese echt französische Wendung gegeben, indem er aus Gründen der Geschichte plausibel machte, daß ein ebenso großer Fortschritt zu erwarten sei von Theocrit zu Virgil, wie von Virgil zu uns, d. h. zu Fontenelle.

Perrault und Lamotte Houdard maßen die homerischen Gedichte an den Regeln der französischen Poetik und an den romantisch-französischen Begriffen von Heroismus. Perrault brachte die alten Helden unter die Cavaliere von Versailles, und diese fanden sie ihren Bauern ähnlicher, als sich selbst, sie waren einstimmig, daß der epische Pomp solchen Leuten nicht zukomme: à gens de village trompette de bois. Lamotte aber wollte die Iliade durch einen Doppelschlag vernichten: er gab neben der Critik noch eine zu zwölf Gesängen abgekürzte Uebersetzung nach dem Lateinischen, wo er die griechische Einfalt in französische Einfachheit übertrug und den ihm ärgerlichen Bilderschmuck gründlich wegglättete. Er überging die ehrwürdige Statue mit seiner frechen französischen Raspel, bis von einem lebensvollen Bau voll offenbarer Schönheitsgeheimnisse Nichts als eine elende Academie übrig war.

Solchen Feinden gegenüber hätten die Griechen wünschen müssen, daß sie der Himmel nur vor ihren Freunden behüten möge. Denn als Madame Dacier, die Tochter Tanaquil Fabers und die alleinige angestaunte Inhaberin griechischer Gelehrsamkeit in der Pariser Societät, den dem Homer hingeworfenen Handschuh, ein Weib, allein aufnahm und die Ehre Frankreichs, aus dessen Academie alle diese Majestätsbeleidigungen hervorgegangen waren, gegen die himmelstürmenden Pygmäen retten wollte: schrieb sie ein weitschweifiges und grobes Buch über die Ursachen der Verderbniß des Geschmacks, worin sie unter anderem die Liebe für eine Quelle kleinlicher und unmännlicher Empfindungen erklärte. Alle Franzosen riefen, daß sie den schöngeistigen Lamotte à la grecque behandle, und daß er ihr wie einer Französin und — als eine Französin antworte.

Noch unglücklicher war der Ritter Temple, der als Champion der Alten in der Art der Prunkstücke des fünfzehnten Jahrhunderts einen schöngeschriebenen Essay verfaßte, worin er als Beispiele des Besten, weil Aeltesten in seiner Art die Fabeln des Aesop und die Briefe des Phalaris herausstrich. Sein Verdienst war, daß er zu dem Meisterwerke der Critik, den Briefen Richard Bentleys, den Anlaß gab. Dieser erste Kenner seiner Zeit lehnte das Urtheil über die Frage mit einer feinen Wendung ab, aber sein Freund William Wotton stellte sich in seinen Reflexionen merkwürdiger Weise auf die Seite der Neueren, obwohl er Anstalten machte, methodisch und billig abzuwägen.

Voltaire fand den alten Proceß noch immer unerledigt. Er stellte in Bayles zweifelnder Weise das Für und Wider einander gegenüber; aber der Grundton der Urtheile des Geschichtsscheibers des Siecle ist leicht herauszufinden. Er beklagte zwar, daß die „schönste Sprache der Welt" in Frankreich vernachlässigt werde; er hatte Sinn für das Menschlichwahre und noch mehr für das Malerische in Homer und für das Große in der schmucklosen Einfalt des Demosthenes. Aber er fand in dem Marmorpalast des Homer zu viele unbehauene Steine und stellte das zweite, vierte und sechste Buch der Aeneide über alle griechischen Dichter und das befreite Jerusalem der Ilias gleich. Cicero ist ihm vielleicht ebensoviel werth als alle griechischen Philosophen; Aristophanes ist ein farçeur, und Plato weiß er nur zu schätzen, weil er die unglückliche Tugend so achtungswürdig und die Verfolger so verhaßt gemacht hat.

Dieß giebt uns einen Begriff von der Stimmung der schöngeistigen europäischen Welt gegenüber den Griechen, dieß hatte Winckelmann im Auge, wenn er von der Zeit sprach, „wo ein großer Theil einer Nation mit Blindheit geschlagen, nichts als was neu war schätzte, und wo diese Blindheit ein allgemeines Uebel war." Dieß ist die doppelte Pedanterie, die Pedanterie der Schule und die neue Pedanterie der Mode, wie sie Huet nannte, welche damals auf die griechischen Studien drückte. Und dieß sind die Engpässe die damals uns nordischen Barbaren den ersten Eintritt in das schöne Land verwehrten.

Was bleibt nun nach dem allen zu denken übrig, als daß das, was Winckelmann als Knaben in bloßer Ahnung zu den Griechen zog, was ihn nach allen Zwischenfällen stets wieder zu ihnen zurückführte und was seine fragmentarischen Bemühungen so gesegnet machte, nichts anders war, als eine Wahlverwandtschaft mit griechischem Wesen, eine Wahlverwandtschaft, die von da an öfter in eminenten Persönlichkeiten, Dichtern, Künstlern, Denkern vorkommt, und die in diesem unseren Falle durch Sympathie und Divination den Mangel an Hülfsmitteln und Methode möglichst ersetzte?

Es war aber ein auserwählter Kreis griechischer Schriftsteller, mit denen Winckelmann besonders verkehrte und in welchem er das fand, was man damals den griechischen Geschmack nannte. Man kann diesen Kreis aus biographischen Notizen, aus den zerstreuten Urtheilen in der Kunstgeschichte und aus den Trümmern seiner Studien noch mit Sicherheit zusammenstellen.

Er befolgte allerdings die Maxime, daß man alle Alten lesen müsse, um Einen zu verstehen; er las alle Griechen aus literarhistorischem und antiquarischem Interesse, und später in noch bestimmterer Absicht; aber mit Homer und Herodot, Sophocles, Xenophon und Plato ging er um wie mit Freunden und Gefährten, wie wir Göthe und Shakespeare lesen; sie galten ihm mehr als solche, die „zahlen mit dem, was sie sind," als mit dem, was sie — lehren. Es ist ihre Menschheit, ihre Art in die Welt zu sehen und die Welt sehen zu lassen, und was von dieser Art der reinste Spiegel ist, Stil und Sprache. Und an dieser Stelle liegt denn auch die einzige Vorbereitung bis zur Mitte seines Lebenswegs für sein Lebenswerk der Schlüssel des Räthsels, wie er nach so vielen verlorenen Jahren und nach so kurzer Anschauung ein Kunstlehrer werden konnte. „Winckelmann ward die Schönheit in den Schriften der Alten zuerst gewahr," sagt Göthe, der den Uebergang von der redenden Kunst zu der bildenden für schwer und fast unmöglich hielt; — obgleich man bemerkt hat, daß man sich beim Lesen der alten Rhetoren mehr im Atelier des Malers und Bildhauers, als im Cabinet des Schriftstellers zu befinden glaube. Diese Scheidung der Künste besteht allerdings für die stilistischen Gesetze und für die Technik: aber es giebt eine Stelle in der Tiefe des Volksgenius, wo die Scheidung aufhört, eine Stelle die allerdings nicht leicht zu fassen ist: die Grundzüge der Auffassung der Welt und der Gestaltung der Welt erscheinen in allen Manifestationen eines Volksgeistes analog und verwandt.

Hier also treten wir in das Centrum von Winckelmanns Neigungen; hier finden wir sein wahres Selbst. In allen andern Sachen sah man den Tribut, den er der Noth, der Zeit, dem Irrthum entrichtete: hier allein folgte er der Stimme des Genius. Dort sucht er mühsam seinen Weg durch Sümpfe und Gestrüppe: hier steigt der Pfad in die Höhe, er athmet eine leichte und reine Luft, das weite Land öffnet sich, ein starrer Wellenschlag von Hügeln in klarem Farbenspiel wird sichtbar, in der Ferne das Meer und über Allem ein tiefblauer Himmel. Den Homer verfolgt man durchs ganze Leben hin als seinen Begleiter, von der Zeit an, wo er sich homerische Verse und Bilder auf (noch vorhandenen) Blättchen sammelte, wahrscheinlich zum Memoriren auf Spaziergängen, und wo ihn der Rector in Berlin den Dichter mit seinen etwas altfränkischen Augengläsern lesen lehrte.

Seine Hexameter summen ihm in den Ohren, als er, gequält vom Lärm schmutziger Abecedarier, „seine Gleichnisse betet" und in norddeutscher Nacht und Nebel die „Gluth des ionischen Himmels" in den Farben des Dichters fühlt, der „mit der höchsten Grazie begabt war." Dreimal, so hörten wir, las er ihn in dem Winter vor seinem ersten Versuch, über griechische Kunst zu schreiben; und wie es zu geschehen pflegt, daß man für die, die man am innigsten kennt, bei jeder Rückkehr andere und bessere Augen mitbringt: so glaubte er ihn nun bis dahin nicht anders geschmeckt zu haben, als Leute, die ihn in einer prosaischen Uebersetzung lesen.

Hier erschienen ihm zuerst die Götter und Göttinnen, die Homer den Griechen gegeben hat; hier erfüllte er sich mit einem Schatz poetischer Geschichten, Gestalten und Züge, in denen er später die ersten Inspirationen der griechischen Künstler erkannte, und die dann der Hebel wurden, womit er die Scenen antiker Basreliefs von dem Spuk der römischen Geschichte säuberte, den die Italiener hineingebracht hatten. Und zuletzt, als er seinen Stuhl zu den Gelehrten dieser Nation setzen wollte, bequemte er sich auch, den Homer mit dem Späherauge für das zu durchsuchen, was er sonst wohl als antiquarische Quisquilien verspottete. Diese Quisquilien finden sich in den unzähligen Citaten seiner Monumenti, wo man sehen kann, wie hunderte von Stellen über Costüm u. dergl. der Heroenzeit nach Combinationen mit Bildwerken hinstreben. Aber das Beste von der Wirkung eines solchen Dichters wird nicht in Citaten ausgemünzt.

Das Beste, was Winckelmann aus dem Homer herauslas, lag auch nicht ganz in dem, was ein gelehrter Literarhistoriker einen „Anfang homerischer Aesthetik" genannt hat. Denn Winckelmann spricht doch nur von dem Kleinen in den Manifestationen des bildnerischen Geists im Homer: von der figürlichen Malerei seiner poetischen Bilder und Vergleiche, von der musikalischen Malerei seiner Silben und Rhythmen, wiewohl allerdings Homers dichterischer Stil von Alten und Neuen in diesem Kleinen vorzüglich erkannt und empfunden worden ist.

„Im Homer ist Alles gemalt und zur Malerei erdichtet und geschaffen. Zwei Verse machen den Druck, die Geschwindigkeit, die verminderte Kraft im Eindringen, die Langsamkeit im Durchfahren und den gehemmten Fortgang des Pfeils, den Pandarus auf Menelaus abschoß, sinnlicher durch den Klang, als durch die Worte selbst. Man glaubt den Pfeil wahrhaftig abgedrückt, durch die Luft fahren und in den Schild des Menelaus eindringen zu sehen.*)

*) Iliad. IV, 135:

διὰ μὲν ἄρ᾽ ζωστῆρος ἐλήλατο δαιδαλέοιο,
καὶ διὰ θώρηκος πολυδαιδάλου ἠρήρειστο
μίτρης θ᾽, ἣν ἐφόρει ἔρυμα χροός, ἔρκος ἀκόντων,
ἣ οἱ πλεῖστον ἔρυτο· διαπρὸ δὲ εἴσατο καὶ τῆς.

Vgl. Rollin, manière d'étudier I, S. 425 (in W's. Collectaneen.)

Die Mittel dieser Malerei waren die „Wahl und Zusammensetzung der Buchstaben, welche der Sprache sanften Fluß gab, den Klang der Worte mannichfaltig machte und zu gleicher Zeit die unnachahmliche Zusammensetzung derselben erleichterte. Wegen des Ueberflusses der Vocale konnte die griechische Sprache, besonders in dem sanften und musikalischen Dialect Jouiens, durch den Klang und die Folge der Worte aufeinander die Gestalt oder das Wesen der Sache selbst ausdrücken."

Die Malerei Homers kam ihm so bezaubernd vor, daß er oft äußerte, die Kunst möchte das Unmögliche versuchen, und ihm Bilder von Bewegungen, die nur das Auge der Phantasie sehen kann, vor das sinnliche Auge schaffen. „Es wäre zu wünschen, daß alle homerischen Bilder sinnlich und figürlich zu machen wären; welches Verlangen mir erwächst, wenn ich dessen Merkur heimlich schleichen sehe, wie den Westwind in den heißesten Tagen, der wie ein Nebel zieht, und wenn ich mir Iris oder Juno und Pallas mit Taubenfüßen gehend vorstelle, und wenn Apollo geschwind wie der Gedanke schreitet. Was für ein großes Bild giebt Thetis, die gleich dem Nebel sich aus dem Meer erhebt!"

Am wenigsten dürfte uns Winckelmann gefallen, wenn er, unter dem Einfluß des bösen Geistes seiner Allegorie, in die lehrhaft-moralischen Interpretationen seines Rectors Damm und des Vinc. Gravina verfällt. Freilich contrastirte dann die Fülle der sinnlichen Körperlichkeit mit einem solchen doctrinären Kern um so lebhafter. „Homer war ihr höchster Lehrer, und seine Ilias sollte ein Lehrbuch für Könige und Regenten, seine Odyssee eben dasselbe im häuslichen Leben sein; der Zorn des Achill und die Abenteuer des Odysseus sind nur das Gewebe zur Einkleidung. Er verwandelte in sinnliche Bilder die Betrachtungen über menschliche Leidenschaften und gab dadurch seinen Begriffen gleichsam einen Körper, welchen er durch reizende Bilder belebte." —

Es ist ein Beweis, wie früh bei den Hellenen der Sinn für Maß und Form entwickelt war, daß der älteste und gemeinsame Dichter dieser am meisten bildnerischen unter allen Nationen so haushälterisch ist im Gebrauch der bildlichen Mittel der Rede. „Bei den Morgenländern, sagt Winckelmann, sind die figürlichen Ausdrücke so warm und feurig, als das Clima, welches sie bewohnen, und der Flug ihrer Gedanken übersteigt vielmals die Grenzen der Möglichkeit. Wogegen die Dichter jenseits der Gebirge durch Bilder reden, aber wenig Bilder geben: die Milton'schen Beschreibungen sind, die einzige Liebe im Paradiese ausgenommen, wie schön gemalte Gorgonen, die sich ähnlich und gleich fürchterlich sind. Sie sind dem Gehör groß, aber klein dem Verstand." Die glühende Phantasie, welche zwischen den entlegensten Ideenverbindungen hin- und hertaumelt, führte die Morgenländer eben so weit ab von der schönen Mitte, wie die Nordländer ihre tiefsinnige Schwermuth, welche

die Gestalten ins Nebelhafte und Ungeheure zerrinnen läßt. Die Bilder des Orients sind wie der Blitz, der unermeßliche Strecken der Einbildungskraft momentan in Erleuchtung und Flammen setzt; der griechische Dichter gleicht einem Zeichner, der einen Umriß mit sicherem Zug in biegsames Wachs gräbt.

Man sieht aus diesen Proben, daß Winckelmann in dem, was er von homerischer Poesie seiner Reflexion zugänglich gemacht hatte, ganz auf den Pfaden der Bodmer und Breitinger ging; aber damals hatte ja selbst Klopstock, wie Hamann sagte, den Homer nur im Kleinen, im Detail nachzuahmen verstanden, und Voltaire wollte nur den beneidenswerth finden, der im Detail male wie Homer. Jene Zeit, die noch unter den Wirkungen der großen Vergangenheit der Malerei stand, welche die Cardinalkunst der neueren Zeit durch drei Jahrhunderte gewesen war, konnte sich auch das Poetische nur von dem Grenzgebiet der Malerei aus aufschließen. Ihr war der Genius des Homer besonders da faßbar, wo er, mitten im Lauf des epischen Stroms, mit einem Worte ein dauerndes Bild in die eilende Phantasie eingräbt; da wo er jene Vergleiche ausführt, die, wie Medaillons am Rand großer Fresken, aus der Einförmigkeit seiner Schlachtenbilder einen Blick öffnen in die Welt der Jagd und des Walds, in die Wogen und Stürme des Oceans.

In diesen Dingen der Empfindung kommen Wenige hinaus über das, was zur Zeit von solchen, deren Geschäft es ist, in Worte und Begriffe umgesetzt worden ist; und dieß ist nicht immer das Feinste und Beste. Aber bei Winckelmann sind noch andere homerische Studien zwischen den Zeilen zu lesen.

Die bildnerische Gabe zeigt sich bei Homer im Größten, wie im Kleinsten: sie liegt auch in den plastischen Contouren seiner Figuren. Durch dieselbe Gabe, welche Winckelmann im Kleinen in den nachahmenden Klängen seiner Verse bewunderte, wurde er auch der Urheber der menschlichen und faßlichen, begrenzten und gestaltenbestimmten Façade der griechischen Religion, welche sich vor die dunkleren und formloseren Labyrinthe des alten arischen Naturglaubens und der landschaftlichen Sage aufgebaut hat. Dieß ist jener Götterverein, in welchem die Nebel der Mythen sich zu festen Gestalten zusammenballen, obwohl sie noch immer in wolkiger, riesenhafter Höhe und mit vagen, glänzenden, visionären Tinten am Himmel ragen. Dieß sind die Gruppen der Heroen, welche mit ihren so fest gezeichneten, ja zum Theil schon divergirenden Zügen, doch ganz die plastische Mitte halten zwischen typischer Allgemeinheit und Ueberfluß des Individuellen und die für die Plastik prädestinirt scheinen, gleich als hätte der Genius dieser Kunst sich hinter die Dichtung gestellt, als er aus technischer Hülflosigkeit seinen Gedanken noch keine marmorne Existenz geben konnte.

Bei zwei Völkern, den einzigen künstlerischen der Geschichte, weil sie in keiner anderen als der Sprache der Kunst sich so vollkommen ausdrückten, erscheint der

größte dichterische Genius am Eingang ihrer Geschichte, wie ein Sonnenaufgang, der über alle Herrlichkeit des Tages war. In der Iliade und in der göttlichen Comödie, zwei räthselhaften, alle Zukunft überragenden und beherrschenden Manifestationen ihres Nationalgeistes, liegt eine Welt von plastischen und malerischen Motiven beschlossen: lauter Aufforderungen, Vorstudien, Weissagungen für die bildenden Künste.

Es ist gewiß nicht ohne Zusammenhang, daß Winckelmann zu derselben Zeit, wo er den Herodot auslegt „wie von einem Genius inspirirt", mit dem Gedanken umgeht, nach Egypten zu reisen und unter den Pyramiden die Kunst der Alten zu studiren.

Man denke sich einen Jüngling voll unruhigen, aus dürftiger Umgebung in die Ferne strebenden Sinnes, der in Reisewerken und Geschichten den Ersatz sucht für eine directere Kunde von Welt und Menschen, dem es von Kindesbeinen an bis an die Grenze des Alters das würdigste Ziel der Wißbegierde schien, Länder, Nationen und Denkmäler mit eigenen Füßen aufzusuchen, und dem die Vielgereisten die liebsten unter allen Menschen waren: wie muß auf ihn der wander- und schaulustige Jonier gewirkt haben, mit seinen Gemälden voll der lebhaftesten Erinnerung, und ebenso lebhafter Freude an diesem Reichthum seiner Erinnerung; der mit einem griechischen Auge und mit ionischer Offenheit des Sinnes gegen die Breite der Welt den alten Osten gesehen und den Character seiner Völker gezeichnet hatte; dieser mannichfaltigste aller Geschichtschreiber, der für jede Ansichtsweise der Welt einen Sinn und für jeden Bestandtheil des Völkerlebens ein Interesse hatte, und von dem man gesagt hat, daß man mit ihm reise und mit seinen Völkern lebe! Mit einem natürlichen Gefühl für das Echte und Authentische sah Winckelmann da, wo so Viele von Alters her den leichtgläubigen Fabler gesehen, den wahrhaftigen Geschichtschreiber; er konnte in jener phantastischen Welt des Orients und seines Völkergewimmels und in dem Wunderland Egypten mit seinen Memnonssäulen und Labyrinthen Wirklichkeit finden, ja er hoffte diese Wirklichkeit noch selbst wiederzufinden, zu einer Zeit, wo diese Wunderwelt für uns nur erst in Herodots Blättern vorhanden war, die nun als unverwerflicher Zeuge für den Vater der Geschichte sich aufgethan hat und immer mehr aufthut.

Winckelmann preist Herodot mit Longin als den „Zögling der Grazien" und als den „Homer der Geschichtschreiber"; in der That hat Herodot noch die farbenreiche Sprache die symmetrisch musikalische Periode und die dramatische Belebtheit der Epopöe; sein großartiger Plan verschwindet oft hinter den Episoden, in welchen er den bunten Teppich seiner Geschichte ausbreitet, wie sein heimathliches Meer voll abgeschiedener Buchten ist; auch liebt er es noch dem Dämmerlicht der Orakel zu folgen.

Die Vertiefung in Herodot im „Frühling seiner Jahre", — denn Herodot scheint der erste Grieche gewesen zu sein, mit dem er ganz vertraut wurde — trug, wie alle solche frühen Eindrücke, dauernde Früchte. Herodot gab Winckelmann die Weihe des Geschichtserzählens, des Schilderers selbstgeschauter Dinge. Herodot, der in seiner anmuthigen ionischen Persönlichkeit die einfach alterthümliche Kunst der Epopöe mit der vollen Theilnahme an attischer Verstandesbildung verknüpfte, ist ein unvergleichliches Muster für alle die, welchen es die Natur verliehen hat, in späteren Zeiten und in Werken schwerer Verstandesarbeit, Etwas von der Einfalt und Naivetät, der Jugendfrische und Anmuth der älteren Welt zu bewahren.

Selbst das critische Salz des Herodot ist nur eine Würze seiner Naivetät; denn die Critik veranlaßt ihn fortwährend, mit seiner Person hervorzutreten, zu sagen, was er selbst sah und was ihm erzählt wurde, sein bescheidenes Urtheil einzumischen oder zurückzuhalten, an seine kosmopolitische Vorurtheilslosigkeit zu erinnern und uns so zu sagen eigenhändig seine gesammelten Schätze vorzulegen. Und doch bleibt er stets das treue Echo der Dinge, dessen schlichte Gegenständlichkeit selbst bei Thermopylae in keine Versuchung zum Pathos kommt und nur die Inschriften reden läßt.

Gerade so persönlich und gegenständlich zugleich erscheint uns oftmals Winckelmann, wenn er von dem redet, — „was ich gesehen habe und kenne"; grade so voll Stolz und Freude, die Dinge, die Niemand als er *so* geschaut hat, an seine Person knüpfend; und doch blos der getreue Cicerone des Geschauten zu sein sich bescheidend.

Sophocles, der auch zu denen gehört, die man im Alterthum homerisch nannte, scheint in Winckelmanns Gunst auf Herodot gefolgt zu sein: er war in der Zeit seines Schul- und Herrendienstes der Gast seiner nächtlichen Mußestunden. In Seehausen kommt er ihm kaum aus den Händen; „in Sachsen las ich Tags die sächsischen Chroniken und das Leben der Heiligen, und des Nachts den Sophocles und seine Gesellen." Wenn er Tags über mit Elementarschülern oder Regesten die gröberen Geisteskräfte erschöpft hat, dann geht ihm in den feierlichen Stunden der Einkehr in uns das „Siebengestirn des himmlischen Sophocles" auf.

Man darf wohl annehmen, daß er dann nicht ausschließlich in den Scholien nach Conjecturen spähte, sondern daß er in solchen nächtlichen Momenten der Weichheit und Versöhnung an des Atheners hehren und rührenden Gestalten die Süße der tragischen Sympathie kennen lernte; daß dann sein Geist über dem Elend der Gegenwart schwebte und zum ersten male das Mysterium des Schönen ahnte.

Winckelmann characterisirt die Kunst des Sophocles, indem er sie mit

der seines Vorgängers vergleicht. Die Tragödie erhob sich in Aeschylus in mächtigen Worten und starken Ausdrücken von großem Gewicht, wodurch der Dichter seinen Personen Erhabenheit und die Wahrscheinlichkeit ihrer Fülle gab. Aber er ist durch hohe Gedanken und prächtigen Ausdruck mehr erstaunlich als rührend; und im Entwurf seiner Fabel, die mehr Wirkliches als Mögliches hat, weniger ein Dichter als ein Erzähler." Dieß sei der Stil der jugendlichen Kunst. Denn der Jugend gefällt nur das Hochtrabende, das Erstaunende. „Der Agamemnon des Aeschylus ist zum Theil durch Hyperbeln viel dunkler geworden, als alles was Heraclit geschrieben."

„Sophocles dagegen, fährt er fort, rührt das Herz durch innige Empfindungen, die nicht durch Worte, sondern durch empfindliche Bilder bis zur Seele dringen; und durch die höchste Möglichkeit, welche er gesucht hat, durch die wunderbare Entwicklung und Auflösung seiner Fabeln, erfüllt er uns mit beständiger Erwartung und führt uns über unsern Wunsch hinaus."

Mancherlei ist hier in etwas veralteten Ausdrücken von der Poesie des Sophocles ausgesagt. In erster Linie steht die Verwaltung des tragischen Mitleids: er verdrängte die Erschütterung des tragischen Schreckens, für den Aeschylus seine hochmetaphorische Sprache und sein Schreckensgepränge von Worten geschaffen hatte, durch eine sanftere, stetige und steigende Sympathie, an der er seine ganze Kunst der Anlage und der Sprache entfaltet, ohne daß er uns diese Kunst bemerken läßt.

Mit eigentlichen Bildern ist Sophocles freilich sehr sparsam; doch hat er einige köstliche als Hebel des Mitleids gebraucht. So wenn Electra vor der Schwelle des Vaterhauses den Vorbeigehenden ihr Elend klagt, wie die Nachtigall, die ihre Jungen verloren hat; oder wenn sie den Bruder beweint, der wie die Meereswoge vorübergerauscht ist und Alles mit hingerafft hat; oder wenn Oedipus sich mit dem Meeresfelsen vergleicht, der zur Winterszeit von den Wellen und allen vier Winden gepeitscht wird; oder in dem wiederholten Bilde von der in ihrem Felsengrab ewig in Thränen zerfließenden Niobe.

Aber vielleicht dachte Winckelmann nicht an Redefiguren, sondern an jenen Gipfelpunct des tragischen Pathos, wo der eilende Lauf der dramatischen Handlung in einem plastischen Bilde anhält, welches der leidende Held, sich selbst zum Gegenstand des Mitleids werdend, fixirt und ausmalt; — wie wenn uns Electra gezeigt wird mit der Aschenurne des Orest in den Armen, diesem Nichts von dem Strahlenden, den sie einst fortließ; oder wenn Philoctet sich wieder in der Scenerie der Einsamkeit erblickt, nur Felsen und Thieren und Buchten seine Klagen erzählend; oder wenn wir die jungfräuliche Antigone auf dem Wege zum Hades sehen, und wenn der sterbende Oedipus zum Führer seiner Töchter wird.

Das Zweite ist, an der Stelle der episch-gradlinigen Fabel der äschylei-

schen Trilogie, die kunstvolle Technik seiner strenggeschlossenen Dramen, mit ihren Verschlingungen und Verzögerungen, ihren Contrasten und Conflicten, ihrer wohlberechneten Spannung und der endlichen Ueberraschung durch das Gegentheil unserer Erwartungen, — der sogenannten Ironie des Sophocles. Sophocles wußte durch seine Kunst durchsichtiger Motivirung die körperliche Handlung der Sage in eine Kette seelischer Vorgänge zu verwandeln; er hat im Philoctet das feinste Seelengemälde in den Rahmen des simpelsten Sagenmotivs eingeschlossen.

Das Dritte ist die poetische Würde seiner Gestalten, die „heroische Majestät" sagt Winckelmann; jene typische Idealität, die Sophocles sich selbst zuschrieb im Gegensatz zu der gemeinen Wirklichkeit des Euripides, — ein Urtheil, das auch Aristoteles zu billigen scheint.

In dem Vergleich mit Aeschylus erkennt man den ausgesprochenen Freund des schönen Stils. Wenn Winckelmann den Prometheus des Aeschylus mit dem Oedipus des Sophocles zusammenhielt, so erschien ihm der Uebergang von dem einen zum andern (wovon Sophocles in der vielgedeuteten und vielgeänderten Stelle bei Plutarch spricht) wie ein Riesenschritt: wahrscheinlich verband er das Auftreten seines ausgebildeten Stils schon mit dem Sieg des acht und zwanzig jährigen Dichters über den Meister, wenn er sagt: Nicht stufenweis, sondern durch einen unbegreiflichen Flug hat Sophocles das höchste Ziel menschlicher Kräfte erreicht: — con passi da gigante sorse sin dove l' ingegno umano e l' immaginazione può giugnere con la tragica poesia. Uns scheinen die passi da gigante und der unbegreifliche Flug mehr zu dem Werke des Aeschylus zu passen, der im Schöpfungssturm eroberte und mit den Spuren dieses mächtigen Geistesschwungs bezeichnete, was die feine Kunst und das schöne Naturell des Sophocles zur Harmonie der Schönheit zurückführte; wie es Raphael mit den Fresken des Michelangelo gemacht hat. Aber um so bezeichnender ist dieses Urtheil für eine Sinnesweise, die in der Kunst nur Rechte der Schönheit anerkennt und der Ansicht ist, daß in der Welt der Schönheit die Stille größer und schwerer ist, als der Sturm. Wenn die Tragödie des Aeschylus in Conceptionen übermenschlicher Wesen, in Erschütterungen erdbebenartiger Leidenschaft, in Leiden wo das Schicksal die Spannkraft selbst eines titanischen Willens versuchen zu wollen scheint, in Gleichnissen, welche an der Grenze der Fähigkeit der Sprache und der Phantasie stehen, wenn uns, sage ich, die erhabene Tragödie über uns selbst und das Menschliche hinausreißt: so lehrt uns die mildere Kunst des Sophocles, daß vielmehr in der Hineinführung in die Tiefen des Menschlichen der Zugang zum Allerheiligsten der Kunst liegt daß wir recht menschlich werden müssen, um göttlich zu werden.

Sophocles hat unter allen Griechen am meisten das vollkommene Gesetz

der Schönheit erfüllt: der Bau seiner Werke, die Gestalten und die Gespräche seiner Menschen zeigen überall die großen, einfachen und sanft verschmolzenen Linien, die in der Plastik und in der Poesie das Geheimniß hellenischer Schönheit sind.

Seitdem wurde Sophocles für Viele der bevorzugte Vermittler dieser Schönheit. Die Dichter, welche halb mit sympathetischer Intuition, halb mit neidischer Bewunderung den Gesetzen der alten Poesie nachspähten: sie sahen auf den sophocleischen Cothurn. Und die Weltweisen meinten in ihren dunkeln und mühsam verketteten Metaphysiken der Poesie nur die klare und durchsichtige Kunst des sophocleischen Dramas zu zergliedern.

Denn alle die Merkmale hellenischer Schönheit: die Menschlichkeit, die allen Zeiten und Völkern gleich nahe und wahr ist; der Marmoradel und die plastische Gruppirung der Gestalten; das adlergleiche Schweben der Kunst und der Sprache über dem Sturm der Leidenschaft und über den Greueln des Stoffs; die beneidenswerthe Harmonie von Großheit und Lieblichkeit, von Klarheit und Wärme, von Einfalt und Verstand, von Wahrheit und Adel, von Anmuth und Präcision, von Regel und Leben, „das Innere dieser Welt und ihre Fläche;" endlich die, wie die entrückte Asträa, uns Neueren versagte canonische Vollendung der Form: bei dem Allen stand uns das Drama des Sophocles vor Augen, ein Bild ruhig in sich vollendeter Menschheit, wie seine Statue im Lateran.

Und dieß Alles trifft dann zusammen in dem Eindruck der Vollkommenheit, den auch Winckelmann zuletzt ausspricht in den Worten, „daß er die Grenzen des menschlichen Geistes in der tragischen Poesie erreicht habe;" wie der Dichter sagt, daß es ihm gelungen sei,

„den Punkt zu schaun, wo Mensch und Gott sich scheidet."

Indeß keine Vorzüge werden doch so richtig geschätzt und so lebhaft empfunden, als die, welche in den Bereich des eigenen Talents und der eigenen Productivität fallen. Wer nicht selbst Dichter ist, der wird wohl nie den letzten Schleier dichterischer Werke heben. Und so sehen wir denn auch Winckelmann sein Ideal schriftstellerischer Kunst in den attischen Prosaikern finden.

Herodots halbpoetischer Satzbau schien ihm unvollkommen im Vergleich mit der reiferen Einfalt seiner Attiker. Er erinnert an das Urtheil des Aristoteles, „daß Herodots Redeweise die alten Formen des Ausdruckes beibehalten habe, in welchen die Redensarten von einander getrennt sind und keine Verbindung haben, daher auch den Perioden die gewünschte Rundung mangele;" und er vergleicht seinen Stil mit dem ältesten Stil der griechischen Kunst und der Florentiner vor Raphael, „dem die Rundung gefehlt habe, wodurch Licht und Schatten entsteht."

Winckelmann liebte die Einfalt über Alles; aber er meinte nicht die natürliche und trockene Einfalt, welche der Kunst vorhergeht, sondern die Einfalt, die zwar angeborner Character, aber auch einstudirte Rolle ist, wenn es auch nur die eigene Rolle ist; — die Einfalt des Stils, welche alle Künste sophistischer Technik kennt, aber mit derjenigen Enthaltsamkeit übt, die atheniescher Geschmack und socratischer Geist der Wahrheit und Sittlichkeit lehrt. Diese fand er in Xenophon und Plato, in deren Stil die volle Reife der Prosa ist, gezeitigt durch die methodische Disciplin des Denkens, und belebt durch die Reminiscenzen attischer Conversation.

„Die Zeit des Praxiteles ist die Zeit der feinsten Scribenten und der größten Redner, des Xenophon, des Plato, die damals in ihren besten Jahren waren. Das vorzüglichste Merkmal der Meisterwerke der Kunst, die edle Einfalt und stille Größe, ist auch das Kennzeichen der griechischen Schriften aus der besten Zeit, der Schriften aus der socratischen Schule." Unter ihnen hatte Winckelmann eine besondere Schwachheit für Xenophon. Nur einen Versuch literarischer Characteristik von ihm giebt es, einen Versuch über Xenophon als Geschichtschreiber. Es ist aber weniger eine Characteristik, als ein Ausdruck seiner Bezauberung durch die historische Manier der „attischen Biene." *)

In Xenophons Schriften findet er „die Grazie, die Thucydides nicht suchte." Es ist das sanfte und stille Wesen, im Gegensatz zu dem Feuer der Erzählung, es ist die erleuchtete und reine Kürze. Die schöne Natur mit allen ihren Reizungen herrscht durch und durch in seinen Schriften. Diese will nicht entblößt, aber auch nicht mit Schmuck überladen sein; sie ist schwerer zu erreichen, als die Kunst. Er vergleicht den Eingang des „Rückzugs der Zehntausend" mit dem Eingang des Herodot, und findet dort die unschuldige Jugend und hier das männliche Alter. Die von Alten und Neuen oft gepriesene „honigsüße Einfalt dieser Sprache, welche die Anmuth selbst ist," erschien ihm am einnehmendsten in diesem Buche, wo hinter der kindlichen Bescheidenheit des Erzählers der Muth, die Geistesgegenwart und das Genie des Feldherrn sich verbirgt, der Alles besitzt, was den Mann macht.

Bei Winckelmann war die Nachricht von der „sanften und sittigen Schönheit" des Jünglings Xenophon nicht ohne Bedeutung. Er glaubte, „daß wir insgemein denken, wie wir gemacht sind;" und war geneigt, von schönen Menschen das Beste in Geschmack und in Sitten zu vermuthen. Die herrliche Gestalt, welche Socrates einst zu dem Vorsatz brachte, den Geist des Jünglings durch Bildung seinem Körper ebenbürtig zu machen, hatte sich Win-

*) Im Anhang V. zum ersten mal im deutschen Original aus der Pariser Handschrift (4271) abgedruckt.

ckelmann zu einem Bilde belebt, welches einen Glanz auf die Erzählung warf. —

In diesem Falle werden indeß Wenigere seinem Enthusiasmus folgen können, nachdem wir eine historische Persönlichkeit an ganz andern, als an solchen geselligen und stilistischen Maßen zu messen gelehrt worden sind. Die „kindliche Einfalt" kommt uns oft vor wie kindischer Aberglaube; die Philosophie des Socrates ernüchtert sich unter seinen Händen zum hausbacknen Utilitarismus, und das Vorurtheil dieser Schule für spartanisches Wesen streifte beinahe an Verrath. Auch in dem Lobe des Stils muß man es dem Ueberdruß an gallischem bel esprit nachsehen, wenn neben der ungekünstelten Schlichtheit die nüchterne Geringschätzung der Kunst und die freilich durch lange Entfernung von Athen entschuldigte Vernachlässigung der Form übersehen wird.

Desto mehr Verehrer fand dieser „Philosoph und Gentleman" in dem Jahrhundert der Popularphilosophie; ganz ähnliches Lob vernimmt man von Shaftesbury an, der in ihm den natürlichen und einfältigen Geist des Alterthums fand, und von Klopstock an, der ihn fast auswendig wußte, bis auf Herder, nach dessen Ansicht unser historischer Stil von Xenophon seine Bildung empfangen sollte, und der ihn und Plato die ersten und einzigen Prosaiker unter allen Nationen nannte. Auch Johannes von Müller hielt ihn für ein großes, in seiner Art unerreichtes Muster. Den Plato nennt Winckelmann seinen alten Freund, als er ihn im ersten Jahre zu Rom wieder in die Hand nimmt. Bei Plato fand er den philosophischen Ausdruck für den idealen Zug in der griechischen Kunst; er versuchte sogar platonische Gespräche über solche Dinge zu schreiben; platonische Eloquenz hat ihm auch den Ton des philosophischen Enthusiasmus gelehrt, der keinem Propheten des Schönen an seinem Orte fehlen sollte: die hinreißendsten Episoden seiner Werke sind im Stil Platos. Mit einem Worte, Plato hat ihm damals die Weihe zum Lehrer des Schönen ertheilt, wie ihm Herodot die zum Geschichtschreiber gab. Und wie wäre der würdig, über die Kunst der Alten zu schreiben, der nicht einmal gläubig zu Platos Füßen gesessen und bei ihm die Gegenwart der Geisterwelt in der Sinnenwelt geahnt hat.

Aber die feineren Fäden, welche von platonischen Gedanken zu Winckelmanns Theorie hin- und hergehen, zu verfolgen, ist hier noch nicht der Ort; nur das ist an dieser Stelle zu sagen, daß Plato allezeit der Philosoph der Dichter, Künstler, Liebhaber gewesen ist. Nicht bloß, weil er zuerst, ja fast einzig über die Schönheit philosophisch und weihevoll gesprochen hat; auch nicht bloß wegen der dramatisch geschmückten Rahmen seiner Gespräche und wegen der poetischen Zierrathen, die er in die Prosa brachte. Man hat Plato den Homer der Philosophen genannt; dieß kann in mancherlei Sinn ge-

nommen werden, auch in dem Sinn der Harmonie und Einheit des geistigen Universums, die für Platos Geist Gesetz war.

Platos Genius scheint, ihm selbst zum Trotz, die schon auseinanderfallenden Elemente des hellenischen Lebens noch einmal, ein Orpheus der Geisterwelt, zu einem Bunde überreden zu wollen. Obwohl er mit seinem Eintritt ins philosophische Leben auf Poesie und Politik entschlossen verzichtet hat, obwohl er die herrlichsten Agalmen griechischer Dichtung wie hohle Götzen bilderstürmerisch zerbricht, obwohl er seinen Verstand unter den körperlosesten Schemen der Dialectik einwohnen will und sinnverwirrende Begriffsgewebe anzettelt, obwohl er in seinen Ahnungen sich versteigt

sopra la sfera che più largo gira,

und die Geheimnisse des Jenseits bis auf den Grund des Tartarus verfolgt: dennoch weigert sich der Geist des Nachgebornen des pericleischen Zeitalters, den „sterblichen Tand der Gestalten und Farben" ganz zu verlassen: Begriff und Mythus, Raisonnement und Poesie, die Welt der Gedanken und die Bilder des Lebens, der moralisch-philosopische Ernst und Tiefsinn, und der leichte Ton der feinen Gesellschaft, der dialectische Proceß und die Acte des Dramas, geben uns in seinen wundersamen Werken ein Schauspiel beständigen Sichfliehens und -befreundens. Die abgezogensten Gebilde des Verstandes gewinnen wieder Körper; aus dem Spiel seiner Phantasie mit den Harmonien und Parallelismen des physischen, sittlichen und staatlichen Kosmos tönt uns noch in vollen Schlußaccorden die innere Sphärenharmonie des hellenischen Geistes entgegen. —

Dieß sind die Schriftsteller, welche sich für Winckelmann zu einem engern Kreis von Vertretern des alterthümlichen Geistes vereinigten: die attischen und ionischen Charitinnen sind es allein, denen er opferte. Ihm sagte viel mehr die bewegliche und sinnliche Geistesart der Jonier zu, die in der Breite des Weltwesens (nach Göthe's Worten) die Breite der Gottheit lesen wollen, als die ernste und hohe Denkweise der Dorier und der ihnen Verwandten, welche die Erscheinung für das Formlose halten, dem die Einheit und Ordnung durch die ewigen und unwandelbaren Maaße der Sphären, des Staates und der Sitte aufgedrückt werden soll. Aber selbst unter den Priestern der attischen und ionischen Musen blieben ihm einige fremd und fern.

Die gigantische Phantasie des Schöpfers der Tragödie war ihm nicht heimlich; mit der priesterlichen Weihe und dem Flug pindarischer Oden wird es ihm nicht anders gegangen sein; von der herben Strenge des Erzählers des peloponnesischen Kriegs zu schweigen.

Jene abgerissene Ideenfolge, jene räthselhaften Sprüche, womit der Dichter der Siegeslieder seinen Plan und seine Gedanken in ein feierliches

Helldunkel hüllt; jene ungeheuern Bilder, die nur dem göttlich Trunkenen keine Thorheit sind; jene Gebilde des Heroenalters der dramatischen Poesie, die noch ein Nachhall der Zeiten sind, wo vor dem Stoß der morgenländischen Macht die Grundfesten der nationalen Existenz gebebt hatten; und auf der andern Seite jenes tiefsinnige Geschichtswerk, dessen Verfasser mit der starken und gewaltthätigen Hand eines unverantwortlichen Herrschers mit der Sprache schaltet, sie zum Werkzeug seiner haarspaltenden Trennungen und tiefergrübelten Verschlingungen der Gedanken formt: dieß alles war nicht Winckelmanns Geschmack.

Ueberhaupt aber blieben die Wenigen, welche sich damals den Zugang zum hellenischen Parnaß bahnten, bei denjenigen Manifestationen des griechischen Geistes stehen, die dem Allgemeinmenschlichen am nächsten standen: gerade diese haben wir auch in unserer Gruppe beisammen. Und man muß gestehen, daß diese Gruppe auch dem Centrum des hellenischen Geistes am nächsten steht, wofern Schiller Recht hat, daß der Begriff antiker Poesie sei, „was zu allen Zeiten auf die einfache Natur gleichmäßig wirkt;" und wofern kein Stil mehr griechisch ist, als der schöne Stil. Dieser Stil ruht ganz auf dem mittleren Gleichgewicht des Innern und auf jener temperirten Stimmung, der alles Gewaltsame und Maßlose, alle einseitige Beschäftigung einer Geisteskraft auf Kosten der andern widerstrebt. Wer nun für diesen Stil organisirt ist, den wird alle Wahrheit und Tiefe des Gedankens nie entschädigen für den Mangel an Rundung und Durchsichtigkeit der Form; er wird bei den wunderbarsten Visionen und bei den erhabensten Apperçus die deutlichen Umrisse und die harmonischen Uebergänge vermissen; die reine menschliche Wahrheit, welche das Herz sanft an sich zieht, wird ihm mehr gelten als die brausenden Stürme des genialischen Gottesodems. Griechisch ist es, weder den Inhalt ohne die Form, noch die Form ohne den Inhalt ertragen zu können. Das Eine ist die Art der germanischen und nordischen Völker, das Andere war das Gebrechen der neueren Italiener.

Bisher ist noch kein Comiker oder Satiriker genannt worden; und doch standen diese Geister bei Winckelmann stets in besonderer Gunst; aber sie machen eine Gruppe für sich.

Man liest, wie sich Winckelmann schon auf der Universität bei Landpartien mit dem Aristophanes in eine Ecke setzt; wir hören von seinen Studien in Commentatoren und Scholiasten und sogar von einem eigenen Versuch der Art. So ist er auch unter den Römern am fleißigsten und belesensten in Satirikern und Epigrammatisten, im Petron und Martial, im Persius und Juvenal; ein holländischer Plautus und Horaz sind es neben Sophocles, die er bei dem Verkauf aller seiner Bücher zurückbehalten will.

Es scheint, daß diese Vorliebe nicht ohne Zusammenhang war mit der Vorliebe für das Detail der Biographien, mit dem Hang zu den Curiositäten der Ana und zu der Lästerchronik des gelehrten „Commerce," den er in dem Dictionnaire des Bayle sättigte. Bayle vertheidigte sich gegen seine Ankläger über diesen Punct, indem er sich mit Molière verglich, dem auch von Boileau vorgeworfen wurde, daß er zuviel Volksfreund sei und seine Figuren Grimassen schneiden lasse und zum Bouffon herabsinke. Dieser Geschmack am Starkindividuellen und Uebercoucreten bis zum Grotesken, dieß Behagen an den erzoriginellen Launen der Wortbildung und der Phantasie scheint es gewesen zu sein, was ihn zu der so reich besetzten Tafel der alten Comiker lockte; Etwas von einem faunischen Zug, von einem Hang zur „Losgebundenheit bis zum Cynismus" (Göthe) scheint auch nicht gefehlt zu haben.

Bemerkenswerth aber ist, daß hier die Analogie mit seinem Geschmack in der Kunst ganz aufhört. In der Kunst hat nach Winckelmann das individuelle Detail und die comische Verzerrung wenig oder gar kein Recht; selbst den leisen Anklang an das Faunische in den Gesichtsbildungen und Mienen des anmuthigsten unter den neueren Malern betrachtete er mit Abneigung; er verspottete die Liebhaber, welche Caricaturen herausgaben, und die Bildhauer, welche darin Studien machten; auch scheint Scherz und Witz nicht eben seine Sache gewesen zu sein.

Wohl aber scheinen solche Dichtungen auch später für ihn eine Art Erholung gewesen zu sein, ein Mittel zur Herstellung des geistigen Gleichgewichts. Da er in der Kunst das Ideale, Spirituelle, Allgemeine, Einförmige allein gelten lassen wollte, so scheint es, als habe seine urkräftige Natur irgendwo humoristisch überschäumen wollen.

In den Antikensälen bemerkt man neben Gestalten, in welchen das Menschliche durch Großheit und Vereinfachung zum Uebermenschlichen hinaufgerückt ist, auch einige phantastische Wesen, durch die wir an die sinnlich-thierische Basis unserer Natur mit scherzender Bosheit erinnert werden. Diese Wesen paßten nicht sehr in Winckelmanns Schönheitstheorie; aber wir gestehen, daß unser Auge unter so viel Göttern und Heroen gern auf ihnen ausruht.

Der Graf Shaftesbury, der Vater des Philosophen, sagte, Jedermann trage einen Weisen und einen Narren in sich; und man müsse beiden zu ihrer Zeit ihre Freiheit lassen. Denn wenn der Weise und Ernsthafte stets am Steuer sitzen wolle, so werde der Narr so seltsam und unbequem werden, daß er dem Weisen das Concept verwirre und ihn zu vernünftigen Dingen unbrauchbar mache. —

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß für Winckelmann die Superiorität des Griechischen über das Römische in allen parallelen Fällen von An-

fang an Axiom war; zu einer Zeit, als man sich mit solchen Urtheilen noch gar nicht hervorgetraute. An der Analogie der homerischen Nausicaa und der virgilischen Dido wird in seiner ersten Abhandlung sehr bezeichnend der Vorzug griechischer Kunst vor römischer veranschaulicht.*)

Sonst scheint ihm die Eleganz der Dichter des augusteischen Zeitalters weniger zugesagt zu haben, als die Kraft der alterthümlichen Lateiner; er wirft denen unerleuchteten Sinn vor, „welchen die alte Majestät des Catull und Lucrez im Vergleich mit dem Glanz des Virgil und mit der süßen Lieblichkeit des Ovid vernachlässigt und rauh klingt." —

Die Denkmale des Alterthums sind selten als Muster der Kunst und Dichtung studirt worden, ohne ihre Wirkung auf das Leben auszudehnen; keine Zeit würde das Alterthum selbst in seinen Formen begriffen haben, wenn es ihr nicht irgend einmal als die Vollendung menschlicher Bildung, als Humanität schlechthin gegolten hätte. Es ist bekannt, daß die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts eine neulateinische Nationaldichtung pflegten, während sie ihre Landessprache verlernten; dieß war die Zeit, wo ein Cornelius de Witt sich auf der Folter Standhaftigkeit zusprach mit den horazischen Strophen, Justum et tenacem propositi virum; und wo Daniel Heinsius nach Italien und seinem Pausilypum seufzte:

Di facerent, tractu nasci licuisset in illo;
Patria, da veniam, rustica terra tua est!

Auch bei uns wurden im vorigen Jahrhundert Versuche der Wiederherstellung antiker Lebenskunst gemacht.

Zwei Puncte unterschieden die deutsche Renaissance (wenn diese Bezeichnung erlaubt ist) von früheren verwandten Epochen. Sie ging weit hinaus über alle früheren in der Reproduction alter Kunstformen und in der geschichtlichen Ansicht des Alterthums, zumal des hellenischen. Aber freier als alle stand sie dem Buchstaben der Antike gegenüber.

Klopstock, gleichsam der Morgensegen unserer neueren Dichtung, brachte wirklich die Uebersiedlung des homerischen Verses in eine moderne Sprache fertig, die bisher nur als Curiosität versucht worden war. Er eröffnete damit eine durch drei Dichtergenerationen sich fortwährend schärfende und verfeinernde Reihe von Versuchen, die antiken Versformen bei uns zu acclimatisiren. Aber wie frei war derselbe Klopstock von der Imitation alterthümlicher Prachtstücke

*) Questi (Demostene) ci porta via con violenza, e quegli (Cicerone) ci attrae con diletto: l' uno non dà campo di pensare alla grand'arte da lui adoperata, e alle infinite belezze del suo stile; e nell' altro queste vi si presentano da se medesime e si spandono con universal chiarezza sopra gli argomenti e la materia di che egli tratta. Tratt. prelim. Cap. IV. p. L f.

und Zierathen; wie überlegen zeigt er sich hier z. B. den gelehrten Pedanterien eines Ronsard, oder den Tölpeleien Bodmers und selbst der geschmackvollen Renaissance des großen Milton, dessen poetischer Bilderschmuck mehr aus dem Spiegel römischer Dichter, als aus der Natur genommen war.

Das Andere sind die antiken Lebensansichten. Sie müssen damals wie ein Luftkreis gewesen sein, in den Jedermann eintrat, je höher er stieg und stand. Denn selbst durch die alles überrauschenden Orgelharmonien der Messiade drangen sehr bestimmte Töne, „stark und gedankenvoll," die Klopstock sogar mit Winckelmann in einem gleichen Ideenkreis befindlich zeigen; wenigstens in den Stunden, wo er den socratischen Becher mit Rosen kränzte. Nennt er nicht die „Menschlichkeit" das höchste Lob der Erde? Stimmt es mit den symbolischen Büchern, einer Seele Ruhe und Siegeskronen zu verheißen, „weil sie so schön war?" Paßt es wohl zu der Moral der Kirchenväter, von „des Ruhmes lockendem Silberton" zu reden, und die Unsterblichkeit (des Nachruhms) einen großen, des Schweißes der Edlen werthen Gedanken zu nennen, und demgemäß den Jüngling aufzufordern, „sich an seinem Kleinmuth durch unsterbliche Werke zu rächen?" Giebt es dagegen etwas Antikeres, als von der Schönheit zu sagen, daß sie sei „voller Einfalt, wie die Natur, und frei, wie die heitere Luft;" die Freiheit das Licht des Verstandes und den Flug des Gedankens zu nennen, und selbst über den Ruhm das Bewußtsein zu setzen, „in den Armen des Freundes ein Freund zu sein," ja dieß einen der Ewigkeit würdigen Lebensgenuß zu nennen?

Diese und andere Regungen (die hallischen Anacreontiker sind schon erwähnt worden) kündigten nun an, daß die deutsche Renaissance zwar etwas zahmer, bürgerlicher, aber auch reiner, philosophischer und vor allem historischer werden sollte, als das kecke, geniale, eitle, skeptische Heidenthum der Italiener mit ihrem delicaten Formensinn und ihrer blendenden Formvirtuosität. Unsere Griechenjünger verhielten sich zu jenen Welschen etwa wie sich die Helden und Schäfer der Gesner und Oeser, Tischbeins und der Angelica mit ihrem verdünnten und versüßten Durchschnitt classischer Formen und Falten zu den heiteren bankettirenden Göttern der Farnesina und zu den freien und frechen Nymphen des Giulio Romano verhalten.

Etwas aber von diesen größeren, freieren, nackteren Linien gewahrte man an Winckelmann, der deshalb seinen Landsleuten als eine besondere und angestaunte Erscheinung gegenüberstand und auch von Göthe in diesem Sinne ausgezeichnet wurde.

In Winckelmann schienen mancherlei Züge der italienischen Humanisten wieder aufgelebt zu sein. Er las die Schriftsteller mit der feinen Erreglichkeit der Südländer für das Musicalische und Malerische in der Sprache; er hatte das Auge eines Niccolò Niccoli und Gianozzo Manetti für schöne

Linien und Verschlingungen griechischer Schriftzüge: die Entdeckung eines griechischen Exemplars für seine Bibliothek mochte er mit ähnlichen Gefühlen begleiten, wie einst Thomas da Serezano die Entdeckung eines Codex für die Welt. Er sammelte sich Vorräthe von Ausdrücken und Bildern, Sentenzen und Sprüchen, wie Erasmus, Budé und Michael Neander, und er lobt den Euripides, der die Dichtkunst mit Lehren und Sentenzen geschmückt habe, die aus der erhabensten Philosophie geschöpft seien. Das unendliche Detail der Antiquitäten scheint ihm alles gleich werthvoll, wie Jemandem alles, was seine Vorfahren betrifft, als solches werth und wichtig ist. Dagegen von der ausgebildeten philologischen Technik der nachfolgenden Zeit ist wenig an ihm haften geblieben: spät und mit wenig Glück hat er versucht, in die inzwischen aufgeworfenen Probleme mit einzufallen. Auch die Richtung auf Verwerthung des Humanismus für den Zweck der Erziehung, das löbliche Erbtheil der deutschen Philologie von Melanchthon und Sturm bis auf Cellarius und Gesner und weiter, war Winckelmann fremd, der am liebsten für einen gewählten Kreis feinfühlender Seelen, für eine Platonische Academie, und für den Nachruhm geschrieben hätte.

Was die Unarten der Humanisten betrifft, so dürfte Winckelmann vor einer strengen Inquisition an wenigen Puncten ihres Sündenregisters frei ausgehen. Wie früh zeigt er ganz ihren unsteten Wandersinn! Wie reist er von Ort zu Ort, um Gelehrte und Bibliotheken zu besuchen; wie rasch kann er mit Herumschweifen und Concentration abwechseln; wie zeitig strebt er auf den alten, damals fast verlassenen Bahnen nach dem Süden!

Wie schnell erhob ihn der Erfolg zu unbedingtem Selbstgefühl; wo er dann deutschen Fürsten von Rom aus sein εὔχομαι εἶναι sendet, und seine Vorgänger fast nur nennt, um sie zu meistern und wo möglich zu vernichten, und jeden Versuch eines Zeitgenossen, in seinen Sachen mitzusprechen, wie einen persönlichen Angriff empfindet.

In der Religion besaß er ihre Gleichgültigkeit gegen das Dogma: der Zweifel an der Unsterblichkeit war bekanntlich die Hauptketzerei jener Männer des Diesseits, lange vor Pomponazzo; und der tiefheidnische Spruch von der Allmacht des Willens findet sich auch bei Leon Battista Alberti.*) In vertraulichen Briefen überließ er sich frivolen Scherzen über kirchliche Gebräuche; aber er besaß auch die leichte Accommodationsfähigkeit an das bestehende Institut: er fand keinen Geschmack an Streit und Bekenntniß, an Propaganda und Märtyrthum. Er hatte auch etwas von ihrer Leichtigkeit der Sitten und neben der Geringschätzung des Weibes, die den Humanisten vorgeworfen wurde, stand der bald platonisirende, bald sinnlich gefärbte Freundschaftscultus.

*) Vgl. J. Burckhardt, die Cultur der Renaissance. S. 141.

Mit welcher Naivetät spricht Winckelmann zuweilen Gedanken des Alterthums nach; er scheint alles, was dazwischen gekommen ist, vergessen zu haben. Er redet, ungefähr wie Euthyphron reden würde, wenn auch in einem Vergleiche, von der Blasphemie des Anaxagoras, der die Sonne für einen glühenden Stein erklärte, und meint, jeder Weise würde dem Pythagoras beitreten, der sie einen Gott nannte. Er spricht von den Mördern des Pisistratus ewigen Andenkens, und scheint sich zu wünschen, in Zeiten geboren zu sein, wo man Tyrannenmördern Ehrensäulen setzte. Ueberhaupt ist seine Behandlung alterthümlicher Dinge Apologetik und Doxologie, ja zuweilen hat sie eine leidenschaftlich parteiliche Färbung.

Wir hörten einmal, wie Winckelmann die stoische Apathie verwünschte, in einem Fall, wo er von ihr wohl hätte Gebrauch machen können. Aber auch als es für ihn wenig Freude auf der Welt gab, hat er nie aus der Noth eine Tugend gemacht. Und er bewahrte sich in diesen Jahren des Elends die volle Genußfähigkeit, auch des sinnlichen Genusses — er holte später das Versäumte nach, und dann wollte er sich von keiner sauertöpfischen Weisheit dreinsprechen lassen. Wie könnte man sich den Interpreten der heiteren Griechenkunst auch anders vorstellen?

Dennoch liebte er Anspielungen auf die sittlichen Ideale stoischer Philosophen. Er tröstet seine Freunde aus Epictets Handbuch; und jene Maximen des philosophischen Sclaven, daß wir die uns in der Welt gegebene Rolle gut spielen sollen, daß wir Schaden und Nutzen lediglich von uns selbst und nicht von äußeren Dingen erwarten sollen; die irdischen Verluste als den Preis ansehen, um den Gemüthsruhe erkauft wird; alle Dinge des Lebens nur im Vorbeigehen gebrauchen: — diese Ideen stimmten in gewisser Weise mit seiner Liebe zur Freiheit, seiner Nothwendigkeit sich genügen zu lassen und mit einer Lebensklugheit, die sich die leichte Fußreise durchs Leben auch durch Güter des Glückes nicht beschweren lassen will.

Dann aber waren diese Ideale bei ihm auch Geschmackssache. Je unsteter sein eigener Sinn war, der sich jedem Eindruck, und oft bis zum Extrem überließ, um so mehr erschien ihm der Ausdruck der Seelenruhe, der „Ungerührtheit" in der Kunst als der Höhepunkt nicht nur der Kunst, sondern der Menschheit, — als ihre Apotheose. Er findet die sittliche Schönheit mit den Alten in der Herrschaft eines besseren, geistigen Theils in uns über einen niederen, leidenschaftlichen; das erhabenste moralische Schauspiel ist ihm die „Verschließung des Schmerzes und der Bewegungen der Seele im Innern"; wie nach Plato das Leben der Götter ein Leben der Vernunft ist, ohne Beimischung von Schmerz und Lust.

Die Apathie der Stoiker, die „Unerschütterlichkeit" (Ataraxie) Epicurs,

oder wie es am treffendsten Democrit bezeichnete, die innere Heiterkeit einer beruhigten Seele: alle diese Begriffe waren ihm nur verschiedene Namen für das, was er im Zeus und Laocoon verehrte und schilderte, die „selige Stille der göttlichen Natur," die „große und gesetzte Seele".

Viel mehr als Grieche, denn als Humanist, erscheint uns Winckelmann der Schriftsteller. Was macht die griechischen Schriftsteller zu so unerreichbaren Mustern, als daß sie stets einen Stoff von festen Grenzen ergriffen, diesen Stoff mit der Hingebung und dem Glauben eines Lebenswerkes, mit der Sachkenntniß des Mithandelnden, mit der Autopsie des Reisenden und mit der Wärme des Dilettanten behandelten, mit der Selbstvergessenheit und dem Formsinn des Künstlers gestalteten? Und so dachte auch Winckelmann nicht daran, die Sündfluth der Bücher mit eigenen Tropfen anzuschwellen, bevor er von einem Angeschauten und Erlebten zu erzählen hatte; sein Ruhm war, Etwas sagen zu können, was man nicht aus Büchern lernt! Wie Villani vor ihm und Gibbon nach ihm, ist er unter dem Eindruck der alten Weltstadt auf seine Geschichte geführt worden. Nie wollte es ihm gelingen, Bücher fertig zu bringen als Ausweis bei der Gilde, oder für den Schul- und Handwerksgebrauch, sondern —

„wie von Alters her, im Stillen,
ein Liebewerk, nach eignem Willen,
der Philosoph, der Dichter schuf."

Wie die Cultur der Griechen im Wesentlichen ihr eigenes Erzeugniß war, so blieb auch ihre Wissenschaft stets ein Bestandtheil ihrer Persönlichkeit; sie konnten ihre wichtigsten Einsichten noch mit autodidactischer Frische unmittelbar aus den Dingen schöpfen, oder doch im persönlichen Einsammeln lebendiger Ueberlieferung; sie sahen (auch in figürlichem Sinn) mit unbewaffnetem, aber zehnmal schärferem Auge; ihre Bildung kam aus dem Leben und ging ins Leben zurück.

Wogegen die moderne Welt, deren Bildung auf mancherlei Ueberlieferungsstämmen von verschiedenem Alterthum ruht, wo die Herrschaft des Vergangenen über allen Theilen des Lebens liegt und lastet, unvermeidlich verurtheilt scheint, nur in kurzen glücklichen Zwischenzeiten den todten und tödtenden Buchstaben, die skelettartige Formel, die sich wie mit eisernen Reifen um das Lebendige und Persönliche schließenden Satzungen abzuwerfen.

Wie glücklich zu preisen war darum Winckelmann, der einen Gegenstand fand, welcher ihn auch hierin den Alten näher rückte. Er wollte nie in einer todten Sprache, nie für die Noth und Nützlichkeit, nie für die Schule schreiben, sondern, wie es in der Fortsetzung der obigen Worte Göthe's heißt:

„So wirst du schönste Gunst erzielen;
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswerthester Beruf."

Dieß Alles kann man als antik in Winckelmann bezeichnen und noch Vieles ließe sich hinzufügen, aber ich habe schon zu viel gesagt. Man hat in den neueren Jahrhunderten die Antike stets auf der Folie moderner Fehler gesehen, und antik genannt, was unsere Mängel ergänzen sollte. Die Humanisten, welche von der mittelalterlichen Barbarei der Form herkamen, sahen in den Alten vorzüglich die vollendete Eleganz des Ausdrucks, die sie dann in der Sprache der Alten imitirten; die Franzosen des siebzehnten Jahrhunderts suchten in der poetischen Technik und der Idealität antiker Stoffe Hilfe gegen ihre wilde Romantik; die Bekämpfer der conventionellen Unnatur, wie Diderot und Lessing, zeigten ebenda die Sprache der unverfälschten Natur und der echten Leidenschaft; Hamann und Göthe fanden hier „die ungetheilte Wirkung der menschlichen Natur als eines Ganzen, im Gegensatz zu der kaum heilbaren Trennung der gesunden Menschennatur bei den Neuern." Aus demselben Grunde sah man in den Alten nichts als Humanität und Gesundheit, — nichts von nationaler Borniertheit und Barbarei, nichts von Bigotterie und Aberglauben, nichts von Humor und Phantastik; man sah sie frei von alle dem, was man, durch das Medium der nächsten Vergangenheit, in das moderne Wesen überhaupt hineingeneralisirte: man tauchte in ihre Dichtung und Kunst ein, wie in ein Verjüngungsbad.

Dieser Glaube an die Vollkommenheit und unbedingte Zulänglichkeit der antiken Bildung war für Niemand zweifellosere Ueberzeugung und lebendigere Wahrheit geworden, als für Winckelmann. Und in der That, in solchen Analogien alterthümlicher Züge, wie sie so eben aufzuzeigen versucht wurden, erfassen wir allein die wahre Gestalt seines inneren Menschen, die Umrisse seines wahren Wesens. Alles was wir sonst als honest chronicler von den zerstückelten Thatsachen seines Lebens berichten mußten, ist mehr oder weniger Außenwerk, aufgedrungen durch die Umstände; wo Zufall und Irrthum ihr Recht an ihm üben, wo der edle Stoff seiner Natur durch fremdartige Beimischungen an der Krystallisation gehindert wurde. Wer Winckelmann hier allein suchen wollte, der gliche dem Porträtmaler, der uns alle Runzeln und Härchen, die Arbeit des Schneiders und des Friseurs getreulich aufbewahrte, und nur von den Zügen seines Helden nichts ahnen ließe, die der Ausdruck des Characters sind, den ihm der ewige Geist gegeben hat, und an dem er selbst mitgearbeitet oder auch zerstört hat. *)

*) What are your historical Facts; still more your biographical? Wilt thou know a Man .... by stringing together bead-rolls of what thou namest Facts? The man is the spirit he worked in; not what he did, but what he became. Th. Carlyle, Sartor resartus II, 10.

Studien zur Geschichte.*)

In der griechischen Literatur folgte Winckelmann von Anfang an seinem eigenen Antriebe; aber auch fremde Antriebe hatte er von der Universität mitgebracht, und in diesen zahlte er zum Theil der Zeit seinen Tribut. Wenn man die späteren Ergebnisse jener dunkeln Jahre nicht kennte, man würde die Geschichte für den Schwerpunkt seiner Studien halten, und er selbst scheint sie zuweilen dafür gehalten zu haben.

Das Interesse dieser Geschichtsstudien ist das einer Vorgeschichte des Urhebers der Kunstgeschichte: wir sehen hier, an welchem Joch ein Mann ziehen mußte, der vielleicht mit dem meisten Sinn für historische Kunst unter seinen Zeitgenossen ausgestattet war.

Die Anfänge dieser Reihe lagen in der Verbindung mit dem Kanzler von Ludewig: die deutsche Reichshistorie auf staatrechtslicher Basis ist es, in die man Winckelmann zuvörderst vertieft sieht. Aber der diplomatische Codex des Leibnitz war die einzige Sammlung mittelalterlicher Actenstücke, die ihm damals zugänglich war: so mußte er sich begnügen, die alte deutsche Geschichte nach den formlosen Lehrbüchern jener Zeit zu studiren.

Es giebt noch ein Quartheft seiner Hand von acht bis neun äußerst eng und abgekürzt beschriebenen Bogen, welche die Geschichte der deutschen Kaiser von Carl dem Großen bis auf Heinrich IV. enthalten. Es ist ein Auszug aus Simon Friedrich Hahns, Professors der Geschichte zu Helmstädt, „Einleitung zu der deutschen Staats-, Reichs- und Kaiserhistorie und dem daraus fließenden jure publico“ 1721. Welcher Art, Character und Richtung dieses Werks war, das spricht die an die Spitze gestellte Erklärung aus, „er wolle die in geistlichen und weltlichen Dingen vorgegangenen Veränderungen, die kaiserlichen Vorrechte und das Wachsthum der Stände betreffend, entwickeln, mit so großer Sorgfalt, als vielleicht von keinem anderen geschehen“ (dieß ist wahr), „und nichts vorbeilassen, was in dem deutschen Staats-, Lehn- und Kirchenrechte oder in Streitigkeiten und Ansprüchen hoher Potentaten Licht zu geben vermag.“ Er rühmt, daß er sich nicht mit mageren Compendien und gemeinen Büchern beholfen, auch nicht aus trüben Pfützen, sondern aus den lautersten Quellen der historischen Wahrheit geschöpft habe, zu welchem Zweck er seine Sätze mit auserlesenen Zeugnissen durch und durch bestärkt und die Worte der Diplome und Scribenten aller Orten treulich angeführt habe.

---

*) Die Auszüge und Studien, welche in diesem Abschnitt erwähnt werden, befinden sich in den beiden Bänden „Winckelmanniana“ der Hamburger Stadtbibliothek.

Dieser Richtung nun folgten alle diese Compilationen der Reichsgeschichte. Was aber die Darstellung anbetrifft, so fiel es den Glafey (einen Schmierax nennt ihn Winckelmann), Köhler, Gundling auch nicht einmal ein, daß es eine historische Darstellung gebe: die Regierung eines jeden Kaisers war ein Gefach, in welchem einzelne staatsrechtliche Probleme erörtert und für einzelne Ereignisse Zeugen aufgerufen und abgehört wurden: es waren nur Ketten von Citaten, zu welchen man den Text zu schreiben vergaß. Man schätzte, sagt ein Geschichtschreiber der Zeit, einen Autor nach dem Stoff, den er zusammengetragen, nach den Allegaten, mit welchen er sein Werk ausgestattet, und nach den müßigen Meinungen, die er nacherzählt hatte. Ihr Stil schwankte zwischen affröser Sprachmengerei und pedantischem Purismus.

Später erwarb Winckelmann in Berlin die Reichshistorie des Grafen Bünau für den Preis von sechzehn Thalern, der Hälfte seiner Quartalbesoldung, und vertiefte sich ganz in das Detail der Reiche der germanischen Invasionen.

In seinen Auszügen aus den gelehrten Zeitungen kann man sehen, wie ihn die historischen Hülfswissenschaften, die Diplomatik und die Genealogie, die Numismatik und Siegelkunde beschäftigen; wie er selbst den Einzelheiten der Geschichte der Reichsverfassung und den speciellen staatsrechtlichen Alterthümern einzelner Reichsstände Interesse zu schenken vermag.

Diesen Zweig der Geschichtsstudien hatte Lessing im Auge, wenn er sagte, „daß unsere Geschichtschreiber nur nützliche Magazine angelegt und für unsere künftigen Livius und Tacitus Kalk gelöscht und Steine gebrochen haben.“ „Was kann, fährt er fort, hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzählungen von dieser oder jener Begebenheit, als die Begebenheit selbst vortragen zu können hoffen darf, was kann hier auch die größte Kunst zu erzählen, zu schildern und zu beurtheilen, viel helfen!“

Während die Reichshistorie bis in die vierziger Jahre auf den Universitäten dominirte, wurde auf den Schulen, wie die zahlreichen und oft aufgelegten Compendien beweisen, die Universalgeschichte fleißig eingeübt; auch Winckelmann wurde durch die Schule auf sie hingeführt: wir lesen, daß er bei einem Examen „die Universalhistorie und die vier Monarchien“ wiederholte.

Wie man hieraus sieht, ruhte ihre Behandlung noch ganz auf den rostigen theologischen Begriffen; in dem Handbuch von Essich z. B. (seit 1707) bestand die alte Hälfte aus der „Historie des Volkes Gottes und der vier Monarchien“. Die beliebtesten Noth- und Hülfsbücher aber für die große Menge der Lernbegierigen waren die Frag- und Antwortbücher und die Tabellen des etwas abgeschmackten, aber sehr wohlmeinenden und nützlichen Kin-

derlehrers Johann Hübner, des Hamburger Rectors, dessen genealogische Tafeln Winckelmann sich wünschte und später auch besaß (tabulas Hubnerianas solum desidero. Brief v. 1743.).

Als aber S. J. Baumgarten 1744 seine hallische Uebersetzungsfabrik mit der deutschen Uebersetzung der colossalen, seit 1730 von einer Gesellschaft englischer Gelehrten veranstalteten Universalgeschichte eröffnete, da wurde die Reichshistorie nach und nach ganz bei Seite geschoben; leider freilich warfen sich die deutschen Gelehrten seitdem ganz auf verbesserte Uebersetzungen der Werke des Auslands. Baumgartens Unternehmen hatte einen ungemeinen Einfluß auf die Erweiterung des historischen Gesichtskreises der Deutschen, deren Hang zum Vollständigen und Ausführlichen und deren Mangel an Nationalegoismus es entsprach. Auch von Winckelmanns Hand giebt es umfangreiche Auszüge für die römische Zeit; die Geschichte des Alterthums war allerdings den späteren Theilen weit überlegen: Winckelmann erleichterte sich sogar mittelst derselben später seine Kunstgeschichte.

Solchen fleißigen Leuten wie Hübner und Baumgarten war es zu verdanken, daß wir in der Geschichte lange das kenntnißreichste Publicum Europas waren, während unsere Geschichtschreiber ganz mittelmäßig blieben. In Büchern, wo jedem Zeitalter sein kleiner Raum gewissenhaft abgemessen werden mußte, war kein Platz für Motivirung der Ereignisse, für Characteristik der Personen und überhaupt für dasjenige Maaß der Ausführlichkeit, durch welches ein Zeitraum erst Leben und Farbe gewinnt. Auch auf diesem Feld widmeten sich die Deutschen wieder mit gemeinnütziger Bescheidenheit dem Jugendunterricht, sie machten Collegienhefte und schrieben Lehrbücher; aber die Nöthigung, sich stets an die Anfänger und an den Durchschnittsverstand zu wenden, der Stil des Katheders, auf dem Schönheiten der Darstellung sogar mißfällig sein können, wirkte auf den Stil der Geschichtschreibung retardirend.

„Ich möchte, ruft Hamann aus, eher die Anatomie für einen Schlüssel zum γνῶθι σεαυτόν ansehen, als in unseren historischen Skeletten die Kunst zu leben und zu regieren suchen. Das Feld der Geschichte ist mir daher immer wie jenes weite Feld vorgekommen, das voller Beine lag, und siehe, sie waren sehr verdorrt." —

In solcher Weise war Winckelmann in jenen Jahren bemüht, „den Meeressand zu keltern"; — wenn dieses kühne indische Bild in einem so trocknen Buche zulässig ist.

Zum Glück hatte Winckelmann bald nach seiner Rückkehr von der Universität bei Herrn von Hansen eine Reihe von Meisterwerken meist französischer Historiker in die Hände bekommen, in deren Einigen er auf einmal alles fand, was in den Quartanten und Compendien der deutschen Professoren und Schul-

meister fehlte. Diesen Werken ist es zuzuschreiben, daß in der nächsten Zeit die alte Geschichte bei ihm ganz in den Hintergrund tritt, während die neuere augenscheinlich seine historische Phantasie beherrscht: selbst in den Annalen des Tacitus und in der Geschichte der Gothen und Vandalen sind es stets Richelieu und Cromwell, Catharina von Medici und Elisabeth von England, Ludwig XIII. und Jacob I. die ihm in den Sinn kommen.

Unter den neueren Geschichtschreibern, die er fleißig las (sedulo legi), zeichnet er zwei aus, welche die neuere Geschichtschreibung mit Stolz den Ersten des Alterthums an die Seite stellte: des de Thou Geschichte seiner Zeit und des Hugo Grotius Geschichte der niederländischen Republik, Werke, die allerdings in ihrem Zeitalter durch ihre Größe allein standen. Beide zeigen, wie der Geist des Alterthums in den Ersten jener Zeit lebendig und persönlich geworden war: sie erscheinen gleichsam beleuchtet von der Abendröthe des Zeitalters des Humanismus: Joseph Scaliger war der Freund des Einen und der Lehrer des Andern.

Wie etwa Michelangelo seine Mediceischen Herzöge in römischem Feldherrncostüme darstellte: so erschien hier die Entwicklung des batavischen Freiheitskampfes in taciteischen Annalen und Historien; so brachte de Thou die europäische Geschichte in alterthümlichem Anzuge, von den fingirten Reden an bis auf die latinisirten Namen der Orte und der Menschen. Denn damals konnte es noch Niemandem einfallen, die Landessprachen für Werke mit solchen Ansprüchen historischer Würde, Gründlichkeit und Gewähltheit des Ausdrucks zu gebrauchen.

Aber sie erinnerten an die Alten nicht bloß in der kunstvollen Imitation ihrer Sprache und Darstellung. Sie glichen ihnen auch in jener vollkommenen Bemeisterung des Gegenstandes, welche nur erlangt wird durch Mithandeln auf der politischen Bühne und durch Theilnahme an den Geschäften, durch Reisen und Befragung der Mithandelnden, und durch die weihevolle Auffassung der Geschichtschreibung als eines Lebensberufes. Mitten im Toben der Religionskriege erhoben sie sich über ihr Zeitalter durch den Entschluß strenger Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, die ihnen noch nicht durch Indifferenz wohlfeil gemacht wurde: ein schönes Beispiel der Begegnung antiken Maßhaltens und christlicher Milde, des Gleichgewichts classischer und christlicher Bildung, welche damals nur der Geisteskraft einiger Auserwählten in sich herzustellen gelang.

Um nach diesen Gemälden einzelner Zeiträume nun auch den Gesammtverlauf der Geschichte der neueren Völker kennen zu lernen, griff Winckelmann zu zwei Werken, die freilich gegen jene beiden sehr abfielen. Er studirte die englische und französische Geschichte in Parallele nach den Werken des Père Daniel und des Rapin.

„Suchen Sie, schreibt er 1746 an Bülow, quovis modo, es sei gekauft oder geliehen, des Rapin de Thoyras histoire d'Angleterre, 10 vol. zu lesen und nicht einmal, sondern zehnmal. Dergleichen Geschichte hat noch keine Zeit gesehen." Rapin (1661—1725) war ein Hugenotte, der bei der Aufhebung des Edicts von Nantes sein Vaterland verließ und mit Wilhelm von Oranien nach England ging. Später vollendete er in bescheidener Zurückgezogenheit zu Wesel sein weitschichtiges und schwerfälliges Werk. Durch beharrlichen Fleiß war es ihm gelungen, sich das englische Verfassungswesen so vertraut zu machen, daß er selbst die Engländer zufrieden stellte; während er für Nichtengländer natürlich ein viel geeigneterer Interpret dieser Zustände war, als einheimische Historiker zu sein Veranlassung haben. Noch höher schätzte man (wie Baumgarten in der Vorrede der von ihm veranstalteten Uebersetzung erklärte) den unersetzlichen Vortheil der Stellung des Verfassers außerhalb der Parteien der Whigs und Torys, der Hochkirchler und Dissenters; deshalb pries Voltaire das Werk als die einzige unparteiische Geschichte vor Hume in einem Lande, wo man nur aus Parteigeist schreibe.

Der Pater Gabriel Daniel (1649—1728) dagegen, Jesuit und Hofhistoriograph Ludwigs XIV. schrieb seine Geschichte Frankreichs als Verherrlichung der unbeschränkten Monarchie und des Adels, als Apologie seines Ordens und Anklage des Protestantismus. Sie war ein Beispiel der Art von Geschichtschreibung, welcher Schlachten, Belagerungen und Friedensschlüsse für die einzig würdigen Actionen der historischen Bühne gelten; übrigens schwach in Methode, Auswahl und Stil. Man lobt die Darstellung der ältesten Zeiten, deren Chaos er zuerst entwirrt habe; aber er lieferte selbst ein Urtheil über sein Werk, indem er einen abrégé desselben herausgab: denn die Lectüre einer Geschichte, die abgekürzt werden muß, darf man sich noch mehr abkürzen, indem man sie nicht liest.

Gesonderte Fächer des Wissens werden in einem phantasievollen Kopf nicht zusammentreffen, ohne Combinationen zu versuchen, die dann oft Vorstudien zu Erfindungen werden; die ungeheuern Magazine historischen und biographischen Wissens, die sich Winckelmann anlegte, paginirte und registrirte, können doch nur Fundgruben für eigne Pläne gewesen sein.

Zwar ein guter Theil dieser Productivität schmeckt noch etwas nach der Schule des alten Kanzlers. Der nächste Antrieb zu Versuchen historischer Darstellung war gegeben durch den Unterricht der adligen Pensionäre, bei denen auf eine zukünftige diplomatische Laufbahn Rücksicht genommen werden mußte. Mit ihnen nahm er die Geschichte des Reichs vom fünfzehnten Säculum an bis zum Utrechter Frieden durch, wo dann in einjährigem Cursus auf den Tag ein Lustrum und weniger kam. Dabei hielt er auf Einprägung

der Chronologie, der Regentenfolge und der Stammbäume; seine Quellen waren Werke, wie das historische Lexicon des Jenensers Buddeus, eine auf Moréri und Bayle gegründete Compilation; des alten Wittenbergers Egidius Strauch Abriß der Zeitrechnung; und vor allem das colossalste aller Universallexica, der Leipziger Zedler, der ohne die Nachträge bis zu 68 Folianten anschwoll; eine Compilation, deren Werth für solche Nebenfächer der Geschichte in unsrer Zeit wieder erkannt worden ist. Aus diesem und andern Werken hatte er fünfzig genealogische Tabellen gezogen. Auch die noch vorhandene Zusammenstellung von Fragen und Puncten aus der Geschichte der Kaiser von Sigismund bis auf Ferdinand II., in der Weise von Gundlings Kaiserfragen, ist wahrscheinlich für solche Vorträge entworfen worden.

Er verbarg sich nicht die Trockenheit, welche diesem Plan anklebte, und er suchte einige Abwechslung hineinzubringen durch die Biographie der Gelehrten. Ferner zeigt er sich bestrebt, den Gesichtspunct des Staats- und Ständerechts durch den politischen zu verdrängen. Und hier war ihm dann das Werk des Grotius über das Recht des Kriegs und Friedens sehr willkommen: dieß sollte ihm die Normen geben für die Beurtheilung der Ereignisse, und die Geschichte wieder sollte die Exempel zu seinen Sätzen liefern. Daß er auf die politische Betrachtungsweise ausging, beweist seine Anpreisung der „Einleitung in die Staatswissenschaft" des Göttinger Professors Schmauß, ein Werk, das Wachler ein ruhmvolles Denkmal der damaligen hannoverschen Preßfreiheit nennt. Dieser mehr historisch, als juristisch gebildete Gelehrte hatte sich in reichsständischen Diensten vielfache politische Erfahrung erworben: er war der Erste, der endlich wieder Pufendorfs Bahn betrat; er liebte es sehr, sagt Pütter, seine Meinung gerade heraus zu sagen; und er würde noch mehr und noch rascher gewirkt haben, wenn seine Darstellung nicht so ungeschickt gewesen wäre.

Einige Spuren von Anfängen eigner Darstellungen aus jenen Jahren sind noch vorhanden: sie beziehen sich freilich nur auf die Verzierungen der Erzählung.*) Es sind zum Theil Stellen aus griechischen und römischen Historikern, Dichtern und Philosophen, die bei der Erzählung moderner Geschichten angeführt werden sollen, wie wenn z. B. die taciteische Characteristik des Tiberius auf Ludwig XI. angewandt wird. Die griechischen Stellen sind nur in den Anfangsworten mitgetheilt, mit Verweisungen auf eine selbstverfaßte, aber verlorene Sammlung griechischer Sprüche und Sentenzen. In diesem Stück schwebt ihm offenbar Hugo Grotius vor, der einen so reichen Vorrath von Stellen der Alten als Zeugnisse für den consensus gentium und als classischen Schmuck in seinen Lehrvortrag verwebt hatte.

*) Das Heft hat die Ueberschrift: lectio historica 9. Sept. 1746.

Zum Theil aber sind es Analogien aus der mittleren und alten Geschichte, die bei der Schilderung moderner Begebenheiten und Persönlichkeiten herbeigezogen werden sollen. Sie sind von sehr verschiedenem Werth. Einige sehen allerdings aus wie historische Präcedentien und Verdicte; bei anderen ist es nur eine frappante Uebereinstimmung, eine Laune des Zufalls; viele würden bloß als spielende Verbrämung der Erzählung gelten können; eine Menge ganz müßiger könnte nur als mnemonisches Hülfsmittel Werth haben, wenn sie nicht vielleicht dienen sollte, den einem angefochtenen Lehrer wünschenswerthen Schein universeller und nicht erst eben zusammengerafften Gelehrsamkeit zu erwecken.

Es ist nur ein Beweis davon, wie sich der historische Combinationstrieb in Winckelmann regte bei gänzlich unzureichendem Material, — wenn er aus den Reichen der Völkerwanderung Analogien in ein Gemälde der neueren Geschichte hineinziehen will; denn wie kann das Bekannte und Naheliegende durch das Fremdartige und Dunkle erläutert werden? Was für ein Licht fällt auf die Politik Cromwells, wenn wir erfahren, daß auch Athanarich den königlichen Titel als verhaßt ausgeschlagen habe; oder auf den Fall Magdeburgs durch die Thatsache, daß auch die Gothen unter Theudas überfallen wurden, als sie Sonntags aus Aberglauben die Waffen niedergelegt hatten; oder auf die preußische Krönung durch die Parallele, daß auch Karl der Große seinen Sohn Ludwig die Krone selbst aufheben und aufsetzen ließ?

Indeß diese geringen, zufällig erhaltenen Fetzen seiner Studien zeigen wenigstens, wie sein lebhafter Geist zwischen den drei Provinzen seines Wissens, der classischen Literatur, der alten deutschen und der neueren europäischen Geschichte Verbindungsfäden anzuknüpfen suchte, und wie früh sich der Darstellungstrieb bei ihm regte. Noch ehe er literarische Entwürfe gemacht oder Ergebnisse seiner Forschung mitzutheilen hat, denkt er an schmückende Zuthaten: wie Lionardo da Vinci in Rom Oele zu Firnissen destillirte, noch ehe er seine Tafeln untermalt hatte. Denn auch Maximen des historischen Stils finden sich dazwischen.*)

Während Lessing in ähnlichen zerrissenen Notizen seines Nachlasses stets Anlaß nimmt, an das, was er gelesen hat, seine subtilen critischen Verbesserungen und Bedenken, seine Fäden zu Fragen und Vermuthungen anzuspinnen: so überläßt sich Winckelmann ganz fesselloß dem Spiel seiner verknüpfenden Einbildungskraft.

---

*) Z. B. „Von den gar zu häufigen Betrachtungen in historischen Werken s. Bayle, Théon"; — wo Bayle ausführt, daß moralische und politische Reflexionen nicht zu loben sind, wenn sie vom Faden der Erzählung getrennt sind, und daß die Kunst sei, sie in den Körper der Erzählung einzufügen: elles y doivent être comme un ouvrage de platte peinture, et non pas comme un ouvrage relevé en bosse. Petron. Satyr. 118: Curandum est, ne sententiae emineant extra corpus orationis expressae, sed intexto vestibus colore niteant. Vgl. Anhang VI.

Wie weit er aber auch damals in seinen Ansichten und Entwürfen der Geschichte gekommen sein mag, gewiß ist, daß die neuere Geschichte das Feld war, auf dem er am liebsten ein öffentlicher Lehrer geworden wäre, und daß ihn die Beschäftigung mit diesem Gegenstand bis nahe zu dem Entschluß führte, sein Glück als Universitätsdocent zu versuchen. Die Universalgeschichte der drei letzten Jahrhunderte nennt er in dem Gesuche um die Stelle am Kloster Berge das Fach, welches er am ersten nehmen würde, wenn er die Wahl hätte. Zu dieser Zeit freute er sich darauf, die Folianten des Theatrum Europaeum in seinen „Erquickungsstunden" zu lesen. „Ich gehe, schreibt er 1746, mit einer Veränderung schwanger, und will versuchen, ob ich nicht Ostern kann mein Glück auf der Universität finden. Mein Hauptwerk muß die Geschichte sein."*) Wie aus einem zweiten Briefe vom 16. November hervorgeht, hatte er seine Augen auf Jena und Halle gerichtet. Dort wollte er die facultatem et licentiam legendi zu erlangen suchen; oder wenigstens anfangs auf der Stube in der Historie und dem Staatsrecht und einigen anderen Dingen lesen. „Aber, fügt er hinzu, es ist mir Alles ziemlich vergangen."

Statt dessen entschloß er sich plötzlich, allerdings auch zu einem Engagement im historischen Fach, aber in fremdem Dienste und für ein Stück der Geschichte, auf das er selbst wohl zu allerletzt verfallen wäre.

Von diesen zwei Brennpuncten, der neueren Geschichte und den Griechen aus verbreiteten sich Winckelmanns gelehrte Streifzüge über alle Felder der Literatur: kaum Eins ließ er unberührt; und da es ihm natürlich an Zeit und Mitteln und vielleicht auch an Geduld zum systematischen Studium anderer Wissenschaften fehlte: so suchte er an ihnen wenigstens in einer (wenn ich so sagen darf) epitomatorischen und miscellenhaften, literarhistorischen und bibliothecarischen Form theilzunehmen. Eine solche Theilnahme, obwohl eine Art Hinterpförtchen der Wissenschaft, ist immer besser als Nichts: es kommen doch einige Vorstellungen an die sonst ganz leeren Stellen; sie erlöst uns wenigstens von dem in jedem Falle beschämenden Bewußtsein baarer Unwissenheit; sie erweitert unsern Gesichtskreis; und Vornirtheit ist nie eine Zierde gewesen, selbst bei Virtuosen nicht. Hier nun kamen ihm die damaligen gelehrten Zeitungen sehr willkommen.

Unter allen Auszügen von Winckelmanns Hand ist keiner so characteristisch und interessant (so uninteressant auch der Inhalt ist), als das Quartheft, welches sich unter dem Titel — „Excerpta ex Actis Lips. Q. D. B. V." —

*) — nisi in statu quieto mentis disturbor desiderio academiae, vano quidem, in reliquis facile perinde sit. Brief ohne Datum.

auf der Hamburger Stadtbibliothek befindet. Es war anfangs zum Nachschlagebuch bestimmt gewesen: auf den ersten sechs Blättern sind Seitenzahlen angeschrieben, und bis zum vierten Blatt auch Buchstaben (a—e) zur Eintheilung der Seiten. Diese Einrichtung stimmt ganz mit der eines großen, hauptsächlich aus Zedlers Lexicon zusammengetragenen Collectaneenwerks zur neueren Geschichte, von dem aber nur einige Blätter Register erhalten sind. Auch die Bogen (zu acht Blättern) sind unten mit den Buchstaben A bis N bezeichnet. Unser Heft beginnt mit den Jahrgängen 1738—1742; in die zweite Hälfte sind Nachrichten aus früheren und späteren Jahrgängen von 1682 bis 1747 aufgenommen. Etwa 170 Werke kommen so zur Sprache. Neben den lateinischen Acten sind auch die „Zuverlässigen Nachrichten" des Leipzigers Jöcher und ähnliche Zeitschriften benutzt.

Die Acten der Leipziger Gelehrten waren damals das Organ des gelehrten europäischen Verkehrs für Deutschland. Sie entstanden siebzehn Jahre nach der Gründung des pariser Journal des Sçavans, dem sie nachgebildet sind, und einige Jahre vor Bayles und Leclercs Journalen. Das Bedürfniß solcher gelehrten Zeitschriften hatte sich gemeldet seit der Aufnahme der progressiven Wissenschaften im siebzehnten Jahrhundert: der Wetteifer der europäischen Nationen in den mathematischen und physicalischen Wissenschaften und in den auf sie gebauten Künsten, forderte schnelle und regelmäßige Communication. Man hatte endlich eine Sphäre gefunden, die über den Grenzscheiden der Nationen und der Confessionen stand. In Deutschland konnte ein derartiges Unternehmen nur an dem großen Büchermarkt Leipzig ausgeführt werden. Eine Gesellschaft von Gelehrten, an deren Spitze der Professor der Philosophie und Moral Otto Mencken stand, besorgte gemeinschaftlich die Redaction; aus den zahlreichen Correspondenzen des In- und Auslandes füllte man noch ein deutsches Nebenjournal, die „Neuen Gelehrten Zeitungen."

Liest man die dringenden Bitten Winckelmanns bei schwierigen Büchersammlern um Mittheilung dieser Bände, betrachtet man die Sorgfalt, die Sauberkeit und den Umfang dieser Auszüge: so kann man sich einen Begriff davon machen, wie manchem armen, von dem literarischen und geistigen Verkehr abgeschnittenen deutschen Gelehrten mit einem solchen Unternehmen gedient war, in einer Zeit, wo das Interesse an einer Uebersicht des ganzen Umfangs der Wissenschaft noch häufiger und viel leichter zu befriedigen war, als jetzt. Diese Zeitschriften erweiterten den Gesichtskreis der deutschen Gelehrten über die Grenzpfähle ihrer Corporation hinaus und zogen sie in das große literarische Gespräch, welches von den intellectuellen Herden des Auslands ausging, im Vergleich mit welchem Deutschland sehr im Hintertreffen geblieben war. Sie verbreiteten zusammen mit den Encyclopädien einen Kreis

von Kenntnissen, durch welche allmählich Bildung an die Stelle von Barbarei und Zunftgelehrsamkeit trat.

Mit einiger Spannung nimmt man ein Manuscript von der Hand eines Mannes wie Winckelmann zur Hand, in welchem die Lesefrüchte aus der Revüe der europäischen Literatur von einem halben Jahrhundert enthalten sind. Aber nichts wirft ein so scharfes Licht auf die damalige Misere Winckelmanns, als dieses Manuscript.

Wie groß muß die Dürftigkeit seiner Hülfsmittel gewesen sein, wenn er solche Werke wie Richard Bentleys Briefe des Phalaris, Joseph Scaligers Thesaurus, Morhofs Polyhistor, die Werke des Canzlers Bacon, aus der dürftigen Beschreibung dieser Journale kennen lernen muß! Wie wenig geübt muß noch sein Urtheil über Bedeutendes und Unbedeutendes gewesen sein, wenn er die zahmen, vagen, katheder-lateinischen Urtheile der Leipziger Professoren mit ausführlicher Aufzeichnung beehrt! Wie weit ist er noch davon entfernt, ein dominirendes Interesse zu besitzen; hat er doch sich selbst noch nicht gefunden! Die Anzeigen von Werken über aufgefundene Kunstwerke z. B., die in den Acten nicht selten waren und sogar mit Kupfertafeln illustrirt wurden (im Ganzen kam eine auf jeden Jahrgang), sind in auffallender Weise vernachlässigt. Die wenigen Proben aus philologisch-critischen Werken, z. B. dem Drakenborchschen Livius, verschwinden neben einer Zersplitterung, in der man höchstens die Nachwirkung früherer, ganz auseinandergehender Einflüsse erkennt. Da begegnen uns die biblischen Alterthümer; Curiositäten aus Physik und Naturgeschichte; allerlei Kram aus den kleinen historischen Nebenfächern; lange Erzählungen aus den Geschichtswerken der Larrey, Wicquefort, Martinière: Dinge, in welchen die auf der Universität und später angeknüpften Fäden sich fortspinnen, aber ohne sich zu einem Gewebe zu verbinden.

Kein Versuch ist gemacht, diese Notizen unter sachliche Rubriken zu ordnen; keine eigene Bemerkung setzt sich dem fremden Stoff entgegen. Es ist die Geschäftigkeit der Ameise, welche rastlos, was ihr in den Weg fällt, Brauchbares oder Unbrauchbares, aufgabelt und fortschleppt: eine Raupe, einen Käferflügel, ein Strohhälmchen.

Die große und anhaltende Mühe dieses Excerptors erscheint uns um so mitleidswürdiger, da das Beste in dieser Zeitschrift, nämlich die exacten Wissenschaften (in den Actis gab z. B. Leibnitz die ersten Proben seines Differentialcalculs), Früchte waren, die für ihn zu hoch hingen. In anderen Wissenschaften aber war es doch ein wahres Elend, mit dem Geist der Zeit durch ein solches Medium Bekanntschaft zu machen.*)

*) But being written in Latin with more regard to the past than to the growing state of opinions, and consequently almost excluding the most attractive, and indeed the most important subjects, with a Lutheran spirit of unchangeable

Bei dieser Art zu studiren nun verwandelt sich das Interesse an der Sache nach und nach in das Interesse an der Literatur; die Pansophie geht über in die Literarhistorie, und die Literarhistorie in die Bücherkunde.. In dieser hatte es Winckelmann schon früher weit gebracht; und auch in dem vorliegenden Fall erscheint das bibliothecarische Interesse als das dominirende.

Nur aus wenigen Recensionen nämlich ist ein ausführlicher Stoff gezogen; aus vielen bloß eine summarische Inhaltsangabe; in den meisten steht eine bibliographische Anzeige über Entstehungsgeschichte, Schicksale, Codices und Ausgaben des Buchs; bei manchen endlich beschränken sich die Angaben auf Titel, Format und Bogenzahl. —

Ich habe bei dieser Reliquie so lange verweilt, weil sie uns von dem Character aller Collectaneen Winckelmanns aus der vorrömischen Zeit einen Begriff giebt. Alle diese Collectaneen waren nicht für bestimmte Untersuchungen als Vorstudien gemacht, die man später verbrennt, sondern um der ausgewählten Handschriftenbibliothek des Verfassers zugefügt zu werden, als ein κτῆμα εἰς ἀεί. Bei Einigen sind sogar die Züge mancher Buchstaben mit nachhelfender Feder ausgeführt. Spuren wiederholten Gebrauchs zeigen, daß ihr Inhalt für würdig gehalten wurde, in den bleibenden Besitz des Gedächtnisses überzugehen.

Hieran aber knüpft sich eine biographische Reflexion.

Ich bemerkte bereits, daß der Stil, in welchem Winckelmanns Leben entworfen ist, ein Stil der Contraste war. Und dieß zeigt sich auch in seinen gelehrten Sitten und Gebräuchen. Die Welt kennt Winckelmann als einen Schriftsteller, der eine Reihe abgeschlossener Werke, geschrieben mit dem Ehrgeiz der Originalität, einem einzigen Gegenstande weiht; einem Gegenstande von engen Grenzen, wenn auch von allgemein menschlicher Bedeutung. Seine Kenntnisse, seine Gefühlsweise, sein Interesse sind ganz auf diesen Gegenstand gesammelt. Seine Werke sind das Beispiel eines nicht bloß wohlgeordneten, sondern auch von einer höchsten Idee beherrschten Wissens. Selbst seine Freunde, die Alten, liest er in Rom nur mit einer Topik für die Kunstgeschichte und mit einem Verzeichnisse räthselhafter Basreliefs auf dem Tisch.

Dagegen erscheint nun der deutsche Winckelmann noch ganz versenkt in die unabsehbaren, wildverwachsenen Niederungen der Polymathie, welche im Anfang des vorigen Jahrhunderts dem gelehrten Treiben der Deutschen seine Physiognomie gab. Wir sehen hier den Excerptor, der ohne Plan und Ziel, und ohne sichtbare Reaction des eigenen Denkens, mit eisernem Fleiß und

---

orthodoxy in religion, and with an absence of any thing like philosophy or even connected system in erudition, it is one of the most unreadable books, relatively to its utility in learning, which has ever fallen into my hands. H. Hallam, literary history III, p. 548.

unbegrenztem Wissensdurst, in den weitläufigen gothischen Hallen der vier Facultäten und in den labyrinthischen Gärten der Literatur der modernen Gesellschaft umherschweift. Und die Productivität, die er diesem Material entgegensetzt, ist eine ganz gleichartige: er fertigt biographische und Miscellaneensammlungen, Lexica aus Lexicis, Excerpte aus eigenen und fremden Excerpten. Er ist eben noch selbst befangen in der später verspotteten Wissenschaft der Namen und Titel, in dem Wissen von dem Schatten der Schatten; selbst in der deutschen Verehrung des Kleinen und des Mittelmäßigen, des curiosen Plunders jeder Art, ist er noch etwas befangen.

In solchen Gegensätzen erkennt man, welche Wendung in einem Kopfe vor sich gehen kann, wenn er nach langen Kreuz- und Querzügen seinen Schwerpunkt findet, wenn ein verborgenes Talent hervorbricht, das sich zum Alleinherrscher seiner geistigen Kräfte und Neigungen macht. Vielleicht aber würde dieses Talent nicht solche Früchte gezeitigt haben, wenn nicht eine schöne Zeit planlosen Umherschweifens vorhergegangen wäre.

Letzte Dinge in der Altmark.

In den Jahren 1746 und 47 schien sich alles Unglück verabredet zu haben, unsern armen Conrector heimzusuchen, —

> — when sorrows come, they come not single spies,
> But in battalions.

Im Amt widerwärtige Pflichten, rohe und störrische Kinder, mißvergnügte Eltern, die Chicanen und Drohungen eines bösartigen Pfaffen; daheim Einsamkeit und Melancholie; und wenn er bei den Büchern Trost suchte, so fehlte es an allen Enden. Am 8. März starb seine Mutter im siebenundsechzigsten Lebensjahre. Sie hatte ihren Lebensabend „in dem Nebenhause auf St. Georgii Kirchhof zu Stendal" verbracht, d. h. im Hospital; sie wurde am zehnten Abends auf dem Friedhof dieser Kirche beerdigt.

Das dreißigste Lebensjahr erinnerte ihn, welchen Theil des Lebens er nun schon vollendet und verloren hatte. Und so war es denn kein Wunder, daß seitdem sein Leben eine Reihe von Versuchen ist, fortzukommen um jeden Preis. „Ich bin entschlossen, wo möglich mit der Zeit zu decampiren."

Zuerst verfiel er, wie gesagt, auf die Universität; er erinnerte sich der Einladung Baumgartens. In der That hatte er keine andere Wahl, — wenn er sich nicht verkaufen wollte. „Deutschland, sagt ein damaliger Schriftsteller über Universitäten, hat außer der Universität keinen Unterhalt oder Belohnung für Gelehrte von Profession, die ohne ein anderes beschäftigtes

Amt sich blos den Wissenschaften widmen, also auch von ihnen leben wollen. Ich sehe kaum, wodurch sie in Deutschland würden gereizt werden, sich in Hoffnung einer zuverlässigen Armuth den Wissenschaften zum Opfer zu bringen, wenn ihnen nicht die Universitäten eine Zuflucht anwiesen, wo sie glücklich und geehrt leben können."

Auf Zuhörer im Griechischen zwar, das wußte er von Anfang, war keine Rechnung zu machen; aber auch was das Staatsrecht und die Geschichte betraf, so verließ ihn im entscheidenden Augenblick jenes Gefühl des inneren Berufs, welches ihm allein den Muth hätte geben können, ohne Protection und ohne Mittel, gegen begünstigte Concurrenten, in der Mitte des Lebens eine solche Bahn anzutreten. Zudem war die Schulphilosophie gerade damals ein Paß, welcher sogar die Pforten der Beförderung öffnete; ein Mantel der die Blöße des strohernsten Magisters mit den Falten der „Wissenschaftlichkeit" drapirte; während die Abneigung, die Phraseologie der Schule nachzusprechen, auch den Tüchtigsten mit hoffnungsloser Geistesbeschränktheit stempelte. Die Liebe zur Freiheit war es, die auch Lessing von dem deutschen Universitätsleben entfernte. Solche unruhige Geister, die sich überall mit dem Alten überwarfen und überall dabei waren, wo eine Regung der Zukunft auftauchte, paßten wenig in die privilegirten Genossenschaften der Gelehrsamkeit, die ganz für Erhaltung und Fortpflanzung des traditionellen Wissens eingerichtet waren, und deshalb in jenen reformatorischen Uebergangszeiten etwas ins Hintertreffen kommen mußten. Fast alle, sagt Voltaire, welche die Wissenschaften auf neue Wege gebracht haben, waren Privatgelehrte, die fern von Ehrsucht und Stellen, fern von Academien, Höfen und der großen Welt, auf ihrem Zimmer ihren Gedanken nachhingen.

Die letzte Ursache aber, warum ihm die academischen Projecte wieder „vergingen", lag gewiß in dem Umstand, daß er das, was er eigentlich den Leuten zu lehren hatte, selbst noch lernen mußte, und daß er dieß ganz wo anders, als auf den Kathedern von Halle und Jena lernen mußte.

So blieb ihm also nichts übrig, als wenigstens ein Ortswechsel, — diese Arznei der Gemüthskranken, — zumal der veränderungsbedürftigen, die schon ein langes Aushalten an demselben Orte krank macht. Er gehörte nun zwei Jahre lang zu der Schaar jener Bedauernswerthen, die bei jeder Vacanz ihrer Provinz mit einem Meldungsgesuch vor Stadträthen und geistlichen Herren auf dem Platz erscheinen; — einmal wollte er auch nach England gehen, um Corrector in einer griechischen Druckerei zu werden.

Er liegt Boysen in Magdeburg mündlich und schriftlich an, „ihn anderwärts unterzubringen." Zu Ostern 1747 hat er den berühmten Abt Steinmetz zu Kloster Berge bei Magdeburg um eine Stelle an seiner Anstalt, „wo, wie

er vernommen, die aus Deutschland fast verwiesene griechische Sprache wieder zu der alten Ehre erweckt worden sei."

Joh. Adam Steinmetz, aus einem Dorfe des Fürstenthums Brieg (1689 † 1763), hatte früher zu Teschen in Böhmen das evangelische Predigtamt so kräftiglich verwaltet, daß er tausende der zerstreuten hussitischen Böhmen um sich sammelte und eine Kirche für zehntausend Menschen anführen lassen mußte; aber Verfolgung und Verbannung lösten sein Werk wieder auf.

Die Schule zu Kloster Berge, an die er in der Folge (1732) berufen wurde, war früher eine Klosterschule gewesen. Dreißig Alumnen erhielten freie Kost und Wohnung; sie wurden von den Conventualen, die der Reihe nach das Rectorat verwalteten, unentgeltlich unterrichtet. Durch Steinmetz, der in den dreißig Jahren seiner Wirksamkeit neunhundert Schüler aufnahm, wurde sie zu einer großartigen religiösen Erziehungsanstalt im Geiste Speners und nach dem Vorbild des Franke'schen Waisenhauses umgewandelt.

Der gelehrte Mann hatte eine Bibliothek, ein Naturaliencabinet und einen Saal für Maschinenmodelle gegründet; er verwendete außerdem einen ansehnlichen Theil seines Vermögens auf Armenschulen; sein höchstes Ziel aber, das er in Pastoralconferenzen, Erbauungsstunden und Katechisationen rastlos verfolgte, war, „den Sündern ihren Heiland vorzustellen." Als ihm Friedrich II. persönlich befahl, für seine hölzernen Schüler einen Tanzmeister anzuschaffen, wagte er, ungehorsam zu sein: er wollte lieber, sagte er dem König in Gegenwart des alten Ziethen, sein Amt verlieren.

Wäre Winckelmann damals nach Kloster Berge gekommen, so würde Christoph Martin Wieland sein Schüler geworden sein, der in eben diesem Jahre von Steinmetz aufgenommen wurde. Aber sein lateinischer Brief, obwohl, so weit es mit der Ehrlichkeit bestehen konnte, auf den frommen Herrn berechnet,*) hatte eben so wenig Erfolg, als früher die Empfehlung bei Löscher.

Mehr in seinem Geschmack wäre eine andere Lehranstalt gewesen; — aber die Zeit dieses zweiten Versuchs ist nicht ganz bestimmt auszumachen.

Im Jahre 1745 wurde die erste „vorläufige Nachricht" von der Stiftung des Herzogs Carl von Braunschweig, dem Collegium Carolinum veröffentlicht. Dieses Institut sollte, so hieß es, die Lücke zwischen Schule und Academie ausfüllen, die Vorbereitung auf diese verbessern und denen, welche für Kriegsstand, Hof und unabhängiges Privatleben bestimmt waren, Unterricht und Sittenbildung verschaffen. Es sollte neben dem noch immer beste-

*) z. B. Equidem ex nutu providentiae divinae usquequaque pendeo, haud innixus moliminibus spontaneis. Epist. Pasch. 1747.

henden pedantischen Schulzwang auf der einen und der wüsten Zügellosigkeit der Universitäten auf der anderen Seite, das Muster einer liberalen Erziehung geben, gegründet auf die moderne Idee der Erziehung als einer Entwicklung vorhandener Keime und Anlagen. Vor allem sollte das Colleg der Aufnahme „des guten Geschmacks und des bon sens" im Braunschweiger Lande dienen. Bei der Erklärung der Alten wollte man deshalb auf Geist und Geschmack der Werke sehen, ihre französischen Ausleger und Nachahmer benutzen; die Theorie des Schönen in Malerei und Bildhauerkunst, zur Bildung des Kunstgeschmacks, sollte auch nicht vergessen werden.

Diese Ankündigungen brachten Winckelmann wahrscheinlich auf den Gedanken, sich nach Braunschweig aufzumachen und bei dem Abt Jerusalem sein Glück zu versuchen; obwohl er wissen konnte, daß das Carolinum eigentlich zur Aufmunterung Braunschweigischer Schulmänner bestimmt war. Der Hofprediger Joh. Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709 † 1789), der Urheber und die Seele des Collegium Carolinum, war ein vielgereister und weltgewandter Theologe, der manche hohe Verbindungen hatte; mit einem Kopf voll Projecte und mit dem Geschick, sie ins Werk zu setzen; schon seine Person machte die Stellen an dem Colleg zu gesuchten. Winckelmann ließ also dem Propst zu Braunschweig durch seinen Reisegefährten, den Junker von Bülow, „seine Ehrerbietung bringen". Aber es schien, als sollte er bei den Großwürdenträgern des Protestantismus kein Glück machen; denn Jerusalem ließ ihn nicht einmal vor sich; die ganze Reise war vergeblich gemacht.

Von allen Demüthigungen seiner Prüfungsjahre hat ihn keine so gewurmt, wie der vermeintliche Hochmuth des Abts in Braunschweig. Er wünscht, daß er erfahre, „daß der Mensch, den er abgewiesen, in Rom ist, und daß der größte Cardinal in Rom, gegen den er ein Esel ist, ein bescheidener Bürger scheint gegen seinen phantastischen Stolz". Er nennt ihn den „Geistlichen nach der Mode", und scheint sich auf den Namen des „Pfaffen Bethlehem" nicht besinnen zu können. Sein Schatten fällt selbst auf die gute Stadt Braunschweig und ihr Carolinum: als der junge Bünau diese Anstalt unter Berendis Aufsicht besucht, zweifelt Winckelmann, „ob nach Braunschweig unter so viel Pedanten auch ein vernünftiger Mann hingerathen könne."

Der Abt Jerusalem war indeß keineswegs zu einem Typus der Pfaffheit angethan: ein feiner humaner Mann, der sehr gewinnend sein konnte und Jeden in seiner Weise anzuerkennen, zu behandeln und zu verwenden wußte. Richtiger ist seine Qualification als „Geistlicher nach der Mode." Jerusalem war allerdings ein philosophirender Kanzelredner im Geschmacke Tillotsons; ein gefälliger Apologet der „vornehmsten Wahrheiten der Religion" für die Vornehmen; übrigens ein nervöser Mann, der wahrscheinlich durch schäbige und hungrige Stellenjäger nicht belästigt werden wollte.

Unterdessen arbeitete im Stillen für ihn sein Gönner, der Superintendent Nolte; nicht lange, nachdem ihn Steinmetz abschläglich beschieden hatte, wurde er angenehm überrascht durch eine ehrenvolle Einladung des Stadtraths von Salzwedel, sich zu einer Probevorlesung für das erledigte Conrectorat dieser Stadt einzufinden.*) Im Vertrauen auf Nolte ritt er am festgesetzten Tage, dem 23. Juni 1747 hinüber; er kannte zwar die Stelle nicht, hoffte aber zu einem reiferen Schülerkreis vorzurücken; noch einmal nahm er sich vor, alles zu thun, um die Leute zufrieden zu stellen. Wie bitter enttäuscht fand er sich aber, als ihm der Wirth erzählte, daß sich ein Stadtkind von Salzwedel, der Candidat Friedrich Stein beworben und alle Stimmen für sich habe. Sofort ließ er sein Pferd satteln und ritt nach Seehausen zurück. Es war ein Ritt von mindestens sechs Meilen. In Zuständen, wie der seinige, ist man mit jähen Entschlüssen schnell fertig.

Vielleicht war dieß der Moment, wo er seinen früheren Gedanken, an den Schulen des Vaterlandes die schönen Wissenschaften zu lehren, angeekelt von dem kläglichen Zustand dieser Schulen, aufgab. Sein Pegasus war es endlich müde, mit den Anderen am Joch zu ziehen. Vielleicht war es eben auf jenem zornigen Ritt, wo er sich gelobte, so wie jetzt die Burg und die Thürme Salzwedels hinter ihm verschwanden: so dem Vaterland für immer den Rücken zu kehren.

Das Scheitern aller dieser Pläne war für ihn ein Glück. Er hätte doch überall ähnliche Verhältnisse wiedergefunden. Eine Lebensweise, die nach seinem Geschmack war, ließ sich nur in großen Städten durchführen. Winckelmann nahm sich stets die Freiheit, an den Nachbarn, die ihm nicht gefielen, vorbeizugehn; aber Versuche, nach eigenem Sinn zu leben, werden in solchen kleinen Städtchen als Verachtung aufgefaßt und erregen Haß; Geist und Originalität sind überhaupt eine Lächerlichkeit; freie Regungen und große Züge genialer Naturen verfallen den hämischen Angriffen der Philisterhaftigkeit und des Pharisäismus. Und zuletzt mußte doch das geistige Leben ins Stocken gerathen. „Das Leben an Orten, schreibt Winckelmann, welche von Höfen entfernt und ohne große Veränderung sind, in einem Umgang nur mit seines Gleichen, in beständiger Arbeit und in Sorgen der Nahrung, schränkt den Geist ein.“ Und weiter: „Es ist ein Unglück, daß ich nicht an einem größeren Orte geboren bin, wo ich Erziehung und Gelegenheit haben kann, meiner Neigung zu folgen und mich zu formiren.**)

*) Der hierauf bezügliche und von Gurlitt veröffentlichte Brief, in welchem er sich Goniander nennt, ist nicht an Cleinow, sondern an Nolte gerichtet.

**) On est affligé, quand on considère, surtout dans les climats froids et humides, cette foule prodigieuse d'hommes, qui n'ont pas la moindre étincelle de goût, qui n'aiment aucun des beaux-arts, qui ne lisent jamais, dont quelques-uns feuillet-

Zwar schreibt er später aus Italien, daß er nichts mehr wünsche, als ein öffentlicher Lehrer, oder (wie er sich auch ausdrückt) auf socratischem Wege nützlich zu sein; daß der Unterricht junger Leute sein innerer und natürlicher Beruf gewesen (Brief vom 18. Februar 1756, vom 21. Januar und 15. November 1765); aber er fügt hinzu, daß dieß als Opfer für das ihm geliebte Land (Sachsen) gemeint sei; auch schwebten ihm damals vielleicht die lebhaften und empfänglichen jungen Männer vor, welche in Rom seinen Unterricht suchten: das Amt des Cicerone ließ den Beruf in ganz anderem Lichte erscheinen. —

In solcher Lage, nach dem Scheitern so vieler Pläne, nach der Aufzehrung eines solchen Capitals von Hoffnung, Muth und Arbeitskraft, fragt sich auch der Tapferste wohl einmal, ob er sich nicht, wie so viele bessere und schlechtere Männer, darein ergeben solle, zeitlebens Ziegel zu brennen und der Hoffnung des gelobten Landes den Abschied zu geben. In einer solchen Entmuthigung schrieb Winckelmann am 29. September: „Ich kann aus meiner Sphäre nicht kommen. Das Schicksal hat mich zu einem mühsamen Studiren verdammt, ohne die Früchte zu sehen. Ich muß zufrieden sein."

Endlich ging ihm ein Licht auf. Bei einem Besuch in Stendal im Sommer 1748 traf er in der Superintendentur einen jungen Mann, der eben von der Universität kam und mit dem Grafen Bünau Unterhandlungen gepflogen hatte wegen einer Anstellung an dessen Bibliothek, die sich auf dem Rittergute Nöthnitz bei Dresden befand. Cleinow (denn dieser ist es) war noch gerade vor dem Abschluß der Unterhandlung auf den Wunsch seines Vaters zurückgetreten; er brachte Winckelmann auf den Gedanken, um diese Stelle für sich anzuhalten.

Wenn man Winckelmanns Antecedentien übersieht, so sollte es scheinen, als habe ihn der Gedanke blitzartig durchleuchten müssen, daß diese Stelle ihm von der Vorsehung zubereitet sei. Wie oft war ihm der Name Bünau schon begegnet! Seit 1728 erfüllte das Lob seiner Reichsgeschichte alle gelehrten Zeitungen, alle historischen Bücher und Vorlesungen. Als Büchersammler hatte er ihn auf der Auction des Fabricius nennen hören, wo dieser großartige Sammler umfangreiche Ankäufe gemacht hatte. Er kannte und besaß Bünau's großes Werk selbst, und hatte beim Lesen desselben oft gewünscht, dem Verfasser auch an seinem Theile die allgemeine Bewunderung auszudrücken.

---

tent tout au plus un journal une fois par mois pour être au courant, et pour se mettre en état de parler au hasard des choses dont ils ne peuvent avoir que des idées confuses. Voltaire, Encycl. Art. Goût.

Der Graf, so hörte er, ließ Auszüge für die Fortsetzung dieses Werkes anfertigen; — und wo hätte er einen geschickteren, in geschichtlicher Forschung und Darstellung geübteren Mitarbeiter finden können?

Er hatte seit einiger Zeit einen Catalog seiner Bibliothek ankündigen lassen; im Mai war ein Specimen davon erschienen; und schien nicht Winckelmanns bisheriges Leben darauf angelegt zu sein, ihn zum Bibliothecar zu bilden? Von den Tagen der Aufsicht über die Stendaler Schulbibliothek an, dann als Ordner der Bibliothek des Canzlers, — wie manchen Catalog hatte er studirt; im Kreis der größeren Städte, wo er länger oder kürzer sich aufhielt, war keine Bibliothek undurchsucht geblieben; keines der ritterlichen und geistlichen Museen der Nachbarschaft war seiner Spürkraft entgangen.

So war also für die Zwecke des Grafen nicht übel gesorgt; aber noch besser für ihn selbst, und dieß war die Hauptsache. Nach dem ewigen Jammer über Büchermangel sah er sich auf einmal als Bewohner einer auf systematische Vollständigkeit angelegten Bibliothek, der ersten Privatbibliothek Deutschlands.

Zwar konnte er sich nicht verhehlen, daß er vorerst nur einen Dienst mit dem andern vertausche. Aber er verhehlt es selbst dem Grafen nicht, daß er diese Stellung nur als einen Uebergang ansieht. Mit einer merkwürdigen Klarheit, wie sie zuweilen in Augenblicken sich einstellt, wo ein Mann weiß, daß jetzt seine Loose auf der Wage des Geschickes liegen, erkennt er, daß dieß der Weg zum langersehnten Ziele sein wird.*) „Vielleicht, sagte er, werde ich in Zukunft der Welt mehr nützen können, wenn ich auf irgend welchem Wege aus meinem Dunkel gezogen würde und in der Hauptstadt eine Beschäftigung fände."

Letzteres war nicht der geringste Reiz. Von Jugend auf hatte ihm der Sinn nach großen Städten gestanden, er hatte sie studirt, so gründlich wie nur eine Wissenschaft. Sein Verlangen nach den Ländern des Südens war so alt, wie sein Wissen von fremden Ländern und Völkern; auf seinen letzten Reisen, besonders in Leipzig, hatte er auch die Kunstsammlungen und Kunstläden fleißig besucht; und zu den vielen Ursachen der Niedergeschlagenheit war nun noch gekommen, daß er sich ohne Gelegenheit sah, „ein guter Kenner in Stücken der Kunst zu werden."

Dresden aber war die erste Kunststadt diesseits der Alpen; Dresden war eine in den Norden vorgeschobene Colonie des Südens, Italiens und seiner Künste. Dresdens Herrlichkeiten, die vor zehn Jahren wie ein Zaubermärchen an ihm vorübergezogen waren, tauchten wieder in seiner nach Neuem durstigen Phantasie auf, in allem Glanz der Erinnerung und der Entbehrung.

*) J'en visage le rayon d'une efficace protection qui se répandra sur moi et qui fait déjà reluire dans mon coeur la douce espérance de me familiariser davantage avec les Muses.

Man kann also sagen, alle Kräfte, die sein bisheriges Leben trieben, wirkten mit vereinigtem Stoß auf diesen Punkt zusammen.

Daß er übrigens in der letzten Zeit (1747) mit Plänen, wo nicht einer Wanderschaft nach dem Süden, so doch eines Ueberganges in ganz andere Lebenssphären beschäftigt war, das beweist seine eifrige Aufnahme der modernen Sprachen.

„Ingleichen, schreibt er Anfang 1747, berichte Dir mit großer Zufriedenheit, daß ich die italienische Sprache inne habe und nicht allein den Leti (das Leben Sixtus V.), sondern auch den Guarini (il pastor fido) meistens durchgelesen habe, so daß ich mich damit behelfen kann.“ Er entlieh diese Werke aus der Bülowschen Stammbibliothek.

„Die schwere englische Sprache habe ich durch erstaunende unglaubliche Arbeit und Geduld soweit gebracht, durch angeschaffte Bücher (z. B. die Arnoldsche Grammatik), daß ich die Bibel itzo in Ermangelung eines anderen Buches lese.“ Uden erzählt, daß Winckelmann in den Osterferien 1747, nachdem er den Winter über das Englische für sich gelernt hatte, von Seehausen zu Fuß nach Halle reiste, um die englische Aussprache von einem dortigen Sprachkundigen zu erlernen. „In acht Tagen kam er zurück, in welcher Zeit er sich alle mögliche Mühe gegeben hatte, seinen Endzweck zu erreichen.“ —

Man sieht hier wieder, wie wenig der Zufall das menschliche Leben beherrscht, so oft er auch störend und zerstörend in dasselbe eingreift. Jedermann ist wirklich im Wesentlichen seines Schicksals Schmied. Selten bildet sich in der Stille ein Talent, reift eine Geschicklichkeit, die nicht zu ihrer Zeit und in ihrer Sphäre zur Wirksamkeit berufen würde. Selten wird ein beharrlich festgehaltener Wunsch um seine Erfüllung betrogen werden. Aber auch wer sich aus Schwäche in fremdartigen Beschäftigungen zerstreuen läßt, wer eine Untreue an sich selbst begeht, von der vielleicht nur er selbst Zeuge und Richter ist: auch ein solcher wird oft dadurch gestraft, daß ihm dasjenige in äußeren und schwerzerbrechlichen Banden und Pflichten verkörpert entgegentritt, womit er in freier Wahl gespielt hatte. Insofern ist es wahr, daß es wenige Sclaven giebt, die sich nicht selbst verkauft haben. Inwiefern dieß in unserm Fall eine Anwendung finde, wird der Verlauf nicht verfehlen zu zeigen.

Doch schmeichelte sich Winckelmann keineswegs mit großen Hoffnungen, als er sich entschloß, an Bünau zu schreiben. Er nennt es vielmehr einen Entschluß „halber Desperation“, daß er an einen großen Herrn schrieb, „den ich nicht kannte und der mich nicht kannte.“ Er folgte mehr einem Trieb, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte. Seine Freunde riethen ihm

ab; Berendis z. B. sparte keine Vorstellung, ihn in Seehausen zu behalten; er warf ihm Liebe zur Veränderung vor. Er selbst meint, „daß er Nichts gehabt habe, was einem großen Herrn gefallen konnte; — sola virtute armatus ging ich zuversichtlich aus meinem Vaterlande."

Am 16. Juni 1748 schrieb er an Bünau; er schrieb ihm von seiner frühen Liebe zur Literatur, von seinen vergeblichen Versuchen, seiner hoffnungslosen Zukunft: aus den Tiefen des Schulstaubs schrieb er und legte sein Lebensgeschick in Bünau's Hände. „Verfügen Sie über mich. Ich bin bereit, mich dem Dienste Ew. Excellenz zu opfern. Setzen Sie mich in einen Winkel Ihrer Bibliothek, um seltene Anecdota zu copiren."

Indeß weiß er, ungeachtet eines etwas kriechenden Tons (der aber Stil der Zeit ist), sehr bestimmt seine Unabhängigkeit zu wahren. Er stellt sich als einen Mann dar, dessen Wünsche sich darauf beschränken, der Wissenschaft zu leben, und der sich noch nie von den Vortheilen einer Pfründe blenden ließ. Ja er sucht seine Bitte, die ein Werk der äußersten Noth war, als einen freien Entschluß persönlicher Verehrung darzustellen: Nichts nöthige ihn, wegzugehen; er habe sein hinlängliches Auskommen gehabt; aber das unbeschreibliche Verlangen, einem so würdigen und erleuchteten Minister zu dienen, überwiege alle hiesige Gemächlichkeit."

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, lange nur für Winckelmanns argwöhnende Ungeduld.*) Sie ist datirt vom ersten Juli, und kam am siebenten an. Obwohl Bünau schon zwei Bibliotheksbeamte besoldete, so hatte er doch noch Arbeit für einen Dritten, neben den Vorarbeiten zur Reichsgeschichte. Nur fordert er Nachweise für bibliothecarische Befähigung. Winckelmann sendet ihm die verlangte Lebensskizze am 10. Juli; am 28. folgten die Zeugnisse seiner Vorgesetzten. Der Graf machte ihn darauf aufmerksam, daß er eine gewisse und lebenslängliche Station gegen eine wegen Sterbefällen ungewisse vertausche. Sonst will er ihn im Anfang September erwarten, zunächst auf ein Probejahr, „damit sowohl Sie mich, als ich dieselben kennen lerne." Dieser Brief ist datirt vom 20. August. Aber Winckelmann hatte schon am zehnten sein Amt niedergelegt.

So verließ Winckelmann die Heimath im einunddreißigsten Lebensjahr; nur auf Besuch kehrte er noch einmal zurück. Seinen theuersten Besitz, die Bücher, überließ er seinen Freunden zum Verkauf. Ob er auch ahnte, daß nun ein Leben völlig zu Ende gehe; daß nicht nur Land und Volk, Freundeskreise und Berufsgeschäfte ganz der Vergangenheit angehörten,

*) Coeperam temeritati iam infensus esse et ambiguus, quo vultu susceptae forent litterae, vel potius pudere deiectus spe mea, aliud quidvis respicere cogitavi.

sondern auch bald Religion, Sprache, Sitte, Ideenkreis? Hätte er sich damals in das Ich seiner Zukunft versetzen können: es würde ihm gewesen sein, als ob das Land mit sammt seinem bisherigen Ich hinter ihm von der Erde verschlungen würde.

Seinen Freunden bewahrte der sonst so unstete Mann ein unveränderliches und warmes Andenken: stets war er bereit, den alten Ton wieder anzustimmen. Aber von einer Anhänglichkeit an das Land findet sich keine Spur, wohl aber beglückwünscht er sich bei jedem Anlaß in den lebhaftesten Ausdrücken, daß er ihm für immer Valet gegeben habe.

Die Menschen jener Tage dachten und empfanden viel weltbürgerlicher als wir; und doch war damals jedes Land noch viel mehr ein in seinen Grenzen und Gewohnheiten abgeschlossenes Ganze, als heute, wo alle Schranken der Völker und der Welttheile gefallen sind, und wo wir an die letzten Trümmer uns anklammern, die von unserer Sonderart noch übrig und für uns eigentlich ohne Bedeutung sind. Winckelmann hat wohl die Erinnerung nie eine Thräne gekostet an die heimischen Fluren, die er so oft einsam durchzogen, an die hehren Mauern, die die Väter gebaut, an die himmelanstrebenden Thürme mit ihrem herrlichen Glockengeläute; — Dinge, an denen Viele von uns mehr kleben würden, als an den Menschen, und die uns theurer sein würden, als alle Marmorhäuser und Säulengänge des Südens.

Schon damals hatte er es vorhergesagt: „Ich habe viel leiden müssen, und ich werde beständig einen Widerwillen gegen mein Vaterland behalten." — Und so ruft er später: „Mein Vaterland vergesse ich gern .... Mein Vaterland ist Sachsen, ich erkenne kein anderes, und ist kein Tropfen preußischen Blutes in mir."

In seiner Erinnerung scheint der Eindruck der politischen Zustände alles Andere völlig verdrängt zu haben. Statt Preußen sagt er oft einfach „das despotische Land"; und zwar „drückt auf ihm der größte Despotismus, der je gedacht ist." .. „Ich gedenke mit Schaudern an dieses Land, wenigstens habe ich die Sclaverei mehr als Andere gefühlt."

Man fragt hier, wie er in seinen Verhältnissen etwas vom politischen Druck habe erfahren können, — der doch mit der Vernachlässigung der Schulen und der Schullehrer nichts zu thun hat. Denn was die Gegner Friedrichs II. sonst seiner Regierung vorgeworfen haben, — der Dienstzwang, welcher auf den niederen Volksclassen lastete (aus denen Winckelmann hervorging); die sclavische Entwürdigung, welche die barbarischen Strafen der Soldaten auch über das Volk verbreiteten; die schnöden Insolenzen der Militärpersonen gegen Bürgerliche; die Zerstörung der municipalen Selbständigkeit der Städte; der lähmende Druck des Absperrungssystems auf Handel und Gewerbe, — dieß Alles kann ihn schwerlich unmittelbar berührt haben. Noch weniger war er,

wie die Adeligen, gezwungen, im Winter in Berlin zu wohnen; noch hinderte ihn das Verbot des Güterverkaufs am Auszug. Glaubte er vielleicht, daß der „Uebermuth der Aemter", den er allerdings gekostet hatte, in dem despotischen Character der Spitze seine letzte Ursache habe?

Friedrich II. schrieb von dem System seines Vaters (das doch unter ihm selbst in manchen Stücken ganz dasselbe blieb), daß damals jeder Preuße eine sauere Miene annehmen zu müssen glaubte; daß Niemand mehr als drei Ellen Tuch zu seinem Rocke hatte, wohl aber einen Degen von zwei Ellen Länge an der Seite, daß die Weiber die Gesellschaft der Männer flohen, die sich bei Wein, Tabak und Narrenspossen entschädigten, kurz daß die Preußen wieder nahe an der Barbarei standen und jedenfalls Originale geworden waren.

Diese Entblößung des Lebens von allem, was unsere Existenz schmückt und erheitert, diesen steifen, trockenen, harten Nützlichkeitssinn der Zopfzeit, hatte Winckelmann im Auge, wenn er jegliche Acclimatisirung der Künste in Preußen, auch nachdem man von jenem böotischen Haß zurückgekommen war, mit ungläubigen Augen betrachtete: „In einem Lande, wie Sparta (eine sehr ideale Bezeichnung des Regiments des Corporalstocks!) können die Künste nicht gedeihen, und müssen gepflanzt ausarten."

Wenn er befürchet, daß ein alter Freund nicht mehr am Leben sei, so fügt er hinzu, „es wäre sein Bestes für ihn und für alle diejenigen, welche in diesem unglücklichen Lande eine schwere und erstickende Luft schöpfen." Er meint, „ein freier Schweizer (wie Sulzer) müsse dieß Land ärger als Sibirien verwünschen." „Es schaudert mich (ruft er in einer unterdrückten Stelle des Züricher Originals des Briefs an Usteri vom 15. Januar 1763) die Haut vom Wirbel bis zur Zehe, wenn ich an den preußischen Despotismus und an den Schinder der Völker gedenke, welcher das von der Natur selbst vermaledeiete und mit libyschem Sande bedeckte Land zum Abscheu der Menschen machen und mit ewigem Fluche belegen wird. Meglio farsi Turco circonciso che Prussiano."*)

Was soll man nun hierzu sagen? Wer wird es loben, wenn ein Sohn seine Mutter schmäht, und wenn es auch eine harte Stiefmutter gewesen wäre? Wer wird dagegen dem Haß der Willkürherrschaft nicht seinen

*) Wie wenig die Worte Winckelmanns leere Rodomontaden waren, geht daraus hervor, daß sich ganz Andere ebenso ausdrückten. Der englische Geschäftsträger, Sir Charles Hanbury Williams, schrieb im J. 1750 von Berlin (s. Horace Walpole's memoirs I, 1. 518 ff.): I think Hamlet says in the play, „Denmark is a prison"; the whole Prussian is so in the literal sense of the word . . . They have really no liberty left but that of thinking. There is a general constraint that runs through all sorts of people, and diffidence is painted in every face. . . He hates that any subject of his should be rich or easy; and if he lives a few years longer, he will have accomplished his generous design. Many persons destroy themselves here out of mere despair; but all imaginable care is taken to conceal such suicides.

Beifall schenken? Jedermann weiß, daß man damals für Preußen, im Allgemeinen angesehen, nichts Besseres wünschen konnte, als den Despotismus Friedrichs, von dem Niemand besser wußte, als Winckelmann, daß er der größte Mann des Jahrhunderts war, und gegen den er früher (1752) sogar, mit so vielen Andern, die Schwachheit hatte, „mit anbetungsvoller Verehrung erfüllt zu sein." Aber wir lieben die, welche den Despotismus unter jeder Gestalt hassen, auch den nothwendigen, auch den heilsamen und aufgeklärten Despotismus. Wir ziehen sie sogar denen vor, welche auf den beschränkten und parteiischen Zorn des achtzehnten Jahrhunderts in ihrer überlegenen historischen Einsicht lächelnd herabsehen; welche geschichtlichen Sinn und sympathetischen Respect haben für alle glücklichen Verbrecher, für alle Scheiterhaufen und alle Staatsstreiche der Vergangenheit, und nur die ewigen Ideen des Rechts, der Aufklärung und der Humanität für Phrase halten und nur für das Verlangen der Völker nach politischer Freiheit keinen Verstand haben.

Zweites Buch.

Winckelmann in Sachsen.

In der Bibliothek zu Nöthnitz. Bünau und die deutsche Reichsgeschichte. Die Bibliothek. Studien und Entwürfe zur Geschichte und Politik. Literatur des Auslands. Antikes im Modernen. Literatur der Gesellschaft. Poesie. — Aus der Dresdener Kunstwelt. Die beiden August und die Barockarchitectur. Die Plastik. Die Gallerie und die Maler. Algarotti. Dietrich Heinecken. Kunststudien. — Religionsveränderung. Die Verhandlungen. Der Uebertritt. Urtheil. — Leben in Dresden. Oeser. Hagedorn. Lippert und Christ. — Die Gedanken über die Nachahmung der Griechen. Entstehung und Tendenz. Ein technischer Vorschlag. Critik und Erfolg. Lessing und der Laocoon.

Prognatum gustum quendam bonum artium exercendarum, elegantiamque iudicii maiorem, quam pro reliquo Germaniae sensu, iam tunc me lubenti animo deprehendere memini, quum Saxoniam his unice invitatus bonis adirem.

Jo. Fried. Christ, praefatio ad Lipperti Dactyliothecam 1755.

Erstes Capitel.

In der Bibliothek zu Nöthnitz.

Heinrich von Bünau.*)

Der Mann, in dessen Dienst Winckelmann nun für sechs Jahre eingetreten ist, war ein Staatsmann und Gelehrter, der die Stunden und die Jahre seiner geschäftlichen Muße dem Gedanken widmete, seinen Namen in die Reihe der deutschen Geschichtschreiber zu setzen.

Das Geschlecht der Bünau stammt aus Thüringen: schon 1166 wird es in Urkunden aufgeführt; das Stammhaus war Droyssig bei Zeitz; seit 1517 hielt es seine Geschlechtstage. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erscheinen die Bünau's auch in der Markgrafschaft Meißen begütert; 1525 erhielt der Obrist Rudolf, der die Schlacht bei Pavia mitmachte, von Carl V. die Herrschaft Tetschen in Böhmen. Hier bewirthete Churfürst Johann Georg II. den Kaiser Matthias und seinen Vetter Ferdinand. Der vierte Johann Georg tauschte Pillnitz von den Bünau's ein; der Vater unseres Grafen aber erwarb das von Christ besungene Rittergut Seusselitz, wo die Familienconvente gehalten wurden. Dieser ältere Heinrich von Bünau war bei dem Herzog Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels Kanzler gewesen; nach dessen Tod (1707) kam er an den churfächsischen Hof und galt hier für einen der verschlagensten und ränkevollsten Intriganten.

Sein Sohn Heinrich, geboren zu Weißenfels den 2. Juni 1697, bezog von Schulpforta aus mit fünfzehn Jahren die Universität Leipzig: schon damals schrieb er Aufsätze für die Acta Eruditorum und für den „Neuen Büchersaal". Der zwanzigjährige Jüngling bereiste die deutschen Höfe und weilte ein volles

*) J. Fr. Burscher, Leben Bünau's, in den von ihm herausgegebenen posthumen „Betrachtungen über die Religion" Leipzig 1769. Deutsche Kaiser und Reichshistorie 4 Bände 1728—43 und sechzehn Foliobände Handschriften auf der Dresdener K. Bibliothek, über die man den Anhang sehe. Mittheilungen des Herrn C. Sahrer von Sahr in Dahlen.

Jahr in Paris, um sich im Umgang mit den Leitern des damaligen Frankreich Einblick in die Politik und Verwaltung und in die inneren Zustände der europäischen Staaten zu verschaffen. Noch eifriger suchte er die Bekanntschaft der ersten Gelehrten der Weststaaten. Unter denen, mit welchen er damals verkehrt hatte, waren Fontenelle, Tournemin, Lelong und Montfaucon. In den Niederlanden sind es Le Clerc, Burmann, Drakenborch, Vitriarius und Reland; er sah in Leyden noch den jungen liebenswürdigen und zu früh verstorbenen Albert Heinrich von Sallengre, und den alten Abenteurer Thomas Crenius, eigentlich Crusius aus Brandenburg. In England suchte er Bentley und Woodward auf.

Die Sitten des damaligen Adels, besonders des sächsischen, sind oft schlimm genug ausgemalt worden, und Bünau selbst giebt uns in einer Art von Selbstbekenntniß eine Vorstellung von den aufregenden Einflüssen, welche seine Standesgenossen beim Eintritt in das Leben bedrohten.

„Sobald ein junger Mann in die sogenannte große Welt kommt, ist der Sturm böser Begierden und Beispiele so mächtig, daß die geringen Funken der Gottesfurcht gar bald in der Asche der ungezähmten Leidenschaften erlöschen.“ Er hält den Wunsch der Menschen, sich keiner Mäßigung ihrer Gelüste unterwerfen zu müssen, für die Hauptursache des damaligen Religionshasses. Ja er gesteht selbst, daß es Augenblicke gegeben habe, „wo er sein Gewissen mit Fleiß zu betäuben gesucht und gar sehr gewünscht, mit Wahrscheinlichkeit und ohne Gewissensbisse, mit den Narren im Herzen sagen zu können, Es ist kein Gott!“

Gegen solche Anfechtungen ist nichts so sehr geeignet, einen verheißungsvollen Jüngling zu waffnen, als ein edler Ehrgeiz, — der Gedanke eines Lebenswerks, welcher dem Dichten und Trachten einen höheren Inhalt und Aufschwung giebt.*) Schon von der Universität brachte Bünau den Plan des literarischen Unternehmens mit, das ihn bis ans Ende seines Lebens begleitete.

Nach seiner Rückkehr in die Heimath erhielt der junge Graf in rascher Folge die höchsten Staatsämter: er wurde Appellationsrath, Kammerherr, Präsident des Oberconsistoriums und Visitator der Universität Leipzig. Noch glänzender wurden seine Aussichten durch Familienverbindungen, als August II. den Oheim der zweiten Frau Bünaus, den Grafen Carl Heinrich von Hoym, zum Cabinetsminister machte. Wenn damals der König nach Warschau ging,

*) Il me semble que les hommes s'acquitteraient tous dignement envers la vie si, dans un genre quelconque, un noble objet, une grande idée, signalaient leur passage sur la terre; et c'est déjà une preuve honorable de caractère que de diriger vers une même entreprise les rayons épars de ses facultés et les résultats de ses travaux. Mad. de Staël, de l'Allemagne.

so begleitete ihn Bünau, der dann den Vortrag in Domestikenangelegenheiten hatte. Er half seinem Oheim in dem vergeblichen Bemühen, August II. von Polen wegzuziehen, die Rechte der Stände zu wahren und den drohenden Finanzbankerott Churſachſens zu verhüten. Aber er langweilte vielleicht den vergnügungsſüchtigen König durch ſeine etwas pedantiſche Umſtändlichkeit, wie Grenville Georg III. von England; und als es Brühl gelungen war, Hoym zu ſtürzen, und als kurz darauf August III. den Thron beſtieg, wurde auch Bünau als Oberaufſeher der Grafſchaft Mansfeld nach Eisleben entfernt. Nie hat ihn die Königin, welche ein Gegengewicht gegen den „Miniſterregenten" zu haben wünſchte, zurückbringen können.

Es wäre gewiß beſſer für Churſachſen geweſen, wenn Bünau den Poſten bekommen hätte, auf den ihm Herkunft, Begabung, Geſchäftskenntniß und ſtrenge Redlichkeit ein Anrecht zu geben ſchienen: jedenfalls bringt es Auguſt III. keinen großen Ruhm, daß er ihm einen Heinrich von Brühl vorzog, der jenen Eigenſchaften nichts entgegenzuſetzen hatte, als die unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit und Schlangenglätte des vollendeten Hofmanns. Bünau hat ſich zwar ſelbſt in Briefen nie über das damalige Regiment ausgelaſſen: vielleicht aber ſpielt er auf Brühl an, wenn er in den angeführten Blättern von ſolchen ſpricht, „die ihre hohe Stellung durch Unredlichkeit, Glaubensverläugnung, Beſtechung und andere Brandmale des Gewiſſens erkauft haben"; auch „keinen verabſcheuungswürdigeren Menſchen zu kennen geſteht, als den, der ſeine Ehre in einer tyranniſchen Unterdrückung Anderer ſucht, in der Verachtung der Geringen, in äußerlicher Pracht, die ſich öfters auf den erpreßten Schweiß und Blut ſolcher Menſchen, die beſſer als er ſind, gründet".

Brühl, der, wie Winckelmann ſagt, in allen Stücken brilliren wollte, beneidete Bünau's literariſche Celebrität; unfähig, in dieſer Richtung mit ihm in die Schranken zu treten, ſuchte er ſich ihm wenigſtens als Bücherſammler gleichzuſtellen und ließ ebenfalls einen Catalog ſeiner Bibliothek drucken.

Da es Bünau natürlich in Eisleben zu eng war, ſo ergriff er die Gelegenheit, nach dem Tode Kaiſer Carls VI. in den Dienſt des bayriſchen Churfürſten zu treten; denn ſeine politiſche Geſinnung war Oeſterreich abgeneigt. In den nächſten Jahren ſehen wir ihn von Carl VII., bei dem er hoch in Gunſt ſtand, zu diplomatiſchen Sendungen und zu Verhandlungen für die Frankfurter Union verwandt; zuletzt wurde er zum Hofpfalzgrafen ernannt.

Als das Kaiſerthum Carls VII. einen ſo kläglichen Ausgang genommen hatte, kehrte Bünau in die Heimath zurück, entſchloſſen, auf ſeinen Gütern Dahlen und Nöthnitz (den Mitgaben zweier Frauen) ganz ſeiner Bibliothek und ſeinem großen Werke zu leben. Er ſoll in dieſer Muße arbeitſamer geweſen ſein, als Viele bei Geſchäften, und in den letzten zehn Jahren ſeines Lebens mehr Bücher geleſen haben, als manche Gelehrte von Profeſſion im

ganzen Leben. Noch einmal vertauschte er den Privatstand (1751) mit der Statthalterschaft des Fürstenthums Eisenach und wurde Premierminister des Herzogs Constantin, des Vaters Carl Augusts; dann zog er sich zurück nach Osmannstädt (das später Wielands Landsitz war) und starb nach drei Jahren am 7. April 1762. Er war dreimal verheirathet; mit den Fräulein von Döring, von Hoym und von Arnim.

Bünau war einer von den wenigen Menschen, die mit ungemischter Befriedigung auf ein reiches Leben zurücksehen. In den Gütern des Glückes, in den Vorzügen des Talents und des Standes fand er, gegen die gemeinen Sitten seiner damaligen Standesgenossen, nur die Aufforderung zu einer ausgedehnteren und strengeren Ausübung der Pflichten der Gemeinnützigkeit und der Bildung; sonst war er ein kalter und gemessener Mann. Vor dem ersten Band der Reichsgeschichte steht ein Bildniß des Dreißigers: edle Linien, aus denen eine klare Intelligenz, eine ruhige Heiterkeit und Gesetztheit des Characters spricht.

Die deutsche Kaiser- und Reichshistorie.

Der sehr bedeutende Antheil Winckelmanns an dem historischen Unternehmen Bünau's, das ihn einige schöne Jahre seines Lebens kostete, nöthigt uns, noch einmal zur Geschichtschreibung des deutschen Reichs zurückzukehren.

Schon 1722 hatte Bünau seinem Werke eine Geschichte Kaiser Friedrichs I. als Probe vorausgeschickt; von diesem Versuch des Fünfundzwanzigjährigen urtheilte einer der ersten Meister dieses Fachs, Mascov, „daß der Verfasser gewiesen habe, wie viel man inskünftige von einem, der sich an die deutsche Geschichte macht, fordern könne". Die vier Quartanten seines Werks wurden während Bünau's administrativer und diplomatischer Thätigkeit vollendet (1728, 32, 39 und 43); sie reichen bis auf Conrad den Salier (918). Daß uns die Jahre seiner Muße keine Fortsetzung gebracht haben, hat der siebenjährige Krieg verschuldet, der Bünau fast aller seiner Einkünfte beraubte, und vor dessen Ende er starb. Aber das Werk war viel weiter gefördert worden: eine Reihe von Kaisern lag sogar druckfertig vor. Der größte Theil dieser Manuscripte ist in die Dresdener Bibliothek gekommen; die Zeiten Heinrichs I. und der drei Ottonen in der definitiven Redaction, nebst vollständigen Belegstellen und Beilagen. Die Geschichte Heinrichs II. besitzt Herr von Sahr in Dahlen. Dann aber folgt in Dresden eine Abschrift Heinrichs VII. und ein unvollendeter Entwurf Friedrichs III. von Bünau's Hand. Endlich liegt noch vor eine 1752 von neuem unternommene, noch ausführlichere Bearbeitung der „Geschichte Chlodwigs, des Stifters der fränkischen Monarchie". Wieviel von

den dazwischenliegenden Zeiten entworfen und vollendet war, läßt sich nicht bestimmen.*)

Dieses weitschichtige Werk war die Bewunderung der Zeitgenossen: auch nach Lessing war sein einziger Fehler — die Zeit. Später ist es ganz in Vergessenheit gekommen; in Heerens Andenken an deutsche Historiker z. B. (Werke VI, 448) wird es nicht einmal genannt, obwohl Heeren kein erwähnenswerthes Werk übergangen zu haben meint. Dagegen hat es Fr. Böhmer wieder als eines der besten Werke über die fränkische Geschichte in der carolingischen Periode gelobt und ihm sogar eine neue Bearbeitung gewünscht: Bünau habe für die Länder diesseits der Alpen dasselbe unternommen, was Muratori für die jenseitigen.

Um das Verdienst der Werke Bünau's und Mascovs in Methodik und Darstellung zu ermessen, muß man sie auf dem Hintergrunde ihrer Zeit sehen. Als Bünau seine Geschichte unternahm, waren die Annalen des Leibnitz, die bis zum Anfang des elften Jahrhunderts reichten, zwar geschrieben, aber nicht veröffentlicht. Der junge Geschichtschreiber sah sich noch von Gelehrten umgeben, die in ihrem Vaterlande ganz fremd waren, während sie jede Kleinigkeit der Alterthümer interessirte. Die Archive waren verschlossen; man begnügte sich, in einige halbfabelhafte Erzählungen der Chronisten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts hineingesehen zu haben; die Leser aber suchten in solchen Büchern unterhaltende Geschichten, man pflegte sie durch Enthüllungen geheimer Staatsweisheit und verborgener Triebfedern der Großen in schmeichelhafte Selbsttäuschungen zu versetzen. Dieß ist das Bild, das uns Bünau selbst entwirft.

Bünau forderte die Herausgabe der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit; er unterschied die secundären Quellen, verlangte und versuchte philologische Critik der Texte; er basirte die fränkische Geschichte (seit 769) ganz auf die kaiserlichen und privaten Regesten, mit Ausschluß nichtgleichzeitiger Schriftsteller. Aber der Hauptzug seines Werks ist die vollständige Hereinnahme des Stoffs, und zwar in geordneter, zusammenhängender Erzählung: seine reichen in den Beilagen mitgetheilten Quellenauszüge werden noch jetzt mehr ausgebeutet als genannt: während die Ueberlegenheit in der Auswahl des Bedeutenden, in der Uebersichtlichkeit der Anordnung und in der Schärfe der critischen Behandlung auf Seiten des zeitgenössischen Historikers ist, mit dem Bünau gewöhnlich zusammen genannt wird. Aber die Geschichte der deutschen Urzeit, der Wanderung und der aus ihr entstandenen Reiche und Dynastien ist noch nirgends so ausführlich und gründlich erzählt worden; ohne daß doch die großen Züge des Ursprungs und Wachsthums der Völker und die Verän-

*) Vgl. Anhang IV.

derungen der Verfassungen aus dem Auge verloren würden; denn auch Bünau hielt noch für den „ganz besonderen Vorzug unserer Geschichte" die Kenntniß des Herkommens, auf welches das Staatsrecht, und damit die Wohlfahrt des deutschen Reichs sich gründe.

Bünau bekennt, daß ihm der Stil mehr Mühe gemacht habe, als die Sammlung und Erforschung der Geschichte: auch hier fehlten ihm die Vorbilder, als er 1722 in reinem Deutsch eine lesbare Geschichte schreiben wollte, die sich zu den Werken der Nationalliteratur stellen könnte. Während die Pfeffinger, Struv, Spener, Hahn mehr auf die Sache als auf die Schreibart ihr Absehen gerichtet hätten und nur die Liebhaber der deutschen Geschichte auf den Grund führen zu wollen geschienen: so denke er eine durch Episoden und Anmerkungen ununterbrochene, aneinanderhängende, vollständige Historie zu schreiben, die auch als angenehmer und nützlicher Zeitvertreib gelesen werden könne. Sogar das Vorurtheil der Pedanten gegen den Gebrauch des Deutschen mußte er noch mit Worten ihres eigenen Orakels Cicero abwehren.

Daß Bünau inmitten von Sprachmengerei und Purismus, von Plattheit und Schwulst rein deutsch und gut deutsch schreiben wollte, war um so rühmlicher, da er sich von vornherein gestand, ein befriedigendes Resultat sei unerreichbar in einer Sprache, die den Schriftsteller herabzog, während ihn andere Sprachen hoben, und die man sich erst bilden mußte.

Die Rücksicht auf die geringe Gewandtheit des Publicums, die pedantische Manier der Wolf'schen Schule und vielleicht eine geschäftsmännische Trockenheit, die in seiner Natur lag, verleitete auch Bünau, die Popularität in jener Breite zu suchen, die Alles heraus sagen zu müssen glaubt, die alle logischen Beziehungen mit lästiger Deutlichkeit ausdrückt, die es für unklar hält, etwas zwischen den Zeilen lesen zu lassen, und den Leser fortwährend daran erinnert, wie wenig seiner Intelligenz zugetraut wird. Bünau hat zwar das historische Material so vollständig als möglich in den Text verwoben: aber von dem für uns so reizenden Colorit der mittelalterlichen Quellen ist nichts mit hinübergezogen: Alles ist verwischt in dem Grau in Grau dieser monoton sich abwickelnden Perioden. Ohne jegliche Abwechselung von Farbe und Pathos, ohne einen Anflug von überraschenden Ideenverbindungen, ist Bünau's Stil wässerig und langweilig: er verliert gegenüber dem beweglichen und nervigen Vortrag Mascovs, der mehr abgebrochene Sätze, aber einen mannichfaltigeren Gedankenzufluß hat: man bemerkt hier den belebenden Einfluß des mündlichen Vortrags und die gewandtere Beherrschung des Stoffs, welche die Frucht der Lehrthätigkeit ist. Dort der Stil eines einsamen, verschlossenen, kalten Geschäftsmannes, hier der Stil eines im Verkehr einer großen Universitätsstadt lebenden Professors, welcher Mittelpunkt und Orakel seines gelehrten Kreises ist.

Die Hauptgebrechen dieser Geschichtschreibung flossen aber aus der Natur des Gegenstandes. Dieß gesteht Mascov selbst: „Das Innere der Sache, klagt er, ist selten herauszubringen ... Ausputzung und Annehmlichkeit ist nicht wohl zu suchen, wo man nicht alle Umstände dergestalt vor sich hat, daß man diejenigen, welche sich am leichtesten mit einander verbinden lassen, aussuchen kann; wo man nicht alle Personen deutlich genug kennt und die Vornehmsten so abbilden kann, daß der Leser an dem, was ihnen begegnet, theilnimmt. Man muß gar Vieles hier ebenso ansehen, wie in der Malerei die entfernten Sachen vorgestellt werden."

Lessing wollte den Namen eines wahren Geschichtschreibers nur dem beilegen, der die Geschichte seiner Zeit und seines Landes beschrieben, wie Thucydides und Sallust, de Thou und Clarendon. In der That, wenn zum Gelingen eines historischen Kunstwerks, wo nicht Antheil an den Ereignissen selbst und Berührung mit den Hauptpersonen, so doch eine gewisse Nachbarschaft der Zeit und des Schauplatzes, eine Praxis in ähnlichen Verhältnissen gehört, — ein Fortleben des Vergangenen in den lebendigen Ueberlieferungen und Zuständen eines Gemeinwesens, ein Aufleben des Vergangenen bei der Wiederkehr analoger Zustände in den Kreisläufen der Geschichte; wenn der Eindruck eines Ereignisses, das durch Abrundung und dramatischen Verlauf für die Kunst gleichsam prädestinirt ist, gewöhnlich diese Kunst geweckt hat: konnte es einen unglücklicheren Stoff geben, als die Geschichte einer ungeheuern Nation, die sich durch Jahrhunderte am Faden der Zeitfolge und der Verfassung hinzieht, der es mehr als anderen an geschlossener Einheit fehlt, und diese Geschichte in einem Zeitraum, welcher in der modernen Staatengeschichte den äußersten Punct der Zerklüftung bezeichnet, und uns durch Mangelhaftigkeit der Quellen und die Rohheit der Zustände weit fremder ist, als das Rom des Tiberius oder das Athen des peloponnesischen Kriegs? Wie konnten hier die feinen Fäden des ursächlichen Zusammenhangs aufgedeckt, politische Lehren, patriotische Anregungen, Gemälde der Begebenheiten gegeben werden, was für Charakteristiken konnte man von Armin und Marbod, von Athaulf und Genserich aufstellen?

Winckelmanns Antheil an Bünau's Werk beginnt natürlich erst bei den unveröffentlichten Theilen. Ein seltenes Mißgeschick! Von einem sechsjährigen mühsamen Fleiß ist der Wissenschaft nichts zu Gute gekommen; diese vielbeseufzte Arbeit ist nicht nur für ihn, sondern auch für die Welt vergeblich gewesen.

Seine Mitwirkung an den späteren Theilen ist bei der fragmentarischen Erhaltung der Handschrift, dem Umfang und der Beschaffenheit nach, nicht ganz sicher festzustellen; auch war sie bei den einzelnen Kaisern eine verschiedene.

Daß Bünau seinem Secretär die Quellenauszüge übertrug, war schon

aus Briefen bekannt: „ich schrieb den ganzen Tag alte Urkunden und Chroniken aus"; — man muß jedoch nicht glauben, der Graf habe sich die Quellenstudien, als Handlangerarbeit, von seinem Diener abnehmen lassen und sich selbst bloß die darstellende Verarbeitung vorbehalten: eine so gräfliche Art, Geschichte zu schreiben, oder vielmehr eine solche wissenschaftliche Windbeutelei ist gar nicht in Bünau's Character, auch nicht wohl ausführbar. Man würde sich nicht nur die Beherrschung des Inhalts verscherzen, welche durch eigenes Suchen und Wählen gewonnen wird: man müßte gar keinen Plan und keine Gesichtspunkte im Kopfe haben.

Bünau war offenbar seit Jahrzehnten in den Quellen der deutschen Geschichte vollkommen zu Hause; er übersah die Grundzüge des Ganzen, das vielleicht bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein längst aus dem Rohen entworfen war. In den Brouillons, die er seinem Secretär übergab, war die Geschichtserzählung aus dem Gedächtniß niedergeschrieben und die Belegstellen waren in ungefährer Weise angegeben: dieß war alles was ihm seine Zeit erlaubte: die Secretäre besorgten die genaue Collation und Vervollständigung der Allegate, die Controlle der Texte nach den Quellen, die Auszüge aus den Diplomen für die Beilagen, und die stilistische Feile. Letztere übertrug Bünau zugleich mit der definitiven Abschrift seinem Hofcaplan Burscher. Eine lateinische Uebersetzung wurde von Joh. Michael Heusinger begonnen, weil man das Werk auch dem Auslande zugänglich machen wollte. — Dieß ist wenigstens das Verfahren, welches sich aus den handschriftlichen Theilen ergiebt.

Bei der neuen Bearbeitung der Geschichte Chlodwigs bestand Winckelmanns Hülfleistung in dieser Prüfung der Belegstellen und critischen Revision des Textes. Es war eine sehr mühsame und zeitraubende Arbeit, wenn auch ganz geeignet, den critischen Sinn zu üben.*)

Tiefergehend, aber räthselhafter ist sein Antheil an der Darstellung und Redaction der Geschichte der zwei letzten Ottonen. Außer den Allegaten und

*) Man liest z. B., wie Bünau die Vermuthung ausspricht, die Bezeichnung Toulouses als des Gothischen Roms bei Sidonius Apollinaris gefunden zu haben; Winckelmann aber kann sie weder hier, noch bei Vales, Catel, Martinière auftreiben und entdeckt sie endlich doch in der Histoire générale de Languedoc. Eine Stelle über die heilige Chlotilde hat Bünau bei einem coaevo gelesen, kann sie aber nicht wiederfinden, erinnert sich auch nicht wo, und räth seinem Gehülfen, die vorhergehenden Allegate, Le Cointe, die Bolandisten nachzuschlagen: dieser liest nun alle ihm bekannten Stellen, Diplome und Briefe an Chlodwig von neuem vergebens durch. Er vergleicht ein Dutzend Schriftsteller, um festzustellen, ob man sagen könne, daß Chlodwig bei der Verfolgung der Alemannen über den Rhein gegangen sei; man möge sagen, entscheidet er, Chlodwig sei den Feinden den Rhein hinauf nachgejagt. Und so schreibt er noch sonst ärgerlich, wie er eine Stelle an allen erdenklichen Orten vergeblich gesucht, alle erdenklichen französischen Historiker vergeblich durchgelesen habe. Ein Brief vom 22. Januar 1754 schildert, wie er vergebens Spuren der älteren Geschichte der Stadt Biel gesucht; noch von Rom aus verspricht er Nachrichten vom Grabe Otto's II. zu sammeln.

Diplomen liegt ein stilistisch und kalligraphisch vortreffliches Heft mit dem Leben Otto des Röthlichen von Winckelmanns Hand vor; und das Merkwürdige ist, daß die Handschrift Bünau's dießmal auf Winckelmanns Heft basirt ist. Mehrere Abschnitte sind verändert, bei andern aber wird der Abschreiber durch Angabe der Seitenzahl nebst den Anfangs- und Endworten in Winckelmanns Manuscript angewiesen, den fraglichen Abschnitt unverändert aufzunehmen. Unerklärlich ist es, daß dennoch nicht diese Umarbeitung Bünau's, sondern Winckelmanns ursprünglicher Text der letzten Abschrift Burschers zu Grunde gelegt wurde.

Bei Otto III. hat Winckelmann die Collectaneen nach der Folge der Regierungsjahre zusammengestellt; auf diese Collectaneen gründete er dann einen Entwurf, der ganz an dem Faden der Quellen verläuft: die Anzeige der Belegstellen wird bei jedem Satz zwischen den Text eingerückt. Dieser Winckelmannsche Text erscheint in Burschers Abschrift nur in einem fließenderen Zusammenhang.

Es ist möglich, daß Bünau hier nur eine Skizze und die Anleitung zur Benutzung der Quellen lieferte. Er hatte vielleicht gefunden, daß er Winckelmann einen ganz anderen Antheil an dem Werke anvertrauen könne, als einem Franke und Burscher; er machte den Versuch, ihm die Ausarbeitung zu überlassen und behielt sich nur die Revision vor.*) Wahrscheinlich sah er auch, daß nur auf diese Weise das breitspurige Werk Hoffnung habe, bis zur neuern Zeit fortzurücken.

Wie bedeutend Winckelmanns Mitarbeiterschaft war, ergiebt sich auch aus den Vorstudien, denen er sich lediglich zur Aneignung der Hülfskenntnisse unterziehen mußte. „Ich wünschte, schreibt er an Schlabrendorf, der in Halle die Rechte studirte (9. August 1765), daß ich Ihnen mittheilen könnte, was ich in Vergessenheit gehen lassen. Dieses (nämlich das Staatsrecht) war auf Antrieb Bünau's eine meiner vornehmsten Beschäftigungen auf dessen Bibliothek. Wie habe ich den Vitriarius durchgepeitscht, nicht den kleinen, sondern den großen, in vier Bänden, monstrum horrendum, ingens, cui lumen ademtum.“ Er meint des Leydener Professors Philipp Reinhard Vitriarius Institutionen des Staatsrechts. In ähnlicher Richtung lagen die Studien der Taktik. Wir finden umfassende Auszüge aus der Kriegskunst des Marschall Puységur und aus den Werken Folards, des Commentators des Polybius und Erfinders des Systems der Colonne. Friedrich II. veranstaltete einen esprit aus Folards Büchern („Diamanten aus einem Misthaufen“) die er sonst visionär und überspannt nannte. Dieser seltsame Kopf war von der Taktik der Alten so ein-

*) Ipse totus est in Historia ex delineatione nostra amplificanda et perpolienda. 1. Mai 1751.

genommen, daß er mit ihren Maschinen einen durch moderne Artillerie vertheidigten Platz in kurzer Zeit nehmen zu können glaubte.

Der Graf und sein Secretär scheinen auf einem Zimmer gearbeitet zu haben: Ich wünschte, schreibt Winckelmann (den 17. December 1757) aus Rom, daß ich daß hohe Glück hätte, ihm in Nöthnitz vor seinem Pult sitzend aufzuwarten.

Auch die große Anstrengung, über die er oft klagt, weist auf Arbeiten, für welche die geistigen Gußformen so zu sagen erst hergestellt werden mußten. „Der Anfang ist mir blutsauer geworden, und ich habe in den ersten Monaten alle grauen Haare bekommen, die ich noch habe." Er will sich (im Sommer 1754) nicht entsinnen, in den sechs Jahren in Sachsen recht gelacht zu haben. Und in Sachsen konnte man doch das Lachen lernen!

„Meine Dienste, schreibt Winckelmann von Rom aus, sind dem Grafen viel zu gefällig gewesen, als daß er nicht mit Freuden sich von neuem mit mir setzen sollte." Es war ihm sehr darum zu thun, daß Winckelmann keine andere Stelle annehme.

Von Bedeutung für sein späteres Leben waren diese Arbeiten als erste Uebungen im historischen Fach. Hier erwarb er sich unter der Leitung eines der ersten Historiker Deutschlands eine gewisse Gewandtheit im Gebrauch der Werkzeuge der Forschung, der Critik und der Darstellung; er gewann eine Form, die sich leichter mit den erforderlichen Modificationen auf einen anderen Stoff übertragen, als ganz neu erwerben ließ. Es wundert uns nun weniger, wenn er dann gleich als fertiger Meister anfängt.

Die Bünau'sche Bibliothek.*)

Die gelehrten Hülfsmittel für sein Werk hatte der Graf in seiner eigenen Bibliothek zur Hand, an welcher er seit 1725, vielleicht zuerst mit Rücksicht auf die Reichsgeschichte, sammelte. Damals war die Liebhaberei an Literaturgeschichte und Bücherkunde in der churfächsischen Hauptstadt sehr verbreitet. Seit August II. die lange vernachlässigte Dresdener Bibliothek gleichsam zum zweiten male gestiftet hatte, bildeten sich, wie ihr gelehrter Bibliothekar Adolf Ebert erzählt, überall, selbst bei Minderbegüterten bald kleinere bald größere Sammlungen: ein Wetteifer entwickelte sich unter den höheren Hof- und Staatsbeamten. Alle diese Bibliotheken verschwanden seit 1750 wieder, mit Ausnahme der drei bedeutendsten der Grafen Brühl, Kaiserling und Bünau.

Letztere war die berühmteste, sie konnte in der That für die erste Privat-

*) A. Ebert, Geschichte der königl. Bibliothek zu Dresden. 1822.

bibliothek Deutschlands gelten, und keine wurde Gelehrten mit solcher Liberalität zur Verfügung gestellt. Die sich überbietende Sammellust am Dresdner Hofe, Bünau's Interesse an allen Zweigen der Wissenschaft und der Literatur führte ihn auf die Idee einer Universalbibliothek, deren Plan er selbst entwarf und in der Folge durch seinen Bibliothekar Johann Michael Franke (geb. zu Ebersbach bei Dresden, † 1775) in dem berühmten Catalog ausführen ließ. Er war, sagt Ebert, durch seine eigenen schriftstellerischen Arbeiten auf das Bedürfniß eines Catalogs geführt worden, welcher nach einem neuen und ohne Rücksicht auf das Format streng durchgeführten bibliographischen System nicht nur alle Bücher und kleinen Schriften, sondern selbst alle einzelnen und in anderen Sammlungen eingedruckten Abhandlungen und Aufsätze vollständig und genau nachweise. Er sollte, sagt Winckelmann, als Universalindex gebraucht werden können, die Schriften in allen möglichen Materien darin zu finden. „Das System, fährt Ebert fort, welches Bünau Franke übergab, übertraf alles was man damals aufweisen konnte, obwohl es an einer zu großen Förmlichkeit in den Unterabtheilungen leidet. Die Art aber, in welcher Franke, der ohne alle Vorbereitung in diese Thätigkeit hineingekommen war, dasjenige arbeitete, was seiner eigenen Thätigkeit und Einsicht überlassen blieb, sichert ihm auf immer den Namen des ersten Bibliothekars, den Deutschland je aufzuweisen hatte."

Der erste Theil des Catalogs (1751) enthält in drei Abtheilungen die alten Schriftsteller, die allgemeine und die specielle Geschichte der Literatur und die Leben der Gelehrten. Im zweiten Theil folgen die Universalgeschichte, die historischen Hülfswissenschaften, die alte Geschichte sammt den Antiquitäten, den Kunstdenkmälern, den Inschriften und der Numismatik. Der dritte umfaßt die Kirchengeschichte, das Leben der Heiligen und Märtyrer, und den Protestantismus.

An diesem Theil arbeitete Winckelmann mit: er klagt, daß er seine Tage in Sachsen über den Leben der Heiligen verloren habe. Aber seine Hauptarbeiten sollten auch hier vergeblich sein: denn auch die Fortsetzung des Catalogs wurde durch den Krieg für immer unterbrochen. Die deutschen Geschichtschreiber (worunter die Schriftsteller aus der sächsischen Geschichte allein achtzig Lagen machten), das Staatsrecht und die italienische Geschichte (welche er ohne Wissen des Grafen vornahm) sind nie zum Druck gekommen und verloren gegangen. Winckelmann spricht oft von diesen Arbeiten, die er erst vollenden will, ehe er die gräflichen Dienste verläßt und nach Welschland aufbricht.*)

*) Omnes omnium quotquot sunt Bibliothecarum Catalogi percontandi, excutiendi, minutillatim et, ut ille ait, quasi spiculis rimandi sunt, ut quicquid ubicunque la-

Bei diesen Bibliotheken wurde, wie Ebert weiter erzählt, außer dem innern Gehalt auch äußerer Glanz und zufällige Merkwürdigkeit berücksichtigt. Engels Sammlung seltener Bücher wurde 1744 für 4000 Thaler erworben; ebenso Cyprians Sammlung aller 1717 erschienenen Reformationsjubelschriften; für die genealogisch interessante Sammlung von Leichenpredigten zu Stolberg am Harz bot man vergebens 8000 Thaler. Giordano Bruno's Werke wurden mit 500, der einzige Spaccio della bestia trionfante mit 200 Thalern bezahlt. Winckelmann bietet noch von Rom aus des Francesco de' Marchi Architettura militare an, ein Buch, das nach Servets Christianismus für das rarste gehalten werde.

Ferner war in allen diesen Sammlungen ein größerer oder geringerer Bücherluxus sichtbar, der sich theils in guten Einbänden, theils in vorzüglichen Exemplaren zeigte. In Bünau's Bibliothek gab es keine ungebundenen Bücher; alles gekaufte wurde umgebunden. Seit 1740 wurde aus Rivalität mit der prachtvollen Brühlschen Bibliothek ein geschmackvoller englischer Einband gewählt. Auf der Außenseite des vordern Einbanddeckels steht das gräfliche Wappen, auf der des hintern die Worte: Ex Bibliotheca Bunaviana in Golddruck. Die Bibliothek enthielt beim Tode des Grafen 42139 Bände, darunter 149 Handschriften.

Bis zum Jahre 1740 stand die Bibliothek zu Dresden in sechs Zimmern; dann kam sie auf das Schloß Nöthnitz, in zwei große übereinandergelegene Salons. Der Eingang zu der Treppe in den obern Salon war durch eine Verkleidung versteckt, welche aus hölzernen, mit Leder überzogenen Bücherrücken bestand, mit Titeln verlorener Werke nach Fabricius. Aber selbst diese Säle mit all ihren mittleren Quadraten und trotz der versteckten, ja doppelten Aufstellung reichten schon 1750 nicht mehr hin.

Der obere Hauptsaal war ein langer Raum mit sieben großen Fenstern an jeder Seite. Man sah auf den Oeconomiehof und auf die Terrassen des höherliegenden Schloßgartens. Winckelmann soll das Eckstübchen des zweiten Stockes bewohnt haben, in dessen Decke noch jetzt ein gebräuntes Federviehstück zu sehen ist. Die nächste Umgebung war so hausbacken wie möglich; aber in der Ferne öffnete sich die Aussicht nach den lieblichen Weinbergen an der Elbe und weiterhin nach den seltsamen Sandsteingebilden der sächsischen Schweiz. Das Rittergut Nöthnitz, jetzt seit zwanzig Jahren im Besitz des Kammerherrn von Könneritz, liegt eine Stunde von Dresden, am oberen Ende einer mit Erlen bepflanzten und von einem kleinen Bache durchströmten Thalschlucht.

---

teat et hic desideretur, priusquam publici iuris fiat, adhuc conquiri possit. 1. Mai. 1751.

Wenn man dieser Schlucht abwärts folgt, so tauchen allmählich die schönen Thurmgruppen von Dresden hinter den Hügeln hervor, und gegenüber dehnen sich die Baumgruppen des großen Gartens aus.

Es war ein beschränkter ländlicher Vordergrund, aber mit einem einladenden Blick nach Süden im Hintergrund; es war eine idyllische Einsamkeit, geeignet zum Leben in der Bücherwelt. Die üppige und kunstreiche Residenz lag hinter den Hügeln versteckt; aber oft kamen Besucher aus diesem Rendezvous aller Nationen herüber, um sich in der Bibliothek herumführen zu lassen. Hier arbeitete Winckelmann für fremde Zwecke, aber er konnte auch jeglichem Einfall der Wißbegierde und jedem Wunsch nach congenialeren Dingen nachhängen.

Jetzt sind wenig Spuren jener Zeit mehr in Nöthnitz zu finden, das nur noch Freunde der Landwirthschaft und der Bierbrauerei interessiren kann. Während der Schlacht bei Dresden hausten hier die Russen, welche die Papiere verbrannten und den Bildern die Augen ausstachen. Die einzige Erinnerung aus alten Zeiten ist ein großes Oelbildniß des Grafen von Bünau.

Die Bibliothek wurde 1764 von der sächsischen Regierung für 40000 Thaler angekauft und ging mit ihrem Bibliothekar in die königliche über.

Anfangs lebte Winckelmann mit seinen beiden Collegen im besten Einvernehmen: in einem Briefe vom Januar 1751 redet er Franke „Mein Schatz" an, und sendet seine Empfehlung an den „theuern" Dressel. Später trat eine Spannung ein: als er von Nöthnitz fort ist, freut er sich, „daß ihn nun kein neidischer Hund mehr anschielt." Noch später verklärte die Ferne Nöthnitz mit allen seinen Insassen und Zuständen; nun ist es ein Ort glücklicher und seliger Ruhe, Muße und Freiheit, wie er sie nie wieder zu erhalten hofft. Selbst mitten in den Ruinen und in den Palästen der Kaiser vergißt er sich, wenn er an Nöthnitz denkt. Nun hat er mit Franke eine lange und vergnügte Einsamkeit genossen; beim Anblick der Züge seines getreuen Gefährten wird ihm sein Herz entgegenwallen; Franke bildet nun mit zwei andern Auserwählten die engste Gruppe der allein bewährten Freunde.

Seine sonstigen Bekanntschaften scheinen sich anfangs auf die wenigen Gelehrten beschränkt zu haben, die es in Dresden gab und die in Nöthnitz oft etwas zu suchen hatten. Unter ihnen nennt er den Rector Schütz und den Magister Georg Christoph Kreysig (1697—1758), einen Kenner und Bearbeiter der sächsischen Geschichte, hierin einen Genossen des berühmten Rectors der Kreuzschule, Christian Schöttgen (1687—1751), des gelehrten Forschers in hebräischen und talmudischen Alterthümern. Aus Schöttgens handschriftlicher Geschichte Sachsens der neueren Zeit findet sich ein langer Auszug unter Winckelmanns Papieren. Auch der Familie Eichler und dem „werthen ganzen

Priesterhaus zu Leubnitz", einem benachbarten Pfarrdorf, läßt er sich empfehlen. Später, als er in die Künstlerkreise gekommen war, sprach er wegwerfend von den pedantischen Gelehrten Dresdens.

Seit dem Frühjahr 1752 lebte auch Christian Gottlob Heyne in Dresden, zuletzt als Copist auf der Bibliothek des Ministers Brühl, des Rivalen von Winckelmanns Patron. Beide Männer trafen zuweilen zusammen.

„Oft, so erzählt Heeren in Heynes Leben, kam ein fast ganz unbekannter Mann auf die Bibliothek, dessen Besuche gar nicht sonderlich erwünscht für die Bibliothekare waren, weil er ihnen unendliche Arbeit machte. Er schien unersättlich im Lesen zu sein; und der verlangten Bücher waren so viele, daß er deshalb eben nicht mit freundlichem Gesicht aufgenommen ward. So wurden die Beiden mit einander bekannt, wenn auch nicht vertraut."

Der Eindruck, den Winckelmann bei seinem zwölf Jahre jüngeren Collegen zurückließ, war nicht der vortheilhafteste. Wenn Heyne sich seiner damaligen Erscheinung erinnerte, pflegte er oft der Rusticität in seinem Aeußern zu erwähnen. Zehn Jahre später (1764) schreibt ihm Winckelmann aus der Ferne: „Zum Beschluß muß ich Ihnen sagen, daß ich bin, wie Sie mich gekannt haben, meiner Niedrigkeit bewußt (*σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος*)."

Die Art, wie Heyne in Brühls Dienste gekommen war, giebt uns einen Begriff, wie dieser Minister die Protection der Künste und Wissenschaften ausübte. Heyne, ein Leinwebersohn, hatte, wie schon erzählt wurde, von Kind auf mit den schlimmsten Entbehrungen zu kämpfen gehabt: als er auf Christs Rath in Leipzig die Griechen nach der Zeitordnung durchlas, vergönnte er sich ein halbes Jahr lang nur zweimal wöchentlich die Nachtruhe. Ein Hoffnungsschimmer ging ihm auf, als Brühl, dessen Söhne in Leipzig studirten, ein prächtig gedrucktes lateinisches Gedicht Heynes auf den französischen Prediger Lacoste gesehen und den Einfall gehabt hatte, zu äußern, er möge den Verfasser kennen lernen und in seinen Diensten haben. Man beeilte sich, Heyne nach Dresden zu rufen; er macht 52 Thaler Schulden für die „Equipirung" und wird natürlich gnädig empfangen: man will für ihn sorgen, er soll Secretär werden mit 5, 4, 300 Thalern Gehalt. Aber er ward nichts und bekam nichts. Er muß seine Bücher verkaufen, um nicht zu verhungern; eine Zeit lang sättigen ihn gekochte Erbsenschoten; dann nimmt ihn ein Herr von Meden auf ein Jahr als Hofmeister an. Ein Candidat Sonntag erlaubt ihm, sein Zimmer zu benutzen: da schläft er auf den Dielen mit Büchern statt des Kopfkissens. Endlich im Herbst 1753 gab ihm Brühl ein Aemtchen auf seiner Bibliothek mit hundert Thalern. Die Noth macht ihn zum Schriftsteller, er übersetzt den französischen Roman, Le soldat parvenu, und einen kürzlich von d'Orville herausgegebenen griechischen Roman des Chariten. Er

gab sich alle Mühe, den Staub der Schule loszuwerden und sich die Bildung anzueignen, welche dort allein etwas galt: die Belesenheit in französischen und italienischen Dichtern und die Kenntniß der Malerei; selbst die Wahl des lateinischen Dichters, den er zuerst herausgab, hängt mit diesem Streben zusammen. Er erhielt auch wirklich Stunden bei dem hochbegabten jungen Grafen Moritz, aber statt der versprochenen zweihundert Thaler nur einige Almosen. Zum Dank hiefür widmete er dem großherzigen Mäcen seinen Tibull, dessen Honorar zur Bestreitung der Disputation in Leipzig diente; der Dedication gegenüber stand das Motto:

Non tibi sunt curae tristes, nec luctus, Osiri,
Sed chorus, et cantus, et levis aptus amor.

Winckelmann klagt einmal, daß er in Dresden keinen Menschen finde, der griechisch verstehe; aber solche Eliasseufzer sind nicht immer so motivirt, wie sich die Eitelkeit schmeichelt. Heyne war gerade damals mit der Bearbeitung seines Epictet beschäftigt; und Algarotti's Briefe aus Dresden sind voll vom Homer: „er kann nicht sagen, mit welcher Lust er dieses Meer von Poesie durchschifft."

Seltsam, beide waren Jahre lang an demselben Ort, in demselben Amt, sie verfolgten vielfach dieselben Richtungen; sie schienen durch gleiche Studien und durch gleiches Mißgeschick an einander gewiesen; aber der stoische Trotz, den sie zur Aufrechterhaltung auf ihrem harten Lebensweg herbeirufen mußten, erzeugte jene Verschlossenheit, die sie des Trostes der Mittheilung beraubte. Erst zehn Jahre später, als sie durch die Alpen getrennt waren, begann ihr eigentlicher Verkehr: die erlangte Celebrität, über die sie sich vielleicht beide wunderten, veranlaßte sie, sich mit andern Augen anzusehen. Der Eine ward in der Folge sogar der officielle und gekrönte Lobredner des Andern, während er ihm nichtofficiell, offen und zwischen den Zeilen, soviel Blätter als er konnte aus seinem Lorbeerkranz abzupfen suchte.

Würdiger neben Winckelmann genannt zu werden erscheint Heyne, wenn er, im Begriff sein vierunddreißigjähriges Elend (er erlebte noch die Verbrennung aller seiner Bücher und Handschriften bei der Belagerung Dresdens) mit einer bedeutenden und ehrenvollen Wirksamkeit zu vertauschen, in seiner Antrittsrede zu Göttingen bei dem Gedanken verweilt, daß nur in der Freiheit die großen Genien der Poesie und der Künste sich formen; daß der Dichter und der Maler in seinem Character besitzen muß, was er in seinen Werken darstellen soll; daß die Schönheit und Lauterkeit, die Großheit und Ruhe, die Zartheit und das Ungestüm der Schöpfungen in seiner Person ihre Basis haben müssen.

Studien und Entwürfe zur Geschichte.

Während Winckelmann in der beschriebenen Weise an der Weiterführung des Bünau'schen Werks nach dem Plane des Grafen mithalf, gingen ihm in der Bibliothek zu Nöthnitz fortwährend die Novitäten der historischen Literatur durch die Hände: die ganz neuen Ansichten, Tendenzen, Muster der Geschichtschreibung, welche sich ihm darin eröffneten, konnten ihm seine Arbeit gerade nicht erfreulicher machen. Welcher Contrast, wenn man nach den Reichsgeschichten die Namen Bolingbroke, Voltaire, Montesquieu nennt: denn diese Namen begegnen uns wiederholt in den Heften, welche seine historischen Lesefrüchte enthalten (besonders in Band 4270 und 72 der pariser Handschriften).

Während sich die deutschen Professoren, ungestört durch politische Reflexionen, in dem Labyrinth der verworrenen und widerstreitenden Rechte des Reichs bewegten — wie Advocaten von unsterblichen Processen leben —; während selbst den besten Historikern der juristische Gesichtspunct der erste blieb: so dachte und forderte Bolingbroke die Geschichte als Begleiterin der staatsmännischen Erfahrung, auf die sie vorbereitet, als Wegweiserin des politischen Genies: eine Philosophie in Beispielen. Sie ist der alte Autor, die Erfahrung die moderne Sprache, in die er übertragen werden soll; der Geist des Autors muß der Sprache eingehaucht werden aber mit Wahrung der Gesetze ihres eigenen Idioms.

Früher schien es, als ob nur die alten Völker zur Geschichtschreibung Stoff geliefert hätten; als man zur vaterländischen Geschichte übergegangen war, konnte man oft nicht über die erste Hälfte des Mittelalters hinausrücken, aus dessen Quellen man ein Skelett von öffentlichen Acten und Kriegsgeschichten zu Tage förderte und das Leben in den Chroniken zurückließ. Bolingbroke empfahl, von den trümmerhaften Ueberlieferungen der alten Zeiten überzugehen zu der ganzen und authentischen Geschichte der neueren, in welche die Umwälzungen fallen, auf welchen alle unsere gegenwärtigen Zustände in Sitte, Staat und Kirche beruhen. Hier allein fänden wir vollständige Reihen von Begebenheiten, deren unmittelbare und entfernte Ursachen wir nachweisen und mit einem solchen Detail von Umständen und Characteristik erzählen können, daß der Leser in die Zeit versetzt wird, an den Verhandlungen theilnimmt, ja zum Mitacteur auf der Bühne wird.

Den Gelehrten des letzten Jahrhunderts schien die Bestimmung des Geschichtschreibers darin aufzugehen, ein Magazin der Vergangenheit zu sein, denn Alles, was geschehen ist, war bestimmt, gewußt und geschrieben zu werden; als solche Magazine schien man auch die Köpfe der Leser zu betrachten. Bolingbroke forderte, und Voltaire schrieb Geschichten für Menschen, d. h. für Leser, die im Leben stehen und auf das Leben wirken, und in deren Geiste der Platz,

welchen sie der Vergangenheit reserviren, für Bibliotheken zu klein ist. Daher trifft Voltaire die Auswahl der Thatsachen und das Maß des Details stets mit der strengsten Controle der Ansprüche auf Erwähnung und Aufnahme ins Gedächtniß.

Während die Historiker alten Stils nur die Haupt- und Staatsactionen und die monotonen Kriegsgeschichten einer so gravitätischen Muse wie der Geschichte für würdig hielten, dagegen von den Wandlungen der Bildung und Sitte, des Gewerbfleißes und Handels, der Künste und Wissenschaften nichts zu sagen hatten: so rief Voltaire: „die Geschichte ist nicht dieß öde und dürre Wissen von Thatsachen und Daten, diese Kunde, wann ein für die Welt nutzloser oder verderblicher Mensch gestorben ist, diese Wissenschaft der Lexica, die das Gedächtniß beschwert, ohne den Geist zu erleuchten: die Geschichte sollte aus einer Geschichte der Kriege und Verträge zu einer Geschichte des menschlichen Geistes werden, die uns die Sitten und Eigenthümlichkeiten der Völker kennen lehrt, die uns in Fehlern und Vorurtheilen die Wirkungen der Leidenschaften zeigt, und durch die furchtbare Erschütterung so vieler Mächte und den Umsturz so vieler Reiche hin den Faden der Fortschritte der Künste verfolgt." Voltaire machte den ersten Versuch eines historischen Gemäldes, in welchem das gesammte Culturleben des Zeitalters der politischen Geschichte zur Seite tritt. Er konnte natürlich kein anderes Zeitalter wählen, als das jüngste unter denjenigen großen Zeitaltern, „die bei allen Leuten von Geschmack allein mitzählen, weil in ihnen allein die Künste vervollkommnet worden sind"; das Zeitalter, in dessen geistige Bewegung Ludwig XIV. nur eintrat, obwohl er begriff, daß seine Größe darin bestehe, sich an dessen Spitze zu stellen.

Die Geschichte, die bei uns nur das Gedächtniß und den Sammlergeist, höchstens den critischen Verstand und den juristischen Scharfsinn beschäftigte, lernte zuerst in Frankreich auf der reichen Scala der Affecte spielen, welche dem Historiker zu Gebote stehen. Zunächst wurde sie der Herold der Ideen der Aufklärung und Humanität. Bolingbroke nannte eine Geschichte, die uns nicht von nationalen Vorurtheilen befreit, nicht zu bessern Bürgern und Menschen macht und in den ewigen Grundsätzen der Moral und des Staatslebens unterweist, — einen glänzenden Müssiggang, eine Ansehen gebende Ignoranz.

Voltaire machte die Geschichte zu einem Pamphlet gegen Barbarei und Fanatismus jeder Art. Seine Entrüstung kommt uns jetzt sehr altfränkisch vor, und doch wird sie leider wieder neu, sobald die Grundsätze wieder auftauchen, von deren bitteren Früchten man damals noch einen Geschmack hatte. Voltaire sagte, daß zu einem *mächtigen* Minister nur ein mittelmäßiger Kopf, etwas gesunder Verstand und Glück, daß aber zu einem *guten* Minister ein dominirender Eifer für das gemeine Beste gehöre; und daß nicht überlegene Penetration, sondern der Character den Staatsmann mache.

Ganz in der edlen Persönlichkeit Montesquieu's begründet war jener Geist der Milde und der Menschenfreundlichkeit, dem „auch der gerechte Krieg ein Recht ist, welches stets eine unermeßliche, gegen die menschliche Natur zu lösende Schuld hinterläßt."

Bei diesem genialsten unter den politischen Denkern der neueren Zeit trat endlich der philosophische Geist der Causalerklärung an die Geschichte heran. Montesquieu wollte verstehen, warum die Universalmonarchie, deren Unausführbarkeit im modernen Europa er bewiesen hatte, im Alterthum möglich gewesen war, wo doch die Menschen dieselben waren. So entstand das Buch von der Größe und dem Verfall der Römer. Das stetige Wachsthum ihres Staats in der ersten Hälfte seiner Geschichte und das ebenso stetige Sinken in der zweiten, führte Montesquieu auf den neuen Gedanken, daß das Leben der Staaten einen großen gesetzmäßigen Verlauf habe, der durch eine nur langsam sich verändernde Gruppe von constanten Ursachen beherrscht wird, deren großem Zug (allure principale) die Wechsel und selbst die furchtbarsten Stöße des Zufalls nichts anhaben können.

Während endlich unsere deutschen Bücher eigentlich außerhalb der Nationalliteratur standen, zwei bis drei Versuche ausgenommen, welche den vergeblichen Kampf mit dem Stoff aufnahmen: so war jenseits des Rheins längst das Bedürfniß erwacht, sich den Alten auch in dem dramatischen Leben und in der farbigen Anschaulichkeit der Erzählung zur Seite zu stellen. Zuerst kamen freilich jene romanhaften Gemälde der Abbés von St. Réal und Vertot, der Mézerai und Maimbourg, denen die Schönheit über die Wahrheit ging: aber der Verstand und Geschmack des Voltaire fand auch hier die Simplicität wieder, durch welche er Frankreich nicht wieder erreichte Muster des historischen Stils schenkte. Zu der skeptischen Critik, die allem den Glauben versagt, was wider die Natur und Art des menschlichen Gemüthes ist, gesellte er die Meisterschaft rasch beflügelter Erzählung, in welcher die Personen und ihre Umgebung erscheinen, wie sie sind, — soweit er auch hierin von den historischen Genrebildern entfernt ist, an welchen wir Geschmack finden.

Im Anfang des Jahres 1755 ward Winckelmann auf einmal die Gelegenheit eröffnet, von den Jahre lang aufgehäuften Kenntnissen in der neueren Geschichte und von diesen Ideen neuesten Datums dazu, Gebrauch zu machen.

Er war damals keine unbekannte Person mehr. Bünau selbst hatte von den Gaben seines Secretärs stets viel Rühmens gemacht.*) Freunde, — wir

*) Coenantibus nuper secum primi ordinis viris, quam honorifice de me sentiret, professus est. 1. Mai 1751.

wissen nur, daß es keine Katholiken waren, — sprachen jetzt von einem Cyclus historischer Vorlesungen. Sie sollten vor einer „gewissen Gesellschaft" gehalten werden, einer geschlossenen jedenfalls; denn wie konnten Vorlesungen, in deren Eingang angekündigt wurde, daß man Helden und Prinzen die Larve abziehen werde, öffentlich unter den Augen Brühls gehalten werden? Winckelmann wurde natürlich von dem Plane electrisirt. Er hatte früher zu ähnlichen Vorträgen für die (dritte) Gräfin Bünau Entwürfe gemacht. Diese will er nun benutzen und fordert sie Berendis ab. Er schreibt am 23. Januar noch in Räthseln: „Unterdessen ist mir ein Strahl von Hoffnung aufgegangen ... Mein gutes Glück hat mir einen zuverlässigen Weg gezeigt, einen mir gleich anfänglich anständigen und allmählich reichlichen Unterhalt zu verschaffen ... Es gründet sich dieses Glück auf gar kein Engagement, auf gar keine Arbeit, die nicht nach meinem Geschmack ist; sondern ich finde es auf dem Wege, den ich beständig bisher vergebens gesucht habe, auf welchem mir Freiheit und Freundschaft die Hände reichen. Es ist noch zu zeitig, mich hierüber völlig zu erklären; ich richte aber von nun an mein Augenmerk auf das Ziel. Es erfordert einige Vorbereitung."

Im März aber ist das Unternehmen schon in sich zerfallen: es war an der „Schläfrigkeit" des für ernste Unterhaltung wenig empfänglichen Dresdener Publicums gescheitert.

Doch hatte Winckelmann schon einen Anfang gemacht. „Ich war Willens, erzählt er, ein würdiges Werk daraus zu machen, und ich ließ daher einen schriftlichen Aufsatz vom mündlichen Vortrag der allgemeinen Geschichte einigen Kennern zeigen." Dieser Aufsatz hat sich im Nachlasse Oesers gefunden und wurde in Beckers „Erholungen" von 1800 abgedruckt. Da er von den frühern Herausgebern übersehen worden ist, weil er an einem etwas versteckten Orte stand, so ist er im Anhang auf's neue mitgetheilt worden. Es ist ein Document über Winckelmanns Ideen von Geschichte und Geschichtschreibung am Schluß eines fünfzehnjährigen Studiums, und zugleich sein Abschied von der Geschichte.

In dem Aufsatz „Ueber den mündlichen Vortrag der neuern Geschichte" hören wir den Wiederhall der soeben aus Schriftstellern der damaligen Gegenwart zusammengestellten Wünsche und Tendenzen.

Der Gedanke, daß der mündliche Vortrag der neueren Geschichte Vortheile gewähre, auf welche man in Büchern verzichten müsse, erinnert uns an den Druck, der in Sachsen auf der Presse lastete. Nicht bloß politische und administrative Angelegenheiten waren der öffentlichen Discussion entzogen: selbst über die sächsische Geschichte verstattete man, wie Hofrath Feustel 1750 gegen Oelrichs klagte, nicht leicht, etwas drucken zu lassen. Der Satiriker Churfachsens (und leider auch Deutschlands!), Rabener, hütete sich, das zu berühren,

wofür die Satire eigentlich gehörte, und klammerte sich an kleinbürgerliche Miseren.

„Es giebt kein größeres Gesetz der Geschichte, sagt Winckelmann, als die Wahrheit"; er stellt sogar mit Voltaire an den Geschichtschreiber das Ansinnen, er solle vergessen haben, daß er aus einem gewissen Lande sei, und daß er in einer gewissen Gemeinschaft erzogen worden.

Aber Winckelmann dachte wohl weniger an den Druck der Brühl'schen Censur, als an den Druck, welchen die schwerfälligen und starren Gewohnheiten deutscher Universitätshistoriker auf eine freiere Bewegung historischer Kunst und Darstellung übten.

Der historische Redner, fordert Winckelmann, soll sich über Kleinigkeiten erheben. Er überläßt die Geschichtschreiber dem strengen und tyrannischen Gesetz, welchem sie eigne Willkür und Wahn unterworfen, alles zu schreiben was man schreiben kann; er dispensirt sich, seinem Helden mit dem Kalender in der Hand, von Tag zu Tag, von Schritt zu Schritt zu folgen. Auch kennt er einen weiteren Horizont, als die, welche nur von Fürsten und Feldherrn, von Kriegen und Schlachten erzählen: er läßt sich nicht blenden von dem Glanz, den allerdings die großen Tage (der Schlachten) über die Geschichte, wie über den Helden ergießen. Er kennt einen philosophischeren und humaneren Werthmaßstab. Er darf die Siegeszeichen der Helden in ein schwaches Licht und in den Hintergrund des Gemäldes setzen; aber er zeigt die wahre Größe des Feldherrn: „Die mit Klugheit und ohne Tausende von Menschenopfern überwundenen Schwierigkeiten machen den Helden." Und der Freund der Menschen, der Vater des Vaterlands, der Helfer der Unterdrückten, der Beförderer der Künste, welcher Frieden in seinen Grenzen und Ruhe in seinen Palästen hegt [der Herzog Carl V. von Lothringen], ist unendlich erhabener, als der ehrgeizige Eroberer [Ludwig XIV.]. —

„Ich beweine (sagt er in diesem Sinn in einer unterdrückten Stelle des Briefs an Usteri vom 20. Februar 1763, es war bei den Nachrichten von den Greueln des siebenjährigen Kriegs) die grausame Niederlage so vieler Menschenkinder, die von neuem zur Schlachtbank geführt sind. Ein Abscheu für die Menschheit, ein Held, ein Name, der nicht anders als mit dem Zusatz: Gott schone der Menschen! sollte gesprochen werden."

Wie schwach muß uns Winkelmann hier vorkommen, die wir in einem so viel kräftiger gesinnten Zeitalter leben, das die Cäsar, Cromwell, ja Heinrich VIII. vergöttert und als Heilande herbeiwünscht und gewiß auch bald ein volles gerütteltes und geschütteltes Maß von dieser Art Größe bekommen und von so schaalen Dingen wie Friede, Recht, Freiheit, gründlich erlöst werden wird. —

Winckelmann wünschte sogar die Geschichte von ihrem freilich unvermeidlichen Unrecht zu befreien, nämlich dem Hinweggehen über den stillen menschl-

lichen Werth. Er will den Helden die Namen starker und ewiger Freunde zugesellen. Endlich wird ihm die Geschichte zu einer Geschichte des menschlichen Verstands: sie nennt die Erfinder und die Originale unter Gelehrten und Künstlern, ja alle die in ihrer Art groß waren, bis auf die Gauner und die Phrynen.

Dieß könnte man den persönlichen oder biographischen Theil der Geschichte nennen. Hier finden denn auch die Anecdoten ihren Platz, die man in den Reichsgeschichten vergebens sucht. Sie geben bei Entwerfung der Charactere Licht, und erlauben von dem Innersten der Seele zuverlässiger als das beste Portrait zu urtheilen.*) —

In dem andern oder pragmatischen Theil soll dann der Redner die großen Schicksale und wunderbaren Wechsel der Reiche und Staaten, ihre Aufnahme, ihr Wachsthum, ihren Flor und Verfall „in entscheidenden Betrachtungen" behandeln. Er verfolge die merkwürdigen Perioden und Cirkel der Staaten auch in Gewerbfleiß, Handel und Wohlstand: durch dieß Alles lehre er die großen Mittel, wodurch Staaten glücklich und mächtig werden.

Noch mehr scheint Winckelmann unter dem Einfluß der ganz Europa electrisirenden Schriften Montesquieu's zu stehen in seinen Bemerkungen über die Darstellung. Man hatte bemerkt, daß die Wirkung des guten und schlechten Kathedervortrags am fühlbarsten in der Geschichte sei; und wahrscheinlich war Winckelmann die Wissenschaft der Geschichte auch deshalb lieb, weil sie die meiste Gelegenheit zur Ausbildung der Form gab. Die „erleuchtete Kürze", das „Erzählen mit halben Worten", die Harmonie, welche zwischen der lebhaften Erzählung und der „nachdrücklichen Betrachtung" bestehen soll, der Stil des Aufsatzes selbst, der ganz dem Stil der Gedanken über die Nachahmung gleicht, auch die später ausgesprochene Forderung, „aus dem Studium vieler Jahre ein Bändchen von eines Fingers Dicke zu machen", verrathen den blendenden Einfluß des wunderbaren Buchs Montesquieu's, wo auf hundert Seiten fast alles erschöpft ist, was über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer gesagt werden kann, und wo diese Causalitätskette zugleich als ein belebtes und farbenreiches Schauspiel von Romulus bis auf Constantin Paläologus sich abrollt.

Nur in Kleinigkeiten ist in diesem Aufsatz noch etwas Schulstaub hängen geblieben; wie wenn Gustav Adolf beharrlich der nordische Epaminondas, Louise Labé die Gelehrtencourtisane, die französische Aspasia heißt, und der Herzog von Lothringen für würdig erklärt wird, tausend Lebensjahre von den Parcen

*) No department of literature, sagt William E. Channing, is so false as biography. The object is, not to let down the hero; and consequently what is most human, most genuine, most characteristic in his history is excluded. Sometimes, one anecdote will let into the secret of a man's soul, more than all the prominent events of his life. — Adam Smith, erzählt Dr. Johnson bei Boswell, told us, he was glad to know that Milton wore latchets in his shoes instead of buckles.

zu erhalten; auch die Bärte „alter griechischer Weltweisen" wehen noch mitunter dazwischen. —

Daß nun alle diese Dinge nicht auch für gedruckte Geschichten wünschenswerth seien, dafür ist kaum ein Grund abzusehen. Aber das Bild von Geschichte, das Winckelmann sich nach eigenen Neigungen und fremden Mustern zusammengesetzt hatte, besaß zu wenig Aehnlichkeit mit den Erzeugnissen der deutschen Perrücken: ein so leichtes Gebilde sollte sich neben ihre Quartanten setzen oder sie gar verdrängen? Der Amanuensis Ludewigs und Bünau's glaubt dieser Geschichte kein Recht auf die Würde einer gedruckten Historie vindiciren zu können. Umgekehrt hat bekanntlich Kant sein neues und kühnes System der Critiken nur durch die Presse bekannt gemacht, während er sich in der mündlichen Lehre fortwährend Wolf'scher Compendien bediente. —

Ob aber diese Probe uns das Recht giebt, mit dem Recensenten bei Klotz a. a. O. anzunehmen, daß Winckelmann, wenn er sich bloß auf die Geschichte gelegt hätte, unser deutscher Hume hätte werden können, darüber mag sich Jeder seine eigenen Gedanken machen.

Auf dem Hintergrund eines nach Reisebeschreibungen hergestellten Gemäldes von Land und Leuten, — dieß war Winckelmanns Plan, — wollte er in großen Ansichten die Kreisläufe des Steigens und Sinkens der Staaten aufzeigen und ihre Ursachen enthüllen. Die Wechselläufe der culturgeschichtlichen Potenzen, der geistigen wie der materiellen, sollten in ähnlicher Form zu der politischen Geschichte hinzutreten. In gleichem Verhältniß mit dieser unpersönlichen Behandlung der Geschichte, wollte er in biographischen Abschnitten die hervorragenden Größen der politisch-militärischen und der gelehrt-artistischen Sphäre schildern. Herodot, Polybius und Plutarch, Montesquieu und Bayle, sollten gewissermaßen vereinigt werden. Die Schriftsteller des Alterthums, des „Vaterlands großer Beispiele", sollten den Schmuck von Analogien und Sentenzen herleihen. Der antiquarischen Neigung nach detaillirter Ausmalung der Scenen der Vergangenheit sollte durch gelegentliche Einschaltung von „Ceremoniell und Gebräuchen und artigen Nachrichten" auch ihr Recht werden. Das Ganze aber sollte der Geist der Humanität und der Freimüthigkeit gegenüber den Machthabern durchwehen.

Das Interessanteste vom biographischen Gesichtspuncte aus bei diesem ganzen Plan ist die Thatsache, daß Winckelmann ihn gerade in dem critischen Wendepunct seines Lebens aufgriff, daß er dicht vor seinem Uebergang zur Kunst, also gerade vor dem Hafen, einen Augenblick lang etwas ganz Anderes für das Ziel genommen hat.

Und wirklich, Jeder dem er damals seine gelehrten Antecedentien vorgelegt hätte, würde schwerlich anders geurtheilt haben. Wie merkwürdig ist es, daß

aus Ende der drei Abschnitte seines Lebens in Deutschland die Geschichte zu stehen kommt: die Universitätsjahre schlossen mit dem Verhältniß zu dem Hallischen Canzler; die altmärkische Zeit mit dem Plan einer academischen Habilitation für die Geschichte; die Jahre in Sachsen mit dem Entwurf, den wir soeben kennen gelernt haben.

Zwei Reihen historischer Studien beschäftigten Winckelmann nebeneinander, ohne daß sie sich viel berührten. Auf die alte Reichshistorie im Lichte des Staatsrechts war er mehr durch äußere Verhältnisse und Verbindungen geführt worden; zuletzt war sie ihm zu einer Despotin geworden, unter deren Zumuthungen er seufzte und Befreiungspläne schmiedete.

Die andere Reihe enthält die neuere europäische Staatengeschichte im Lichte des Völkerrechts, der Politik und der Philosophie, unter der Führung Naturrechtslehrer und Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts. Ungleich mehr als in der ersten Reihe, arbeitete Winckelmann hier, ohne es zu wissen, seinen spätern eigenen Unternehmungen vor. Aber um die an diesem Stoff erworbene Form auf den neuen Inhalt zu übertragen, mußte er erst alle diese Studien aufgeben.

Wie kühn erscheint Winckelmann in dieser Entsagung! Man stelle sich seine Lage vor. Durch eine Verkettung von Umständen, die in der Theilnahme an dem Bünauschen Catalog und an der Bünauschen Geschichte nur culminirten, war er einer der ersten Bibliothekare und Geschichtskenner seiner Zeit geworden. Wollte man sein Wissen zählen statt es zu wägen, so würde man wohl zu dem Resultate kommen, daß er hier allein so orientirt war, wie es für einen öffentlichen Lehrer sich gebührte. Die Continuität der Studien, die Beherrschung stofflicher Vorräthe, das Interesse der Zeit, zufällige Fügungen seines Lebens, kurz innere und äußere Ursachen schienen ihn hierher zu ziehen.

Wie wenige würden sich aus dieser angenehmen und Brot verschaffenden Vielgeschäftigkeit zu der Einfachheit, Ganzheit und Leidenschaftlichkeit des Studiums zurückgefunden haben, durch die allein Großes erzielt wird! Wie manche würden in seiner Lage (nach Göthe's Worten) dem Zufälligen, unter dem Namen einer göttlichen Führung, eine Art von Vernunft zugeschrieben haben, der zu folgen ihnen für eine Religion gegolten hätte, während sie in der That sich nur hätten vom Zufall determiniren lassen. Welcher Entschluß, in seinen elenden Verhältnissen und in seinen Jahren, das mit Mühe Gewonnene wegzuwerfen, gleichsam Jahrzehnte aus dem Buch des Lebens herauszureißen und nach Ueberschreitung der Mitte des Lebens, das Wagniß zu unternehmen, die Wanderschaft als leichter Fußgänger noch einmal von vorn anzutreten!

Zum Lohn dafür kam nun alles, was er hier von Ideen und Vorbildern, von Methode und Darstellungskunst gesehen und geübt hatte, dem bisher so

verwahrlosten antiken Stoff zu Gute; dadurch erschien Winckelmanns Werk seinen Zeitgenossen wie eine Schöpfung aus dem Nichts. Es ist nicht bloß die Betrachtung der alten Kunst am Faden der Geschichtserzählung, was Winckelmann aufbrachte. Es ist auch die Ansicht des großen „Cirkels" von Wachsthum, Blüte und Verfall; es ist die Forderung der Erklärung nach dem Princip des zureichenden Grundes. Was der Anblick der römischen Universalmonarchie in Montesquieu aufregte: die Verwunderung, welche der Anfang der Philosophie ist: dies war für Winckelmann das ebenso wundersame Phänomen der Vollkommenheit griechischer Plastik, die nicht wieder erreicht, ja nicht einmal begriffen worden war. Winckelmann folgt Montesquieu bis in die Betonung der climatischen Ursachen und der Einflüsse der politischen Freiheit. Das Alte belebt und erhellt sich beide male durch die Berührung mit der Praxis und mit den reformatorischen Tendenzen der Zeit. Der Erfolg war in beiden Fällen die Verbreitung einer neuen Ideengruppe und eines neuen Interesses über alle Kreise der Gebildeten.

Wie lebhaft Montesquieu's geistvolle Werke auch sonst die damaligen Gelehrten anreizten, die rohen Massen ihrer überlieferten Materialien mit Ideen zu beleben und aus Stoffsammlungen Bücher zu machen, das beweist ein zu seiner Zeit Sensation machendes Werk, des J. D. Michaelis mosaisches Recht (1775). Es verhält sich zu den Carpzov und Reland ungefähr so wie Winckelmanns Kunstgeschichte zu Junius und Montfaucon. Auch Michaelis war vom Canzler Ludewig ausgegangen und bei Montesquieu angekommen. „Vordem, sagt Eichhorn, hörte man über solche Gegenstände nichts als fleißig sammelnde Antiquitätenfreunde, jetzt einen philosophischen, mit Geschichte und Politik vertrauten Kenner; vordem uncritisch gläubige Compilatoren, jetzt einen critisch sichtenden Forscher .... So brachte er Verstand und Unterhaltung für den Staatsmann in einen Gegenstand, von dem man vordem glaubte, daß er nur den blöden welt- und menschenscheuen Antiquar beschäftigen könne."

Zur Politik.

Schon den ersten Lesern der Kunstgeschichte fiel es auf, wie symmetrisch Winckelmann den Wechselfällen der politischen Freiheit das Steigen und Sinken der Kunst folgern ließ; ebenso bekannt ist, wie ungenirt er sich in seinen Briefen über die Großen ausläßt. Daß er schon in Sachsen ganz in diesem Sinn fühlte, beweist die Auswahl seiner politischen Lectüre. Aber dort hat er sich in diesem Stück schwerlich irgend Jemandem anvertrauen können.

Von der Zeit an, wo ihm zuerst Werke der neuern Geschichte in die Hände kamen, beschäftigten ihn vorzüglich die Erzählungen der großen politischen Crisen, welche den modernen Absolutismus fast gleichzeitig mit seiner

Entstehung an seine Schranken erinnerten. So Hugo Grotius, so Leclerc's mit arminianischem Eifer geschriebene Geschichte der Vereinigten Staaten; die Zeitgeschichte des Bischofs Gilbert Burnet, der am Bord der Flotte des Oraniers die Pamphlete der englischen Revolution geschrieben hatte; am meisten aber scheint ihn Clarendon angezogen zu haben. Schon 1743 bittet er den Herrn von Hanses um die „Geschichte der Rebellion," und jetzt sammelt er eine Auswahl der sprüchwörtlich gewordenen Characteristiken. Darunter stehen drei jener Gewaltigen, deren gigantische Umrisse uns noch grandioser erscheinen in der abgedrungenen Anerkennung eines Geschichtschreibers, dem der leidende Held der furchtbaren Tragödie selbst die Bewahrung des Andenkens an diese Zeiten aufgetragen hatte: des Seehelden Blake, des Patrioten ohne Furcht und Tadel Hamden, und des Protectors. An sie schließt sich das rührende Bild des jungen Lord Falkland, des Spiegels des englischen Adels, dem der Bürgerkrieg das Herz brach.

Shaftesbury hatte 1710 gesagt: „Wir leben in der Zeit, wo die Freiheit wieder im Steigen begriffen ist; und wir Engländer sind das glückliche Volk, welches die Freiheit zu Hause genießt und ihr durch seine Größe und Macht auch draußen Kraft und Leben giebt." Gewiß, der freie und männliche, in der damaligen Welt ganz neue Ton, der z. B. bei der Schriftstellergruppe aus der Zeit der Königin Anna Stil ist, wenn auch zuweilen ein etwas manierirter, kam wie ein frischer Windeszug in die dumpfe deutsche Stubenluft.

Bezeichnend ist es, daß Winckelmann von den politischen Schriftstellern Englands gerade den heftigsten Declamator gegen Tyrannei und Priesterthum, wie es scheint, am andächtigsten gelesen hat;*) ich meine *Thomas Gordon, den Schildknappen Walpole's, den steifen Uebersetzer des Tacitus und Salust. Er gab mit Trenchard eine viermal aufgelegte Zeitschrift heraus, „Cato oder Versuche über bürgerliche und religiöse Freiheit." Als er gleichzeitig mit Middleton, dem Biographen Cicero's starb, sagte Bolingbroke, daß man in einem Jahre den besten und den schlechtesten Schriftsteller Englands verloren habe. Aber seinen Discursen zum Salust widerfuhr die Ehre, im Jahre II der Republik von Staatswegen übersetzt zu werden.

*„Die Wissenschaft der Regierung, behauptet Gordon, kommt allen Staatsbürgern zu, weil sie Alle am nächsten betrifft und folglich die leichteste und dem gesunden Menschenverstand ohne alle Mysterien zugängliche Wissenschaft

*) Ich bemerke hier, daß das Sternchen vor der angeführten Stelle eines Schriftstellers anzeigt, daß sich dieselbe in Winckelmanns Collectaneen findet. Das Sternchen vor dem Namen eines Autors zeigt an, daß derselbe durch verhältnißmäßig umfangreiche Auszüge vertreten ist.

ist. Denn Niemand kann Einen besser regieren, als er sich selbst, in Dingen, die ihn allein angehen; und das sind Tugend, Eigenthum, persönliche Sicherheit. ... Jeder Fürst ohne Gesetz ist ein Rebell. ... Wo der Mensch seine Zunge nicht sein nennen kann, da kann er kaum etwas anderes sein nennen; und der Umsturz der Freiheit muß mit dem Attentat auf die Freiheit der Rede anfangen. ... Die Verödung einst blühender Länder und Städte, wie Florenz, Pisa, Siena, eröffnet die trostlose Aussicht, daß geistliche und weltliche Tyrannei, wenn sie es so fortmachen, das Menschengeschlecht mit gänzlichem Untergang bedrohen."

In Frankreich waren die Stimmen damals noch sehr vereinzelt, welche an dem monarchischen Prachtbau Ludwigs XIV. Zweifel erhoben. Einst hatte ein Jahrhundert lang der Geist der Parteiung und des Aufruhrs dieses Volk zerrissen; aber Ludwig XIV. verstand es, seinen Adel zu zähmen; und wie rasch machte der Geist der Fronde dem Wetteifer im Dienste des Monarchen Platz! Fénélon, der für die Privilegien der Stände das Wort erhob, schien dem Könige der größte Chimäriker seines Reichs; *St. Evremond sagte den Franzosen seine bitteren Wahrheiten aus dem Exil; darunter auch die, daß das Fehlen eines öffentlichen Staatslebens ihre Geschichtschreiber unvermeidlich zur Mittelmäßigkeit verdamme.

Aber seit das goldene Zeitalter mit einem durch Calamitäten jeder Art verdüsterten Abend geendigt hatte und die Regentschaft Geister und Zungen entfesselte, zeigten sich wieder, wiewohl sehr gelinde, Symptome einer Rückkehr der alten Strömung.

Der Abbé von St. Pierre sandte eine Fluth kecker Blätter gegen die Monarchie; aber man belächelte noch den „Träumer". Der Marquis d'Argenson verlangte die Beseitigung des Feudalsystems, aber statt der Theilung der königlichen Macht mit Volkstribunen und Parlament wollte er eine monarchische Einheit ohne Centralisation auf municipaler Basis. Dagegen waren des Grafen de Boulainwilliers Angriffe auf die Monarchie Ludwigs XIV. halb ein Nachhall der Stimmen des frondirenden Adels und halb ein Vorspiel neuromantischer Verklärung des Feudalsystems. Aber Jedermann wird ihm beifallen, wenn er beklagt, *„daß die Vaterlandsliebe, einst die große Triebfeder der Helden, jetzt für eine Chimäre gilt, und daß selbst, was man sonst Seelengröße und Treue nannte, durch die Idee des Dienstes des Königs verdrängt ist" oder wenn er die aristocratische Erziehung einer herben Critik unterwirft. „Man lehrt sie ein paar Worte Latein und etwas äußere Kirchlichkeit, aber man denkt nicht daran, große moralische und patriotische Gesinnungen zu pflanzen. Die Alten gewöhnten ihre Kinder vom zartesten Alter an eine hochherzige und männliche Tugend, die zur Verachtung kleinlicher Interessen und Beschäftigungen, ja im Nothfall des Lebens selbst führte: bei

uns straft man Kindereien wie Hauptfehler und übt Nachsicht gegen die Verdorbenheit des Herzens; man erstickt den edlen Ehrgeiz, der die Gesinnung erhebt, und überliefert sie dem Hochmuth."

Aber nie ist wohl in der neueren Zeit eine solche Menge Licht auf einmal über eine Generation ausgegossen worden, als durch Montesquieu's gedankenvolle Schriften. Der Geist der Gesetze (1748), ein Werk, dessen Ernst und Tiefe sich hinter der fragmentarischen und sentenziösen Form verbirgt, spielte jener Zeit unter dem Genuß des Lesens Ideen in die Hände, die in einer unermeßlichen Lectüre und in anhaltender Meditation gereift waren und deren Verbreitung der Wendepunkt des Jahrhunderts ist. Sie machte die politische Discussion zur Mode von Paris und Europa und eröffnete die Critik der Gesetze, denen die moderne Gesellschaft allmählich entwachsen war.

Montesquieu war kein politischer Reformer: er studirte und beschrieb seine drei oder vier Verfassungsformen als Philosoph der Geschichte, wie Producte physischer und socialer Gesetze; er schien sie zur Auswahl vorzulegen, als käme es auf ein Urtheil der Zweckmäßigkeit oder des Geschmacks an. Aber sein eigener Geschmack war ein sehr decidirter.

In der Democratie, — einer idealen Zusammenfassung von Zügen der antiken Freistaaten — ist er am meisten in seinem Element; diese Staatsform war einem philosophischen Politiker gewissermaßen homogen, weil sie so logisch ist, in ihren Institutionen und in der Moral, welche sie von ihren Bürgern verlangt. Sie ruht auf Selbstverläugnung, Gemeinsinn und Gleichheit; die Vaterlandsliebe aber führt zur Tugend: *„man ergiebt sich in demselben Maße den allgemeinen Leidenschaften, in welchem man sich die Befriedigung der persönlichen versagt; durch Frugalität des Privatlebens bricht die Republik dem öffentlichen Aufwand Bahn. So geschahen Dinge, welche heute nicht mehr vorkommen und die unsere kleinen Seelen mit Staunen erfüllen."

Ohne Sympathie kein Verständniß; aber man liebt auch was man versteht. Bei Montesquieu wird das Begreifen antiker Verfassungsformen, Sitten und Gesinnungen zu ihrer Apologetik und Apotheose. Er weist politische und moralische Vernunft nach in Dingen, die uns von dorther am fremdesten berühren: in Scherbengericht, Tyrannenmord und Selbstmord; er lehrte die ewigen Parteikämpfe wie Dissonanzen in der Harmonie betrachten, während er den Einklang des Despotismus eine Einheit neben einander begrabener Leichen nannte.

Als er sich nun zu dem modernen Staat wandte, schien ihm nach jenem klaren politischen Tageslicht alles, auch das Größte, in das Helldunkel der Romantik zurückzutreten. Seine Monarchie ist nämlich nichts anderes als die ideale Monarchie Ludwigs XIV.; aber es ist ein Ideal, das durch Betonung

des irrationalen, überspannten, egoistischen Factors nüancirt wird. Ihr Princip ist die Ehre; aber was ist diese Ehre, als das Vorurtheil jeder Person und jedes Standes, als die zum conventionellen Gesetz erhobene Laune eines raffinirten Selbstgefühls, wenn auch eine ritterliche und poetische Laune? Ihr Verhältniß zur Republik ist in eine Spitze zusammengefaßt in der Antithese, „*daß man in der Monarchie bei den Handlungen nicht nach dem Guten frage, sondern nach dem Schönen, nicht nach Gerechtigkeit, sondern nach Großheit, nicht nach dem Vernünftigen, sondern nach dem Außerordentlichen." Noblesse, franchise, politesse in Handlungen, Sitten und Manieren sind glänzende Dinge, ein Inbegriff vornehmer Liebenswürdigkeit; aber ihre Triebfeder ist das Streben nach persönlicher Distinction, eine verfeinerte und schwunghafte Selbstliebe. Und was soll man sagen von einer Verfassung, die nach Montesquieu „bestehen kann ohne Vaterlandsliebe und wahren Ruhmeseifer, ohne Selbstverläugnung und Opfer der liebsten Interessen, ohne alle die heroischen Tugenden, die wir bei den Alten finden und von denen wir nicht einmal reden gehört haben?"

An manchen Stellen schien die moderne Welt in ihren Wurzeln krank. „*Wir haben drei widerstreitende Erziehungen: die Erziehung unserer Eltern, unserer Lehrer und der Welt. Was man uns in der letzten sagt, stürzt alle Begriffe der beiden ersteren um. Den Alten war dieser unheilvolle Gegensatz zwischen religiösen und weltlichen Pflichten unbekannt. Der Vorzug ihrer Erziehung war, daß sie nie Lügen gestraft wurde."

Man konnte zwar die Kluft zwischen Despotie und Monarchie, zwischen der Verfassung der Furcht und der Verfassung der Ehre nicht tiefer befestigen, als Montesquieu that. Seine Despotie ist eigentlich keine berechtigte, keine den andern coordinirte Staatsform, denn ihre Vollendung wäre ihre Zerstörung: sie ist, wie d'Alembert sagte, eine Satire und Geißel der Tyrannei.

Aber dieß gilt für die Entwickelung ihres Begriffs: es hindert Montesquieu nicht, auf die Uebergangssymptome der französischen Monarchie in die Despotie warnend hinzuweisen. „Die Monarchie geht unter, ruft er wenn der Fürst alles ausschließlich auf seine Person bezieht; wenn er den Staat in seine Hauptstadt, die Capitale an seinen Hof, den Hof zu seiner Person lädt." —

In dieser Weise sieht man Winckelmann überall diejenigen Schriftsteller und diejenigen Ideen anziehen, welche die Abwendung von dem politischen System des siebzehnten Jahrhunderts am entschlossensten vollziehen und am beredtesten aussprechen. Er brachte eine aus den Eindrücken alter Historiker, aus persönlichen Erfahrungen und aus den soeben geschilderten Reformideen erzeugte malcontente Stimmung aus dem Vaterlande nach Italien mit, der er sich in der Ungenirtheit des römischen Lebens und gegenüber Schweizer Freunden vollkommen überlassen durfte.

Er „will in Rom, wo er mit Freiheit sprechen kann, in vierundzwanzig Stunden einem Fürsten, sonderlich aus Deutschland, wo alle, die nicht Ausländer sind, zittern, mehr Wahrheiten sagen, als dieselben, ich will nicht sagen, gelesen, aber gehört." Das „Fürstengeschmeiß", heißt es in dem Brief an C. Füßli vom 20. Januar 1764, ist nicht würdig des Vorzugs, einen Kenner zu besitzen, wie er ihn in dem jungen Füßli erziehen will. Darum liebt er die Schweizer, und nennt sie ein Volk, wo neben der Freiheit die Vernunft, die Mutter edler Geburten, auf einem erhabenen und stolzen Thron sitzt; unter ihnen bekannt und geachtet zu sein, sind für ihn die Säulen des Hercules. Einmal ruft er: „Ich bin wie ein wildes Kraut, meinem eigenen Triebe überlassen und aufgewachsen, und ich glaube im Stande gewesen zu sein, einen Anderen und mich selbst aufzuopfern, wenn Mördern der Tyrannen Ehrensäulen gesetzt würden."

Edler und würdiger lautet es, wenn er in der Kunstgeschichte sagt: „Durch die Freiheit erhob sich, wie ein edler Zweig aus einem gesunden Stamm, das Denken des ganzen Volks; denn sowie der Geist eines zum Denken gewöhnten Menschen sich höher zu erheben pflegt in weitem Felde oder auf offenem Gang und auf der Höhe eines Gebäudes, als in einer niedrigen Kammer und in jedem eingeschränkten Orte*): ebenso muß auch die Art zu denken unter den freien Griechen gegen die Begriffe beherrschter Völker sehr verschieden gewesen sein. . . . Die Freiheit, die Mutter der großen Begebenheiten, der Staatsveränderungen und der Eifersucht unter den Griechen, pflanzte gleich in der Geburt selbst den Samen edler und erhabener Gesinnungen; und sowie der Anblick der unermeßlichen Fläche des Meeres und das Schlagen der stolzen Wellen an den Klippen des Strandes unseren Blick ausdehnt und den Geist über niedrige Vorwürfe hinwegsetzt: so konnte im Angesicht so großer Dinge und Menschen nicht unedel gedacht werden."

Moderne Literatur des Auslands.

Die soeben geschilderte Sinnesart verräth sich jedoch nicht bloß in Winckelmanns historisch-politischen Lesefrüchten: man gewahrt sie in allem, was von Spuren seiner Streifzüge durch die moderne Literatur erhalten ist: er liebt das freie Denken in allen möglichen Dingen, mögen sie das Ganze oder den Einzelnen angehen.

Winckelmanns Belesenheit in den Franzosen und Engländern des sieb-

*) Addison, spectator IX: *A spacious horizon is an image of liberty, when the eye has room to range abroad, such wide and undetermined prospects are as pleasing to the fancy, as the speculations of Eternity and Infinitude are to the understanding.

zehnten und achtzehnten Jahrhunderts war viel ausgedehnter, als man denken sollte. Wenn man seine fast stets gegen die Neueren für die Alten plaidirenden Aeußerungen kennt; wenn man sieht, wie er nicht bloß die Bildhauer, sondern auch die Schriftsteller und Dichter der Modernen, besonders aber der Franzosen, von denen er nur „Toilettenschriften" zu kennen scheint, fast bloß anführt, um sie als Folie für die Alten zu verwerthen, zurechtzuweisen, auszuschelten: so wundert man sich, eine Zeit kennen zu lernen, wo er sich um gründliche Vertrautheit mit dieser Literatur bemühte und mit schweren, deutschen Schritten diese Gartenparterres à broderies durchmaß und Blümchen von pensées, saillies d'esprit, Ana pflückte. Damals hat er auf dem besten Papier, mit sauberer Schrift, als ein κτῆμα εἰς ἀεί den esprit von Schriftstellern gesammelt, die er später mit einem derben Worte der Verachtung und Vergessenheit übergab.

Die Frage erhebt sich, inwieweit auch dieser Literaturkreis als Factor seiner inneren Geschichte angesehen werden kann: man sieht leicht, daß, wenn irgendwo, hier das moderne Element in seinem Bildungsgang liegen muß. Wyttenbach erzählt von David Ruhnken, als er 1755 in Paris jene Unzahl griechischer Handschriften verglich, von denen er nie selbst Gebrauch machen konnte, habe er seine Mußestunden keineswegs auf die Lectüre neuerer Schriftsteller verwandt. So hat es Winckelmann nicht gemacht.

Zunächst nun ist die Topik dieser Collectanea nicht minder wie die Namengruppe der bevorzugten Schriftsteller durchaus, wie gesagt, in der Richtung der reformatorischen Strömung.

Man sieht wohl, hier liest er nicht, um Kenntnisse einzusammeln, um sich mit Materialien zu Büchern zu versehen, sondern um sich mit seinem Zeitalter in Rapport zu setzen. Wenn er der großen Welt und ihren Gedankenheerden fern steht, so will er wenigstens durch die Bücher in den Ideenkreisen der Gegenwart einheimisch werden.

Betrachtet man die Gruppe der Schriftsteller, welche Winckelmann besonders gefesselt zu haben scheinen, so findet man in der That die beisammen, welche den Kindern des achtzehnten Jahrhunderts die Geistes- und Feuertaufe ertheilten. Da begegnet uns außer Montesquieu, Buffon, Addison, — Montaigne, dessen Schloß schon unter dem Wüthen der französischen Religionskriege ein respectirtes Asyl der Toleranz gewesen war, den Shakespeare besessen und Bacon gelesen hatte, und den man im siebzehnten Jahrhundert das Brevier der honetten Leute nannte; dessen eigentliche Zeit aber erst in diesem Jahrhundert anfing, und der Rousseau fast ganz in sich enthielt; und Bayle, — bei dem das Jahrhundert alle Jahrhunderte in einem Auszug fand nach seinem Geschmack, in einem Auszug, der die Rüstkammer wurde für alle seine spitzen und scharfen Waffen; und Shaftesbury, — der idealistische

Plänkler gegen das Positive jeder Art, mit seinen feinen Ironien gegen pfründenbesitzende Apologeten und alttestamentarische Heilige; der den Spott zum Probstein der Wahrheit machen wollte, weil die Wahrheit alle Lichter vertrage, aber zu einer Zeit, als manche Gebäude so hinfällig geworden waren, daß sie schon durch ein Gelächter Risse bekamen; und Pope, — dessen essay on man (den Winckelmann fast auswendig wußte) Voltaire für das erhabenste aller didactischen Gedichte erklärte, so ganz im Geist des Jahrhunderts war diese weltliche Moral und Theodicee; und endlich der grand frondeur des préjugés selbst, der das philosophische Jahrhundert Frankreichs eröffnete, indem er die Locke'sche Seelenlehre, den Deismus und die Newtonschen Naturprincipien aus England in die französische Gesellschaft importirte, der nicht bloß alle stilistischen Werkzeuge der poetischen und prosaischen Gattungen beherrschte, sondern auch die Neigungen und die Ideale des canonischen Zeitalters mit denen des critischen in sich verknüpfte.*)

Welche Geister der Verneinung, welche Critiker der Ueberlieferungen jeder Art, aber auch welche Meister und Künstler der Sprache!

Betrachtet und hört man diese und einen Schwarm kleinerer Geister durch das Medium Winckelmannscher Auszüge, so scheint uns der Ruf zur Natur, zum Einfachen und Vernünftigen aus allen Gemächern und Winkeln des verworrenen Baues der damaligen europäischen Welt entgegenzuschallen. Statt der Weisheit der Systeme und der Worte die Kunde der Erfahrung und der Sinne: statt der Willkür der Vernunft die Sicherheit des Instincts; statt strenger und finsterer Gebote eine Tugend, welche aus Trieben des Herzens keimt und mit der Lebensfreude verbrüdert ist; statt des mechanischen Regelgeistes in Poesie und Kunst, die freie Willkür des Originalgenies; statt verknöcherter und fremd gewordener Tradition eine allen Menschen in die Seele geschriebene Naturreligion. Ueberall erhebt sich die Stimme einer freien und milden Menschlichkeit gegenüber der Barbarei des Kriegs, der Erziehung, des Gewissenszwangs. Ueberall erhält man den Eindruck der um sich greifenden Verstimmung gegen eine von der Natur abgekommene Civilisation, glaubt man die Vorzeichen eines in allen Gebieten des geistigen Lebens sich vorbereitenden Sturmes zu erkennen. Diese Philosophie schwor dem Christenthum den Untergang und raisonnirte es wirklich aus den Köpfen weg, während sie in manchen Dingen zum ersten male Ernst damit machte, die Moral des Evangeliums zur Geltung zu bringen.

Man sieht wohl, daß dies ein intellectuell hocherreglicher Mann geschrieben hat, der voll glühender, durch lange erduldeten Druck nur noch mehr

*) Winckelmann besaß die Werke Voltaire's in der ersten Gesammtausgabe, die von Darnaud veranstaltet wurde und 1749 zu Dresden in acht Bänden erschien; er nahm sie mit nach Italien.

gereizter Freiheitsliebe überall das heraustastet und herausgreift, was dem vordringenden, die Geister entfesselnden Zug der Zeit angehört und die Zukunft in Besitz nehmen will: er sammelt die Funken der Freiheit in dem Focus seiner einsamen, grollenden Seele, die von dem dunkeln Gefühl einer ihr noch bevorstehenden Wirksamkeit auf die Zeit in Unruhe gehalten wird. Hier ist ein Mann, der mehr als Andere unter den damaligen Zuständen Deutschlands geseufzt hat, der durch das barbarische Land, in dem er seine Jugend verlebte, und durch die Ungunst der Verhältnisse mehr als Andere von den hin und wider sich regenden Anfängen des Besseren ausgeschlossen geblieben: und dieser Mann sieht und fühlt die herrschenden Uebel fast ebenso klar und lebhaft, wie wir sie sehen können, zwischen denen und ihm das Zeitalter der Revolution liegt.

Es ist eine eigene scharfe, nicht jeder Lunge zusagende Luft, welche diese vergilbten Blätter ausathmen. Hier erscheint Winckelmann einmal nicht bloß als der spätgeborene Geistesverwandte der Tage des Phidias und Plato, sondern als der Sohn seiner Zeit, des Jahrhunderts, das sich auch in ihm wieder erkennt, desselben, von dem Condorcet 1788 sagte, „daß in ihm der menschliche Geist, unruhig geworden in seinen Ketten, alle gelockert und einige zerrissen hat, wo alle Meinungen geprüft, alle Irrthümer angefochten, alle alten Gebräuche der Discussion unterworfen worden sind, wo alle Geister einen ungeahnten Zug nach der Freiheit genommen haben."

Sollte er aber in so vielen, alle Menschen angehenden Dingen, einen lebhaften Geschmack für die Freiheit besessen haben und sich selbst vergessen? Was hilft die allgemeine Freiheit ohne die Freiheit des Ich, ohne das Recht (das wir uns vor allem selbst ertheilen müssen), frei von lästigem Sollen jeder Art, nach den Gesetzen zu leben, die aus unserer individuellen Natur fließen, die freilich für Niemand als für uns gültig sind, und die wir vielleicht Niemanden bewegen können anzuerkennen; — obwohl dafür auch Niemand uns zwingen kann, andere Gesetze anzuerkennen.

Gerade damals nun, als Winckelmann im Begriff war, nach langen Dienstjahren die Freiheit zu finden, als er durch das Schicksal zu jener Reife der Lebensweisheit erzogen war, für die es kein köstlicheres Loos giebt, als ein Leben im Einklang mit seiner und der allgemeinen Natur (*ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν*): damals lernte er den französischen Weltweisen kennen, der da sagte: *Ich befasse mich nicht mit dem, was andere Leute thun sollen: andere befassen sich hinreichend damit: sondern mit dem, was ich thue.

Addison nannte Montaigne den größten Egoisten unter den Schriftstellern; dem strengen Malebranche schien er frevler heidnischer Selbstvergötterung verfallen, weil er alles was er über Gott und Welt, Leben und Wissenschaft zu

sagen hatte, in ein Gemälde seines Ich, seiner moralischen und körperlichen Idiosynerasien brachte. Und in der That, nicht Jeder liest Montaigne ungestraft: Voltaire hat bezeugt, wie schmeichelhaft es der Eigenliebe ist, sich selbst in Montaigne wiederzufinden: es giebt keine Schwachheit, die nicht durch den Zauber seiner Persönlichkeit und seiner Causerie geadelt würde.

Niemand hat den Grundsatz der weltlichen und alterthümlichen Weisheit, nichts Menschliches sich fremd zu achten, Niemand hat das Indulge genio so gesetzlos-genial-liebenswürdig befolgt wie Montaigne, seit er sich von Hof und Geschäften auf sein väterliches Schloß zurückgezogen hatte. Mit der Unbefangenheit eines ganz anderen Alters der Welt acceptirt, sieht und malt er sich in dem vollen Umfang seiner Fehler und Tugenden, sieht er dem Spiel der edeln und unedeln, der weichlich-selbstsüchtigen und der ritterlich-hochherzigen Regungen seiner Natur zu. Denn er meinte, *wir bestünden alle aus Brocken (lopins), und seien von einem so formlosen und bunten Gewebe, daß jedes Stück und jeder Augenblick sein eigen Spiel treibe. Das Leben sei, wie die Harmonie der Welt aus Gegensätzen, so aus verschiedenen Tönen zusammengesetzt, aus sanften und rauhen, man müsse sie nur zu verwenden und zu mischen wissen.

Aber was uns so widerspruchsvoll erscheint, ist bei ihm harmonisch, weil Alles wahr ist. Alles was Rolle, Ceremonie und abstracte Norm — todter Buchstabe, Nöthigung und Pflicht hieß, war seiner Natur so antipathisch, wie die Lüge: er wollte nur der leisen Stimme der Natur folgen; denn von der Natur allein glaubte er alles zu haben, was er Gutes besaß.

Wahrlich, wenn man irgend Jemand Winckelmanns Meister in der Lebenskunst nennen dürfte, so wäre es Montaigne, dessen Selbstporträtirung in den essais in mancher Beziehung an Winckelmanns Selbstdarstellung in seinen Briefen erinnert. Beide Porträts sind im Stil des nackten Naturalismus der Alten, ohne das raffinirte Schamgefühl des modernen Menschen, und ohne jenen Manierismus, welchen das Verschönerungsbedürfniß der Eitelkeit und Eigenliebe nicht entbehren kann.

Antikes im Modernen.

Weil denn aber doch bei Winckelmann alles nach seinen Verwandtschaftsgraden zum Alterthum in Credit steht: so scheint er auch hier durch nichts leichter gewonnen worden zu sein, als durch die Wiedererkennung alter Bekannten in modernen Büchern; wie man sich freut, in der Fremde Landsleuten zu begegnen.

Man könnte fragen, wozu das Alte in modernen Copien studiren, wenn man den Zutritt zu den Originalen hat? Aber die Originale gehören den Todten an, die Copien den Lebendigen; wer die Alten nicht blos als

geschichtliche Denkmäler studiren, sondern durch sie auf seine Zeit wirken will, der kann solcher modernen Mittelsmänner so wenig entrathen, wie nach der Lehre des Katholicismus der Besitz der apostolischen Schriften die lebendigen Nachfolger der Apostel und Träger ihres Geistes entbehrlich macht.

Das Alterthum war bei seinen professionellen Inhabern wie eine köstliche Essenz, die aber nur in verschlossenen Gefäßen bewahrt werden konnte. Es war eine glückselige Insel, aus deren Schätzen man das ärmere Vaterland zu bereichern gedachte. Aber die Reise dahin war so langwierig, daß man bei der Ankunft die Heimath und ihre Sprache vergessen hatte, und also auch die Heimkehr vergaß.

Die Schriftsteller aber, die wir hier im Auge haben, standen in der modernen Welt und lebten in der Gesellschaft; sie hatten das Alterthümliche ihrer modernen Individualität assimilirt; sie sprachen hinein in die Gegenwart und in die Nation: beachtenswerthe Vorbilder für einen Mann, der die Antike bei einem von sich selbst eingenommenen Zeitalter zu Ehren bringen sollte.

Und wer die Kreisläufe menschlicher Meinungen verfolgt hat, weiß, wie oft das Aelteste zum Neuesten wird, wie oft die kühnsten Bahnbrecher längst verschollene Straßen aufdecken.

Von Montesquieus Ansichten und Deutungen antiken politischen Lebens und von Popes stoischer Betrachtung der Welt als eines großen, auch der Dissonanzen und Schatten zu seiner Harmonie bedürftigen Kunstwerks ist schon etwas gesagt worden. Auch die Societätsphilosophie dieses Schülers St. Johns gestaltet den gesellschaftlichen Kosmos, wie die Pythagoräer den physischen, durch das Zusammenwirken entgegengesetzter Kräfte, — der Leidenschaften und der Vernunft, des selbstsüchtigen und des geselligen Sinns.

Wie Buffons kühnes Hypothesengebäude und seine grandiosen Gemälde der Geschichte unserer Erde, die, wie Alexander von Humboldt sagt, Planetenbau, Organisation, Licht und magnetische Kraft gleichzeitig umfassen, wie diese Kunstwerke der Prosa an den Stil und die kosmische Phantasie der alten Naturforscher erinnern: müßten Kenner der Geschichte der Naturwissenschaften ausführen.

Eine interessante Erscheinung ist das Wiederaufleben antiker Gedanken bei zwei Philosophen, — den einzigen Philosophen, an denen Winckelmann Geschmack gefunden zu haben scheint. Es sind eben Montaigne und Shaftesbury.*) Während er sonst aus Werken dieser Art nur einzelne Sätze wählt: so liest er diese, ungeachtet ihrer aphoristischen Form, im Zusammenhang, wie ein systematisches Buch; und die Auszüge schwellen zu kleinen Broschüren an.

*) Aus Montaigne finden sich in N. 4272 der Pariser Mf. achtundzwanzig, aus Shaftesbury in N. 4266 im Ganzen 33 enggeschriebene Quartseiten.

Beide waren durch ein Jahrhundert voneinander getrennt: der Eine erschien am Ende des Jahrhunderts des französischen Humanismus, ein Zeitgenosse der Scaliger, Casaubon und der großen Juristen, ein Schüler der Muret und Buchanan; der Andere am Schluß des Jahrhunderts des Pedantismus und der Eklipse der griechischen Studien, in der Morgenröthe ihrer zweiten Wiedergeburt, ein Zeitgenosse Richard Bentleys.

Beide waren zum Umgang mit den Alten durch ganz eigene Erziehungsversuche vorbereitet worden. Die alten Sprachen wurden ihnen nicht auf dem Wege der Grammatik, nicht wie todte Sprachen mitgetheilt. Der Knabe Montaigne lernte sein Latein im Verkehr mit einem Magister, den der Vater, noch ein Genosse des Hofes Franz I., aus Deutschland verschrieb: er durfte in dem väterlichen Schlosse, auch von der Dienerschaft, keine andern als lateinische Worte hören. Shaftesbury hatte auf Lockes Rath eine Gouvernante erhalten, von der er sogar das Griechische gesprächsweise sich aneignete.

Dieß war vielleicht keine Erziehung für Professoren der alten Sprachen, die sie auch nicht werden sollten. Aber welche Vorbereitung für das Leben und die große Welt, im Knabenalter die Griechen und Römer wie in der Muttersprache gelesen zu haben! Solche Männer werden ihren Ehrgeiz vielleicht nicht darin suchen, zu wissen was jene gewußt haben, und nachzusprechen wie sie gesprochen haben; aber sie werden sich von diesem geistigen Nährstoff assimiliren, was zu ihrem Naturell stimmt, und antike Säfte in ihre eigenen Gefäße aufnehmen. Sie bezahlen den vertraulichen Umgang nicht mit dem Verlust der Beziehungen zum Leben, nicht mit dem Verlust des eignen Selbst durch den übermächtigen Einfluß der Alten. Es kann keine Schriftsteller von einer ausgeprägteren modernen und nationalen, temporären, ständischen und persönlichen Physiognomie geben, als diese zwei.

Kein größerer Contrast läßt sich denken, als hier Montaigne, der Erniedriger der menschlichen Natur, der Vernunft und der Philosophie, der die Welt mit der Heiterkeit des französischen Skepticismus als ein Gewebe von Widersprüchen betrachtet, — und dort Shaftesbury, der begeisterte Rhapsode der Harmonie der Welt, des Adels der Menschheit, der Begründer des ästhetischen Rationalismus. Aber wer weiß nicht, wie leicht sich solche divergirende Geister im Geiste eines Dritten vertragen, der sich bildet und noch nicht in einem System, d. h. im Erstarren sein Heil gefunden hat.

Montaigne hatte seine Freunde in der römischen Zeit, — Plutarch und Seneca waren es, die stets auf dem Tisch in dem berühmten Bibliotheksthurm des Schlosses von Montaigne aufgeschlagen lagen. Shaftesbury fand sich am meisten zu der Zeit hingezogen, wo die Sonne Plato's am hellenischen Firmament stand.

Von dem Stil des Einen zu dem des Andern ist ein Uebergang wie von

Herodot zu Isocrates: der Eine naiv, mit aller Nonchalance behaglicher Contemplation, ein Feind von Regel und Pomp, nur auf die sinnlich-wörtliche Verleiblichung seiner Vorstellungen bedacht, bis zu barocker Häufung der Worte, und mit der Sprache (wie Nisard sagt) wie mit seinem Eigenthum schaltend; in seinen ruhigen, weichen, vollen Contouren und in seiner Bilder- und Farbenfülle der Tizian des französischen Stils. Der Andere ebenso abgemessen und berechnend, voll musicalischer Koketterien; vor dem Numerus dieser Perioden und vor der Symmetrie dieser parallelen Ausdrücke verliert zuweilen der Autor wie der Leser die Sache aus dem Gesicht.

Montaigne schöpfte aus seinem Amyot'schen Plutarch die optimistische Auffassung der großen Männer des Alterthums; *der Erste sein in Griechenland, sagt er bei Gelegenheit des Epaminondas, heißt der Erste in der Welt sein. Keine Gabe des Glücks hat ihm so geschmeichelt, wie ein Ehrenbürgerdiplom der Stadt Rom. Unfähig wie er sich bekennt, ihnen auf tausend Schritte zu folgen, will er wenigstens nicht unterlassen, ihnen mit den Augen zu folgen. Die Werke der großen und reichen Seelen der Vergangenheit, bekennt er, liegen weit hinaus über den Bereich meiner Phantasie und meines Wunsches: sie befriedigen und füllen mich aus nicht nur: sie machen mich staunend und starr vor Bewunderung.

Seine Essais bestehen zur Hälfte aus Sentenzen und Apophthegmen der Alten; aber es ist nichts vom Bücherstaub daran hängen geblieben; welch ein Schritt ist zu ihnen von Sammelwerken, wie den Adagien des Erasmus, dem Lieblingsbuch des sechszehnten Jahrhunderts! Hier tritt aus den Humanisten-Schulen mit ihrem Aufzeichnen, Memoriren und Imitiren der Antike, ein Mann hervor, dem die eigenste Zunge geschenkt war, mit der je ein Moderner gesprochen hat. Die Essais erinnern in dieser Beziehung an die graziösen Verschmelzungen antiker Decorationsmotive mit mittelalterlichen Constructionen in dem Renaissancestil Franz I.; hier und da werden wir jedoch auch an die barocken Phantastereien im Stil Heinrichs IV. erinnert.

An dem Befreiungswerk, in welchem die neueren Völker, in Fesseln geborenen Riesenkindern vergleichbar, die ausgelebten, halbbarbarischen und halbgreisenhaften Culturformen des Mittelalters nach und nach abschüttelten: an diesem Verjüngungsproceß hat auch Montaigne seinen Antheil. Aus ihm könnte man eine pathologische Zusammenstellung dessen machen, was man im tadelnden Sinn modern zu nennen pflegt. Er giebt uns zuerst einen Eindruck von der Krankhaftigkeit des Uebergewichts und der ausschließlichen Cultur des Geistes; von jenen Uebelständen des Modernen, *dessen Augen weiter sind als sein Magen, dessen Neugier größer als seine Fassungskraft. Er wollte seinen Geist lieber herabstimmen und betten (coucher), als hinauftreiben und über-

spannen; wie die Lacedämonier eine säuftigende Musik nöthig hatten; er glaubte mehr Blei als Fittige, mehr Kälte und Ruhe, als Hitze und Aufregung zu bedürfen: die Weisheit, warut er, hat ihr Uebermaß und bedarf der Mäßigung sogut wie die Thorheit.

Mit dem freisten Blick sah er den ganzen gothischen Häusercomplex der *„fanatischen, eitelu, übernatürlichen Künste", des eingebildeten Wissens und Könnens, von der Physik und Metaphysik der Schule an bis herab zur Astrologie und Chiromantie; alles das Wissen von den Dingen, die man nicht wissen kann, und die man doch ebensowenig loswerden kann; von dem, „was in des Menschen Hirn nicht paßt", und worauf doch gerade der Hochmuth der Vernunft beruht, welche die untrügliche Stimme der Natur geringgeachtet und verdunkelt hat.

Goldne Worte sind von Montaigne ausgestreut worden über die Schäden der Gelehrsamkeit: er gedachte zuweilen eine Sammlung gelehrter Verkehrtheiten (un amas d'asneries) zu verfertigen. Oft hatte er gestaunt, „wie doch Seelen, die so reich sind in der Erkenntniß so mannichfaltiger Dinge, dadurch nicht lebendiger und aufgeweckter werden; wie doch ein roher und gemeiner Kopf die Urtheile und die Reden der Erlauchtesten in sich beherbergen könne, ohne dadurch besser zu werden." Die Erklärung lag in den goldnen Worten, „daß wir unsere Fassungskraft schwächen, wenn wir ihr zu viel zu fassen geben; daß wir die eignen Kräfte vernichten, wenn wir uns von fremden Händen führen lassen; daß wir Gelehrte (savans) sind durch fremdes Wissen, Weise (sages) nur durch eignes; daß ein Unterschied besteht zwischen einem guten und einem vollen Kopf (tête bien faite und tête bien pleine), und daß oft eine Purgirung des Gehirns besser angebracht sei, als eine Purgirung des Magens."

Jemehr Montaigne Erfahrungen an sich selbst machte, desto mehr befestigte sich bei ihm die Maxime griechischer Lebenskunst: das Gleichgewicht von Seele und Leib zu erhalten. Man sprach damals viel von den außerordentlichen Erhebungen des Geistes (den eroici furori des Bruno); man zählte ihre Ursachen auf: die göttliche Verzückung, die Liebe, die Wuth der Schlacht, die Poesie, den Wein; Montaigne vermißte darunter die Gesundheit. Aber auch umgekehrt *sollte die Seele, in welcher die Philosophie wohnt, durch ihre Gesundheit auch den Leib gesund machen, dem sie ihre Ruhe*) und Behaglichkeit mittheilt, den sie mit einem liebenswürdigen Trotz (gracieuse fierté), einem thätigen und frohen, einem zufriedenen und gütigen Sinn waffnet. Das

*) Toute la gloire que je prétends de ma vie, c'est de l'avoir vecu tranquille. Essais II, 16. „Meine Begierden sind in den Genuß der Ruhe eingeschränkt." Brief Winckelmanns vom 19. Sept. 1761.

Merkmal der wahren Weisheit ist ein ununterbrochenes Behagen (esiouissance), ein Zustand beständiger Heiterkeit, wie die Welt über dem Monde.

Während in den ascetischen Büchern die Tugend der Gesundheit der Valetudinarier glich, so wollte Montaigne die Tugend nur als eine lebhafte und haltbare Färbung anerkennen, die nicht weggenommen werden könne, ohne daß das damit getränkte Stück Zeug selbst mit fortgehe.

Weisheit, Tugend, Frömmigkeit, alle diese großen Namen wollte Montaigne nur in Begleitung der Heiterkeit sehen. Er sei nie frömmer gewesen, als wenn er am glücklichsten war; die Tugend war ihm nicht weniger eine Lust, weil sie eine so nervige, robuste und männliche Lust ist; ein albernes und gemeines (sot et vilain) Kleid für sie sei die Traurigkeit. Und so auch in der Erziehung. Er wollte mehr geliebt, als gefürchtet sein; er rieth, die Kinder gegen Hitze und Kälte abzuhärten, aber nicht durch Züchtigung gegen Schläge und Schande, weil ein edler Geist durch Züchtigung nur erniedrigt und zerstört werden könne.

Die platonischen Ideen von Schönheit, Ideal und Liebe hatten Künstler und Kunstliebhaber zu allen Zeiten angesprochen: sie erfüllten Sonette und akademische Reden; sonst aber war Plato gewöhnlich der Patron der Theosophen und Cabbalisten gewesen; schon Tertullian nannte ihn den Krämer, von dem alle Ketzer ihre Droguen bezogen hätten; er blieb der Prophet der mystischen Dissenters gegenüber der Philosophie der Schule.

In Shaftesbury begegnet man einmal einem Platoniker, der für das Urbane, Aristocratische und für die Formvollendung dieses vielseitigsten Meisters philosophischer Rede Sinn und Nacheiferung hat. Es ist wahr, Shaftesbury sorgt dafür, daß wir seine distinguirte Persönlichkeit nie aus den Augen verlieren; aber zum Glück ist es eine wirklich noble Persönlichkeit, die das Gemeine unter jeder Gestalt ablehnt, — als Selbstsucht, als Utilitarismus, als Materialismus, als weltliche Genußsucht, als Rohheit der Polemik, als Schulstaub. Seine Abneigung vor dem Geruch des Collegs geht so weit, daß er in seinen Characteristiken selbst Plan und Logik durch die scheinbaren Zufälligkeiten der Conversation maskirt, und dem directen Ausdruck einen vornehm-vertraulichen Ton der Anspielung und Ironie vorzieht.

Aber unser Lord hat von dem Weisen Athens noch viel mehr gelernt. Die Erwählung der Idee des Schönen zum Schlußstein der Philosophie und der Welt, der Gedanke, daß die Seele und die Tugend, der Staat und das Universum gleichsam mit verschiedenen Stimmen Eine Melodie harmonisch ausführen: das ist der Geist des Platonismus. Hier und da wird Shaftesburys Rede fast zur Periphrase Platos und Plotins. Aber wie frei steht er, ein Kind seiner Zeit, dem ganzen philologischen Platonismus der Italiener gegenüber!

Man möchte sagen (wenn man sich über die geistigen Größenverhältnisse hinwegsetzt): So könnte Plato gesprochen haben, wenn er im achtzehnten Jahrhundert wiedergekehrt wäre und statt mit Naturphilosophen und Sophisten, mit Rhapsoden und Wahrsagern: — mit den Anhängern der Hobbes und Locke, mit hochkirchlichen Hierarchen und enthusiastischen Schwärmern zu thun gehabt hätte.

Nichts bekämpft Shaftesbury lebhafter als die Ansicht orthodoxer und materialistischer Positivisten, welche die moralischen Gesetze für ein zufälliges Erzeugniß äußerer und innerer Umstände oder supernaturalistischer Willkür halten. Der Beweis aber, den er für die innere Nothwendigkeit der sittlichen Weltordnung führt, beruft sich mit Plato auf die Analogie der ästhetischen Verhältnisse; er gründet sich auf die Solidarität des Sinns für das sittliche und des Sinns für das sinnliche Schöne, auf die „instinctive" (denn „angeboren" hatte Locke verboten) Ursprünglichkeit der ästhetischen Urtheilskraft.

Nichts ist, sagt unser Platoniker, der Seele tiefer eingeprägt, als der Sinn für Ordnung und Verhältnißmäßigkeit; Nichts ist instinctiver und gesetzmäßiger, als die Art, wie die Seele als Zuschauerin der Verhältnisse der sittlichen und der natürlichen Welt, ihre Urtheile über das Wohlgefällige und Mißfällige der Erscheinungen abgiebt.

So wenig nun, wie wir diesen Formen und Verhältnissen, deren Liebe den Dichter und Componisten inspirirt, auf welchen alle Schönheit der Natur und Kunst beruht, aus Gewohnheit, Mode und zufälligen Folgen von Ideenassociationen (dem Stein der Weisen sovieler englischen Aesthetiker!) Beifall und Liebe schenken: ebensowenig ist, so räsonnirt Shaftesbury, unser sittliches Urtheil oder Gewissen ein zufälliges gesellschaftliches und psychologisches Product. Denn die Tugend ist nichts anderes als die natürliche Schönheit, das Ebenmaß der Seele. Dieß ist der Sinn des frivol klingenden Satzes, daß das Sittliche eine Sache des Geschmacks sei; er klingt nur da frivol, wo man dem banalen Gemeinplatz glaubt, daß über den Geschmack nicht zu streiten sei.

Auch die Idee des Göttlichen geht Shaftesbury auf in der Idee des Schönen. Die Schönheit kommt aus dem geistigen Innern der Natur; denn nur die Seele verbindet das Vielfache zur Einheit; nicht in dem Stoff, sondern in der Kunst und Absicht liegt die Schönheit. Weil Harmonie und Ordnung nur vom Geist kommen kann, so ist die philosophische Naturbetrachtung eine Erkenntniß Gottes, als des souveränen Künstlers in der Natur.

Daß wir die Tugend um ihrer eignen innern Schönheit willen lieben können, und daß die Heiterkeit, die Freiheit, die Natur und die Grazie ihre natürlichen Bundesgenossen sind; daß die wahre Erkenntniß nicht auf Zufall, Atheismus und Menschenverachtung, sondern auf Ordnung, Weisheit und Liebe, also zu Gott führt; daß die Schönheit kein Schiller der Oberfläche, ihr Gefühl kein Sinnenkitzel, die Kunst kein Luxusartikel ist, sondern daß das Schöne

die in die Erscheinung tretende Blüthe einer göttlichen Welt ist, ihr Gefühl eine Ahnung des Uebersinnlichen in der Sinnenwelt, und die Kunst ein Element der Humanität; daß alles menschlich Bedeutende und Große vom Enthusiasmus vollbracht wird, und daß die Wissenschaft, das Handeln und die Persönlichkeit in der Kunst, d. h. in der vollkommenen Herausbildung der Form gipfelt; — und was sonst noch für Gedanken in dieser platonischen Dreieinigkeit des Wahren, Guten, Schönen enthalten sein mögen: das ist die hellenische Atmosphäre, die uns in Shaftesburys Characteristiken durchaus umgiebt; — wenn sich auch etwas von den Parfüms des aristocratischen Salons mit einmischte, und wenn auch dieser geistvolle Mann bei allem Streben nach dem antiken Gleichgewicht von Natur und Kunst, von Einfalt und Form, in seinen einzelnen Urtheilen etwas, mit seinen dichtenden Zeitgenossen, im französischen Geschmack befangen blieb.

Wie man aber auch über die philosophische Endgültigkeit seiner Gedanken urtheilen mag, gewiß ist, daß kein Philosoph bis dahin (in England auch später nicht) so würdig vom Schönen gesprochen hatte; daß bei keinem, wie bei diesem, ein ernster Mann sich mit den Gedanken befreunden konnte, den Unterricht des Schönen zur Idee eines wissenschaftlich-schriftstellerischen Lebens zu machen.

Einfluß der Gesellschaft.

Wie es aber mit zum antiken Sinn gehört, daß man an den Tendenzen seiner Zeit theilnimmt und ihre Sprache redet: so ist denn auch sogar Winckelmann von den modernsten Tendenzen der Literatur des Auslands nicht unberührt geblieben.

Dasjenige, was eigentlich den Begriff des Modernen ausmacht, der gemeinsame Familienzug der Literaturkreise, die uns im Augenblick beschäftigen (nur Montaigne steht für sich), dieser moderne Typus entstand durch die Einwirkungen der Gesellschaft auf die Literatur.

Früher gingen die Bücher hervor aus der Schule, dem Kloster, der Bibliothek, — deren Staub ihnen immer etwas anklebte; sie kamen aus der Zelle des einsamen Denkers, aus dem Feldlager, aus dem Cabinet des Staatsmanns: sie waren originell und characteristisch, aber schwer zugänglich, voll Ecken und Dornen, weil sie in starr abgeschlossenen Lebens- und Bildungskreisen aufwuchsen. Man weiß, wie sich, zur Zeit des Cardinals Richelieu, im Hotel Rambouillet zuerst ein gesellschaftlicher Brennpunct bildete; wie der Salon dann später vom Hofe absorbirt ward; zuletzt aber wieder den Hofkreisen sich entgegenstellte und den critischen Geist des Jahrhunderts in sich aufnahm, bis der Sturm der Revolution mitsammt der alten guten Gesellschaft auch dieses Institut des alten Frankreich fortnahm.

Hier versammelten sich zu Zeiten um geistreiche Frauen die Ersten aus allen Sphären des Lebens: Dichter und Künstler, Feldherrn und Prinzen, Bischöfe und Parlamentsräthe. Sie brachten die intellectuelle Quintessenz aus ihren kleinen Welten in diese große Welt; denn es war wirklich in gewisser Weise eine große Welt.

Bald befand sich die Literatur ganz unter dem Einfluß des esprit de société, den die Franzosen erzeugt haben, und den ganz Europa von ihnen annahm. Sie veränderte ihre Physiognomie von Grund aus.

Die Tugenden der Conversation: Klarheit, Leichtigkeit und Kürze, Correctheit und Präcision, überraschende Gedankenverbindungen und eine Lebhaftigkeit, die sich selbst besitzt: diese Eigenschaften galten mehr als Tiefe der Erudition und Gediegenheit der Logik. Wesentlicher als schöpferische Phantasie und mächtige Originalität, erschien jener Canon der Sprache und des Stils, von dem es keine Appellation gab: jener gute Geschmack, der, wie der gute Ton und der gesunde Menschenverstand, auf einem Gleichgewicht aller Geisteskräfte ruht: ein negativer Tact gegenüber dem Unziemlichen und Uebertriebenen; eine feine goldne Mittellinie, die zwischen allen Ausschreitungen der Einbildungskraft und des Scharfsinns, der Empfindung und des Witzes hinläuft.

Man weiß, in welchem Ton bei uns von dieser französischen Societät und ihrer Literatur gesprochen zu werden pflegt: man glaubt, wir dürften, auch wenn wir Geschichte erzählen, noch immer den Ton nicht verlassen, den die Männer anschlagen mußten, welche vor mehr als hundert Jahren ein auf uns lastendes fremdes Joch zu brechen hatten; und vielleicht glaubt man sich jenen großen Geistern nahezurücken, indem man ihren hohen Ton nachlallt.

Allerdings waren jene Kreise bald Pflegestätten des edelsten Geschmacks und der bedeutendsten Ideen, bald Treibhäuser des falschen schönen Geistes; zuletzt auch Lästerschulen, nicht bloß des Witzes, sondern auch des Glaubens. „Man beschuldigt diese Nation, sagt Hamann, daß sie das Heiligthum der Wissenschaften gemein gemacht, die Poesie eines Originalgedankens in die flüssige Prosa der Caffeehäuser und Spieltische ziemlich übersetzt, aber größtentheils ersäuft hätte."

Dennoch ist es gewiß, daß diese Gesellschaft damals allein dasjenige ersetzte, was dem Schriftsteller die Nation sein sollte, — die ideale Gemeine, welche die Alten stets vor Augen hatte. Zum ersten male hatte sich ein allgemeiner Kreis gebildet, dem nur Bildung seine Rechtstitel gab; ein Kreis, an den der Schriftsteller sich wandte, von dem er seine edelsten Eingebungen, sein Urtheil empfing. Hier war es, wo zuerst, gleichviel ob anfangs in etwas manierirter und vornehmer Form, das Streben nach einer humanen Cultur Wurzel faßte. Diese Literatur stellte sich der Literatur der Kaste gegenüber, sie wandte sich an den Menschen, statt an den Standes- und Zunftgenossen;

sie brachte den Gelehrten die Forderungen des Geschmacks und der Urbanität, der Gemeinnützigkeit und bald auch des philosophischen Gedankens zum Bewußtsein, gewöhnte sie an die schwere Selbstverläugnung, dem Uebergewicht des todten Stoffs, dem abstoßenden Ernst, der unpractischen Grübelei zu entsagen.

So spricht z. B. Labruyère gegen *die eiteln und dürren Wissenschaften, die ohne Annehmlichkeit und ohne Nutzen, wie eine außer Curs gesetzte Münze, sich nicht in Unterhaltung und Mittheilung hineinziehen lassen. Und Shaftesbury versichert uns, *wer ein Virtuoso (Liebhaber) sei, soweit es sich für den Gentleman schickt, habe einen höhern Schritt gethan, ein guter und vernünftiger Mann zu werden, als ein Gelehrter; und daß wir (was auch Christine von Schweden sagte) in der Schule der Welt wieder verlernen müssen, was wir in den Schulen gelernt haben.

Unter diesen Einflüssen drang endlich zum vollständigen Sieg durch, wonach die Franzosen seit einem Jahrhundert getrachtet hatten: die Erhebung der Nationalsprache zum Ansehn eines Organs, in dem alles das, weshalb die alten Schriftsteller als canonisch und classisch bisher eine ganz abgesonderte Stellung einnahmen, vollkommen ebenso erreicht werden könne. Sie galt nun als das alleinige Organ alles dessen, was irgend auf Bedeutung Anspruch machte. Im Jahre 1676 fiel das Lateinische auch im Lapidarstil.

Eine Grundmaxime dieser Literatur war die Vermeidung der technischen Sprache, dieses Handwerkszeugs der Wissenschaft, die oft zum zünftigen Rothwelsch wird und die Literatur in Dialecte zerfällt, die wie Sprachen verschiedener, im Staatskörper zusammengeschlossener Stämme nebeneinander hergehen.*) Wie in den Tagen Ludwigs XIV. die Stände, welche früher an den sie characterisirenden Fehlern erkennbar waren, durch Gesellschaft, Schauspiel und Promenaden sich äußerlich fast gleich wurden: so gewöhnte man sich auch im Ausdruck an ein mittleres Gemeingebiet von Worten und Begriffen. Man bewegte sich in gewissen Schranken, die aber nur den dürftigen Geist hinderten, seine Gedanken auszudrücken und originell zu sein.

So brachte man nach und nach die Geheimnisse der Folianten und Quartanten, der lateinischen Bücher, der Ateliers und Observationsthürme, vor die Lichter des Salons. Und wie man auch über Popularisirung der Wissenschaft denken mag, — über diese Anbequemung an das Maß von Geistesanstrengung und an das Tempo von geistiger Bewegung, welches die gute Gesellschaft sich zumuthen läßt: gewiß ist, daß damals große Schriftsteller die Prosa für ihr bis dahin ganz fremde Gegenstände formten, neue Darstellungsformen

*) Schon Montaigne sagte: Les autres se communiquent au peuple par quelque marque spécial et étranger: moi le premier, par mon être universel, comme Michel de Montaigne: non comme Grammairien, ou Poète, ou Jurisconsulte.

schufen und die Nationalliteratur mit einigen unvergänglichen Denkmalen bereicherten.

Man kann streiten, ob die Philosophie den Ton des witzigen Gentleman lernen solle, den sie bei Shaftesbury sprach; man kann lächeln, wenn der hundertjährige Academiker in seiner pluralité des mondes die verborgene Maschinerie des Weltschauspiels, und in seiner Geschichte der Orakel die Maschinerie der Priesterherrschaft, gleichsam in zierlichem Modell, vor den Damen spielen läßt: aber auch für Buffon war die Composition eines großen literarischen Kunstwerks eigentlich die Inspiration seiner Naturforschung; und Montesquieu weckte Frankreich und Europa aus seiner politischen Lethargie, seit er die großen Kreisläufe der Geschichte, die Geheimnisse des Steigens und Sinkens der Staaten in aller Mund brachte.

Auch in Deutschland wirkte, wo nicht der Geist der Gesellschaft, so doch die Literatur der Gesellschaft auf die gelehrten Kreise, die ihre alten Gewohnheiten lange hartnäckig genug behaupteten. Sogar die Philosophie gab eine Zeitlang nach: zwei Jahrzehnte lang haben selbst die Deutschen „mit Maß" philosophirt, — wofür sie sich später gründlich entschädigten. Sie hatten sich endlich die Ermahnung des Thomasius zu Herzen genommen, „sich honetter Gelehrsamkeit und beauté d'esprit zu befleißigen und den Franzosen im Gebrauch der Muttersprache in gelehrten Sachen nachzuahmen." Es war nicht mehr ihr alleiniger Ehrgeiz, vor einem geschlossenen, eine todte Sprache mit sich selbst redenden Orden Zeugnisse von der Unermeßlichkeit ihrer Auszüge, von ihrer Befähigung zur Systemerfindung und von der Gründlichkeit ihrer Methode abzulegen. Durch das Ausland ermuthigt und autorisirt (denn durchs Ausland mußte man doch in Deutschland autorisirt sein), begann man sich an die Nation zu wenden, die noch nicht existirte, die aber durch solche Bücher allmählich anfing zu existiren.

Wenn nun selbst ein solcher Vergötterer der Alten und Verkleinerer der Modernen, wie Winckelmann, einer, der soviel Anlage hatte zum gründlichsten Meisterstolz, der so gern seinen Lehrstuhl über die umgestürzten Lehrstühle aller Genossen gesetzt hätte, — wenn man einen solchen Gelehrten sich bemühen sieht, ein Buch in gutem Deutsch, für Weltleute und Künstler zu schreiben, ein Buch noch dazu ohne Citate, in urbanem Ton und in einem aphoristischen Stil: so darf man dieß auf Rechnung des vielleicht nicht eingestandenen Einflusses jener Literaturkreise setzen. Was wäre Winckelmann, was wären seine Erfolge, wenn er, etwa wie J. Fr. Christ, der ihm an Umfang der Kenntnisse und in der Richtung des Geschmacks sehr nahe kam, seine Archäologie in der stillen Berufsthätigkeit eines Professors oder in lateinischen Reden und Dissertationen vertrieben hätte!

Es wäre eine hübsche Aufgabe für einen literarhistorischen Versuch, zu

verfolgen, wie die Fächer der esoterischen Literatur nacheinander in der exoterischen ihre Repräsentanten erhielten. Diese Erweiterung der Nationalliteratur verfolgen, hieße das Fortrücken der Grenzen des Reichs der Bildung verfolgen in das Reich der Gelehrsamkeit.

Diese Bildung hatte noch eine bedeutende Lücke. Die bildende Kunst, besonders die Kunst des Alterthums war nur durch untergeordnete Fachschriftsteller vertreten; — durch keinen Mann von philosophischem Geist, durch keinen „Beherrscher des Worts." Die Stimmführer der damaligen Gesellschaft, auch die universellsten, — die Fontenelle und Voltaire, die Shaftesbury und Pope, die Addison und Johnson, wie vag und unbedeutend ist das, was ihnen gelegentlich darüber entfällt. Das plastische und das alterthümlich-hellenische Element fehlte in der damaligen Cultur; es hatte keinen Antheil an ihrer Philosophie, Historie und Dichtung.

Hier war noch ein Platz übrig, zu einer Zeit, wo man beständig hörte, daß alle Plätze besetzt seien.

Ehe wir aber untersuchen, wie und in welcher Schule sich Winckelmann zum Lehrer der Kunst vorbereitete, sei es verstattet, nachdem er mit so mancherlei Dingen zusammengebracht worden ist, zu guter Letzt auch noch über sein Verhältniß zur Poesie ein Wort zu sagen.

Poesie.

Göthe glaubte, nach genauerer Betrachtung seiner Studien und seines Lebensgangs sagen zu können, „daß man bei Winckelmann keine eigentliche Neigung zur Poesie, ja eher hier und da einige Abneigung finde."

Als Beweis nennt er wunderlicher Weise Winckelmanns „Vorliebe für alte gewohnte lutherische Kirchenlieder," die, wie wir alle wissen, zwei Jahrhunderte lang der einzige grüne Zweig an dem verdorrten Baume der deutschen Dichtung waren. Wenn Göthe aber ferner zugesteht, daß Winckelmann in seinen spätern Schriften beinahe durchaus selbst Poet gewesen sei, und zwar ein tüchtiger und unverkennbarer: so wird man wohl annehmen dürfen, daß dem Freunde des Sophocles und Homer die poetische Receptivität nicht gefehlt habe. Zu einem abschließenden Urtheil reichen die Daten nicht hin: doch kann man einige Vermuthungen gründen auf seine Auszüge aus neueren Dichtern, weil hier ein antiquarisches oder ein sonstiges gelehrtes Interesse schwerlich mit im Spiel gewesen sein dürfte.

Winckelmann scheint von der literarischen Bewegung unberührt geblieben zu sein, welche die armseligen Controversen Gottscheds und der Schweizer unter demjenigen kleinen Theil des deutschen Publikums hervorriefen, der damals schon für solche Dinge Interesse hatte. Keine Spur findet sich, daß er die

„Critische Dichtkunst" oder die Abhandlungen Bodmers und Breitingers gelesen hätte; von deutschen Versen ist mir bloß etwas aus Haller aufgestoßen*); Klopstock ist ihm wohl nie bekannt geworden. Als ihm Usteri in Rom (1761) Geßners Idyllen schenkte, spricht er seine frohe Ueberraschung in einer Weise aus, als wäre ihm zum ersten male lesbare deutsche Poesie begegnet; er entschuldigt sich hier und bei Gelegenheit Lessings damit, daß ihn seine früheren historischen Arbeiten und jetzt der fehlende Buchhändlerverkehr zwischen Italien und Deutschland verhindert habe, „die Meisterstücke seiner Nation kennen zu lernen, bei dem brennenden Verlangen nach denselben."

Wenn ihm unsere dichterischen Anfänge auch wegen ihrer Dürftigkeit fremd blieben, so findet sich von den französischen Dichtern des Siècle vielleicht deßhalb keine Spur, weil er eine Antipathie hatte gegen ihren höfischen Ton und ihre Galanterie; wenigstens spricht er eine solche Antipathie gegen die gleichzeitige Kunst aus. In seiner Jugendzeit war übrigens der Glaube an die Unfehlbarkeit des goldenen Zeitalters bereits erschüttert. St. Evremond hatte in der Tragödie die Wärme der Leidenschaft und selbst Rapin hatte die Kühnheit und Kraft der Sprache vermißt.

Besser scheinen ihm die Engländer gefallen zu haben, die seit den dreißiger Jahren in Deutschland gelesen wurden. In den Tagen der Restauration war mit andern Bräuchen des französischen Hofs auch die französische Poetik über den Canal gezogen: selbst der wüste Rochester nannte sich einen Schüler Boileaus; später konnte der gewaltige Swift den Engländern sogar eine Academie vorschlagen; und Addison erhielt für sein steifes Trauerspiel Cato nach Corneilles Muster, statt einer Schulprämie, Dichterlorbeern. Es ist wahr, die freie Muse Albions hatte sich geduldig zu französischer Correctheit drillen lassen; aber unter der glatten Eleganz brach zuweilen noch eine Regung englischen Humors und Witzes hervor, keck bis zur Frechheit; ein Glanz kühner, alterthümlicher Bildersprache; vor allem Gedanken von trotziger Selbstheit über Rechte der Natur und der Sinne, des Instincts und des Individuums; lauter Dinge, die ihren Formmustern ganz fremd waren. Und diese Combination

*) Diese Verse stammen noch aus dem „Lande der Märtelei"; sie sind aus der Ode an die Ewigkeit. Ein anderes Gedicht huldigt der Zeitlichkeit; es hat die Ueberschrift „Der feste Schluß."

„Es eilt im wilden Kriege,
Der mit dem Tode droht,
Ein stolzer Held zum Siege
Und findet seinen Tod.

Ein Kaufmann traut den Winden,
Und suchet indisch Gold,
Er eilt den Tod zu finden,
Den er doch nicht gewollt.

Was soll ich in den Schlachten?
Und was auf falscher Fluth?
Mein Leben zu verachten
Gebricht mir Stolz und Muth.

Das Leben zu genießen
Ist der Natur Gebot;
Bei Bechern und bei Küssen
Erwart' ich meinen Tod."

von Gebundenheit der Form und Freiheit des Gedankens scheint zu Winckelmanns Geschmack gestimmt zu haben.

Es giebt eine Anthologie von Winckelmanns Hand fast ausschließlich aus den Dichtern der Restauration und der Zeit der Königin Anna. Das Meiste ist aus Milton, Butler und Pope; sonst sind vertreten Waller, Cowley, Rochester, Otway, Roscommon, Mulgrave, Congreve, Addison und Thomson. Diese Auszüge sind mit der gewohnten Sauberkeit geschrieben; auch hier sind nachträgliche Ausbesserungen undeutlicher Züge von Buchstaben, Spuren wiederholten Lesens zu erkennen. Den äußeren Anlaß zu dieser Revue einer ganzen Literaturperiode gab vielleicht der Bünausche Catalog, dessen hierher einschlagende Abtheilung 1753 erschien.

Nimmt man hinzu die zahlreichen Verse aus italienischen Dichtern aller Zeiten, welche in einem starken italienischen Waste-book zwischen Phrasen und Sentenzen zerstreut sind: so hat man alles zusammen, was sich von Zeugnissen neuerer poetischer Lectüre in Winckelmanns Nachlaß vorfand.*)

Sehr zweifelhaft ist dagegen, ob Winckelmann etwas von Shakespeare in Händen gehabt hat. Nur was er über ihn geschrieben und aus ihm citirt fand, das zeichnete er sich auf: es ist als ob er hier einen Dichter, eines Kopfs größer als alle ihm bekannten, geahnt habe, den ihm aber nur von ferne zu sehen beschieden war. So wenn Pope Shakespeares Dichtung Inspiration nennt, und ihn selbst vielmehr ein Instrument, als einen Nachahmer der Natur, die mehr durch ihn spreche, als er von ihr; oder wenn Dryden ihn vorführt wie einen Monarchen, der seinen Nachahmern Gesetze ertheilt, jenen Fletcher und Jonson, welchen er die Natur war, welche sie malen und zeichnen; oder wenn Cowley meint, er müsse sich über sich selbst gewundert haben, wie er zu soviel Geist gekommen sei, und ihn mit den ländlichen Schönen vergleicht, die bezaubern, ohne um ihre Reize zu wissen.

Damals begann das Fragen nach den voller strömenden Urquellen der Poesie: man forschte und reflectirte, besonders in England, über jene Dichter, die eine ganz andere Stufe in der poetischen Hierarchie einnahmen, als Irgendeiner aus der Gegenwart und nächsten Vergangenheit beanspruchen konnte. Man ahnte in Homer und Shakespeare ein großes Geheimniß, für dessen Lüftung nur der Theorie das Zauberwort fehlte. Und da man in Werken voll überwältigender Schönheiten noch nichts fand von dem sogenannten Geschmack und von Poetik und von den Plänen, die damals der Verstand dem Talente zur Ausführung übergab: so staunte man über räthselhafte Erzeugnisse einer blinden Naturkraft, oder, wie es damals hieß, des Originalgenies.

*) Die englischen Dichter stehen in den Par. Mf. No. 4266; das italienische Waste-book führt den Titel Proverbi italiani und die No. 4275.

Das Verlorene Paradies hat Winckelmann gelesen, wenigstens bis zum fünften Gesang. Er sammelt alle die gigantisch-grotesken Bilder und Gemälde der Hölle; z. B. die Scene, wo das Pandämonium auf den Ruf seines Generals, wie die Heuschrecken auf das Zucken des Mosestabs, aus dem glühenden Pfuhl aufsteigt und zum Land hinfluthet, zahlreicher als die Schaaren der deutschen Völkerwanderung über die Alpen; oder die Scene, wo die sichtbare Finsterniß des feurigen Ofens jählings erleuchtet wird durch eine Million Schwerter, die aus den Scheiden der höllischen Cherubim hervorzücken; vornehmlich aber die Stellen, in welchen sich die düstere Phantasie des puritanischen Dichters vielleicht am grandiosesten entfaltet, — wenn er den metaphysisch-theologischen Schemen des Satans in eine tragisch erhabene Gestalt umwandelt, — die ihm wider seinen Willen zum Helden des Gedichts wird.

Wie der Krake der norwegischen Schiffersage, den die Matrosen für eine Insel nehmen, so liegt er schwimmend auf dem Feuersee, mit dem Kopf hervorsehend; mit einem Schild über dem Rücken, gleich dem Riesenmond im Telescop des Astronomen von Fiesole, so ragt er auf dem verbrannten Boden. Es ist eine Gestalt noch mit Resten der Herrlichkeit des Erzengels, aber versehrt von den Narben des Donnerkeils, seine Züge zerrissen von Stolz und Rache, Gewissensangst und Mitleid mit den Seinigen.

In solchen Bildern ringt die schrankenlose Phantasie des greisen, der sichtbaren Welt beraubten Dichters, das Gestalt- und Sinnlose anschaulich zu machen. Und sein Dämon ist eine höchst stattliche Erscheinung von altem griechischen Titanenadel, und insofern auch dem sonst oft dementirten dogmatischen Ruf hoher Intelligenz entsprechend, als er in der Zwischenzeit offenbar Muße gehabt hat, den Epictet, ja gar Meister Eckart? zu studiren. —

Winckelmann konnte hier eine große Dichterkraft empfinden und anerkennen, aber sein griechischer Sinn lehnte sich auf gegen diese Erhabenheit des Ungeheuren, gegen diesen Teufelsheroismus und noch mehr gegen die ganze Idee des dogmatischen Dichters, der einst so heftige theologische und politische Controversschriften ausgesandt hatte, der die Ehescheidung und den Mord seines Königs vertheidigte, und die in der Einsamkeit des Alters wieder auflebenden humanistischen Erinnerungen seiner Jugend zur Ausschmückung einer protestantischen Theodicee benutzte, in der Gott Vater, wie Algarotti sagte, calvinistische Predigten hält. Dieser Dichter erscheint im Kampf mit dem unepischen und unpoetischen Stoff zuweilen ebenso tragisch-absurd, wie sein Dämon.

In Winckelmanns ästhetischem System aber fand Milton seine Stelle als Repräsentant der nordischen Phantasie. In dieser Eigenschaft hat er früher seine Erwähnung gefunden (Seite 50); an derselben Stelle meint Winckelmann, „daß die erstaunenden, theils schrecklichen Bilder, in welchen Miltons

Größe bestehe, kein Vorwurf eines edeln Pinsels sein können, sondern ganz und gar ungeschickt zur Malerei seien"; — ein Urtheil, das Lessing unterschreiben und doch, nach seiner Unterscheidung zwischen malerischer und poetischer Schönheit, das Verlorene Paradies das erste Epos nach dem Homer nennen konnte; was heutzutage wahrscheinlich nur noch Engländer glauben. —

Sehr reich bedacht in unserer Anthologie ist der Hudibras des Samuel Butler, eine Satire auf die Rundköpfe, wo die gefallene Partei unter dem Gewieher des höfischen und sonstigen Pöbels gleichsam poetisch in den Block gelegt wird; eine Nachahmung des Cervantes, ohne seinen Adel der Gesinnung und seine Comik der Erfindung, aber mit viel Comik der Worte und Reime, und besonders für Gelehrte dadurch erbaulich, daß hier die ganze, in englischen Universitätsklöstern wohlconservirte und zäh fortgeerbte gothische Rumpelkammer mittelalterlicher Wissenschaften und Bräuche in grotesken Knittelversen inventarisirt war. Wie Don Quixote mit der Wissenschaft der Ritterromane, so ist Hudibras mit all dem schweren Rüstzeug der sieben freien Künste und der drei alten Sprachen ausgestattet, während sein Sancho, der Independent Ralph, als Mystiker, sich der geistlichen Gaben und des neuen Lichts, der Magie und Cabbala, der Theosophie und der intelligibeln Welt rühmt. Man führte diese Verse damals am Hof und im Colleg im Munde, wie man bei uns hundert Jahre später die Belehrungen des Mephistopheles an den Schüler citirte.

Uebersieht man das, was Winckelmann sich von poetischen Blümchen ausgesucht hat, so kann man freilich nicht läugnen, daß ihm vorzüglich der didactische Vers und das bildliche Element in der Poesie zugänglich waren.

Winckelmann liebte jene Sentenzen und lernte sie auswendig, in welchen die Klarheit und Präcision, nach welcher der damalige Stil strebte, noch gewonnen hatte durch die Gebundenheit des Verses. Und man mag über das Recht der Lehrdichtung denken wie man will: der Bann, den unsere ästhetischen Censoren auf sie gelegt, hindert nicht, daß man für die didactische Prosa manches von der didactischen Poesie lernen kann.

So war Winckelmann ein eifriger Leser des Versuchs über die Critik, erst in französischer Uebersetzung, dann im Original, — jenes merkwürdigen Jugendwerks Popes, bei dem man fragt, ob es die Größe oder die Kleinheit seines Dichtergeistes zeige, daß er im einundzwanzigsten Jahre eine Poetik neben Horaz und Boileau stellen konnte.*) Die Tendenz des silbernen Zeit-

*) Auch aus der Poetik Boileaus finden sich Stellen; an sie schließen sich zahlreiche Critiken aus Adrien Baillet über französische und italienische Dichter. In den Miscellanea Nothnitziana zu Montpellier steht ein Auszug aus Mad. Daciers Commentar der aristotelischen Poetik von 27½ Quartseiten, nebst Abhandlungen der Boindin, Vatry, Hardion, Sallier über das alte Theater.

alters der englischen Dichtung vollendete sich in diesem Dichter, der die Sprache der ätzenden Satire und der zärtlichen Melancholie, der phantastisch barocken Laune und des schwungvollen Gedankens mit beneidenswerther Versatilität in dieselbe Form des Verses passen konnte; eines Verses, der stets mit einer beflügelten, triumphirenden Leichtigkeit, voll antithetischer Funken in sentenziöser Rundung dahineilt.

Das stilistische Interesse zog Winckelmann wahrscheinlich auch bei Addison an, der den freien und gutmüthigen Humor, das ruhige Behagen seiner berühmten Unterhaltung und die liebenswürdige Milde und Urbanität seiner Persönlichkeit auch auf die Bildchen seines Spectator übertrug. Sehr oft begegnet man den Verfassern der Maximen und Reflexionen, die sechs Tage lang das Buch der Welt lesen und am siebenten ihre Lesefrüchte in eine präcise und feine Wendung von zwei Zeilen einschließen, den Larochefoucauld, Labruyère. Ihnen reihen sich die Maximen der Königin Christine und des Canzlers Oxenstierna, die Gedanken Swifts, die Saillies d'esprit des Gayot de Pitaval u. a. an.

Allerdings aber kann die volle Macht und Herrlichkeit des didactischen Stils nur in der Prosa zu Tage kommen. Das Jahrhundert von der Mitte des siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten war das goldene Zeitalter der Prosa, und soviel wir mit dieser Zeit ihrer poetischen Ketzereien wegen auszumachen haben, zugestanden muß werden, daß wir in der Prosa an ihr hinaufsehen müssen. Was Geschmack und Adel, was Klarheit und Metallglanz, kurz was Männlichkeit des Stils betrifft, so ist diese Zeit nicht wieder erreicht worden. Man begreift, wie es damals das höchste Lob eines Gedichts sein konnte, es sei fast so schön wie gute Prosa.

Bekannt ist, wie großen Werth Winckelmann auf Stil und Sprache seiner Werke legte; damit stimmt es, daß alle modernen Schriftsteller, die in diesem Capitel als seine muthmaßlichen Günstlinge aufgeführt wurden, zu den ersten Meistern des Stils gehören.

Sie beweisen, daß ein Canon der Sprache und des Stils, welcher den Eingriffen des Einzelnen in das Gemeingut wehrt, dem großen Schriftsteller hinreichenden Raum läßt zur Entfaltung seiner Flügel, ihn zur Bewährung der Meisterschaft in der Beschränkung veranlaßt; während sie die Andern vor sich selbst schützt und über sich selbst erhebt. Sie beweisen auch, daß nur die Bildung und das Gesetz wahre Mannichfaltigkeit erzeugen, während die Freiheit der Barbarei stets einförmig ist.

Der andere Punct ist das bildliche Element in der poetischen Rede. Es ist bekannt, daß Winckelmann gern die Sätze, auf welche er vorzüglichen Werth legte, mit Vergleichen ausschmückte; hierfür machte er förmliche Sammlungen

und Studien; es giebt eine angefangene Sammlung „Vergleiche" (s. Anhang IX); und einige Belesenheit in diesen Literaturkreisen zeigt, daß eine Anzahl seiner berühmtesten Bilder beinahe Plagiate sind.

Bekannt ist z. B. sein Vergleich der Schönheit mit dem vollkommensten Wasser aus dem Schooße der Quelle geschöpft, welches um so gesunder geachtet wird, je weniger Geschmack es hat. Der Keim dieses Vergleichs liegt in einer Stelle aus des Abbé Bouhours Entretiens d'Ariste et d'Eugène: Le beau langage ressemble à une eau pure et nette qui n'a point de goût, qui coule du source etc.

Christine von Schweden sagt in ihren Maximen: La mer est l'image des grandes ames: quelque agitées qu'elles paraissent, leur fond est toujours tranquille. Danach heißt es in der ersten Schrift: Sowie die Tiefe des Meers allezeit ruhig ist, die Oberfläche mag noch so sehr wüthen, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele.

In derselben Schrift führt Winckelmann unter andern Beispielen für die neue Idee von der Bedeutung der Ruhe in der bildenden Kunst einen Vergleich Addisons an, der damals die Bewunderung aller Welt war und eine ganze Geschichte hat. Er steht auch in Winckelmanns englischer Anthologie. Es ist das berühmte Bild in dem Gedicht auf den Herzog von Marlborough, das den Sieger von Blenheim womöglich mit noch mehr Glanz umgab als die Schlacht selbst, und das Addison außer dem Ruhme des ersten Dichters Englands, auch die Versetzung aus dem Poetenstübchen in Haymarket in das Unterstaatssecretariat einbrachte.*) —

Ob nun diese beiden Gesichtspuncte uns das Recht geben, Göthes Urtheil über den poetischen Sinn des Sammlers zu modificiren, darüber kann man streiten; doch giebt es Einen Punct, in welchem Winckelmann schwerlich in den Verdacht eines prosaischen Nebenzweckes kommen wird.

---

*) 'T was then great Marlborough's mighty soul was proved,
That in the shock of charging hosts unmoved,
Amidst confusion, horror, and despair,
Examined all the dreadful scenes of war:
In peaceful thought the field of death surveyed,
To fainting squadrons lent the timely aid,
Inspired repulsed battalions to engage,
And taught the doubtful battle where to rage.
So when an angel by divine command,
With rising tempests shakes a guilty land
(Such as of late o'er pale Britannia passed),
Calm and serene he drives the furious blast;
And, pleased the Almighty's orders to perform,
Rides on the whirlwind and directs the storm.

That simile, bemerkt Thackeray, was pronounced to be of the greatest ever produced in poetry.

Es sind die poetischen Blüthen, welche unter der Sonne derjenigen Leidenschaft sich entfaltet haben, die Jeden zum Dichter machen soll. Kein Capitel ist mit soviel hübschen Versen aus italienischen, englischen, französischen und lateinischen Poeten ausstaffirt, als das Capitel von der Liebe, deren Metaphysik und Physik hier nach allen Seiten erörtert wird.

Man hört bald den schwärmerischen Verehrer des Ewigschönen, bald den zärtlichen Freund, zuweilen aber auch Satyrn und Faunen.

Michelangelos Gedichte mit ihrem einsamen, gedankenvollen, resignationsvollen Cultus des Ideals, (Winckelmann nennt sie „voll von Betrachtungen der hohen Schönheit, über die er hier in würdigen und erhabenen Ausdrücken denke"); Petrarca, wo er Lauren als Nachbild eines himmlischen Musters schildert; Tassos Strophen, in welchen die Geliebte der Polarstern des Schiffers auf ungestümem Meer heißt; und noch manche andere Zeilen aus italienischen Sonetten eröffnen uns die höchsten Regionen, wo Liebe und Andacht kaum zu unterscheiden sind, und wo der strahlende Blick der verklärten Geliebten mit dem Licht des Göttlichen in eins verrinnt.

Doch scheint ihm die Liebe noch vertrauter zu sein in der menschlicheren Form, da wo ihr, nach herkömmlicher Poetensprache, das Herz als Sitz angewiesen wird: — *le coeur est fait pour aimer, sagt die schwedische Königin, il faut donc qu'il aime: — als Gemeinschaft in der Ferne; — in den Schäferdramen pastor fido und Aminta, in den zärtlichen Liedern des Chaulieu, in den melodischen Sehnsuchtsklagen der Popeschen Heloise, wo die Allgegenwart des geliebten Bildes zwischen die Seele und ihre Andacht tritt; in Shakespeares Vergleich des stillen Liebesgrams mit der Geduld auf dem Monument, die zum Gram lächelt.

Aber auch an den witzigen und feinen Wendungen der galanten Correspondenzen des Voltaire und Pope konnte er Geschmack finden; noch mehr an der anmuthigen Sinnlichkeit des Südens. So hat er in welschen Dichtern ein artiges Sträußchen aus der ars amandi gepflückt. Hier begegnet uns die Taktik und Hermeneutik der Blicke und Seufzer, der Grübchen und Thränen, der Drehungen und Farbenwechsel, der Grausamkeiten und der Erbarmungen; es giebt muthwillige Scherze genug aus Catull, Plautus und Ariost; und zweideutige und unzweideutige Frechheiten aus Petron und Martial, aus Theodor Bezas Jugendsünden, aus Rochester und Grécourt.

Somit wäre denn alles berührt worden, was über Winckelmanns Betheiligung an den geistigen Interessen seiner Zeit, mit Ausschluß der Kunst, zu berichten ist. Für den Geschmack Vieler werden diese Episoden von etwas epischer Länge gewesen sein. Andere werden es bei der Schilderung eines

Mannes, dessen repräsentative Bedeutung stets anerkannt worden ist, entschuldigen, wenn sein Bild auf dem breiten Hintergrund der Dinge erscheint, zu denen er sich in Neigung und Abneigung eine so prononcirte Stellung gegeben hat.

Daß übrigens die Bekanntschaft mit der neueren Literatur sogar auf Winkelmanns Lebenspläne von Einfluß war, scheint eine Aeußerung in dem Briefe an Bünau vom 17. September 1754 zu beweisen, wo er den Bruch mit seiner bisherigen Stellung und seinen Reiseentschluß auch durch die Bemerkung begründet, „daß er endlich das Glück gehabt habe, diejenigen Schriften, in denen die gesunde Vernunft ohne die weitgesuchte Gelehrsamkeit, welche jene unterdrücke, und die wahre Weltweisheit den Menschen zuerst aufgeklärt worden, kennen zu lernen."

Aber auch für die Ansicht seiner Persönlichkeit sind diese Episoden nicht ohne Ertrag. Ueberall erkennen wir einen Mann, der bei aller Zielloſigkeit seiner gelehrten Irrfahrten, bei völliger Unkenntniß seiner eigentlichen Bestimmung in der Gelehrtenrepublik, während er durch ganze Provinzen der Literatur heißhungrig sich durcharbeitet, dennoch in allen Dingen des Lebens und der Wissenschaft einen festen Tact hat für das ihm Wahlverwandte. Oder, um ein metaphysisches Bild zu gebrauchen, indem er sich in dem Makrokosmus einer Universalbibliothek zu verflattern und zu verlieren scheint, reflectirt sein Mikrokosmus doch nur das, wozu er nach seiner Vis repraesentativa universi prädestinirt ist.

Zweites Capitel.

Bilder aus der Dresdener Kunstwelt.*)

Winckelmanns Eintritt.

> Mi spiace, monsignore, che ora siamo non nell' avanzamento, ma nella decadenza e nel precipizio, nè può confortarci che qualche lume fievole di speranza.
>
> Gio. Pietro Zannotti a Gio. Bottari. 25 agosto, 1758. (Lettere pittoriche 134.)

Nach dem, was bis jetzt von den Beschäftigungen unseres Gelehrten in Nöthnitz berichtet wurde, sollte es scheinen, als ob es ganz in dem alten Ton fortgegangen wäre; alles erscheint als Fortsetzung des früheren, nur auf größerem Fuß. Und doch war mit dem Eintritt in Sachsen bereits ein ganz neues Blatt in seiner Lebensgeschichte aufgeschlagen worden; nur in Folge äußerer Verhältnisse zog sich das Alte noch daneben fort, wie ein Rad noch eine Zeit lang fortschwingt, nachdem der bewegende Impuls längst aufgehört hat.

Es war nicht bloß ein neues Schauspiel für Sinn und Geist, nicht bloß ein neuer Inhalt des Wissens. Es war eine ganz andere Art des Wissens, eine Erkenntniß aus Dingen, statt aus Büchern, eine Erkenntniß aus Anschauung und Empfindung, statt aus Worten und Begriffen: diesen Unterschied brachte sich Winckelmann damals mit Leidenschaft zum Bewußtsein: er wurde vom entscheidensten Einfluß auf sein folgendes Leben. In dieser neuen Welt fand er nach langem Suchen und Irren endlich auch den ihm

*) Acten des Dresdener Hof- und Staatsarchivs, die Kunst betreffend. Die Bibliothek und die Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. Die in den betreffenden Abschnitten erwähnten Werke von Heinecken, Hagedorn und Algarotti. von Racknitz, Skizze einer Geschichte der Künste, besonders der Malerei in Sachsen 1811. Wießner, die Academie der bildenden Künste zu Dresden 1864. Fürstenau, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hof zu Dresden 1861 f. Julius Hübner, Geschichte der Dr. Gallerie vor s. Gallerieccatalog 1862. Die Beschreibungen Dresdens von Hasche, Daßdorf u. a.

congenialen Gegenstand. Dieser bringt ihn von polyhistorischer Zerfahrenheit zur Einheit; seine zerstückelten Kenntnisse ordnen sich zum Ganzen; die trockenen Körner gehen auf zu grünender Saat; indem er sich selbst findet, fühlt er zum ersten male auch den Antrieb, öffentlich zu sprechen: schlummernde Kräfte treten nun hervor; und indem der Erfolg das Selbstgefühl weckt, geht ihm das Leben neu auf: er tritt in das freiere und aufgeregtere Leben der Künstlerkreise ein: er wird zum ersten male in seinem Leben frei und glücklich. —

Wenige kamen in den vierziger und fünfziger Jahren nach Dresden, die nicht von dem herrschenden Kunstenthusiasmus, Jeder in seiner Art, ergriffen worden wären. Die unwiderstehliche Ansteckung fürstlicher Liebhaberei, das Schauspiel eben entstandener und noch vor den Augen entstehender Bauwerke, die Ueberraschungen der ankommenden Schätze alter und neuer Zeit, die fast ununterbrochene Folge der Feste und Spiele, bei welchen die Künste sich mehr oder weniger vereinigten, — wer konnte hier unbetheiligt bleiben! Und wer vollends nicht durch Geburt, durch Weltförmigkeit und durch Gewandtheit in den modernen Sprachen empfohlen war (wer nicht „plaudern kann und ein Air hat", seufzt Winckelmann) — für einen solchen bot die Kunst die einzige Möglichkeit, allenfalls durch ein reales Verdienst zur Geltung zu kommen. Während August III. alsbald Zeichen der Langweile von sich gab, wenn man ihn etwas länger von Geschäften und Politik unterhielt: so erheiterten sich seine Züge und seine Sprache wurde belebter, wenn das neueste Gemälde oder die letzte Oper oder die letzte Eberhatze aufs Tapet gebracht wurde.

Winckelmann war damals schon in die Jahre getreten, wo man zwar alte Jugendpläne vortrefflich auszuführen pflegt, aber auf neue Pläne und neue Interessen desto schwerer eingeht, zumal wenn in Folge von Pflichten, befestigten Gewohnheiten und erworbenen Geschicklichkeiten aus den alten Gleisen schwer herauszukommen ist. Hier kam die aufregende Einwirkung der Dresdener Welt ganz gelegen. Und wie lebhaft mußte diese Aufregung bei einer Natur sein, die stets von dem Neuen, bis zum zeitweiligen Vergessen alles andern, ergriffen zu werden pflegte, deren angeborener Schönheitssinn und deren Genußbedürfniß dreißig Jahre lang gedarbt hatte!

Von den sieben Jahren, während deren Winckelmann in der Nähe Dresdens und in Dresden selbst lebte, sagt Voltaire im Zeitalter Ludwigs XV. (Cap. 31): „Ganz Europa hat keine schöneren Tage gesehen, als die Tage nach dem Aachener Frieden (1748) bis zum Jahre 1755 (vor dem Ausbruch des siebenjährigen Kriegs). Der Handel blühte von Petersburg bis Cadix, die schönen Künste standen überall in Ehren, alle Völker verkehrten miteinander: Europa glich einer großen Familie, die sich nach ihren Zwistigkeiten geeinigt hat." Nirgends aber waren die Genüsse des Friedens so reich versammelt, nirgends

waren die Huldigungen gegen die Kunst so enthusiastisch, nirgends der Zusammenfluß der Fremden so lebhaft, als in Dresden, dem glänzendsten Hofe Europas.

Kein günstigerer Moment läßt sich denken, als solche halcyonische Tage, wenn man sich mit Vergessenheit des Wirklichen und der Zukunft einer idealen Welt überlassen, den Musen und Grazien auch die Gestaltung der äußeren Existenz anvertrauen will.

Leider ist auch nicht eine Zeile vorhanden, in der sich Winckelmann über die allererstenEindrücke der Dresdener Kunstwelt ausspricht; auch über Zeit und Absichten seiner ersten Annäherung an sie schwebt ein völliges Dunkel. Die Nachrichten, welche erst während seines fünften Jahres in Nöthnitz beginnen — am 3. März 1752 — sind wie ein Blatt, dessen obere Hälfte abgerissen ist. Schon hatte er inzwischen einen Versuch gemacht, Sachsen wieder zu verlassen; schon schmiedete er Reisepläne nach Italien: wir stehen bereits am Anfang des zweiten Stadiums seiner Beziehungen zur Dresdener Kunstwelt.

In der soeben angegebenen Zeit schreibt er von „einigen Adressen", die er sich gemacht, um freien Eintritt zur Gallerie zu bekommen. Es habe ihm nicht wenig Mühe gekostet, diesen Zutritt und zwar mit einer Freiheit zu bekommen, daß er allenthalben, allein, auch an Tagen, wo Niemand zugelassen werde, z. B. Sonntags, an katholischen Festtagen, Gallatagen u. dergl. die Gallerie habe frequentiren können. „Dieß hat mich verhindert, nur ein einziges mal eine Promenade in Dresden zu genießen. Ich bin etwa alle vierzehn oder acht Tage nach Tische hineingelaufen, oder früh und gegen Tische wieder heraus."

Wahrscheinlich hatte er diese Begünstigungen der Empfehlung des königlichen Beichtvaters Leo Rauch zu verdanken, der mit dem katholischen Oberinspector der Gallerie (seit 1742), Johann Gottfried Riedel, einem Böhmen von Geburt (1691 † 1755), in demselben Hause wohnte. Riedel hatte zwei Jahre bei Solimena die Malerei gelernt; seit 1739 war er in Dresden unter dem Titel eines Hofmalers mit der Restauration der Gemälde beauftragt. Der zweite Inspector, Pietro Guarienti aus Modena, der Herausgeber (1753) des vermehrten Orlandi'schen Abecedario pittorico, eines Malerlexicons, stand ihm hierbei und in der Inspection der „inneren" Gallerie zur Seite. Guarienti besaß nach Heinecken eine feine Kenntniß alter und neuer Schildereien; die Gallerie verdankt ihm die Copie der heiligen Cäcilia und der Predella des Ercole Grandi (1750); er wählte die 69 Tafeln aus, welche 1748 aus der kaiserlichen Sammlung zu Prag angekauft wurden.

Riedel gestattete ihm zu jeder Zeit, zur geheimen Thür heraufzukommen, in seinem warmen Cabinet zu sitzen und den Mittagstisch bei ihm einzuneh-

men. Noch im März 1755 pflegte er Sonntags und zuweilen Freitags bei ihm zu speisen.

Zu derselben Zeit war er auch schon in die Künstlerkreise gedrungen. „Ich bin unter die Maler gerathen, schreibt er in dem angeführten Briefe, und dieses unter Leute, die auch sagen können, Romam adi. Ein einziger solcher Maler ist mir lieber, als zehn Titel Stutzer. ... Mit Anfang des Frühlings werde ich gewiße Stunden zum Zeichnen für mich aussetzen."

Im Januar 1753 überschickt er Berendis seine „Gedanken über die Gallerie", er nennt sie auch eine Beschreibung der Gallerie. „Es sind, schreibt er, mehrentheils eigene Erfahrungen, die ich wohl geprüft habe." Sie waren an den jungen Grafen Bünau gerichtet und für ihn eingerichtet — der damals in Dresden erwartet wurde. Er sei auch im Stande, schreibt er den 17. September 1754, die raren Schildereien in des Königs Cabinet zu zeigen, sonderlich die Maddalena des Correggio und den schönen Raphael aus des Prinzen von Wallis Gallerie. — Der König sandte um 1750 täglich eigenhändige Zettel an Riedel mit Angabe der Bilder, welche in seinem Zimmer aufgestellt werden mußten und später dort die Privatgallerie bildeten.

Allein ehe wir Winckelmann weiter begleiten, scheint es passend, sich etwas in der Dresdener Kunstwelt umzusehen, in welche er damals eintrat.

Man muß die Werke und die Kreise kennen lernen, unter deren Einfluß Winckelmann zur Kunst bekehrt wurde, die Denkmäler, an welche das Kunstgespräch sich anknüpfte, aus denen der neue Kunstlehrer hervorgegangen ist; — man will von dem artistischen Treiben eine Ansicht haben, in welches die Rede von der Nachahmung der Griechen eintrat. In den Dingen, an welchen Winckelmann unberührt vorbeigeht, wie in der sehr gewählten Gruppe derer, die er ans Herz schließt, erkennt man die Grenzen und Umrisse seiner geistigen Natur.

Göthe bemerkt, „daß man Winckelmanns erster Schrift (die aber fast den ganzen späteren Winckelmann embryonisch in sich schließt) wohl vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen suchen möchte, wenn man nicht von der Persönlichkeit der damals in Sachsen versammelten Kenner und Kunstrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet sei; weßhalb, fügt er hinzu, diese Schriften für die Nachkommenden ein verschlossenes Buch bleiben werden, wenn sich nicht unterrichtete Liebhaber der Kunst, die jenen Zeiten näher gelebt haben, bald entschließen sollten, eine Schilderung der damaligen Zustände, insofern es noch möglich ist, zu geben oder zu veranlassen."

Diese ersten Schriften Winckelmanns sind zugleich die einzigen, die mehr die Tendenz haben, in die practischen Bestrebungen der Gegenwart einzugreifen,

als historisches und antiquarisches Wissen mitzutheilen. Sie sind theilweise Parteischriften, sie kamen aus der Mitte einer Opposition, die seit Jahren bestand und wenige Jahre später siegte: schon zu ihrer historischen Placirung gehört ein Begriff von ihren Antecedentien und Parallelen.

Das Kunstleben in Sachsen war, wie damals überall, ganz das Werk der Fürsten; aber die Kunstliebe der sächsischen Fürsten war nicht, wie sonst in Deutschland, von gestern her. Seit den Tagen Lucas Cranachs und des Baumeisters Hans von Dehn-Rothfelser, seit den Schloßbauten und Freskomalereien des Churfürsten Moritz geht durch die Reihe der sächsischen Churfürsten, selten unterbrochen, ein gewisses Interesse an der Kunst. Die Kunst galt als die stattlichste Interpretation und Repräsentation fürstlichen Selbstgefühls; daneben bemerkt man auch ein erbliches Interesse an technischen Fertigkeiten, das zuweilen bis zur Ausübung geht. Von der Hand Churfürst Augusts, des Gründers der Kunstkammer, wird noch ein elfenbeinerner Krug mit einer Schlacht in Relief und ein Pulverhorn von Cocosschale gezeigt.

Das Frühere war indessen meist in dem halbbarbarischen Geschmack der Curiositätenliebhaberei; wie denn noch bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die sämmtlichen Sammlungen in dem Hofhalt unter der Rubrik „Curiositäten-Cabinete" rangirt wurden. Zu einer solchen „Kunstkammer" gehörten nach dem auf Veranlassung Churfürst Christians verfaßten und im Dresdener Archiv aufbewahrten Bedenken Gabriel Kaldemarcks (1587), außer runden Bildern und Gemälden, besonders naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten und ein Münzcabinet.

In diesen Sammlungen unserer Vorfahren (von denen uns das Grüne Gewölbe einen Begriff giebt) waltete weniger der Sinn für das Schöne, als der Sammeleifer des Raren, die Prahlerei des Kostbaren, der Egoismus des Alleinbesitzes, das Prunken mit erstaunlicher Geschicklichkeit, die Wunder des Unglaublichen, Alles, nur nicht die Kunst und die Musen. Nach der Analogie jener spanischen Anecdote konnte man sagen: Wenn ein Augsburger Goldschmied in seinem engen Gehirn ein Project ausgebrütet hatte, das die Hälfte eines Menschenlebens und den Preis einer Grafschaft kostete, und doch nur eine wunderlich verschnörkelte Handwerkeridee war: so erinnerte er sich, daß es einen sächsischen Churfürsten gab, der es bezahlte.

Das Streben nach Erhöhung des Glanzes ihrer Hofhaltung durch die Werke der Kunst und durch Einladung italienischer, französischer und niederländischer Künstler (z. B. des Gerbrandt van den Eckhout) war unter den drei Johann Georgen (1611—1694) fortwährend im Steigen begriffen: gleichwohl erscheint alles Frühere den Werken ihrer beiden Nachfolger gegenüber nur wie ein Vorspiel.

Die beiden August und die Architectur des Barockstils.

„Man muß gestehen, sagt Winckelmann im Anfang seiner ersten Schrift, daß die Regierung des großen August der eigentliche glückliche Zeitpunkt ist, in welchem die Künste, als eine fremde Colonie, in Sachsen eingeführt worden und vor den Augen aller Welt aufgestellt sind."

Diese Worte könnte man als Motto gebrauchen für das gegenwärtige Capitel: die Licht- und Schattenseiten jenes so glänzenden und so rasch hervorgerufenen Kunstlebens sind damit, vielleicht ohne daß es der Verfasser beabsichtigte, ganz treffend bezeichnet.

Der Ruhm zuvörderst, den diese Worte enthalten, wird Sachsen bleiben: das Land, welches einst die Wiege des Protestantismus war, ist auch zwei Jahrhunderte später der Schooß der Wiedererweckung deutscher Poesie und Kunst gewesen: auch für die feinere gesellige Bildung war es damals die hohe Schule Deutschlands. Sachsen war eine Zeit lang das einzige deutsche Land, wo sich ein Mann von Geschmack zu Hause fühlen konnte: Winckelmann selbst nennt es aus diesem Grunde noch spät von Rom aus sein geliebtes Land; ja er wirft sich eine Passion, eine fanatische Liebe zu Sachsen vor (Brief vom 30. August 1765). Die Liebhaberei für Gemälde und Kupferstiche war unter den reichen Privatleuten sehr verbreitet: die Cabinete der Winkler und Richter in Leipzig waren weltbekannt.

Der Ausdruck Colonie erinnert aber auch an die traurige Thatsache, daß es damals keine vaterländische Kunst mehr gab, und daß selbst das, was es von deutscher Kunst anderwärts gab, nichts als ein characterloser Nachhall der sinkenden Kunst des Auslands war.

Daher ist auch alles, was von Kunst durch fürstlichen Willen erweckt wurde, ganz anderer Art, als die Kunst in den schönen Zeiten Griechenlands und selbst des Mittelalters war. Kein gesetzmäßiges Erzeugniß des Volkslebens war diese Kunst; hier wirken nicht die Interessen des Gemeinwesens, die Tendenzen der Massen, die Ueberlieferung des Handwerks, mit dem Genie, den Idealen, der wetteifernden Prachtliebe Einzelner zusammen zu einem grandiosen Ergebniß. Die Kunst ist eine aus schöneren Ländern und Zeiten eingeführte Treibhauspflanze, ein fremder Luxusartikel, geehrt als Hauptmittel glänzender Hofhaltung; sie wurde hereingezogen in die Saturnalien der unumschränkten Fürstengewalt, welche nach dem Vorgang Ludwigs XIV. ihren Rundzug durch Europa hielten.

So wenig dachte man über die augenblicklichen Bedürfnisse des Hofes hinaus, daß man (ganz wie in der Wissenschaft) selbst die Aufmunterung und Fesselung tüchtiger vaterländischer Kräfte vernachlässigte, ja die Deutschen von welschen Günstlingen schnöde behandeln ließ; daß man bedeutende in- und

ausländische Kräfte sich fortwährend wieder entführen ließ, statt sie zur Gründung einheimischer Schulen zu verwenden, und die ungeheuern Summen auch der Verbreitung des guten Geschmacks und der Hebung des Gewerbfleißes zu Gute kommen zu lassen.

Dieß sind wenigstens die Anklagen, welche nach Ablauf unserer Periode und der Kunstdictatur Brühls, oder vielmehr des Baron von Heinecken, Hagedorn, der langjährige Zeuge dieser Zustände, bei der Gründung der Academie (seit 1763) erhoben und ausführlich begründet hat. —

Das historisch Berechtigte in jenem Cultus des Ausländischen lag in dem Umstand, daß dem deutschen Wesen eine Einwirkung romanischer Cultur wünschenswerth war: von jeher haben die neueren Völker die Früchte ihrer Cultur aneinander abgegeben. Es war bei den Deutschen Nationalansicht geworden, daß das Reisen in südliche Länder zur Vollendung der Bildung gehöre; die ersten Männer hatten gerathen, dem Mangel an Form durch „Vermählung deutscher Ernsthaftigkeit mit italienischer Anmuth" abzuhelfen; auch Leibnitz billigte dieß.

Später hat die deutsche Nation, unabhängig von den Höfen und der Sonne ihrer Gunst (sie ist stolz darauf), mit siegreicher Genialität, den früher gereiften Romanen sich zur Seite gestellt. Aber die erste Aufrüttelung aus ihrer Lethargie, die ersten Impulse ihres nationalen Ehrgeizes und Wetteifers verdankt sie den prachtliebenden Fürsten, welche die fremden Künste zu Gastrollen an ihre Herrschersitze einluden.

Mit unserer sächsischen Colonie ging es besser, als mit anderen nordischen Colonien, z. B. der Gelehrtencolonie der Königin Christine, die spurlos an dem schwedischen Volke vorüberging, und welcher die geistreiche Fürstin selbst folgte. Die sächsische Colonie weckte nicht blos den Nachahmungstrieb, sondern auch den Stolz gegenüber dem Auslande und das Nationalbewußtsein: nach allen Stürmen und Wechselfällen blieb wenigstens ein bescheidenes Pflänzchen einheimischer Kunst und ein Denkmälerschatz zurück, der nun schon ein Jahrhundert lang den Schönheitssinn in Deutschland genährt hat.

Das Schlimmste war, daß die Gründung dieser Colonie gerade in die Zeit des ringsumher in vollem Zuge begriffenen Verfalls kam.

„Mir kommt es vor, so schrieb 1758 der fünfundachtzigjährige Giov. Pietro Zannotti in Bologna, als ob die Krankheit der drei Künste jetzt zum Verzweifeln sei. Die Künstler hassen die Arznei und die Kenner schmeicheln ihnen. Zuerst muß das Unkraut ausgejätet werden, welches den guten Samen ansteckt. Dann, nach Ausrottung der bösen Exempel, müssen die Künstler sich wieder allein auf die Natur gründen. Und da muß man wieder zurückkommen auf die Cimabue und Giotto; und wiederum nach weiteren Jahren auf die Bonarroti und Santi und ihre edlen Nachfolger, deren Fußstapfen

hente Niemand mehr sucht und geht. So denke ich über diese Dinge und so habe ich seit langer Zeit stets gedacht. Aber Gott weiß, wann eine so glückselige Auferstehung einst erscheinen wird, und in welchem von Italien und Griechenland fernen Lande; denn solche Gnaden ertheilt der Himmel bald diesem bald jenem Orte."

Denkwürdige Worte, in welchen mit prophetischem Geist die Wege bezeichnet sind, welche man erst viele Jahrzehnte später betrat!

Indeß auch das Erschöpfte kann bei der Verpflanzung auf einen jungfräulichen Boden neue Lebenskräfte gewinnen: auch ein verwilderter Dialect kann das Organ anziehender Schöpfungen werden, wenn er von einer originellen Zunge gesprochen wird, während ein sehr correcter Dialect sehr langweilig wird im Munde von Pedanten, die in Grammatik und Archäologie ihre Inspirationen suchen. Wie oft trafen schon in der Geschichte des Geistes die letzten Lichter der untergegangenen Sonne mit den ersten Ankündigungen der aufgehenden zusammen; während noch der erschöpfte Tumult des Gelages der gestrigen Nacht in unseren Ohren klingt, hören wir schon die leisen Töne, welche den Beginn der schöneren Werke eines reinen neuen Tages ankündigen.

Bekannt ist, wie freigebig die Natur gegen August den Starken gewesen war, und keineswegs blos in dem Puncte, der ihm seinen Beinamen gab. Man hat in seinem jugendlichen Kopf eine Erinnerung an Göthe finden wollen; in der Büste des Coyzevox liegt etwas Cynisch-Genialisches. Er war, Dank einer sehr vielseitigen Erziehung, ein Virtuos in allen Künsten des Waffen- und Liebesspiels, überhaupt ein Virtuos der äußeren Erscheinung, freilich auch ein Virtuos in allen Genüssen, welche die Phantasie der Erdengötter ersinnen kann. Die es wissen konnten, gaben zu, daß er (wie Ludwig XIV.) an ritterlichen wie an galanten Festen, die Rolle des Königs zu spielen wußte, und daß er (wie eben der Ludwig XIV.) in dieser Rolle nicht zu copiren war.

In mancher Beziehung erinnert er an seinen Zeitgenossen Philipp von Orleans, von dem seine Mutter sagte, daß alle Feen an seiner Wiege gestanden hätten, aber die eine Ungeladene allen ihren Gaben hinterher eine schlimme Zugabe angehängt habe. Was St. Simon dem Regenten zuschreibt: die natürliche Grazie bis in die kleinsten und alltäglichsten Handlungen, die Leichtigkeit und unwiderstehliche Liebenswürdigkeit des Wesens, die Fähigkeit augenblicklicher Orientirung in allen Dingen, über die ein Fürst Gelegenheit findet, urtheilen zu müssen: ähnliches wird auch August dem Starken beigelegt. Der Herzog von Orleans war auch ein vollkommener Kenner und Liebhaber der schönen Künste, und componirte selbst Opern.

Die Zusammenstellung zweier solcher Mäcene, wie August der Starke

und Philipp von Orleans (die sich noch leicht vermehren ließe), scheint ein schlimmes Licht auf die Kunst zu werfen. Und doch glauben wir, daß es von wenig philosophischer Bildung zeugt, wenn man die Aufnahme der Künste mit dem Sittenverfall, sei es als Ursache, sei es als Folge, in Verbindung bringt. Wo immer das Geistige, das Edle, das Ideale gefördert wird, da hat man auch eine adäquate Ursache vorauszusetzen: daß diese mit vielen Scheußlichkeiten zusammen bestehen kann, ist freilich ebenso unläugbar. Die Sitten der Höfe waren damals überall ziemlich dieselben; aber nicht überall wurde dem Schönen gehuldigt. Es sei ferne, Verdammungsurtheile abschwächen zu wollen, welche die Geschichte längst gefällt hat; aber wenn man die ewig sich wiederholenden Tiraden von Demagogen, Frömmlern und Hofdemagogen hört, so kann man fragen: hat Carl XII. nicht Schweden tiefer ins Verderben gerissen, als die beiden August Sachsen; und noch dazu, ohne eine Spur seines Daseins zurückzulassen? „Es ist wahr, schrieb Lessing 1753 in den Briefen, das witzige Athen ist hin, aber das tugendhafte Sparta, ist es nicht auch hin?"

August war der erste sächsische Churfürst, welcher als Prinz die sogenannte große Cavalierstour durch Europa gemacht hatte. Die Eindrücke von der Heiterkeit und Offenheit, der Lebhaftigkeit und der Gestaltenfülle des südlichen Lebens und der Feste südlicher Städte, von der feinen Eleganz und dem Pomp französischer Hofunterhaltungen — diese Reiseerinnerungen wollte er an seiner Elbe wiederaufleben sehen. Seine unbehagliche Residenz, die eine starke Festung mit engen Straßen und steilen hölzernen Häusern war, sollte nach solchen Erinnerungen umgestaltet werden; der schöne und leichte Lebensgenuß der Romanen sollte an die Stelle der rohen Amüsements seiner Vorfahren treten.

Auf jenen Reisen hatte er, neben seinen Abenteuern, auch den Künsten einen Blick geschenkt; auch er besaß das Interesse seiner Vorfahren am Technischen. Stundenlang sah er zu, wie der Goldschmied Dinglinger und der Steinschneider Hübner seine eignen Ideen ausführten; bekannt ist, wie er den jungen Dietrich selbst prüfte, indem er ihn in seiner Gegenwart einen Ostade und einen Poelemburg malen ließ; auch bei den gigantisch-üppigen Malereien Fehlings im Großen Gartenpalais und in seiner eignen kupfernen Reiterstatue in der Neustadt, die der Capitän Ludwig Widemann arbeitete, scheint seine Hand im Spiel gewesen zu sein.

Noch stolzer war er jedoch auf die Programme seiner Hoffeste, die er selbst entwarf, bis auf die Costüme, und in Kupferwerken veröffentlichte. Aber damals war das ganze Leben ein Fest, bei dem der König als Dichter, Regisseur und Hauptacteur im Vordergrund stand: die schönen Künste, sofern sie dauernde Werke hervorbringen, halfen gewissermaßen nur die Scenerie dieser großen Oper des Lebens vollenden.

Der Geschmack, in dem er diesen Carneval dichtete, war im Ganzen der französische des Zeitalters Ludwigs XIV.: August war unter den damaligen Fürsten, welche den Hof von Versailles copirten, der großartigste und phantasievollste; während z. B. Friedrich I. von Preußen nur ein pedantischer Plagiarier war.

Damals herrschte im Dresdener Opernhause das classische Theater der Corneille, Racine und Molière; selbst die Opern Lully's behaupteten sich gegen die italienische Musik. Die Gärten von Großsedlitz, Moritzburg und der Große Garten waren Nachbildungen der Schöpfung Lenôtre's; und selbst die antiken Statuen, welche anfangs im Garten des japanischen Palais aufgestellt waren, sollten, wie die Diana, die Copien des Laocoon und des Apollo zu Versailles, keine antiquarische und academische Sammlung sein, sondern die kostbarste Decoration eines fürstlichen Gartens, eine Phantasiewelt vom echten Adel des Alterthums. Im Venustempel zu Pillnitz waren einst die Pastelle der Rosalba vereinigt, jene magischen Schatten gepuderter Armiden, mit ihrem seelenlosen Lächeln und ihren geschminkten Rosen, die nun so verblichen sind, wie ihre blauen Bänder. Sie sind das deutsche Gegenstück zu dem Cabinet Latours im Louvre.

Ohne die Architectur würden alle Künste sich vergebens verbinden, einer Umgebung Anmuth und Formensprache zu verleihen; und die Architectur reicht fast allein schon hin, eine Umgebung zu adeln. Ein großer Brand der Neustadt (1685) gab August die Gelegenheit zur Umgestaltung seiner Residenz; später baute er die Friedrichsstadt. Er und seine Großen führten stattliche Lustschlösser auf; er kaufte den Sulkowsky und Flemming die ihrigen ab. So durchgreifend war die Aenderung, welche diese Paläste, Kirchen und Gebäude für gemeinnützige Anstalten in der Ansicht der Residenz hervorbrachten, daß die Schmeichelei eines „Augusteischen Zeitalters" wenigstens hierin einigen Sinn hatte. Auch dieser August hatte seine Capitale als eine kleine und hölzerne Stadt vorgefunden, als eine große und steinerne zurückgelassen.

Der Hauptzug in dem Baugeschmack Ludwigs XIV. und seiner fürstlichen Nachahmer war das Streben nach dem Grandiosen, vor allem der Raumentfaltung. Colossale Palastsysteme, weite Säle und Gallerien mit einem Ueberfluß hoher lichter Fenster, der classische Pomp römischer Stildecoration, breite geradlinige Straßen und Straßensterne mit hohen steinernen Häusern: das Alles machte zuerst, als man von den mesquinen Verhältnissen der bisherigen französischen Renaissance herkam, einen überaus imposanten, wahrhaft königlichen Eindruck. Aber die Großartigkeit konnte auf die Dauer die öde Monotonie, das Unmalerische, die Rohheit des Details nicht verdecken: man suchte sich nun, besonders im Innern, schadlos zu halten durch den Barockstil,

dessen Verbindung des Ausschweifend-Gesetzlosen und des Capriciös-Zierlichen für die Franzosen einen besondern Reiz zu haben scheint. Die Italiener hatten hierin das Beispiel gegeben. Müde der edeln, aber etwas trocknen Eleganz der Architecten des sechzehnten Jahrhunderts, hatten sie die überlieferten römischen Formen nach ganz malerischen Gesichtspuncten umstilisirt und für gewisse Effecte frei componirt.

Das Grandios-Barocke war nun völlig im Sinn Augusts des Starken; auch seine Stellung als Haupt der polnischen Adelsrepublik paßte ganz gut dazu. Sein Geschmack war grotesk-elegant, gigantisch-verschnörkelt, galant-sultanisch. Man denke an die japanesischen, türkischen und indischen Bizarrerien seiner Prunkgemächer und grünen Gewölbe, an seine allegorisch-phantastischen Planeten- und Nationalfeste, von denen die Chronik Dresdens voll ist, und an die Summen, welche er auf chinesisches Porzellan verwendete.

Das Denkmal, an welchem der Geist Augusts ganz besondern Antheil hatte, war das fragmentarische Gebäude, welches den sonderbaren Namen Zwinger führt, wahrscheinlich weil es kein Gebäude in der Welt giebt, dessen Physiognomie so wenig Zwingerartiges hat. Denn der Architect Pöpelmann, der auch die Elbbrücke baute, hatte wohl nur, wie bei dem weltberühmten Mühlheimer Lager, die Ideen seines Herrn in Scene zu setzen.*)

Der Zwinger diente gelegentlich als Schranke für die großen Hoffeste, besonders für die Carousels; gewöhnlich war er ein Orangerieparterre mit Springbrunnen und Cascaden, Grotten und Bädern. Aber in den Grotten von Meudon, Noissi le grand u. a. würde man vergebens nach etwas Aehnlichem suchen.

Ursprünglich aber soll er als erster Vorhof für ein großes Residenzschloß gemeint gewesen sein, das bis an die Elbe gereicht haben würde. Und denkt man sich diese blauen Dächer und diese vergoldeten Adler mit dem Volk von dreihundert Statuen auf diesem Fuß fortgesetzt: so muß man gestehen, daß ein solches Residenzschloß, unter den Palästen abendländischer Großen, einen Platz für sich eingenommen haben würde: man hätte glauben mögen, es sei durch den dienenden Geist der Wunderlampe von den Ufern des Ganges hierhergebracht worden. Und wenn selbst diese Kunst noch die Römer ihre Ahnen nennt, so muß man auch sagen, daß die Enkel nicht weiter von der Art ihrer Väter abkommen konnten.

Es wäre wahrlich der Zeit zuviel, wollte man alle Widersinnigkeiten und Extravaganzen des Zwingerstils aufzählen. Der Verhöhnungen des Schön-

*) In dem großen Kupferwerk von 1729 nennt Pöpelmann den Zwinger un monument éternel de sa parfaite connaissance dans les Beaux-Arts. August verstand übrigens den Festungsbau.

heitssinns in den plastischen Figuren zu geschweigen. Hier werden die Gliedmaßen der alten Säulenordnungen und die Stilgesetze der Kunst mit ebenso zügelloser Licenz behandelt, wie man anderswo mit den Pflichten des Fürsten und mit den Einkünften des Landes wirthschaftete. Ist es nicht, als hätte die Architectur, überdrüssig des steifen Hofcasernenstils, unter dem Privileg der Maskenfreiheit, ihr altrömisches Costüm in Stücke zerrissen und sich aus den Fetzen eine Harlekinsjacke zusammengesetzt? Wie man damals die Feste, diese vorübergehende Erhöhung des Lebensgenusses, zum alleinigen Inhalt und Zweck des Lebens machte; wie der Regentenberuf in dem Pomp der Ceremonie und Repräsentation aufging: (was war die polnische Krone anders als eine Ceremonie?) geradeso frivol wird hier die Decoration eines Festsaals in einen architectonischen Stil verwandelt. Wirklich kann der Anblick des Zwingers, fast melancholisch wirken, wie die Ansicht eines Ballsaals, in den das Morgenlicht einbricht: mit so gespenstischer Lebendigkeit spricht hier jene Zeit zu uns, als Dresden, wie der Tourist von Loen sagt, „ein bezaubertes Land war, das sogar die Träume der alten Poeten übertraf, wo es unmöglich war, ernsthaft zu sein, und wo man nur spielte und gespielt wurde."

Dennoch ist der Gesammteindruck des Zwingers weit entfernt, ein widerwärtiger zu sein. Ja er kann geradezu berauschend wirken, wenn man sich nur entschließen will, mit Vergessen stilistischer Formenlehre, sich seinen Zauberkreisen zu überlassen.

Zu seinem richtigen Eindruck gehört freilich die Belebung durch jene phantastischen Hoffeste, durch jene Quadrillen in den Rollencostümen der italienischen Comödie; aber er ist selbst ein Fest voll bunter Mannichfaltigkeit. Wir sehen eine feierliche Polonaise von Arcaden, die von Zeit zu Zeit, in den Pavillons, in einen bacchantischen Walzer hineingerissen wird, aus dessen Tumult uns possenhafte Satyrfratzen angrinsen. Hier herrscht graziöse Eleganz, dort groteske Laune und hier wieder naturalistische Imitation; Rhythmus und Wildheit wechseln miteinander ab.

Und mit welcher Gewandtheit, die jedes Griffs sicher ist, hat der Künstler die Theile für die malerische Wirkung des Ganzen componirt! Wer mag dabei mit ihm über die naive Hintansetzung der architectonischen Bestimmung dieser Theile rechten! Genug, daß Alles seinen Gedanken dient, genug, daß er mit seinen Mitteln vollkommen erreicht hat, was er sich vorsetzte, genug, daß ihm sein Stoff nirgends Widerstand entgegenzustellen vermocht hat: auch das ist Kunst.*)

---

*) The most original, and perhaps also the most picturesque building in Germany of this age, is the Zwinger etc. The thing most like it is perhaps the Kaiser Bagh at Lucknow. J. Fergusson, history of modern architecture 1862. S. 338 f.

Eine Parallele zu dem Zwingerstil in dem Rausch des Gesetzlosen, war der Stil, welcher zur Zeit der Regentschaft durch Oppenord und Meissonier, genannt der französische Borromini, bei den Kleinkünstlern und Zimmerdecorateuren zu Paris eingeführt wurde: der Stil der Muscheln und Cartouchen, der allen geraden Linien und regelmäßigen Formen den Krieg erklärte und das Geheimniß der Schönheit in der Wellen- und S-Linie entdeckt hatte. Dieser Stil hatte alle Prachtzimmer der damaligen Zeit überwuchert; auf ihn spielt Winckelmann an in seiner ersten Schrift, da wo er die Ornamentik seiner Zeit angriff.

Nachdem er in den „Gedanken" die Unnatur der Schnörkel und des „allerliebsten Muschelwerks" behauptet hat, „ohne das itzo kein Zierath förmlich werden könne," vertheidigt er im „Sendschreiben" ironisch die Erfindung neuer und willkürlicher Zierathen. Scheine nicht die Natur selbst die so leicht und frei angelegten muschelförmigen Schilder nach den wunderbaren Wendungen unendlich verschiedener Seeschnecken dem Künstler angeboten zu haben? Die Kunst habe gelernt, in ihren Verzierungen zu verfahren, wie die Natur verfährt, ohne Beobachtung von Regeln, nur nach der Regel der Mannichfaltigkeit, — wie die Baumrinde in mancherlei Gestalten wächst; — sie tritt zur spielenden Natur und verbessert und hilft derselben. Sie erkannte, daß in der Natur nichts dem andern gleich ist; sie ging von der ängstlichen Zwillingsform ab, und überließ den Theilen ihrer Verzierungen, sich zusammenzufügen, wie Epicurs Atome gethan."

Wie diese Apologie des Zopf- und Schnörkelstils Ludwigs XV. gemeint war, zeigt die dritte Schrift, wo alle Neuerungen in der Ornamentik verworfen werden, gemäß der Maxime, „daß Werke, die von langer Dauer sein sollen, Verzierungen erfordern, die eine längere Periode als Kleidertrachten haben, also entweder solche, die sich viele Jahrhunderte hindurch in Ansehn erhalten haben und bleiben werden; oder solche, die nach den Regeln und nach dem Geschmack des Alterthums gearbeitet worden."

In der That erscheint uns der Rococostil jetzt greisenhaft, während der griechische Stil noch immer vom Eindruck ewiger Jugend begleitet ist.

Winckelmann hätte es für eine empörende Verunstaltung seiner Bücher gehalten, wenn der Buchhändler sie mit den üblichen zierlichen Rococovignetten geschmückt hätte. „In der Geschichte der Kunst (sagt er in einem ungedruckten Briefe vom 6. October 1759 an Walther, im Besitz des Senator Culemann in Hannover) will ich mich nicht mit deutschen barbarischen oder französischen Fratzen-Figuren beschandflecken."

Der Zwinger war das erste Erzeugniß einer ganz originellen sächsischen Kunst: man begann mit dem äußersten Ende, zu dem man sich jemals im Abendland verirrt hat. Im Innern französischer Schlösser findet man Aehn-

liches; wo aber die Baukunst ihr Antlitz der Welt zeigte, da bewahrte sie gerade in den Palastbauten eine vornehme und strenge Würde; das mathematische Gewissen, die altrömischen Muster waren den Architecten zu mächtig, zumal in einer Stadt, wo die Façade des Louvre von Claude Perrault vor aller Augen stand. Der Ruhm, diese Phantasterei in die Steine der äußern Architectur gebracht zu haben, gebührt Dresden.

Bei einem solchen Ausgangspuncte konnte der weitere Weg der Kunst nur eine Rückkehr zum Verständigen sein. „Ein Mißbrauch, sagt der Hauptfeind und endliche Besieger des Barockstils unter den Dresdener Baumeistern, F. A. Krubsacius, in einer Recension von Göthes Erwin von Steinbach (1773), ein Mißbrauch wird nicht anders als durch sich selbst ausgerottet, — indem er zu einer Höhe wächst, daß man das Ungeheuere gewahr wird."

Diese Rückbewegung ist das Interessante bei der Betrachtung der Bauwerke dieser Zeit. An der Architectur lassen sich die Wandlungen des allgemeinen Geschmacks am besten verfolgen: sie ist gleichsam die Dominante einer wild und tumultuarisch beginnenden, aber allmählich sich beruhigenden und abklärenden Symphonie; — in die auch Winckelmann an einer bestimmten Stelle in seiner Weise eintritt.

Unter dem Nachfolger Augusts II. wurde der französische Geschmack völlig durch den italienischen verdrängt. August III. hatte diesen Geschmack als Churprinz auf seinen Reisen in Welschland eingesogen: er war einer der letzten Fürsten, welche, mit so vielen aus den zwei vergangenen Jahrhunderten, die Italiener für das erste Volk der Welt hielten. Dieses Vorurtheil verdankten die Italiener ihrer Jahrhunderte lang unbestrittenen Herrschaft in der bauenden, bildenden und Tonkunst, der Anmuth vollendeter persönlicher Erscheinung und ihrem weltklugen Tacte; auch fiel noch immer ein Schimmer auf sie aus dem Geistesfrühling der Renaissance, wo sie Europas Lehrer in der Humanität und in der Staatskunst gewesen waren.

So beherrschte nun zu Dresden die neapolitanische Schule des Alessandro Scarlatti in ihren italienischen und deutschen Zöglingen Oper und Kirche. Seit 1750 pflegte Hasse, der Hauptmaestro des italienisch-deutschen Stils für jeden Carneval eine oder zwei Opern zu componiren, — zu Metastasios Versen und für die Stimme seiner Frau, der Venezianerin Faustina Bordoni, welche das Entzücken Europas war. Bibiena und Servandoni besorgten die Decorationen und Maschinen; Sänger, Tänzer, Pantomimiker und sogar ein Hofpoet Pallavicini vollendeten den Character einer italienischen Hofhaltung.

Winckelmann erzählt von dem Aufwand des Carnevals von 1752, wo ein einziges Ballet 36,000 Thaler gekostet habe. Dieß Ballet Pitrôts kam vor in der Zaubertragödie Zoroastro, die Casanova de Seingalt aus dem

Französischen übersetzt hatte; die Musik war von Adam und Rameau; wegen der Decoration war der erste Maschinenmeister und Maler an der großen Oper zu Paris, Pietro Algeri, nach Dresden gekommen. Er rühmt ferner die Pracht der Oper Adriano (von Metastasio und Hasse, am 17. Januar zum ersten male aufgeführt); er schreibt die Zahl 175 nieder, welche der Adreßkalender als Summe des Opernpersonals aufweise; die Solotänzerin Madame Andrée bekomme 6000 Thaler, und ihr Mann bloß als ihr Mann 3000. Er erzählt es, ohne Glossen dazu zu machen. Wenn er später in Italien die Theater besuchte, so fand er überall Dresdener Bekanntschaften; am 30. September 1758 schreibt er aus Florenz: „Mich däucht, ich bin in Dresden: denn die Pilaja singt, und Lenzi und seine Frau tanzen. Der schöne, ja der schönste Belli singt zu Lucca."

Auch sonst war Augusts III. Antheil an der Kunst anders als der seines Vaters. Er erscheint viel weniger als Bauherr großer Stadt-, Palast- und Gartenanlagen, oder als Ermunterer der plastischen Kunst, oder als Componist und Protagenist poetischer Hoffeste, ja nicht einmal recht als Protector der lebenden Kunst. Es war Friedrich II., der die Bildhauer Frankreichs, die Pigalle und Adam beschäftigte und sichs gefallen ließ, daß Knobelsdorf, der einen bessern Geschmack hatte als sein Herr, Potsdam und Berlin mit Erinnerungen an Palladio erfüllte; selbst die Malerei der Zeit, und zwar nicht nur die Franzosen, sondern auch Battoni, beschäftigte er mehr als August.

Nur der Dresdener Oper konnte, was erfinderischen Aufwand des Costüms und der Decoration betrifft, selbst Europa nichts Aehnliches zur Seite setzen, und der Dresdener Gemäldesammlung wenigstens das außeritalische Europa nichts. August III. war ein wirklicher Kenner der Malerei und noch mehr der Kupferstechkunst; wie denn seine Mitwirkung bei der Ordnung des Kupferstichcabinets nach Heineckens Zeugniß die bedeutendste war. Sein Lehrer in der Kunst war der französische Ingenieurofficier und spätere Galleriedirector Raymond le Plat, dessen Gewandtheit und Energie Dresden den Besitz des Haupttheils der Antikensammlung verdankt.*) Die Malerei, zumal die ganz in schönen Formen und sinnlich-malerischen Effecten beschlossene Malerei der nachraphaelischen Italiener (die dem schönen Stil der damaligen welschen Musik analog war), diese Kunst, die am reinsten in einer Stimmung ruhigen sinnlichen Behagens genossen wird, entsprach dem Naturell dieses indolenten, obwohl intelligenten und geschmackvollen Monarchen.

So verliert die Kunst unter ihm den Character des Oeffentlichen und

*) Die Bibliothek des Dresdener Kupferstichcabinets besitzt noch eine für den Kronprinzen aufgesetzte Anleitung zur Kenntniß der Malerei von Le Plats Hand unter dem Titel: Introduction abrégée à la connaissance de la peinture par les noms et manières, les différens goûts de tous les peintres anciens et modernes etc.

Monumentalen (mit einer einzigen bedeutenden Ausnahme) und zieht sich in das Innere des Cabinets zurück. August erfreut sich am ausschließlichen Besitz und ist auf seine Juwelen so eifersüchtig, daß er selbst dem ersten Hofmaler das Copiren derselben abschlägt.*) Die Königin schenkte ihm zu jedem Namens- und Geburtstage ein Gemälde. Das Beste, was er in seinem Leben gesagt hat (wenn er es gesagt hat), ist das „Platz da für den großen Raphael!" als er bei der Aufstellung der sistinischen Madonna im Thronsaal eigenhändig den Thronsessel zurückschob.

Die glücklichste und dauerndste Frucht dieser Vorliebe für das Ultramontane war der Erwerb des köstlichsten Bestandtheils der Gallerie, der hundert modenesischen Tafeln; das originelle und repräsentative Kunstwerk seiner Regierung aber war die katholische Hofkirche, deren Bau fast die ganze Regierungszeit Augusts (von 1739 bis 1751 und 67) anfüllt.

Gaetano Chiaveri, geboren 1689 zu Rom, früher im Dienste des Czaren, gestorben zu Foligno 1770, machte den Riß; aber auch die Bauconductoren und selbst die Steinmetzen (welche damals das italienische Dörfchen an der Elbe gründeten) waren Italiener: nur der Thurm ist von den Deutschen Schwarze und Knöfler vollendet worden. Er war zur Zeit Winckelmanns noch im Bau begriffen; diesen Moment vergegenwärtigen uns noch die bekannten schönen Prospecte in der Gallerie.

Die Dresdener katholische Kirche war eines der letzten, noch tief in unsere Periode vorgeschobenen Werke des italienischen Kirchenstils des siebzehnten Jahrhunderts. Dieser durch und durch pittoreske Stil steht hier noch so zu sagen in vollem Feuer und Flammen: hier ist noch keine Spur von dem erwachten Gewissen der antiken Ordnungen, aber auch noch keine Spur von der kahlen Ernüchterung, welche die Zopfarchitecten des spätern achtzehnten Jahrhunderts classische Einfalt nannten. Die Wellenlinien im Grundriß, der Schattenstreif, welcher in kräftigem Relief durch Gesims, Fensterverdachungen und Pfeilerknäufe hinläuft, die Capellen, welche durch Höhe und Breite den Schein der Tiefe erkünsteln, die mit Gruppen von Viertelspfeilern verstärkten Pilaster, und andere perspectivische Täuschungen, dazu die auf Giebelcurven und Balustrade lagernden und ragenden Heiligenstatuen: das sind lauter wohlbekannte Züge des Stils der Bernini und Borromini, welcher die Städte Italiens mit seinen anspruchsvollen und lärmenden Werken bedeckt hat: dieser Stil scheint hier noch einmal alle seine Künste und Toilettengeheimnisse aufbieten zu wollen.

*) Sulkowsky in einem Schreiben an Erdmannsdorf vom 22. Februar 1734 verbietet Dietrich, die besten Galleriebilder zu copiren, — dont sa majesté est fort jalouse, comme de raison.

Dennoch, kommt man von dem Zwinger her, so glaubt man nach jenen gallischen Extravaganzen eine Rückkehr zum Maßvollen, zum Architectonischen, vor allem zur Schönheit wahrzunehmen.

Gewiß, dieses manierirte Idiom ist selten mit soviel Eleganz und mit so guter Wirkung angewandt worden. Zwar ein schaffender Kopf hat hier nicht gewaltet, keine neuen Wege sind hier angezeigt worden: die Kirche Chiaveris ist kein Werk des Genies, sondern des Geschmacks; sie weist nicht voran, sondern zurück. Aber es giebt Werke, die durch tactvolle Benutzung der Traditionen einer sinkenden Periode, dieser Periode gleichsam die vollen harmonischen Schlußaccorde geben; und zu diesen gehört die Dresdener Hofkirche, in welcher August III. alles vereinigt sehen wollte, was die italienische Baukunst Wirkungsvolles besaß.

Und so entstand in der That etwas in seiner Art Vollendetes, das ebendeshalb schwer zu characterisiren ist. Diese Kirche ist klar und voll malerischen Helldunkels, gewählt und schwungvoll, den Sinnen schmeichelnd, aber auch den Geist erhebend; manche Details mit feiner Zierlichkeit entworfen, und doch Alles in einen leidenschaftlichen Rhythmus der Bewegung hineingezogen.

Am glücklichsten aber ist der italienische Architect auch hier in der Anordnung der räumlichen Massen. Wie geschickt ist die Ornamentik der Renaissance den Traditionen des alten Kirchenstils angepaßt! Wie elegant ist das Problem gelöst, den emporstrebenden und durchbrochenen Glockenthum des germanischen Mittelalters in einen Stil zu übersetzen, der ganz für horizontale Verhältnisse erfunden war! Wie gewandt hat sich der Römer zwischen der nordischen Idee des Thurmes als dominirenden Abschlusses der Außenkirche und zwischen der Isolirung seines Campanile durchgefunden! Mit dem vollkommensten Eindrucke des Schwebens, einer Cathedrale des dreizehnten Jahrhunderts zum Trotz, ragt der gewaltige Oberbau über den Seitengängen, und noch dazu sind alle Streben vollkommen versteckt.

Trat man aber in das Innere, so begegneten uns auch hier wieder die Werke italienischer Pinsel und Meißel, die italienische Kirchenmusik nicht zu vergessen, deren weltberühmte Pflegerin jenseits der Alpen die Dresdener Capelle war.

Neben der Erinnerung an die Gestalten Raphaels, Correggios und Paolos, welche die Phantasie in dieser Nachbarschaft stets umschweben, trägt vornehmlich der Anblick unserer Kirche dazu bei, daß selbst heute noch ein Schimmer des schönen Südens den Namen und die Erinnerung der Elbstadt umgiebt. So scheinen sich auf die köstlichen Prospecte Dresdens aus jenen Tagen von der Hand Canalettos einige venezianische Glanzlichter und Pinselstriche verloren zu haben.

Als sich Lessing auf seiner Rückreise aus Italien in Dresden aufhielt,

äußerte er gegen den Bibliothekar Daßdorf, „er wolle, da sein Reiseplan ihm nicht erlaubt habe, sich in Dresden auf Italien vorzubereiten, nach vollendeter Reise Italien gleichsam in Dresden wiederholen, da man hier so viel Schätze beisammenfinde, die man selbst in jenem Lande zerstreut aufsuchen müsse.“*)

Während in den bisher geschilderten Werken — und in fast allen Prachtbauten von Dresdener Privatleuten bis nach dem siebenjährigen Kriege — der Geschmack des Hofes den Barockstil so stattlich zur Geltung brachte, hatten sich ringsumher, ja in nächster Nähe bereits ganz andere Richtungen erhoben.

Schon begann man in Oberitalien wieder die streng der Antike angeschlossene Renaissance der Baumeister des Cinquecento zu studiren; schon bauten die Magnaten Englands ihre Familiensitze nach den Entwürfen des Meisters von Vicenza; in Frankreich machte man immer ernstlichere Anläufe, die Formen der römischen Baukunst mit archäologischer Genauigkeit zu reproduciren; ja am Dresdener Hof selbst lebte damals Algarotti, der enthusiastische Herold des Palladio, der 1758 an den Grafen Griscavallo schrieb, auch unsere Architectur könnte man nennen, wie Jemand die Musik der Zeit genannt hatte: il sepolcro di Cristo in mano de' cani.

Aber neben denen, die mit Vitruv, Vignola und Palladio in der Hand dem Unfug der Borromini und Guarini steuern wollten, erschienen auch Einige, welche, von rein rationellen Grundsätzen aus, den ganzen Weg, den die Kunst seit der Renaissance gegangen war, und ihren Gesichtspunct bloßer Formschönheit anfochten. Denn wie hätte im Zeitalter der Anfechtung aller Autoritäten, die Autorität des Vitruv und selbst der Griechen verschont bleiben sollen?

Die radicalen Ideen des Pater Carlo Lodoli traten selbst dem hellenischen Tempelstil zu nahe. Sie bestritten die Zulässigkeit einer wenn auch noch so stilisirten Imitation des Holzbaus im schönen Steinbau und die Ansicht daß das Holz die materia matrice dieser Kunst sei. Nichts darf vorkommen in der Darstellung, was nicht auch wahrhaft in Function ist. (Niuna cosa mettere si dee in rappresentazione, che non sia anche veramente in funzione.) Der Stein muß Stein, das Holz Holz darstellen und bezeichnen: jede Materie sich selbst und nichts anderes. Aus dem Nothwendigen muß das Schöne kommen: Cicero irrt sich, wenn er wähnt, daß der Giebel des capitolinischen Jupitertempels auch jenseits der Wolken unter einem regenlosen Himmel schön sein würde.

*) Algarotti singt August III. an:
Amica al nostro ciel Medicea stella
Ravvisavano in Te.

Schon vor diesen und ähnlichen Stimmen hatten selbst in Dresden einzelne Baumeister mit halbdunklem Bewußtsein Principien befolgt, die eine mehr oder weniger entfernte Zukunft — laut ausposaunt, aber bis jetzt noch wenig befolgt hat.

Ein architectonischer Instinct, welcher mit den soeben angeführten Grundsätzen zusammentraf, scheint in einem Dresdener Bürger gelebt zu haben, den sein Jahrhundert als einen „kraftvollen, von dunkeln Idealen erfüllten Geist" mit Befremden betrachtete.

Seit Michelangelo dem Worte Bramantes von der Emporhebung des Pantheons über den Friedenstempel steinerne Realität verschafft hatte und zum ersten male offenbart, was aus der Curve einer Kuppel gemacht werden könne, seitdem hatten bekanntlich alle Capitalen Europas gleichfalls ihren St. Peter haben wollen. In Dresden hatte der Raths-Zimmer- und Baumeister Georg Bähr die Kühnheit, sich neben Buonarroti und Christopher Wren stellen zu wollen. Er brachte den Gedanken seines Lebens erst als Greis zur Ausführung; er hatte beständig mit den Cabalen der welschen Höflinge zu kämpfen; auch erlebte er die Vollendung nicht. Am 16. März 1738 fand er durch einen Sturz vom innern Gerüste freiwillig, wie man sagt, seinen Tod. Chiaveri hatte einen Antrag auf Abtragung der Kuppel eingereicht: — eine italienische Tücke, bei der ihm wahrscheinlich die erfolgreiche Intrigue Borrominis gegen Bernini vorschwebte, der die Abtragung der beiden Glockenthürme von St. Peter wirklich erreicht hatte. Uebrigens ward ihm später Gleiches mit Gleichem vergolten.

Während die Hofkirche durch gefällige Mannichfaltigkeit den römischen Cultus inmitten eines zähprotestantischen Volkes zugleich anmuthig und imposant repräsentiren sollte: so wirkt die Frauenkirche gerade durch die strenge Einfalt des Gedankens und der Mittel. Sie ist, wie die Peterskirche nach Michelangelos Plan sein sollte, ein reiner Kuppelbau. Kein Neben- und Querschiff; die vier flankirenden Nebenkuppeln sind, wie bei Galeazzo Alessis Dom von Genua, durch Thürmchen ersetzt.

Der Ruhm der Kirche Bährs ist eine damals ganz abhanden gekommene Gediegenheit, oder, wie man jetzt sagt, ihre Wahrhaftigkeit. Sie ist von unten bis oben, bis auf Dach, Fensterverkleidungen und Thurmspitzen, ganz aus Sandsteinquadern aufgeführt. Sie ist, wie es in einer Predigt Am Endes heißt, „von Grund aus bis oben hinaus gleichsam nur ein einziger Stein."

Die äußere Kuppel, deren Construction Schinkel genial nannte, besteht aus zwei parallelen Schalen, zwischen denen ein spiralförmiger Gang in die (leider nicht nach Bährs Entwürfen vollendete Laterne) führt. Das Innere ist durch eine flachere Kuppel geschlossen, deren dem Pantheon nachgebildete große runde Oeffnung einen Blick in die äußere Kuppel gewährt.

Diese Gediegenheit ihrer Construction hat auch der Erscheinung der Frauenkirche für das Auge ein Gepräge fester Geschlossenheit gegeben. In der Hofkirche war Alles schlank, leicht, alle Theile deutlich auseinander gerückt; hier ist Alles compact, gewichtig, sie steht da, wie aus einem einzigen Erzguß hervorgegangen. Sie hat nicht nur den Bomben der Preußen im Jahr 1759 getrotzt: ihre Silhouette mit den flankirenden Thürmchen ist als der gefälligste Punct in der Ansicht Dresdens anerkannt; und ihre Grundlinien haben selbst den barbarischen Ungeschmack der fast an den Pagodenstil erinnernden Ornamentik überwältigt. Kurz, wir haben hier wieder einmal ein Werk, dessen malerischer Effect aus der Lösung der statischen Aufgabe hervorgeht; ein Schritt war wenigstens gemacht nach dem Ziel aller schönen Baukunst: — Schönheit aus Wahrheit. Fergusson meint, wenn man auf diesem ganz neuen Weg fortgegangen und wenn das Princip nicht mit seinem Urheber gestorben wäre, so würde die neuere Architectur vielleicht nach wenigen Uebergangsgliedern alles Wünschenswerthe erreicht haben, nämlich einen originellen modernen Baustil.

In Frankreich wurde im Anfang der fünfziger Jahre ein schonungsloser Angriff auf den Modestil geführt, in dem Essay sur l'architecture des Jesuiten Laugier (1752). „In der Natur wie in der Kunst, heißt es hier, ist überall nur ein Weg für eine Wirkung": mit diesem Satz ist über alle Willkür baumeisterlicher Erfindung der Stab gebrochen. Indem er ferner behauptet, daß alles, was gegen die Natur ist, wohl wunderlich (singulier), aber nie schön sein könne, leitet er die Formen aller Bauglieder aus ihrer Function ab; und es ist ein Vergnügen zu sehen, wie vor seiner einfachen Logik diese ganze decorative Lügenarchitectur, — diese gerollten Giebel und gewundenen Säulen, diese Pilaster und Nischen, Attiken und Mansarden, diese Arcaden über Säulen und Kuppeln über Arcaden, und alle die Reifröcke, Steckelschuhe und Fontangen einer altgewordenen coquetten Kunst herabfallen; und wie die drei hellenischen Ordnungen, als ein Gewand, das einen schönen Leib schön verhüllt und offenbart, allein stehen bleiben und dennoch, wenn man Laugier glauben dürfte, den kühnsten mittelalterlichen und französischen Bauideen, von denen die Alten sich nichts haben träumen lassen, so bequem sich anpassen.

Während nun der wackere Bähr in der Ornamentik noch auf erbarmungswürdige Weise den schlechten Zeiten seinen Tribut bezahlte: so bekannte sich eben damals ein anderer Dresdener Baumeister zur höchsten Einfalt in der Ornamentik, indem er lediglich durch schöne Verhältnisse wirken wollte. Dieß war Jean de Bodt (1670—1745), ein französischer Refugié, früher im Dienste Friedrichs I., seit 1728 „Director sämmtlicher Gebäude" am sächsisch-polnischen Hof. Er gab dem Berliner Zeughaus seine jetzige Gestalt, indem

er den zopfigen Aufsatz der Attika aus dem Entwurfe Nehrings entfernte und das Gebäude durch eine Balustrade abschloß. Sein Hauptwerk ist das japanische Palais, ein Schloß von klar durchdachten, tadellosen Verhältnissen und edler Wirkung, die Flächenorganisation, die Contouren des Daches sind bei aller Einfachheit nicht ohne Eleganz: der dem Bauherrn so theuere japanesische Zopf ist auf einen möglichst schmalen Raum verwiesen.

Von Bodts Schüler Zacharias Longuelune, der die Neustädter Hauptwache baute, beklagt es Hagedorn (um das Jahr 1770), daß er keine Schüler gebildet habe, da die gegenwärtigen Lehren in der Academie größtentheils als Fortpflanzung seiner Grundsätze anzusehen seien. Der Sieg dieses gereinigten Geschmacks war das Verdienst seines Nachfolgers, des gelehrten Baumeisters Friedrich August Krubsacius (1718 † 1790), der den Lehrstuhl der Baukunst an der neuen Academie erhielt. Damit wurde zum Programm einer Schule, was Bodt und Longuelune vereinzelt erstrebt hatten. In Krubsacius' Entwürfen erkannte Hagedorn den Geschmack für die majestätische Einfalt, den man selten und nur an der Quelle des Alterthums erwerbe. Wirklich wird in den Bauten dieses Mannes ein neues Blatt aufgeschlagen; freilich fallen sie erst nach unserer Zeit (sein Hauptwerk, das Dresdener Landhaus, gehört ins Jahr 1774), und Winckelmann blieb Krubsacius (nach einem Briefe vom 28. Juli 1761) fremd; obwohl er ganz mit ihm übereinstimmt, wenn er behauptet, „daß das Schöne in der Baukunst vornehmlich in den Proportionen bestehe, und daß ein Gebäude durch sie allein schön werde und sei, ohne Zierathen (1763)."

Krubsacius hat viele Beiträge in Gottscheds Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit und in die Bibliothek der schönen Wissenschaften geliefert; er suchte das Laurentinum des Plinius und das Vogelhaus des Varro zu reconstruiren, er beschäftigte sich mit der Reform der schönen Gartenkunst; seine Grundsätze aber spricht er in den „Gedanken über den guten Geschmack von Verzierungen" (1759) aus. Im Anschluß an Laugier behauptet er, daß die Baukunst, wenn sie nur nach den Regeln des schönen Alterthums, der Verhältnisse und des Ebenmaßes ausgeübt werde, auch ohne Beihülfe der Sculptur und Malerei schön und einnehmend sein könne, und daß diese Künste nur außerwesentliche Zierathen geben. Er kommt durch eine universalhistorische Revue zu dem Ergebniß, daß allein die Griechen den rechten Weg getroffen haben, weil sie die Schönheit der Natur suchten und bei der edeln Einfalt blieben.

Man darf nicht verschweigen, daß sein architectonisches Verständniß einseitig war: er hat keinen Begriff davon, daß die schöne Baukunst der stilisirten Imitation von Natur- und Phantasiegebilden und selbst der malerischen

Ingredienzien keineswegs entrathen kann, und daß am wenigsten die griechische Baukunst ihrer entrathen hat. Seine eigenen Erfindungen sind etwas nüchtern und hölzern, seine Reproduction des antiken Details etwas roh und unrein; hier und da sieht doch noch der Zopf hervor.

Dennoch war es ein großer Schritt, das Bessermachen des Guten endlich aufzugeben, der Architecturmalerei des Rococo gründlich zu entsagen und wieder bei den Griechen anzufangen.

Soweit diese Skizze der Kunst des Dresdener Barockstils. Eine Gruppe von Werken, die bei aller Verschiedenheit die Familienähnlichkeit nicht verläugnen, alle, mehr oder weniger, die Sprache der Manier und des Verfalls reden. Aber sie sprechen sie mit eigener Zunge; sie haben uns etwas zu sagen (was sehr viel und heutzutage sehr selten ist), und wir verstehen, was sie uns sagen wollen. Genuß darf sich Jeder versprechen, der es für der Mühe werth hält, sich etwas mit ihnen einzulassen; und, was merkwürdig ist, dieser Genuß ist ein anhaltender. Diese Werke gaben Dresden bisher die so schätzbare und in modernen Städten so seltene Einheit des architectonischen Characters, welche erst in der neuesten Zeit gebrochen worden ist, indem man sich nicht versagen konnte, eine Probe unserer zum neuen Leben galvanisirten Gothik dazwischen zu stellen.

Aber mitten unter diesen Herrlichkeiten, deren berauschende Wirkung selbst wir noch nachempfinden können, und die damals mit dem Reiz der Neuheit auf die Phantasie eindrangen, erhob Winckelmann die Rede vom Verfall der Neueren und von der Nachahmung der griechischen Werke.

Die Plastik der Schule Bernini's.

L'ennui du beau nous fait aimer le laid.
J. B. Rousseau.

In einem Briefe vom 4. Juni 1755 berichtet Winckelmann an Berendis, der theilweise Zweck der ihm übersandten Erstlingsschrift sei die Widerlegung Bernini's. Nun haben zwar die Angriffe auf Bernini in dieser Schrift keineswegs den hiernach zu erwartenden Umfang, auch hat er später diesen Bildhauer aus einem ganz anderen Ton angelassen. Doch müssen sich ihm die Werke seiner Schule bereits in Dresden breit genug aufgedrängt haben, also daß er schon damals in ihrem Haupte den Verderber der Kunst hatte erkennen können.

Wirklich befanden sich zu jener Zeit im Großen Garten an hundertundfünfzig Marmorwerke italienischer, deutscher und französischer Nachfolger Berninis, die zahlreichen Sandsteinsculpturen nicht mitgerechnet.

Satyrn und Centauren standen am Thor und auf den Rampen des lachenden Gartenpalais', mit dem einst (1680) Johann Georg IV. die Reihe der Dresdener Prachtbauten eröffnet hatte; sie luden mit schelmischem Grinsen in das Innere. Allegorien des Ruhms, der Wahrheit, der Bildhauerkunst wechselten mit ebenso mysteriösen Taxusbäumen; in der Mitte von Beeten mit Buxbaumarabesken und Blumenmosaiken tummelten sich rundlich-elastische Putten; am Ende von Laubgewölben stieß man auf jene räuberischen Entführungen und zärtlichen Heimsuchungen, die Lieblingsgruppen der Gartensculptur. Ariadne und Bacchus, Diana und Endymion, Zephyr und Flora, Hercules und Iole, Nessus und Dejanira — spiegelten sich im Weiher und versteckten sich in den Nischen der grünen Architectur. Seit Giovanni da Bologna's Raub der Sabinerin auf dem großen Platze zu Florenz und noch mehr seit Bernini's Raub der Proserpina genossen diese Scenen besonderer Gunst: sie wurden unendlich variirt: sie gaben Gelegenheit zu pyramidaler Aufthürmung der Gruppe, zu schwindelndem Schweben, und zu allerhand lüsternen hinauf- und hinabgehenden Bewegungen. Kein Plätzchen, wo dem Besucher nicht Statuen, Büsten und Heroen über die Schulter blickten, oder colossale Marmorvasen mit Reliefs entgegenragten.

Ueberall war man in Gesellschaft Ovids und der alten Götter, nur waren sie aus den hellen, stillen Höhen des Olymp etwas heruntergefallen in die Sphäre der Coulissen, der Boudoirs, der Alkoven.

Die blendend weißen, zum Theil glänzend polirten Marmorleiber, mit ihren momentanen Attitüden, ihrer unruhigen Bewegung, ihrem bacchantischen Muthwillen, standen in seltsamem Contrast zu der bizarr-etikettenmäßig frisirten Natur. Und wenn in diesem Garten sich einmal zwischen das Parfüm von Höflingsgedanken und Galanterie ein Lüftchen Phantasie von den grünen Bäumen her verirrte: so konnte es scheinen, als seien diese dunkelgrünen Tamarindenpyramiden und Obelisken verzauberte Kobolde, welche die armen Götter und Göttinnen mitten in ihrem Vergnügen in starren Bann gelegt hatten, der grüne Spuk den weißen Spuk. —

Zweiunddreißig der besten Stücke waren in dem Kupferwerke Le Plats (1733) mit den Antiken zusammen herausgegeben worden. Jetzt sieht jeder Knabe, daß die Antiken diese Modernen todtmachen, und daß die Modernen neben solchen Pendants nur Gelächter erregen können. Damals glaubte man die Griechen weit hinter sich zu haben. Man hatte ihre Poesie und ihr Wunderbares herübergenommen, und die Trockenheit, die Kälte und Härte ihrer starren Idealbilder beseitigt.

Bernini ist es, so verkündigte Coypel in der Academie der Künste zu Paris (in seinen Discursen vom J. 1721), der in seine Werke ein Feuer, ein Leben, eine Wahrheit des Fleisches gebracht hat, wie man es selten in

Antiken findet, und ein graziöses, lebhaftes und malerisches Wesen, welches er Correggio und Parmiggianino ablernte. Dieß sind die Werke, welche das neue Rom denen des alten zur Seite stellt.

Die Italiener hatten den Anfang gemacht, den wilden Stil der Berettini und Lanfranco aus der Malerei in die Sculptur zu bringen; und die Franzosen gingen seit Ludwig XIV., der von Bernini gemeißelt sein wollte, zu Rom in die Schule. Aber die italienischen Bildhauer erhielten wieder von Paris die galante Tournüre, die gezierte Grazie der Bühne; und die Deutschen copirten alle Ingredienzien des Modestils kleinlich und gewissenhaft, zuweilen noch bernineskер als Bernini selbst.

Es gab wohl kaum einen Ort, wo man so gut sehen konnte, wie der Stil, den Bernini als Haupt der römischen Kunst zur Zeit Urbans VIII. einer ganzen Generation von Künstlern und einem Jahrhundert aufgedrängt hatte, die Unterschiede des Nationalgeschmacks bis auf einen gewissen Grad beseitigt hatte; wie diese Kunsttradition gegen jedes Eindringen anderer Einflüsse aus der Natur oder aus der Antike fest verschlossen war; wie diese despotische Manier sogar die Individualität der Künstler, ja fast die Grade des Talents nivellirt hatte.

Die Marmorwerke des Großen Gartens waren unter August II. theils in Dresden gearbeitet, theils durch Le Plat in Rom gekauft oder bestellt worden. Nur ein Werk von Bernini selbst war dabei, die einzige biblische Persönlichkeit in einer ganz heidnischen Gesellschaft. Es ist die Statue Johannes des Täufers, jetzt in der Hofkirche. Der Wüstenprediger, mit dem ascetischen Körper eines Eremiten des Spagnoletto, apostrophirt, wie es scheint, die Pharisäer, die zu seiner Taufe kommen, aber mit den Geberden eines römischen Capuciners oder Advocaten. Er ist heftig von seinem Sitz aufgefahren, als wolle er den Widersacher beim Schopf fassen; aber nein, er kämpft mit dialectischen Waffen: wir sehen es an dem Gestus, mit dem die Rechte den linken Mittelfinger argumentirend zurückbiegt; so weit zwar, daß wir fürchten, er möchte sich im Eifer des Plädirens das Gelenk ausrenken.

Von Algardi waren zwei Gruppen spielender und balgender Kinder angekauft worden: Algardi's Putten wurden denen des Fiammingo gleichgestellt. Der Flamländer du Quesnoy sollte nach damaligem Künstlerglauben (wie uns Winckelmann erzählt), ein neuer Prometheus, zuerst den Kindern die ihnen eigene Unschuld und Natur gegeben haben; die Alten hätten in ihren Kindern zu wenig Kindisches, zu viel ausgewachsene Form, zu wenig Milchfleisch und zu viel angedeutete Knochen; Niemand ahmte ihre Cupidos nach. Man war stolz, einen Punct gefunden zu haben, wo nur die Neueren canonische Muster aufwiesen.

An die Bravourstücke des Antonio Corradini (dessen Meisterwerk die ganz

verschleierte Pudicizia in der Capelle der Duchi von S. Severo in Neapel ist) wird man wenigstens erinnert in der Gruppe der Zeit, welche die Wahrheit entschleiert; von demselben sind die zwei Gruppen der Centauren. Die Zeit, welche die Wahrheit gen Himmel trägt, ist von Pietro Balestra. Die Lucrezia Francesco Barata's aus Venedig ist später durch Vertauschung des Dolchs mit dem Kreuze, zum Pendant des Täufers gemacht worden. Die plastisch nachgeahmten Thränen, die hinsinkende Erschlaffung, das zerrüttete Gewand und auch die weichen Formen sollten zum Ausdruck äußerster Zerflossenheit des Schmerzes zusammenwirken. Sonst begegnet man noch den Namen des Venetianers Catasi, der Franzosen François und Pierre Coudray, Vater und Sohn, und des Fr. Hurtrel. Für die Krone aller Werke galt, nach der Angabe J. W. von Bergers, die Vestalin Tuccia.

Unter den Namen deutscher Bildhauer steht obenan Balthasar Permoser (geboren zu Kammerau in der Pfalz 1650 † 1732). Vierzehn Jahre hatte er in Italien, sechzehn Jahre bei Friedrich I. von Preußen gelebt, nach dessen Tode ihn August II. übernahm. Ein leidenschaftlicher und lebenslustiger Sonderling ging er der Mode zum Trotz mit langem Bart, mit Lederkoller und Degen und einem rothen Mantel darüber. Von ihm ist der Saturn an der Brücke und die Kanzel in der Hofkirche, einer jener absurden Wolkenklumpen mit Cherubim, die weniger an den Himmel, als an die Fricassee des Wehrwolfs erinnern. Er meißelte sich im achtzigsten Jahre sein eigenes Grabdenkmal, dessen verwitterter Schatten noch auf dem katholischen Friedhof an der Grenze der Zerstörung schwankt. Es ist eine Kreuzigung, ein gemeißeltes Gemälde, in welchem die entsetzlichste Manier mit echtem Gefühl seltsam durcheinandergeht. Ihm folgten Paul Herrmann, der ihn in Zartheit weiblicher Statuen noch übertraf, und Paul Egel; beide erfüllten mit steinernen, thönernen und elfenbeinernen Werken Gärten und Salons in Leipzig und Dresden. —

In allen diesen Werken zeigte sich, so weit wir aus den Ueberbleibseln schließen dürfen, die bekannte Virtuosität der Technik, welche die widerstrebendsten Gegenstände mit spielender Leichtigkeit auf den Marmor übertrug, und in der Wiedergabe der morbidezza des Fleisches oder vielmehr der Haut eine fast illusorische Naturwahrheit erreichte. Die Oberfläche dieser Marmorkörper scheint wirklich die Nachgiebigkeit und den Flaum, ja den Incarnat und die in jedem Moment spielende Elasticität des Lebens zu haben.

Diese modernen Pygmalionen haben wirklich, wie ihnen zahllose trunkene Betrachter und Dichter nachrühmten, dem Stein seine Starrheit und Kälte genommen, ihn zu Fleisch erweicht und erwärmt. Aber sie haben auch die plastische Nacktheit ihres keuschen griechischen Adels entkleidet; es ist nun nicht

mehr die Nacktheit, deren Gewand die Schönheit ist. Ihr Marmor glüht nicht von dem himmlischen Feuer des Prometheus, sondern von der „Wollust der Oberfläche"; er will Auge und Phantasie des Betrachters ebenfalls wollüstig hinschmelzen. Die Griechen heiligten den Marmor zur Apotheose der Schönheit, diese haben ihn entweiht zur Apotheose des Fleisches.

Saturn und Asträa, Diana und Endymion gaben nur die frostigen Vorwände der Allegorie und Mythologie her zu jenen lüsternen Annäherungen und Berührungen verdrehter Körper, die durch zweifelhaft halbes Zuflüstern eines faunischen Geheimnisses noch pikanter werden sollten. Die Alten mit ihrem unfehlbaren, artistischen und moralischen Instinct hatten solche Motive den unzweideutigen Symplegmen naturwüchsiger und cynischnaiver Satyrn und Hermaphroditen zugewiesen.

Aber diese Bilder haben für uns nichts Verführerisches. Eher wundern wir uns, daß es einst Leute gab, die ihre Gesellschaft vertragen konnten; wir möchten sie um ihre sinnliche Genußfähigkeit fast beneiden, die ihnen durch keine Einsprache aus den Regionen des Geistes und des Gedankens verkümmert wurde. Sonst müßten sie diese Melodramen geziert-lüsterner Geberden gelangweilt haben, sonst würde ihnen gegraut haben vor dem Blödsinn dieses öden Sinnentaumels; die Leere einer solchen Faunenexistenz müßte sie angegähnt haben.

In keiner Kunst zeigte sich der allgemeine Verfall unerfreulicher und gesetzloser, als in der Plastik.

Statt der großen Natur, die uns durch Einfalt und Anmuth von dem leidigen Zwang conventioneller Lüge erlösen soll, sah man nur die Geberdensprache der Schauspielkunst, der Verbildung und der Unreinheit; statt plastisch maßvoller Beschränkung der Leidenschaft, ihre äußersten Enden; statt der feierlichen Stille der Andacht die Paroxysmen der Schwärmerei. Der Bildhauer Couston sagte, nur das Leben gebe Grazie und Größe; aber hier suchte man das Leben in überraschten und augenblicklichen Verwirrungen der Geberden, in dem Zufälligen ohne Bedeutung, ohne Würde, ohne Schwerpunkt. Mit Scharfsinn wurde das Widersinnige ausgesonnen; wie ein Sommerfaden schwebt, was ein schwerer Marmorblock ist; für die Ewigkeit ist mit den Prätentionen aller räumlichen Dimensionen fixirt, was weder durch die Gesetze der Statik, noch durch die Convergenz der Linien das Recht auf ein mehr als momentanes Bestehen hat, was nicht einmal in unserer Erinnerung eine Spur hatte zurücklassen können.

Und von dieser Kunst wagte Dandré Bardon noch 1765 zu sagen, daß sie das von den Alten überkommene Erbtheil nicht heruntergebracht, sondern mit mancherlei Köstlichkeiten vermehrt habe!

Hier aber, am Eingang seiner Laufbahn empfing Winckelmann jene ersten

Eindrücke, die Italien nur bestätigte und verstärkte. Von hier an war ihm der Stil Bernini's das Widerspiel der Schönheit, der Antike, der wahren Kunst: Bernini galt ihm als der böse Genius der modernen Plastik. —

Das ganze Statuenheer des großen Gartens ist bis auf vier Gruppen und einige Vasen während der Belagerung Dresdens im Jahre 1759 von den Preußen zertrümmert worden. Viele Werke, die Tausende gekostet hatten, dienten damals vandalischem Frevel als Zielscheiben der Büchsen, wie in Mailand Lionardo's Modell des Franz Sforza den gascognischen Arkebusiren Ludwigs XII. In dem officiellen Bericht werden als total ruinirt 28 Statuen, vier Gruppen, als stark beschädigt fünfzehn Statuen, zwölf Gruppen und 56 Brustbilder bezeichnet u. s. w. Die Antiken, welche in dem Pavillon versteckt waren, wurden nur dadurch gerettet, daß die inständigen Bitten des Concierge den preußischen General endlich bestimmten, eine Salve Garde davorzulegen. Die zum Theil noch herstellbaren Trümmer wurden vor etwa dreißig Jahren versteigert und sind theilweise nach England gegangen.*)

Erst als Böttiger beim Goldsuchen die Meißner Porzellanerde fand, erhielt die Plastik der Rococozeit das Material und die Dimensionen, für die sie eigentlich bestimmt war. In dieser niedlichen, unnachahmlich gebliebenen Welt, (deren goldene Zeit ebenfalls mit dem siebenjährigen Krieg zu Ende ging), diesem wahren Pantheon des Rococozeitalters haben wir das einheimische Gewächs, zu dem sich die exotische Kunstpflanze acclimatisirte. Für diese artigen, munteren, graziösen, phantastischen, gepuderten Leutchen, deren Gang ein Tanz ist, war die menschliche Größe offenbar viel zu plump; der weiße Marmor war nichts für sie, wohl aber die vornehm blassen, geschmackvoll harmonischen Farben dieser feinen Erde mit ihrer schimmernden, durchscheinenden Oberfläche. Glücklich die Zeit, welche sich mit so kindlicher Heiterkeit über dieß aus dem Spiegel der Kunst zurückgeworfene Puppenspiel ihres Daseins belustigen konnte!

Der Modellmeister der besten Zeit war Joh. Joachim Kändler (geb. 1706), der nie aus Sachsen herausgekommen ist. Im Jahre 1750 brachte er sein Meisterstück, einen sieben Ellen hohen Spiegelrahmen mit Console, als Geschenk für Ludwig XV. selbst nach Paris; und Sèvres mußte Meißen die Palme lassen. Kändler modellirte seine schönsten Stücke aus freier Hand, ohne Skizzen

*) Die Zerstörung dieser armen marmornen Hamadryaden des sächsischen Versailles ist wie ein Symbol des Endes jener leichtfertigen und kunstreichen Zeit. Damals schrieb Friedrich der Große an Algarotti (10. März 1760): Cette campagne vient d'abîmer la Saxe. ... Misérables fous que nous sommes, qui n'avons qu'un moment à vivre, nous nous rendons ce moment le plus dur que nous pouvons, nous nous plaisons à détruire les chefs-d'oeuvre de l'industrie et du temps, et de laisser un mémoire odieuse de nos ravages et des calamités qu'ils ont causées!

und Modelle. Er unternahm auf Brühls Antrieb eine Reiterstatue Augusts III., die siebzehn Ellen hoch werden sollte.

Winckelmann erwähnt die Meißner Porzellanplastik bei Gelegenheit der alten Vasen. „Wie unendlich prächtiger, ruft er, müssen nicht solche Geschirre von Kennern des wahren Geschmacks geachtet werden, als alle so beliebten Porzellangefäße, deren schöne Materie bisher noch durch keine echte Kunstarbeit edler gemacht worden, so daß auf so kostbaren Arbeiten noch kein würdiges und belehrendes Denkmal eingeprägt gesehen wird. Das mehrste Porzellan ist in lächerliche Puppen geformt, wodurch der daraus erwachsene kindische Geschmack sich allenthalben ausgebreitet hat."

Wenn diese wahrhaft churfächsische Plastik hier mit der antiken Töpferkunst zusammengebracht wird, so muß man freilich verstummen. Aber ist die Zusammenstellung nicht etwas ungalant? Hat sich Gulliver einfallen lassen, gegen das Volk von Lilliput von der Kraft seiner Arme Gebrauch zu machen?

Die Antikensammlung.*)

Winckelmann nennt in dem angeführten Briefe, neben der Widerlegung Bernini's, als weiteren Zweck seiner ersten Schrift, die Bekanntmachung unseres Schatzes von Antiken.

Die Einkäufe, durch welche dieser Schatz zusammengekommen war, fanden fast sämmtlich unter August II. statt: sie begannen mit der Erwerbung der besten Sachen aus der Brandenburgischen Sammlung (1723); den Kern aber bilden die Antiken des Fürsten Agostino Chigi, früher im Palast Odescalchi zu Rom. Le Plat, der mit dem Ankauf beauftragt war, gelang es, noch 32 Antiken des Cardinals Albani hinzuzufügen, weil durch diese erst, wie er glaubte, die Sammlung eine königliche (chose royale) werde.

Es scheint sich von selbst zu verstehen, daß diese Sammlung, damals die einzige bedeutende Antikensammlung Deutschlands, in Dresden Winckelmanns angelegentlichstes Studium war. Woher sonst hätte er die schöne Characteristik des antiken Stils schöpfen sollen, dessen Anempfehlung die Absicht seiner Schrift war? Diese Schrift scheint ganz aus den Eindrücken der Antikensammlung entstanden zu sein. Denkt man sich diese Alten in der Nachbarschaft der soeben geschilderten modernen Werke, so giebt es keinen unterrichtenderen Contrast: die moderne Folie, auf der die Antike hier erschien, behielt sie bei Winckelmann für alle Zukunft. Herder pries das deutsche Florenz, daß an den Gebilden seiner Kunstschätze Winckelmann erwacht sei. Und es gab in der That jenseits der Alpen nichts, was sich nur im Entfern-

*) K. A. Böttiger, Vortrag über das Dresdener Antikencabinet (in s. kleinen Schriften, von Sillig II.). H. Hettner, die Bildwerke der königl. Antikensammlung. Dresden 1856. W. G. Becker, über den Bildhauer Canova, im deutschen Mercur 1799.

testen mit dieser Sammlung messen konnte, wenn man sich nach Vorbereitungen für seine spätere römische Wirksamkeit umsieht.

Es war zwar nur eine italienische Schmeichelei, wenn Winckelmanns Freund und Begleiter auf seiner letzten Reise nach Deutschland, der Bildhauer Bartolomeo Cavaceppi, gegen Daßdorf äußerte, die Sammlung könne mit dem Capitol zu Rom um den Vorzug streiten. Aber das ist richtig, wenn man jetzt das Erdgeschoß des japanischen Palais durchwandelt, und wenn dann unter der in solchen Sammlungen römischer Großen unvermeidlichen Masse späterer mittelmäßiger Handwerkerarbeit — wiewohl immerhin antiker Handwerkerarbeit — allmählich die guten Sachen hervortreten und mit Hülfe der von Winckelmann angezündeten historischen Lichter nach den Zeiten sich gruppiren: dann sollte man meinen, daß unser Kunstforscher hier so gut wie in Rom die ersten Grundlinien seiner Ansicht von griechischen Stilnüancirungen hätte entwerfen können.

Es fehlte nicht an lehrreichen Beispielen für fast alle Entwickelungsphasen griechischer Kunst; und eben so wenig an würdigen Nachbildungen der in alter und neuer Zeit gepriesenen Meisterstücke. Um einige von diesen konnte selbst Italien Dresden beneiden.

Zwei lehrreiche Beispiele archaistischen Stils eröffneten die Reihe: die Pallas, damals freilich noch durch modernen Kopf und Arm entstellt; und die dreiseitige Basis, welche für egyptisch galt. Das Haupt einer sonst sehr verstümmelten Athene (194) erinnerte an die herbe Strenge des hohen Stils und sein Pallasideal; bei dem Torso einer zweiten Athene (191) hat die Berechnung des gesenkten Antlitzes für einen hohen Standort, die Anzeichen einer abwehrenden Haltung, der kühne Wurf des Schuppenpanzers und die Großheit der Faltenbrechung am Chiton von jeher an die Athene Promachos des Phidias erinnert.

Die peloponnesisch-argivische Schule, vielleicht Polyklet selbst, war durch ein Werk vertreten, in welchem die vollkommenste Wissenschaft des Körpers versammelt war: den sich salbenden Athleten, damals als Mercur maskirt. Aber am reichsten war die Sammlung an Capitalwerken des schönen Stils der zweiten attischen Schule.

Der Niobekopf gab dem florentinischen wenig nach; er reichte hin (nach Böttigers Worten), um in diesen Zügen der heidnischen Dolorosa das Vorbild der Schmerzensmutter bei Guido und Domenichino ahnen zu lassen. Es gab schöne Wiederholungen des Eidechsentödters Apollo, eine Gruppe von Eros und Psyche, die zunächst auf die capitolinische folgt; einen flötenblasenden Satyr nach Protogenes' Motiv, einen weitgepriesenen Faun des Praxiteles, dessen Satyrknaben wahrscheinlich auch der viermal wiederholte bachische Mundschenk nachgebildet ist, der schon vor hundert Jahren für die schönste männliche Figur der Sammlung galt.

Als die Krone des Cabinets aber scheint man von Anfang an die Venus Anadyomene angesehen zu haben: schon in Le Plats Werk wurde sie durch eine fünffache Darstellung in eleganter Linienmanier ausgezeichnet. Casanova behauptete zuerst ihre Superiorität an Adel, Kunst und Reinheit vor der mediceischen — die nur besser ausgearbeitet und erhalten ist; selbst Canova bei seinem Besuch in Dresden im Jahre 1798 wollte ihr wenigstens die schönere Form des Kopfes nicht abstreiten. Hier würde Winckelmann den ihm an der Florentinischen verhaßten porträtartigen Zug des Grübchens in dem „platten Kinn" nicht gefunden haben: es ist bekannt, daß er dieser Venus deshalb den Namen einer hohen Schönheit absprach.

Und so gab es hier auch für das letzte Aufleuchten alter Kunst Beispiele in dem Kämpferverein des hadrianischen Spielplatzes und in dem Bacchus-Antinous: bis zu dem geistlosesten Realismus des Porträts und dem letzten Verfall der Technik in römischen Kaiserbüsten wurde der Kreis alter Kunst vollständig durchlaufen. —

Aber von allen diesen Werken ist in Winckelmanns erster Schrift nicht Eines erwähnt; nicht Eines ist ihm bei späteren naheliegenden Anlässen als Beispiel eingefallen. So oft er von seinen Besuchen in der Gallerie erzählt, die Antikensammlung wird nirgends erwähnt; erst im November 1754, drei Vierteljahre vor seiner Abreise nach Italien, hat er sie zum ersten male besucht.

In dem Sendschreiben über die Empfindung des Schönen, wo er die außeritalischen Antikensammlungen aufzählt, gesteht er zwar Dresden den Besitz des größten Schatzes von Antiken zu; „aber, fährt er fort, ich kann das Vorzüglichste von Schönheit nicht angeben, weil die besten Statuen in einem Schuppen von Brettern, wie Heringe gepackt standen und zu sehen, aber nicht zu betrachten waren. Einige waren bequemer gestellt, und unter denselben sind drei bekleidete weibliche Figuren, welche die ersten herculanischen Entdeckungen sind." Sonst nennt er noch die Agrippina, die Büste des Caracalla, zwei Reliefs und die beiden Symplegmen, von welchen das eine, zu Nettuno gefunden, im höchsten Stil sei. (Brief vom 7. März 1762.) Auch Le Plats Werke und seine „schlechten Kupfer" sah er zum ersten male in Rom.

Man war im Besitz der köstlichsten Proben griechischen Stils; man hatte etwas wie einen Abriß alter Kunstgeschichte in nächster Nähe; aber das Licht war unter den Scheffel gestellt: wer die Antike kennen lernen wollte, mußte sich mit Abdrücken geschnittener Steine begnügen. Diese waren die einzigen Quellen der Archäologen, (wie Lippert), die sich so eifrig um Kenntniß des echten, alten Kunststils bemühten. Bei allem, was man aus jener Zeit liest, ist es, als ob diese Sammlung gar nicht existirt hätte. Daher sagt Hagedorn, daß die Verdammung der Antiken in die Pavillons und Schuppen des großen

Gartens fast den Ruhm der Erwerbung von Modena aufwiege. Aus dieser Verdammung wurden sie erst im Jahre 1785 erlöst.

Doch waren die wenigen Stücke, welche Winckelmann sehen konnte, nicht die schlechtesten.

Die sogenannten Vestalen waren die jüngste Erwerbung. Sie sind auch dadurch denkwürdig, daß sie die ersten Spuren zeigten zur Entdeckung der unterirdischen Schätze Herculanums. „Sie kamen, erzählt Winckelmann, an das Tageslicht, da annoch das Andenken derselben gleichsam unter der Vergessenheit, sowie die Stadt selbst unter ihren eigenen Ruinen vergraben und verschüttet lag. ... Sie wurden schon unter den deutschen Himmel versetzt und daselbst verehrt, da Neapel noch nicht das Glück hatte, ein einziges herculanisches Denkmal, so viel man erfahren können, aufzuweisen. Sie wurden im Jahre 1706 in Portici bei Neapel in einem verschütteten Gewölbe gefunden, da man den Grund grub zu einem Landhause des Prinzen von Elbeuf, und sie kamen unmittelbar hernach, nebst anderen daselbst entdeckten Statuen in Marmor und Erz, in den Besitz des Prinzen Eugen nach Wien. Dieser große Kenner der Künste hat, um einen vorzüglichen Ort zu haben, wo dieselben könnten aufgestellt werden, vornehmlich für diese drei Figuren eine Sala terrena bauen lassen, wo sie nebst einigen anderen Statuen ihren Platz bekommen haben. Die ganze Academie und alle Künstler in Wien waren gleichsam in Empörung, da man nur noch ganz dunkel von ihrem Verkauf sprach, und ein jeder sah ihnen mit betrübten Augen nach, als sie von Wien nach Dresden fortgeführt wurden."

Daß auch Winckelmann diese Römerinnen im Costüm der Mnemosyne für Vestalen hielt, ist ihm in sofern zu verzeihen, als man, wie Böttiger sinnig bemerkt, diese Bezeichnung „in der geistigsten Potenz" gelten lassen kann. „Ihre himmlische Ruhe, fährt er fort, ihre sich in sich selbst einschmiegende züchtige Sittsamkeit mußte selbst dem entartetsten Zweifler hohe Ehrfurcht vor dem Schönsten in der Natur, vor dem huld- und tugendbegabten Weibe gebieten. Welch neue Geheimnisse der Kunst, die noch in der Draperie sich verherrlichte, als alle Körperideale schon längst erschöpft waren, und in den Gewändern selbst ein Mittel fand, das Nackte aus jedem Fältchen zu enthüllen, werden uns hier aufgethan!"

Hirt, der sie für die Frau des Germanicus, die Tochter des M. Agrippa, mit ihren Töchtern hielt, meinte, sie allein würden die Sammlung berühmt machen. Canova bewunderte sie „mit einer Art von frohem Erstaunen" und gestand, daß er nie etwas so Schönes in seiner Art gesehen habe. Er kehrte von anderen Kunstwerken immer aufs neue zu denselben zurück, untersuchte sie aufs genaueste und bekräftigte sein Urtheil mit jedem male stärker. Selbst

auf der Rückreise schrieb er von ihnen an W. G. Becker, den Herausgeber des Augusteums.

Wie dem Schiffer die Lichterscheinung der Leucothea im Toben der Meereswogen, so müssen Winckelmann diese Vestalen inmitten der Entführungsgruppen der Corradini und Valestra erschienen sein: wie die ragenden Säulen eines Tempels, um welche, nach den Worten eines Dichters der Gegenwart, „ein Hauch der Ewigkeit weht."

Auch die sogenannte Agrippina ist eines der Juwelen des Antikencabinets. Hirt nennt ihre Haltung und Gestaltung wahrhaft sophocleisch: er hatte zuerst (1796) die richtige Erklärung der Statue als Ariadne ausgesprochen, die zwei Jahre später Canova bestätigte.

Sind diese wenigen Stücke alles, was Winckelmann von Antiken in Deutschland gesehen hat? Hat er mit so geringen Anschauungen gewagt, als Interpret alter Kunst aufzutreten?

Wenn man seinen enthusiastischen Ausbruch über „die erstaunlichen Werke" in Potsdam liest, wo er im Jahre 1752 zweimal, und zwar im März auf drei Wochen zu Besuch war, und wenn man die Bemerkung über den angeblichen Nutzen dieser Reise dazunimmt: „den Entschluß, sich auf einen gewisseren Fuß in Rom zu setzen": so könnte man denken, daß die Antiken des Königs von Preußen einen viel älteren und entscheidenderen Eindruck auf ihn gemacht hätten, als die Dresdener.

„Ich habe Wollüste genossen, schreibt er am 11. März, die ich nicht wieder genießen werde. Ich habe Athen und Sparta in Potsdam gesehen und bin mit einer anbetungswürdigen Bewunderung gegen den großen Mann erfüllt."

Es war die Zeit, wo Algarotti und Voltaire bei Friedrich lebten. Der eine schenkte ihm gerade damals sein Zeitalter Ludwigs XIV.; ohne ihn war die Tafel, nach dem Ausdruck des Italieners, wie ein Ring ohne Edelstein*); der andre sandte dem König, außer Trüffeln und Bottarga's, den neuen venezianischen Palladio und Zeichnungen des Pallastes Pitti. Der Cardinal Quirini schickte durch seines Landsmanns Vermittlung fünfhundert Ducaten für die katholische Hedwigskirche, die das Ebenbild des Pantheon werden sollte; Lord Burlington auf demselben Wege die Thermen des Palladio, den Palast von Chiswick und den egyptischen Saal zu York; Villiers ein Hündchen. Dieß war das Potsdamische Athen.

*) I pensieri gli spruzzano di bocca vivi e frizzanti, come da' corpi elettrici per eccesso, e stuzzicati come faville, e fiocchi di lume. Non è mai che quel tesoro di tutte le cose la memoria nol trovi aperto a ogni suo piacimento: e la sua ricchezza non è in cedole, ma in bel contante. Algarotti, lett. 9. maggio 1751.

Seit der Beendigung des ersten schlesischen Krieges (1744) hatte Friedrich diesen Sitz seiner Ruhe geschaffen; doch stand damals erst das Schloß: das neue Palais und die Gemäldegallerie wurden bekanntlich erst nach diesen Jahren begonnen. Die Antiken, welche aus dem Nachlaß des Cardinals Melchior von Polignac († 1741) gekauft wurden, standen anfangs im Speisesaal des Charlottenburger Schlosses. Die zehn schönen Statuen, welche 1729 bei Frascati in den Ruinen des Landhauses des Marius gefunden und von Lambert Sigisbert Adam als Gruppe Achills unter den Töchtern des Lycomedes ergänzt worden waren, kamen erst viel später in den Antikentempel zu Sanssouci. Winckelmann hat sie nie gesehen: auch die aus dem alten Brandenburgischen Thesaurus zurückgebliebenen Antiken kannte er nur aus Begers Werk.

Nur die köstliche Bronzestatue des Knaben mit der Geberde eines Betenden für den Sieg in den Kampfspielen, damals Ganymed genannt, stand schon auf der Terrasse. Sie war vermuthlich gleichzeitig mit den Herculanischen Gewandstatuen entdeckt und von Clemens XI. dem Prinzen Eugen geschenkt worden; Friedrich kaufte sie von dem Fürsten Liechtenstein für zehntausend Thaler.

Aber Winkelmann scheint bloß von den modernen Werken einen Eindruck mitgenommen zu haben, und zwar keinen angenehmen. Von den französischen Statuen des Rondels waren damals erst die Diana und die Amphitrite von dem ältern Adam aus Nancy angekommen; sowie die beiden Geschenke Ludwigs XV., Mercur und Venus von Pigalle. „Die Zärtlichkeit seiner sitzenden Venus, spottet Winkelmann, ist in einer Empfindung, in welcher ihr das Wasser aus dem Munde, welcher nach Luft zu schnappen scheint, laufen will: denn sie soll vor Begierde schmachtend aussehen.“ „Unmöglich schien es mir, sagt er an einer andern Stelle, dergleichen Urtheile (zu Gunsten der Neueren) zu widerlegen bei einem Russen von Stande, welcher auf seiner vorgegebenen dritten Reise nach Italien, in Gegenwart anderer Personen mir sagte, daß er alle Statuen, Apollo, Laocoon, den farnesischen Hercules, nichts achte gegen den Mercur von Pigella.“ Dieser Mercur, allerdings ein in seiner Art wunderbar graziöses und geistreich contrastirtes Werk, galt damals für den Triumph der französischen Sculptur.*)

Um wieder nach Dresden zurückzukehren, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß ganz ohne Einfluß die stumme Predigt der Antiken denn doch nicht geblieben war. Winckelmann erzählt uns, „daß der berühmte Mattielli, dem nach Algarotti's Worten**) Polyclet daß Maß und Phidias das Eisen gab,

*) Le Mercure de Pigalle est regardé comme la figure le plus heureusement composée qui soit sortie de l'école française. Lettres sur la peinture, la sculpture et l'archit. Amsterd. 1749. S. 131.

**) Winckelmann spielt an auf die poetische Epistel an August III. (Opere VIII, p. 84. f.), wo es heißt:

noch in Wien die drei herculanischen Statuen mit dem mühsamsten Fleiß in Thon copirte, um sich den Verlust derselben zu ersetzen. Er folgte ihnen einige Jahre nachher" (nach Lipsius war er es, welcher August III. auf sie aufmerksam machte) „und erfüllte Dresden mit ewigen Werken seiner Kunst; aber seine Priesterinnen blieben auch hier sein Studium in der Draperie, worin seine Stärke bestand, bis in sein Alter."

Lorenzo Mattielli († 1748) hatte seit 1734 in Wien gearbeitet; er war nach Füßli der erste gewesen, der einen grandioseren und kühneren Stil in der Sculptur einführte. Seit 1743 erscheint er in Dresden als Hofbildhauer und Inspector der antiken und modernen Statuen: Dresden und seine Gärten sind voll von Zeugnissen der Fruchtbarkeit und Leichtigkeit seines Meißels. Er lieferte Modelle für Porzellanpüppchen und für Colossalwerke, wie die große Wasserkunst im Marcolinischen Garten. Dieß ist eine ganz stattlich aufgethürmte Gruppe: Neptun und Amphitrite an der Spitze, einherrauschende Tritonen, lagernde Flußgötter und Vasen am Fuß; ein Werk, voll von der Lebhaftigkeit der Phantasie, der summarischen Kenntniß des menschlichen Körpers und der außerordentlichen Leichtigkeit in Bewältigung großer Steinmassen, die ihn nach dem Urtheil der Kenner characterisirte.

Seine Hauptwerke in Dresden waren indeß die neunundsiebzig Statuen an der Façade, dem Thurm und auf den Balustraden der Hofkirche. Wenn man ihren decorativen Character, ihre Bestimmung für eine so entfernte Höhe und seine Abhängigkeit von Vorbildern in Anschlag bringt, wenn man von jener Zeit nichts von dem fordern will, was man heute Kirchenstil nennt: so muß man gestehen, daß hier alles gethan ist, was gethan werden konnte.

Zwar erkennt man in diesen Figuren recht wohl die dem Reisenden Italiens zum Ueberdruß bekannten Heiligen Bernini's mit ihrer momentan-dramatischen Action: kein Gebildeter würde heute mehr diese Gestalten zu Vermittlern zwischen dem Heiligen und seiner Einbildungkraft wählen. Aber ihr Verdienst liegt auch nicht in den Motiven, sondern in der stilistischen Veredlung dieser Motive. Verglichen mit den vulgären Andachtsbildern des siebzehnten Jahrhunderts zeigen sie eine überraschende Annäherung an den plastischen Stil. Die wilden Verdrehungen haben sich zu maßvoller Haltung beruhigt; kaum finden sich noch hier und da Ueberbleibsel der windgeschwellten, rauschenden und schwerbrüchigen Draperien; sonst ist die Gewandung wirklich

Ecco da un sasso a poco a poco uscire
Morbida Ninfa, o muscoloso atleta
Di sotto a' colpi di Mattiello. A lui
Lo scalpello diè Fidia, onde di Paro
Vinca gli antichi onor Ligure marmo.

voll antiker Reminiscenzen, welche die malerische Faltengebung zu verdrängen streben. In manchen Köpfen der Balustraden (denn die Statuen am Thurm darf man nicht ansehen) ist die Einfalt und der Adel wahrer Schönheit.

Erst aber wenn man sie in der Nähe untersucht, wird man gewahr, mit welch siegreicher Sicherheit Mattielli seinen Meißel führte. Er muß auch in seinen Pirnaer Sandstein hineingeschlagen haben, wie man Stücke Käse schneidet, — ein Vergleich, den Thorwaldsen von den carrarischen Marmorarbeitern brauchte. Einige Unregelmäßigkeiten in den Verhältnissen, die gesenkte Haltung des Kopfs, verrathen die Rücksicht auf die Untenansicht. Hagedorn (Betrachtungen, S. 546) meint unsern Künstler unter „dem Italiener, der den griechischen Geschmack mit Zuneigung gegen die Deutschen vereinigte, und dessen kühnem Kunstgriff, Statuen mit Rücksicht auf ihren hohen Stand zu bearbeiten, man deshalb auch Gerechtigkeit widerfahren ließ."

Wirklich zeichnen sich die Statuen in der weitesten Entfernung auf der hellen Himmelsfläche mit vollkommner Deutlichkeit ab, bis auf die inneren Linien der Draperien, in welchen keine störende Durchschneidung vorkommt. Der Eindruck der Leichtigkeit ist dann fast wie bei den characteristischen Figürchen, welche die Nadel Jacques Callots mit einigen geistreichen Strichen vollkommen lebendig hinsetzte.

Die Malerei und die Gallerie.

Die Malerei gewährte keinen erquicklicheren Anblick als ihre Schwesterkunst: man würde gern über sie weggehen, wenn nicht Winckelmann seine kunstcritischen Sporen an ihr verdient hätte. Das Hauptunternehmen zur Zeit Augusts III. waren die Altargemälde der Hofkirche: hier sieht man alles beisammen, was die in Sachsen gastirende welsch-französische Kunst aufbringen konnte. Winckelmann hatte in einem Aufsatze über die Gallerie diese Bilder so scharf mitgenommen, daß er seinen Freund Berendis um Geheimhaltung des Manuscripts bat: „Ein Maler von Metier ist wie ein Musicus, wo man ihn in seiner Kunst angreift, eine rächende Creatur." (11. Jan. 1753.)

Diese Maler gehörten meist zu dem Schwarm der Schüler Lebruns und Solimena's. Charles Lebrun, der Alleinherrscher der bildenden Künste unter Ludwig XIV., wie Bernini unter Urban VIII., verstand es, pomphafte Gruppen in ungeheuern Plafonds zu disponiren; sonst ist er trüb in der Farbe, vag in der Characteristik, roh im Detail, schwerfällig in den Formen: am schrecklichsten jedoch durch seine barocke Mischung von Römischem und Modernem, von französischen Theaterattitüden und Grimassen mit den Spolien seiner archäologisch-mythologischen Belesenheit. Ein Schüler Lebruns war Louis Silvestre (1675 † 1760), der erste fremde Maler, den Le Plat an den churfächsi-

schen Hof brachte. In seinen ersten Werken zu Dresden steht er auf der Höhe seines Talents: in den Plafonds des mathematischen Salons im Zwinger (1717 und 23), die Erhebung der Psyche in den Olymp, ist wirklich ein Schimmer aus der Farnesina: das blühende Colorit, die jugendlich vollen Formen dieser auf Wolken gruppirten großen Kinder stimmen ganz zu dem Eindruck träumerisch sinnlichen Behagens, wie es für solche epicureische Götterphantome paßt. Aber mit der Zeit wollte Silvestre nur noch Porträts malen, wobei sich sein Beutel sehr gut, die Kunst aber desto schlimmer stand. Sein letztes Gemälde, das Abendmahl, sandte er 1752 aus Paris. Sein Nachfolger war der frühere Bildhauer und spätere Director der Academie, Charles Hutin, ein Schüler des François Lemoine.

Der Neapolitaner Francesco Solimena, anfangs ein Bravour- und Schnellmaler, suchte dem leeren Tumult seiner Gemälde durch grelle und fleckartig (a macchie) gegeneinandergesetzte Contraste von Licht und Schatten eine blendende Wirkung zu geben: und wirklich fand auch diese neue Kunst Bewunderer und Nachfolger, Macchianten genannt.

Einen Schüler dieses Solimena, den Steffano Torelli, der sich durch Studium der Carracci etwas verbessert hatte, brachte der Churprinz Friedrich Christian aus Bologna mit (1740). Aber ihn und die andern italienischen Plafondmaler, wie Giambattista Groni, Antonio Pellegrini aus Venedig und andere „glückliche Kunstwindbeutel" verlohnt es wahrlich nicht der Mühe, einer Critik zu unterwerfen.

Die Historienmalerei war der ausgelebteste Zweig der damaligen Malerei; aber sie galt einmal für den vornehmen und fürstlichen Zweig; sie hatte die Decoration der Schlösser und Kirchen herkömmlicher Weise zu besorgen; sie war ein Theil der Hof- und Kirchenetikette. Ihre conventionelle Manier, durch Academien fortgepflanzt, war in der bildenden Kunst etwa dasselbe, was die Tragödie in der Poesie. Ihre Götter und Heiligen sind academische Schemen, zuweilen, durch die Verschmelzung von leicht angeeigneten Darstellungsformen großer Vorbilder, von ganz stattlichem Ansehen; wenn etwas von Leben in sie drang, so kam es vom Theater, aus den großen Couren, aus den Boudoirs.

Alle ihre Bewegung bestand in Versuchen immer flüchtigerer Combinationen des nun bald vergeudeten reichen Erbes, im Auftreiben immer hohlerer, immer brausenderer, immer rascher verbrauchter Effectmittel. Wie ihre Formen und Motive academisch allgemein waren, so waren auch ihre Jünger Cosmopoliten: sie durchzogen Europa, ganz ebenso in Neapel und in Petersburg, in Paris und München, in Madrid und Wien zu Hause.

Kein lebendiger Sproß war von diesem abgelebten Stamm mehr zu hoffen: die eine Zukunft in sich fühlten, mußten sich anderwärts neue Anfänge

suchen. Und während in den Elogen und Leben der Maler beständig Genies entdeckt wurden, welche die Zeichnung Raphaels, die Farbe Tizians, die Großheit Bonarrotis und die Grazie Allegris vermählten: so ahnten einige Kenner, daß die Krankheit eine Krankheit zum Tode sei, und fürchteten, daß Italien das vier Jahrhunderte lang glorreich geführte Scepter der Kunst im Begriff sei, für lange Zeit, wo nicht für immer, zu entfallen.

Aber wer wird auch an diese Maler denken, wenn von der Malerei in Dresden die Rede ist! Ein Blick auf sie entschuldigt es, daß man sich für die Gegenwart in der Vergangenheit entschädigen wollte. Im sechzehnten und neunzehnten Jahrhundert erfüllte die Liebhaberei ihre Mission in Aufträgen, an welchen die Talente erstarkten: im achtzehnten mußte man Gallerien anlegen.

Vieles von dem, was damals die Einkünfte des Staats verschlang, verging wie ein Rausch: das Echteste und Reinste ist auch das Einzige, wovon eine wahrhaft dauernde Furcht zurückgeblieben ist.

Der Anfang der Gallerie fällt schon in die Zeit Augusts II., der im Jahre 1722 alle in der Kunstkammer, den Schlössern und Kirchen zerstreuten Gemälde im „Reisigenstall am Jüdenhof" vereinigen ließ. Dadurch wurden die schönen Künste erst von den curiosen Künsten, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, geschieden, und die übersichtliche Zusammenstellung weckte den Sammelgeist. Ohne eine gewisse Leidenschaftlichkeit und folglich Ausschließlichkeit dieses Sammeleifers hätte eine solche Gallerie nicht zusammengebracht werden können. Dazu gehörte die in der modernen Kunstgeschichte einzige Zeit, welche mit dem Regierungsantritt Augusts III. beginnt und mit dem siebenjährigen Krieg endigt, wo fast ganz Europa von Sachsen her mit Netzen umsponnen wurde; wo fürstliche Liebhaberei und das Interesse eines schlauen Majordomus, sie zu beschäftigen, wo weise Verwaltung tüchtiger Kenner und Hofcabale, Gewinnsucht und die Gewohnheit, dem höchsten Amüsement gegenüber die Gelder des Landes für unerschöpflich zu halten, zu einem Zweck zusammenwirkten; wo Maler und Dilettanten, Ministerresidenten und Abenteurer, Kunsthändler und bedrängte Finanzminister, Cardinäle und ihre Kammerdiener, kurz wo Himmel und Erde in Bewegung gesetzt wurden, um alles, was irgend noch loszumachen war, an der Elbe zusammenzubringen.

Diese Gallerie ist ein Erzeugniß des achtzehnten Jahrhunderts; darin liegt ihre Einheit des Characters; und selbst die Geschenke des Zufalls waren oft Geschenke eines sinnreichen Zufalls.

Die italienische Malerei vor Raphael war jener Zeit noch ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch: die Unvollkommenheit der Darstellungsmittel warf einen undurchdringlichen Schatten auf alles, was sie von treu geschauten, zart-

gedachten und tiefempfundenen Motiven besaß: die Cinquecentisten waren wie eine mächtige Gebirgskette, die alles zudeckte, was jenseits lag.

Dagegen von dem Augenblick an, als die Malerei zu den Sinnen sprach, als sie ihrer Werkzeuge vollkommen Herrin, und eigentlich malerisch wurde, — wo in der Welt wäre sie vollzähliger und glänzender vertreten! Correggio, der modernste unter den Cinquecentisten, für Viele unsrer alterthümelnden Zeit der Anfang des Endes, vergegenwärtigt uns den verfeinertsten und berauschendsten Sinnenzauber südlicher Kunst. Er war der Liebling jener Zeit: erst in ihm sollte der letzte Rest gothischer Steifigkeit und Härte, Leblosigkeit und Starrheit verschwunden sein. Von drei Männern aus drei Nationen, Algarotti, Mengs und de Brosses, wird übereinstimmend erzählt, daß sie beim Anblick seiner Werke den Raphael selbst um Vergebung gebeten hätten und zu Correggio gesagt, Du allein gefällst mir! Der genannte Italiener meinte, sein heiliger Hieronymus sei vielleicht das schönste Gemälde, das je aus eines Menschen Hand hervorgegangen; und welche Summen bot nicht Friedrich II. dafür, bei dem auch die so arg gemißhandelten mythologischen Stücke Wiederherstellung und Ruhe fanden. Gewiß, die Erinnerung an die Tafeln Correggios war bei August III. der stärkste Reiz zum Ankauf der Modenesischen Gallerie; mit ihnen wurde auch das Galleriewerk eröffnet.

Auch Paolo Veronese ist in keiner Gallerie in so einnehmender Fülle vertreten. Von ihm sagt derselbe Sprecher des Zeitgeschmacks, daß er seine Werke schmückte mit allem Anmuthigen, was er sah, mit allem Bizarren, was ihm durch den Sinn fuhr, und mit allem, was Gemälde prächtig, adelig und des größten Fürsten würdig machen kann. Seine Gebäude wolle man nicht bloß sehen, sondern bewohnen, und bis in ihre Winkel durchstreifen.

Eine so stattliche Vertretung der Lombarden und Venezianer (denn auch Tizian kann man hier kennen lernen) und der italienischen Kunst überhaupt von der Epoche des Colorits an, und dazu die fast verwirrende Fülle, in der die niederländische Malerei ihr Füllhorn von Kleinodien des Helldunkels und der Farbe ausschüttet: diese Vereinigung macht, wie gesagt, die Dresdener Gallerie zu der ersten der Welt für den Genuß und das Studium des Colorits und seiner Herrlichkeiten. —

Die Theilnahme an der Kunst ändert sich, jenachdem die Kunst selbst schöpferisch oder erschöpft ist. Diejenige Betheiligung an ihr, der die großen Gallerien des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ihre Entstehung verdanken, ist freilich sehr verschieden von der lebendigen Betheiligung an den Schöpfungen einer lebendigen Kunst, um die wir das Zeitalter des Phidias und Julius II. beneiden.

Aber das Interesse dieser Zeit war auch noch nicht das gelehrte Interesse: sie wollten keine historischen Museen gründen. Solche Museen sind sehr un-

terrichtend; wahre Illustrationen der Kunstgeschichte können sie sein; aber wer Gemäldesäle nicht betritt, um Geschichtsstudien zu machen, wird er seine Rechnung finden in diesen, künstlerisch betrachtet, doch etwas rohen und despotischen Zusammenladungen der feindseligsten Geister, die ihn fortwährend mit gegenseitig sich zerstörenden Eindrücken bestürmen? Ist es ein Wunder, wenn er diese Säle mit einer Erschöpfung verläßt, welche oft von dem trostlosesten Unglauben an alle Wunder der Malerei begleitet ist?

Aber die Sammler dieser Zeit wollten nicht Kunstgeschichte lernen, sondern das Schöne genießen, und deshalb haben sie so schöne Gallerien zusammengebracht. Mit vielen ihrer Lieblingswerke wissen wir wenig anzufangen: die eclectische Nachblüte der italienischen Malerei z. B., die in der Dresdener Gallerie so stattlich vertreten ist, wie streng und summarisch verfährt unsere Critik mit ihr!

Jene aber konnten es loben, daß die Guido, Annibale, Maratta wie Bienen Honig aus verschiedenen Blumen gesammelt hätten; sie untersuchten wenig, ob auch alles so lebendig, originell und zusammenstimmend war. Sie waren gern in der Gesellschaft dieser edeln Gestalten, mit ihren großen Idealköpfen und ihren anmuthigen Bewegungen und Wendungen, ohne daß sie ängstlich ihren Stammbaum prüften. Sie freuten sich an der Vollkommenheit der Darstellungsmittel, dessen, was man die Sprache der Malerei genannt hat, und sie verziehen der Eleganz dieser Sprache den Mangel an Gedanken, geradeso wie es die alten Humanisten mit ihren Virgilischen Gedichten und Ciceronischen Reden machten; während uns das Gehaltvolle selbst verdächtig ist, wenn es nicht im Ringen mit einer unausgebildeten Sprache seine Tüchtigkeit bewährt.

Unsere ernste, tiefsinnige und grüblerische Critik, welche an die Kunst lauter Gewissensfragen stellt, hat vielleicht Recht; aber zugestehen muß man, daß sich grübelnder Ernst mit Genuß schwer verträgt. Zum Genuß gehört Leichtigkeit des Lebens und Denkens. Das Bedürfniß und die Fähigkeit des Genusses des Schönen machte jene Zeit zur classischen Zeit der Gallerien. —

Indeß wenn man jetzt an Manchen vorbeigeht und Manches vermißt: einige Werke sind zum Glück da, welche die Gläubigen aller artistischen Confessionen um sich sammeln. Vor ihnen erlischt die Eifersucht der Nationen; und selbst Zeiten, welche die äußersten Enden des Geschmacks durchliefen, haben sich ihnen stets gleich nahe gefühlt; wie der Polarstern des Homer

μόνοι εἰσὶν ἄπειροι λοέτρων Ὠκεάνοιο.

Um der Madonna des Holbein zu huldigen, brauchte man kein altdeutscher Sonderling zu sein, ja nicht einmal ein Deutscher. Algarotti brachte sie aus Venedig nach Dresden: das schönste deutsche Gemälde, sagte er, müsse in die erste Gallerie Deutschlands kommen. Ihm schien der Baseler Meister die

Preise Raphaels und Lionardos vereinigt zu haben: die äußerste Vollendung im Kleinen mit dem Effect des entschlossensten und keckſten Pinsels: in ihrem Antlitz fand er sogar etwas Himmlisches. Als sie der arme Piazzetta in Venedig bei ihm gesehen, sei er wie gebannt gewesen und habe gerufen: Questi xe visi, nu depensemo delle maschere. (Der macht Gesichter, wir liefern Masken!)

Auch Winckelmann meinte von Holbein, wenn er die Werke der Alten hätte betrachten und nachahmen können, so würde er (wie Dürer) ebenso groß, als Raphael, Correggio und Tizian geworden sein, ja sie vielleicht übertroffen haben.

Algarotti; Dietrich; Heinecken.

Da Algarotti schon mehrmals genannt worden ist, so werden einige Bemerkungen über diesen interessanten Mann, der eine der vordersten Figuren im Dresdener Kunstleben war, am Orte sein.

Francesco Algarotti (geboren zu Venedig 1712, † 1764) wurde zu Bologna durch Eustachio Manfredi in die Mathematik, durch Beccari in die Anatomie und Physik eingeführt, während er im Hause des Zannotti (nach seinen Worten) die Milch der Philosophie und den guten Geschmack einsog; hier bildete sich sein Auge an einer köstlichen Sammlung von Handzeichnungen. So begründete sich die Doppelneigung zu den exacten Wissenschaften und zu den schönen Künsten alter und neuerer Zeit, der er durch sein ganzes Leben treu blieb. Während er in Padua unter Lazzarini das Griechische studirte und zu Rom sich in die Alterthümer versenkte, versuchte er in dem Neutonianismo per le dame dasselbe für die neue Farbenlehre, was sein Freund Fontenelle in der pluralité des mondes mit der carteſianischen Astronomie vorgenommen hatte.

Seine Vollkommenheit als Diplomat, Welt- und Hofmann, und nicht weniger als liebenswürdiger Mensch, neben einer Orientirung in allen geistigen Interessen seiner Zeit, machte ihn zum hochgeschätzten Gesellschafter der Großen. Fünfundzwanzig Jahre lang correspondirte er mit Friedrich II., der ihn und seine Familie in den preußischen Grafenstand erhob. Auch am Hofe Augusts III. war er gern gesehen. Eine Zeit lang hatte er die Stelle des Antiquars des Churprinzen Friedrich Christian, auf die sich Winckelmann später so lange Hoffnung machte und zu der er wirklich die Ernennung erhielt. Die Gallerie verdankt ihm einige ihrer Kleinodien; er brachte auch die sogenannten drei Grazien des Palma, die Krippe nebst zwei anderen Gemälden Maratta's und das Chocoladenmädchen des Liotard über die Alpen. Er entwarf ein Museum für Dresdens Kunstschätze, einen großen quadratischen Bau mit

vier corinthischen Loggien und mit Kuppeln in den Ecken und der Mitte. Dieses Museum wurde in eine poetische Vedute der Piazza von S. Domenico zu Bologna aufgenommen, und zwar an der Stelle der Kirche dieses Namens.

Algarotti gehörte zu den wenigen Italienern, welche ein Auge hatten für den Verfall ihrer Nation: er meinte, es sei ein Tagesschlummer, den sich freilich die nachsehen dürften, welche so früh angefangen und soviel geschafft hätten.*) Er suchte eine Erneuerung im Zurückgehen auf die reinen Quellen; aber er fand in diesem secolo frullo e bagatelliere mehr Anklang diesseits der Alpen, besonders in England. Er lobte es, daß man wieder auf Dante und die Altitaliener zurückgehe und beschäftigte sich mit einer Umgestaltung der Oper nach der Analogie der griechischen Tragödie. Er rief Schmach über die Maler, besser pennellisti, welchen das Wissen Pedanterei und die Schönheit der Natur trocken erscheint; er erhob mit dem Canonicus Crespi den Weheruf über die Restauratoren, diese schlimmsten Vandalen der Kunst, welche damals überglättend unter den kostbarsten Statuen wütheten und vor seinen Augen die Gallerie des Ulysses von Primaticcio in Fontainebleau verwüstet hatten. Er schwärmte für Fra Bartolomeo, und glaubte, daß in Raphael ein Punct erreicht sei, den die Menschheit wohl schwerlich überschreiten solle.

Die Antike gilt ihm als „Muster und Spiegel der Schönheit." Selbst die Kinder des Fiammingo wollte er nicht als einen Rechtstitel der Neueren auf gesetzgeberischen Beruf im Reiche des Schönen gelten lassen: in solchen Skizzen der Natur könne es keine schöne Form geben.

Er glaubt, die christliche Religion sei nicht die Religion der Dichter und Maler, wohl aber die heidnische, die ganz gemacht gewesen sei, den Sinnen zu schmeicheln, die Leidenschaften zu erhöhen, die Einbildungskraft zu entzücken und von Demuth, Buße und Weltentsagung nichts wußte. „Ihre Götter waren empfindende Wesen und fast sichtbar. Das Meer war bevölkert von Tritonen und Nereiden, die Flüsse von Najaden, die Hügel von Oreaden; in Wäldern hausten Silvanen und Nymphen; von den höchsten Gottheiten leiteten sich die großen Reiche, die edelsten Geschlechter, die gefeiertsten Heroen ab. Ihre Götter betheiligten sich an allen menschlichen Dingen; an Hectors Seite stand Apoll. Alle Dinge scherzten vor ihrer Phantasie, sogar die Hölle." (Ogni cosa appresso gli antichi giocava dinanzi alla fantasia.)**)

---

*) Gl' Italiani hanno conquistato il mondo con le armi, lo hanno illuminato con le scienze, ripulito con le buone arti, e lo hanno governato con l'ingegno. Non fanno al presente, egli è vero, una gran figura. Ma egli è ben naturale che si riposi ancora colui de ha faticato dimolto, e che dorma alcun poco fra giorno chi si è levato prima degli altri di gran mattino. Pensieri diversi. Opp. VII, 12.

**) Algarotti, saggio sopra la pittura 1762. Opere T. II. S. 170 f. Lettere T. V. VI.

Eine solche Gallerie konnte nicht ohne alle Einwirkung auf die Kunst der Gegenwart bleiben, und Hagedorn erzählt uns wirklich, daß fremde Künstler ihren Stil nach einigen Jahren ihres Dresdener Aufenthalts verbesserten; er nennt Rotari, Torelli und Roos.

In den Gemälden des Grafen Pietro Rotari aus Verona (1708—1762) ist wenigstens eine gründliche Abkehr von der wilden und leeren Unruhe der damaligen Compositionsweise, ein Streben nach Einfalt und Empfindung bemerklich. Sie würden zu den erfreulicheren der Zeit gehören, wenn Rotari nur nicht (wie ihr abscheulicher Bleiton beweist) jeder Sinn für Farbe gefehlt hätte.

Während bis dahin Bewegung um jeden Preis und auf der höchsten Spitze das Losungswort gewesen war, erhoben sich jetzt einzelne Stimmen, welche an das Ansprechende und Stilgemäße der Ruhe erinnerten. Algarotti empfahl den Malern die majestätische Stille des Annibale und stellte ihm zur Abschreckung Tintoretto gegenüber, dessen Paradies ein Ameisenhaufen, eine Wolke, ein Chaos sei. Der Abbé von St. Réal rieth, für die Historien Momente zu wählen, wo alle Mithandelnden wahrscheinlicher Weise auf einige Augenblicke ohne Bewegung gewesen seien. Diesen Grundsatz fand Hagedorn beobachtet in Werken Rotari's, den er in seiner Lettre à un amateur (1755) als Vertreter der „Natur in Ruhe" unter den Malern aufführt.

In seinen Andachtsbildern wählte Rotari den Ausdruck einer Devotion, welche dem Heiligen in scheuer Ferne, in stiller Betrachtung gegenübersteht, welche nur in dem Blick, in einem leisen Zucken um den Mund, ihre innige Rührung verräth. Der unruhige Ausdruck einer bloß sinnlichen Blendung in der Hirtengruppe der Nacht des Correggio hatte ihm mißfallen; in seiner bösen Stunde kam er auf den Gedanken, mit Correggio in die Schranken zu treten, indem er in seiner „Ruhe auf der Flucht" (N. 413) das Motiv des selbstleuchtenden Kinds sich aneignete. Er mit seinem Leichenincarnat wagte, sich einem Vergleich mit jener ganz malerischen Inspiration des größten Zauberers der Beleuchtung auszusetzen! Er hatte sein Bild hinter die Nacht des Correggio gehängt, die auf einer Staffelei stand. August, der es sah, wandte sich spöttisch lächelnd ab: C'est bon pour le derrière du Corrège!

Zwei deutsche Maler lebten in Dresden, in denen man endlich wieder einmal Künstler begrüßt, die nicht bloße Producte academischer Methoden oder Durchgangspuncte traditioneller Manieren waren. Dietrich und Mengs sind wieder Maler von Physiognomie; sie gehen ihre eignen Wege, auf denen ihnen Niemand folgt. Auch sind sie vollkommen deutsch, wenn auch nicht durch Züge, die uns besonders schmeicheln könnten.

Wie seltsam lagen sich ihre Naturen entgegen! Der Stil des Einen bestand darin, daß er sich in ein Dutzend fremder Stile verwandelte; der Stil

des Andern sollte ein corinthisches Erz sein aus der Verschmelzung des Größten weniger höchster Vorbilder, ein Stil der Vollkommenheit. Des Einen Geisteszug war ausschließlich nordisch, landschaftlich, holländisch; der Geschmack des Andern ebenso einseitig südlich, idealistisch, italienisch.

Christian Wilhelm Ernst Dietrich (geboren zu Weimar 1712, † 1774) war von August III. auf den Rath des Herrn von Heinecken nach Italien geschickt worden, um sich für den großen historischen Stil und für das Directorium der beabsichtigten Academie auszubilden. Aber während der churfächsische Hof mit Mengs das Schicksal hatte, daß er ihn aus Italien gar nicht wieder fort bekommen konnte, so gut gefiel es ihm in Rom: so trat bei Dietrich das entgegengesetzte Unglück ein: er schrieb Briefe voll Klagen über Clima und Volkssitte, und sein Widerwille gegen das Land ging auf die dortigen Schulen über. Er nahm nichts Italienisches an, als die Namensendung Dieterici. Während er sonst in Alles einzugehen wußte, konnte er den Correggio und Albano weder copiren noch restauriren, ohne sie ins Dietrichsche zu übersetzen. Er habe die Notte copirt, erzählt Winckelmann, „aber dieses ist sein Werk nicht." Als die Academie wirklich zu Stande kam, mußte man sich begnügen, Dietrichs großen Namen, oder wie Hagedorn sagt, seine untergeschlagenen Arme zu bezahlen: sein Künstlerstolz fühlte sich empfindlich verletzt, als man ihm den Zeichenunterricht nach den Antiken zumuthete. —

Wahrlich, wenn man zu dem Lessingschen Sarcasmus, daß es der Character der Deutschen sei, keinen Character zu haben, eine Illustration haben wollte, so durfte man nur die Bilder unseres Malers ansehen. Es ist der sonst ganz unproductive Habitus des Liebhabers und Sammlers, der sich hier eine eigene Productivität schafft: man kann seinen Stil betrachten als die Rückwirkung, welche eine Anhäufung von Meisterwerken, wie die Dresdener Gallerie war, auf die lebendige Kunst ausübte. Damals sollen Manche sich ruinirt haben, um ein completes Werk Rembrandts zu haben: solche Enthusiasten übertrugen ihre Gefühle für die Originale selbst auf die pasticcj, von deren Herstellung damals viele Maler lebten, welche (mit Lionardo zu reden) lieber Enkel, als Söhne der Natur sein wollten.

Man nannte Dietrich einen Proteus, der sich nach Belieben in Rembrandt und Poelemburg, in Teniers und Watteau, in Elzheimer und du Jardin, in Potter und Berchem, in Claude und Everdingen, in Wonvermann und Salvator verwandeln könne. Als ganz junger Mann hatte er einst zwei Schlachtstücke des Bourguignon (so erzählt Hagedorn in den Betrachtungen S. 762), die Algarotti aus der Casa Sagredo in Venedig ganz verdorben mitgebracht hatte, dergestalt frei übermalt, daß sie für Originale gehalten wurden, und Ausländer den Bourguignon nach ihnen studirten und seine Züge darin rühmten.

Indeß, eine gewandte Hand mag den äußern Schein dieser hochcharacteristischen Meister, selbst bis zur augenblicklichen Verwechselung, nachbilden, — ob aber auch ihren Geist, d. h. die tausend Capricen und Idiosyncrasien ihrer Pinselführung, ihrer organisch-psychischen Stimmung für Ton und Beleuchtung? Diese Niederländer sind geworden, was sie sind, indem sie nur ihrem Genius opferten, nur den Regungen ihres individuellen humour folgsam waren: und was auf diesen Wegen herausgekommen war, das sollte dem Proteus gelingen, der nur fremde Rollen spielte und nie seine eigne? Wirklich erschienen bei Dietrich die Feinen immer etwas grobkörnig, die Leichten etwas schwer, die Phantastischen etwas nüchtern, die Coloristen etwas bunt und kalt. Dem Rembrandt hat er allerdings die Maschinerie der Beleuchtung und den morgenländischen Trödelkram gut abgesehen; aber von seiner unergründlichen Magie des Lichteinfalls ist in Dietrichs geleckten Bildchen so wenig etwas, wie in seinen zahmen, matten und lendenlahmen Greisen etwas ist von der unheimlich verschlossenen, trotzig verkehrten Menschenart, die aus Rembrandts Kopf hervorging.

Am erfreulichsten war Dietrich in seinen classischen Landschaften voll idyllischer Einsamkeit und Ruinenelegik. Hier verstärkte auch die Stimme der Italiener den Chor seines Lobs: Zannetti nennt ihn il divino, Winckelmann „den Raphael unserer und aller Zeiten in Landschaften." Er braucht diese Landschaften als Beleg, daß die Nachbilder der Kunst oft reizender sind als die Originale in der Natur.

„Eine entzückende Landschaft in der Natur, ja das glückselige thessalische Tempe selbst, wird vielleicht nicht die Wirkung auf uns machen, die Geist und Sinn bei Betrachtung eben dieser Gegend durch den reizenden Pinsel eines Dietrich erhalten müssen."*) Uebrigens nennt er diesen Maler seinen „sehr guten Freund" (20. Dec. 1755).

Eine Persönlichkeit des damaligen Dresdens kann man nicht ganz übergehen, schon Winckelmanns wegen, der mit ihr in freundliche Berührung kam, aber auch der Vollständigkeit dieser Skizze wegen. So groß auch der Antheil ist, den Glück und Zufall an Gallerien haben, soviel auch dabei auf Rechnung des Geschmacks ihres Besitzers zu setzen ist: es mußte einen tüchtigen Kunstkenner und rastlos thätigen Geschäftsmann geben, in dessen Hand die Fäden des ganzen Netzes zusammenliefen.

Graf Brühl, der die oberste Direction der Gallerien und Kunstcabinete hatte und allerdings dafür Sorge trug, daß die Novitäten nicht ausgingen (cela amuse le maître, drückt er sich einmal aus), Graf Brühl war

*) Chi non vede in un paesaggio del Diderich sentir mormorar l'acqua, e vederla tremolare e correre per mezzo ai dirupi e alle balze? Algarotti II, 195.

sowenig ein Kunstkenner, wie er ein Staatsmann war. Sein vertrautester Freund versichert, „daß ihm die sattsame Kenntniß in Kunstsachen abging"; ja er selbst lehnt wenigstens den Ruhm der Schöpfung der Gallerie ab, und zwar in einem Briefe an denselben Mann, dem wir jetzt einige Augenblicke schenken wollen. Nachdem er seine Absicht geäußert hat, einige ihm angebotene Gemälde zu kaufen, lenkt er ein mit den Worten: Cependant je les soumets à Votre jugement, car la galerie est Votre production, et je n' en ay que l'honneur, mais à Vous appartient la gloire. (Brief Brühls vom 23. November 1748 im Dresdener Archiv.)

Carl Heinrich Heinecken war geboren zu Lübeck 1706; das berühmte Lübecker Wunderkind ist sein jüngerer Bruder. Die Neigung zur Kunst, besonders zum Sammeln, hatte er von seinen Eltern: der Vater Paul war ein Miniatur- und Emailmaler, die Mutter Catharina Elisabeth Oesterreich eine geschätzte Blumen- und Fruchtmalerin. Der junge Heinecken zeigte sich früh als ein Knabe von Willen und Kopf: er mußte mit Gewalt am nächtlichen Lesen verhindert werden; er verhöhnte und störte den Hausfreund Schöneich, in dessen alchymistischem Tiegel des Vaters Vermögen einschmolz. Mit dem jungen Liscov ging er nach Leipzig, die Rechte zu studiren; aber diese trockenen Vorlesungen fesselten seinen lebhaften Geist nicht: er trieb Philosophie und schöne Literatur des Aus- und Inlands. Die Dürftigkeit der letzteren entging ihm nicht und ebenso wenig die Blößen der beiden streitenden Critiker Sachsens und der Schweiz: er sprach sich höchst wegwerfend über sie aus. Er ging nach Dresden und wurde Erzieher in großen Häusern, unter andern in dem des Grafen Renard und des Grafen Löwendahl.

Seine erste Schrift war eine philosophische Moral, „die wahren Absichten des Menschen" 1732. Am Eingang des Lebens philosophirt man am liebsten über die höchsten Fragen des Lebens, auf die erst das Leben selbst eine Antwort geben kann: man beschäftigt sich mit den Grundsätzen der Sittenlehre und der Weltklugheit, mit den einen zur Parade und zum Zeitvertreib, mit den andern zum Gebrauch. Wenigstens Heinecken zeigte, daß er seinen Balthasar Gracian nicht umsonst gelesen hatte.

Eine ähnliche Stelle bei dem Cerimonienmeister Johann Ulrich von König war vielleicht die Veranlassung seiner Uebersetzung der damals so viel gelesenen und bearbeiteten Schrift Longins vom Erhabenen. Longin war auch von Boileau übersetzt und commentirt worden: Boileau aber war das Orakel der Schule der Hof- und Wasserpoeten, jener Canitz und Besser, von deren Kreis auch König eine Zierde war.

Dieses Buch hat Heinecken zwar weder als Philologen noch als Uebersetzer und Aesthetiker Lorbeern eingetragen; er hatte (wie J. G. Schlosser bemerkt) dem Longin nicht an einer Stelle mit Anstand und Würde nachge-

sprochen; sein deutscher Stil war unbeholfen und altfränkisch; sein Commentar ein interessantes Allerlei aus literarhistorischen Lesefrüchten, seine ästhetischen Räsonnements sind das elendeste, was über diesen Gegenstand gesagt worden ist. Aber eine stattliche Belesenheit zeigt sich schon hier; nicht minder eine weltkluge Berechnung in eingeflochtenen Schmeicheleien, und die schneidende Herbe seines Urtheils. Er sagt seiner Nation ins Gesicht, daß es in keiner Sprache so schlechte Schriften gebe, als in der deutschen; eine These, die er später auch auf die bildende Kunst erweiterte; seine „Nachrichten über Künstler" beginnen mit der Bemerkung, daß die deutsche Schule unter allen die schlechteste sei.

Er hatte seinen Longin eben den beiden jungen Grafen Sulkowsky gewidmet, als ihr Vater durch Brühl gestürzt wurde. Aber Heinecken verlor die Fassung nicht: er ließ die Dedication fortnehmen und einen neuen Titel vordrucken: er war würdig, der Vertraute Brühls zu werden.

Der neue Minister machte ihn zu einem seiner Geheimsecretäre, was damals fast soviel, als Mitregent von Sachsen war. Aber Heinecken stand ihm von allen Secretären am nächsten: er wurde ihm unentbehrlich durch seine Dienste, seine Geschäftskenntniß, seinen Unternehmungsgeist, aber auch durch seine klugen Rathschläge und durch wirkliche Ergebenheit. Brühl betrachtete und behandelte ihn als Freund: er gab ihm keine regelmäßige Besoldung, sondern zeitweise ansehnliche Geschenke; er betraute ihn im Jahr 1754 mit einer geheimen Mission an den Dauphin. Er ward in den Adelstand erhoben und trat dem König selbst nahe. Das Vertrauen des Grafen wurde nicht getäuscht: während des Exils in Warschau schützte Heinecken die Brühlschen Güter und rettete das Familienvermögen: zum Dank vermachte ihm Brühl das Rittergut Bollensdorf bei Dahme.

Volle zwanzig Jahre lagen zwischen jenen dilettantischen Machwerken und den großen Arbeiten, in welchen Heinecken auf einmal als Kunstgelehrter von schwerster Rüstung auftritt.

Nach dem Tode des Leibarztes von Heucher (1746) erhielt er die Direction der sogenannten Galerie des sciences, welche die naturwissenschaftlichen Sammlungen nebst dem Cabinet der Kupferstiche und Handzeichnungen umfaßte: aber factisch hatte er seit dem Anfang der Vierziger die Direction aller Gallerien und Kunstcabinete, die Brühl als Oberkämmerer nur dem Namen nach führte.

So unvergleichlich für einen Kunstforscher diese Stellung inmitten der reichsten Sammlungen der Welt und am Centrum eines europäischen Kunstverkehrs war: so rastlos, umfassend, ja universell war auch Heineckens Thätigkeit, und keine Beziehung des Kunstlebens gab es, die er nicht unter seine Herrschaft gebracht hätte. Despotisch waltete er freilich; er wollte, wie Nicolai

sagt, ein Kunstdictator sein, er duldete niemand neben sich und noch weniger ertrug er Widerspruch. Aber es hätte auch kein anderer so viel auf seine Schultern nehmen können.

Zunächst gingen die Berufungen der Maler und Kupferstecher von ihm aus; dabei verfuhr er ganz im Sinne der Bevorzugung der Ausländer: die Römer Marcello Bacciarelli und Giovanni Canale, die Guglielmi und Gandini wurden durch Heinecken auf eigne Hand nach Dresden gezogen und später bei Hofe angebracht. Hier erlitt er auch die meisten Anfechtungen. Winkelmann nennt es ein Vorurtheil, geborne Römer mit großen Kosten nach Deutschland zu verschreiben, wo man geschicktere Künstler fand: arme Ritter seien es gewesen, die unverdient unterhalten worden.

Heinecken entwarf auch den Plan zu einer Academie, den Brühl bewundernswürdig fand. Die Ausführung soll damals an dem Könige gescheitert sein, der eine deutsche Academie und folglich keine unter der Direction der Silvestre, Groni, Torelli wollte; Mengs, der einzige deutsche Maler, der in Frage kam, wurde von ihm zur italienischen Schule gerechnet.

Im Jahre 1751 unternahm Heinecken auf eigene Kosten das Galleriewerk, von dem er zwei Bände zu je fünfzig Blatt und den Anfang eines dritten von sechs Blatt vollendete. Auch dieses Unternehmen erfuhr heftige Anfechtungen: er hatte die Blätter von meist mittelmäßigen Kupferstechern in ihrer Heimath nach übersandten Zeichnungen stechen lassen: man kann sich denken, wie ein Hutin (der die Zeichnungen machte) in französischer Manier darin stilisirt hat.

Fünfzehn Jahre lang hat Heinecken den bedeutendsten Einfluß geübt auf die Auswahl und den Ankauf der Gemälde für die Gallerie; die Begutachtung der angebotenen Werke, die Bezeichnung der Meister und die Aufstellung in den Sälen ging von ihm aus.*)

Gewiß kann das Kupferstichcabinet ganz als seine Schöpfung angesehen werden. Dessen Plan hat er in der Idée d'une collection complète d'estampes (1771) veröffentlicht: das Muster einer Kupfersammlung, welches er hier aufstellt, ist eine Beschreibung des Dresdener Cabinets, das er in Gemeinschaft mit dem König selbst und dem Hofrath Eulenburg geordnet hatte. Den leitenden Gesichtspunkt gab die Geschichte der Malerei; die nationalen Schulen bildeten die Haupttheile; die namhaften Meister folgten in alphabetischer Ordnung, Schüler und unbedeutende Zeitgenossen wurden ihnen angereiht. Die

*) Wenn der unter dem Namen des Abrégé bekannte Galleriecatalog von 1782 von ihm herrührte, der nach Julius Hübner eine Fülle richtiger, oft durch seinen Blick überraschender Bezeichnungen enthält, die in späteren Catalogen wieder verloren gegangen sind, so würde man einen gültigen Beweis für seine Kennerschaft der Gemälde haben, die um so auffallender wäre, da er nie in Italien und erst 1768 in Holland gewesen ist. Vgl. aber Anhang X.

Landschafter und andere kamen in eine zweite Abtheilung nach den Historienmalern, Kupferstecher von selbständiger Bedeutung in eine dritte zu stehen. Dieser Plan diente fast allen europäischen Cabineten als Muster. —

Heinecken bewohnte ein einstöckiges, aber weitläufiges Haus am Zwinger; von da aus hatte er sich einen Eingang in den Kupferstichsalon brechen lassen, denselben, in welchem jetzt die Elgins aufgestellt sind. In diesem Hause standen die Kupferpressen für das Galleriewerk. Nach Brühls Tode (1764) befand er sich hier ein Jahr lang in Haft, nicht bloß als Hauptwerkzeug der Brühlschen Finanzwirthschaft, sondern auch als der schlimmsten Unredlichkeit in der Verwaltung der Sammlung verdächtig. Die Untersuchung, welche Hagedorn führte, wurde niedergeschlagen.

Von der Zeit an lebte er auf seinem Rittergute Altdöbern in der Niederlausitz wissenschaftlicher Muße, inmitten seiner reichen Sammlung, eines reizenden Ziergartens und einer blühenden Landwirthschaft. Er besaß eine Collection von sechstausend Künstlerbildnissen und ein Kupferstichcabinet, in dem er jeden Künstler durch ein Meisterwerk zu vertreten suchte.

Zum ersten male hatte er nun Zeit, seine unermeßlichen kunsthistorischen Vorräthe literarisch zu verwerthen. Er begann die Herausgabe seines Dictionnaire des artistes (seit 1778), das auf fast absolute Vollständigkeit angelegt war, und z. B. selbst die Verfertiger der Vignetten und Andachtsbilder einschloß. Er unterhielt eine Correspondenz mit den Kennern Venedigs, Roms, Paris' und Leipzigs: leider hat er das Werk nur bis Diziani herausgeben können. Seine fünfunddreißig handschriftlichen Foliobände, welche auch die ganze Bibliographie der Kunst enthalten, jetzt auf der Dresdener Bibliothek, sind noch immer brauchbar.

Die „Nachrichten von Künstlern und Kunstwerken" (1768—1786), eine kunsthistorische Miscellensammlung, enthielten lange Zeit das Gründlichste über die Anfänge der Holzschneidekunst und über die ältesten illustrirten Werke.

Alle diese Werke sind ein Beweis seiner eisernen Ausdauer im Sammeln und Forschen, seiner Rüstigkeit, ungeheuere Stoffmassen zu bewältigen, und seiner unverminderten Geisteskraft bis ins höchste Alter. Wie es mit Geschmack und Kunstgefühl bei ihm bestellt war, davon soll bei einer anderen Gelegenheit ein Wort gesagt werden.

Das Glück blieb ihm treu bis zuletzt. Der Churfürst kaufte ihm die Platten und Exemplare seines Galleriewerks, seine Manuscripte und seine Kunstbibliothek gegen eine Rente von fünfhundert Thalern für ihn und seine Erben auf achtzehn Jahre ab. Während viele Schriftsteller nur posthume Ehren und Honorare für den Schweiß ihres Lebens ernten: so genoß Heinecken vierzehn Lebensjahre lang gewissermaßen das Honorar seiner posthumen Bücher.

Sein Character erscheint keineswegs liebenswürdig; und der Eindruck der

Bücher wird durch die Urtheile der Zeitgenossen bestätigt. Eingenommen von sich selbst, bitter und absprechend gegen andere, und noch dazu in sehr schlechtem Deutsch. Seine persönlichen Ausfälle sind zugleich grob und maliciös bis zu raffinirter Berechnung des Verwundenden: die welche ihm einmal in den Weg getreten waren, verfolgte er mit unversöhnlicher Rachsucht, die selbst ihren Tod lange Jahre überdauerte. Er war so geizig, daß er, bei seinem fürstlichen Vermögen, noch als Siebziger (1782) sich entschloß, die Amtmannsspecimina zu liefern, um sich die Besoldung eines Amtsverwesers für das von ihm gepachtete Justizamt Schlieben zu ersparen.

Im Umgang war er kalt; das höchste, wozu er sich verstieg, war ein Händedruck. Seine Jovialität behielt er bis zuletzt; noch als Greis sprach er mit solcher Geläufigkeit und solchem Ideenzufluß, daß er in großen Gesellschaften oft stundenlang allein das Wort führte. Er starb 1791.

Matthias Oesterreich, ein Enkel Gottfried Knellers, geboren zu Hamburg 1716, gestorben zu Berlin 1778, war ein Vetter Heineckens und der Pflegesohn seiner Mutter. Er kam 1732 nach Dresden und lernte bei Groni das Zeichnen; da sich aber zeigte, daß er nicht das Zeug zum Künstler hatte, so beschloß Heinecken, ihn zum Kenner, beziehungsweise Gallerieinspector zu bilden, und der König wurde bestimmt, ihn auf seine Kosten nach Italien reisen zu lassen. Zurückgekehrt, wurde er (1753) beim Kupferstichcabinet angestellt, im Jahre darauf erhielt er das Unterinspectorat der Gallerie. Er ging zum zweiten male nach Italien und machte in Rom die Bekanntschaft des Ritters Pietro Leone Ghezzi († 1758), Directors der päpstlichen Gemäldesammlung und Mosaikenfabrik, eines geschickten Emailmalers und Steinschneiders. Ghezzi's groteske Caricaturen, an denen sich Benedict XIV. so ergötzte, hat Oesterreich radirt: auf diese Raccolta di XXIV caricature, welche 1750 zu Dresden erschien, spielt Winckelmann in der Stelle des Sendschreibens an, wo er den Malern das Caricaturenstudium nach Bernini's Vorgang ironisch empfiehlt. „Es sind, fügt er hinzu, vor einiger Zeit große Bände von solcher Arbeit unter uns ans Licht getreten, und wenig Künstler achten dieselben ihres Anblicks würdig."

Während des siebenjährigen Krieges gelang es Friedrich II., Oesterreich in seine Dienste zu ziehen (1757). Es geschah unter Umständen, die für Oesterreich nicht sehr ehrenvoll waren; Brühl äußerte, „er habe ihn einer solchen That nicht fähig gehalten und bedauere weniger seinen Verlust, als daß er ihn August empfohlen habe." Friedrich machte ihn zum Director der Gallerie von Sanssouci, nach Winckelmanns Meinung „aus Menage, um auf Niemanden die Reisekosten zu verwenden." Er ist der Mann, im Anfang des Sendschreibens, „der zweimal Italien und die Gemälde der größten Meister

an den Orten selbst, wo sie gemacht sind, ganze Monate ein jedes, angesehen hat, der Ihnen sogar zu sagen weiß, welche von Guido Reni's Altarblättern auf Taffet oder auf Leinewand gemalt sind, was für Holz Raphael zu seiner Transfiguration genommen."

Wie es indeß mit dieser Kennerschaft bestellt war, beweist sein Verzeichniß der Bildergallerie zu Sanssouci. Er macht über keinen Maler eine gute Bemerkung, aber er erzählt uns allerlei schosle Geschichtchen. Er belehrt uns, daß Raphael anfänglich nur kleine Figuren gemalt habe, bis er das jüngste Gericht des Michel Angelo gesehen und anfing, seine Art im Zeichnen zu ändern, worauf er sogleich die Arbeit im Vatican bekommen habe. Auch habe Raphael nur fünf Gemälde zart und mit Fleiß ausgemalt: darunter ist das erste Loth mit seinen Töchtern in Potsdam (ein Gemälde des Franz Floris). Er nennt den Director der Berliner Academie Lesueur den größten Zeichner unserer Zeit; und zum Dank für die Summen, welche der Schöpfer der Dresdener Gallerie auf seine Ausbildung verwendet hatte, sucht er dieser Gallerie bei jeder Gelegenheit am Zeug zu flicken. Winckelmann, dem dieser Windbeutel auf besonders widerwärtige Weise in den Weg getreten sein muß, nannte ihn in einer ungedruckten Stelle des Briefs an Usteri vom 20. Februar 1763 „einen großen Esel und Erzbetrüger, der dem Dreck, worauf er tritt, Schande macht."

Theoretisch-historische Kunststudien.

Die häufigen Besuche auf der Gallerie führten Winckelmann, außer auf den Wunsch, zeichnen zu lernen, auch auf den, sich von so lebhaften und doch so dunkeln Eindrücken begreifende Rechenschaft zu geben, sich in die Discussionen über Kunst einmischen zu können, welche er oft mit anzuhören Gelegenheit hatte. Vielleicht machte es auch die in Aussicht genommene Anstellung an der Dresdener Gallerie nothwendig, sich möglichst rasch in Besitz der historischen Kenntnisse und theoretischen Begriffe zu setzen, in welchen damals die allgemeine Kunstkennerschaft begriffen war.

So entstanden die Auszüge, welche sich noch größtentheils in seinem Nachlaß vorfanden (zu Paris unter 4261 und 62) und von denen er sagt: „Ich habe außerordentlich fleißig in Dresden studirt und alles, was ich habe habhaft werden können, durchgelesen. — — Ich habe alles gelesen, was ans Licht getreten ist, in allen Sprachen über die beiden Künste. — — Ich habe Auszüge aus den besten Büchern, die mir nicht um hundert Ducaten feil sind." Allerdings ließ er, besonders von Schriften der Gegenwart, nichts unbeachtet, bis auf die Critiken der Louvre-Ausstellungen und ihre Repliken. Die Bibliothek Bünau's war in diesem Fach besonders reich: in den Exem-

plaren der Dresdener Bibliothek, die aus ihr stammen, sieht man noch hier und da interessante Stellen mit Blei- und Rothstift bezeichnet, offenbar von Winckelmanns Hand, da dieselben Stellen in den Pariser Excerpten vorkommen.

Was die italienische Literatur betrifft, so hat Winckelmann in den großen biographischen Werken allerdings (wie Rumohr vermuthete) geblättert; aus Vasari, Malvasia, Bellori finden sich Stellen, Domenici's neapolitanische, des Palomino y Velasco spanische Maler, die Namen Zuccaro, Giambattista della Palla u. a. beweisen, daß er nichts vorbeiließ; von abhandelnden Werken kommen vor Dolce, Alberti (della statua), Ottonelli-Berettini; zusammenhängende und ausführliche Excerpte giebt es nur aus Baldinucci's im Auftrag der Königin Christine verfaßtem Leben Berninis und aus Borghini. Einen ungleich größeren Raum nahmen die Franzosen ein: de Piles, Felibien, Dubos und die französische Originalausgabe des Richardson scheint er als Haupthülfsmittel dieses Fachs angesehen zu haben. An diese schließen sich d'Argenville's Abriß der Malerleben (1745) und Desportées's Leben der königlichen Maler seit Lebrun (1752).

Das Jahrhundert des Humanismus hatte zwei Schriften über die Malerei gebracht: das lateinische Büchlein des Leon Battista degl' Alberti, geschrieben wie ein Supplement, wie die Restitution eines untergegangenen Zweigs der Literatur der Alten; und das was von dem Tractat des ersten Naturforschers Italiens und des größten Grüblers unter den Künstlern übrig geblieben ist. Aber den Verheißungen dieses Anfangs hat die Zukunft nicht Wort gehalten. Seitdem die Universalmenschen dieser genialen Epoche der neueren Geschichte aufhörten, waren auch die Maler nichts als Maler, welche stolz darauf waren, „ihren Geist nicht im Kopf, sondern auf der Spitze des Pinsels zu haben."

Wie wunderlich unbeholfen sind z. B. die Bemerkungen Francesco Albanos geschrieben, die in der Felsina pittrice aufbewahrt sind! „Wie gemein und niedrig, sagt Winckelmann, sind die Betrachtungen von dem großen Nicolas Poussin, welche Bellori aus einer Handschrift als etwas seltenes mittheilt und dem Leben dieses Künstlers beigefügt hat?"

„Es wäre zu wünschen, heißt es in demselben „Sendschreiben", daß Künstler selbst nach dem Beispiel eines Pamphilus und Apelles die Feder ergreifen und die Geheimnisse der Kunst denjenigen, welche dieselbe zu nutzen verstehen, entdecken möchten:

> Ma di costor che a lavorar s' accingono
> Quattro quinti, per Dio, non sanno leggere.
> Salvator Rosa, Sat. 3.

Zwei oder drei haben sich hier verdient gemacht; die übrigen Schriftsteller unter

ihnen haben uns nur historische Nachrichten von ihren Mitbrüdern erzählt. Die Schrift des Pietro da Cortona und des P. Ottonelli ist außer den historischen Nachrichten, die man in hundert Büchern besser finden kann, fast zu nichts weiter nützlich, als

Ne scombris tunicae desint piperique cuculli.
Sectani Sat."

Diese Maler schrieben Bücher, nicht weil sie, außer zu großen Künstlern, auch zu Denkern den Stoff in sich hatten, sondern weil sie nicht einmal den Stoff zu Künstlern hatten, „sie wurden Scribenten (wie Winckelmann von du Fresnoy, dem Verfasser eines lateinischen Lehrgedichts über die Malerei sagt), weil es ihnen in der Kunst nicht gelingen wollen." Sie richteten sich nicht an die Künstlergemeine selbst, sondern an ihr Publicum, dem sie das Kunsturtheil erleichtern wollten.

Der Vielwisser und Allesschreiber Lodovico Dolce eröffnete den Reigen mit seinem Dialog L'Aretino (1557), geschrieben zur Verherrlichung Tizians, auf Kosten Michelangelos. Auch der Nichtmaler, heißt es hier, kann die Kunst beurtheilen, weil sich das Auge nicht täuscht, wohl aber der Verstand; die Menge, d. h. die gebildeten Leute von geübtem Auge machen den Ruf eines Künstlers; nach dem Sprüchwort: Al lume della piazza si scuopre ogni neo d'imperfezione, e quivi ancora risalta ogni vera bellezza.

Die Kunst wurde das Thema stilistischer Prunkstücke; eine nie versiegende Topik gewährte das wichtige Problem ihres Rangverhältnisses zur Sculptur, ihre Vindication als freie Kunst, die platonische Ideenlehre u. dgl. Der Florentinische Dichter Raphael Borghini schrieb eine Reihe von Unterhaltungen unter dem Titel Il riposo (1584) für Nichtkenner: das Wissenwürdigste aus Plinius und Vasari ist hier in einen schönen und lesbaren Stil gebracht. Kurz darauf verschmolz Armenini in ähnlicher Weise die besten Regeln der Malerei in seinen Veri precetti della pittura 1587.

Bei so bescheidenen Ansprüchen in Bezug auf Originalität blieben nicht alle stehen. Lomazzo, der sich auf Reisen und als Custode der Gallerie des Herzogs Cosimo eine Masse von Kenntnissen gesammelt hatte, dictirte während seiner Blindheit den Trattato (1584), das umfassendste und gelehrteste Werk dieser Art, welches uns wirklich manche technische Dinge aus werthvollen handschriftlichen Ueberlieferungen erhalten hat.

Da aber nur die sich kurz fassen können, welche uns etwas zu sagen haben, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn uns Schriftsteller, wie die genannten, wenig Aufschlüsse über Kunst und Stil geben, wohl aber sich tiefsinnig vorkommen, indem sie einen aus allen realen und phantastischen Wissenschaften zusammengerafften Kram mit ihrem Gegenstand combiniren. Lomazzo

behauptete, daß dem Maler alle Wissenschaften vonnöthen seien; und er selbst hat sie alle nach Kräften herbeigezogen.

Das Schlagwort dieser mittelalterlich halbdunkeln Weisheit (denn nach dem hellen Tageslicht des Lionardo sehen wir uns wieder inmitten von Alchymie und Zahlenmystik) war der Mikrokosmus, ein geheimnißvolles, die Phantasie beschäftigendes Wort; und (wie unsere „culturhistorische Betrachtung") allen denen willkommen, die aus ihrer Noth, nichts über die Sache selbst sagen zu können, eine Tugend machen, und eine in allerhand Nebenbeziehungen umherstreifende Phantasterei für philosophische Universalität halten. Wirklich gab Scanelli seinem Werke den Titel Il microcosmo della pittura (1657). Hier sympathisiren die Metalle mit den Planeten und beide mit dem Leibe; die drei großen Maler aber, Raphael, Correggio und Tizian, correspondiren mit Leber, Herz und Gehirn, als den Organen der Ernährung, Erwärmung und Erkenntniß. Die Maler empfangen ihre Seelenharmonie von der Harmonie der sieben Himmel, der menschliche Körper enthält alle Proportionen der Welt in sich: kurz das Universum ist ganz das makrokosmische Ebenbild der mikrokosmischen Confusion dieser gelehrten Köpfe.

Dankbarer empfangen wir die Sammlungen der Italiener zur Kunstgeschichte. Seit Vasari noch am Ausgang der herrlichsten Zeit der Kunst den überglücklichen Gedanken gehabt hatte, die Traditionen des letzten Jahrhunderts als naiv optimistischer Chronist zu sammeln: seitdem wurde die Kunstgeschichte stets als Geschichte der Maler, oft einer einzelnen Stadt, behandelt. Man überließ sich der Weitschweifigkeit, der ideen- und ordnungslosen Kleinigkeitskrämerei, der überschwenglichen Bewunderung des Einheimischen, mit der man Geschichte schreiben darf, wenn man sich an nationale, landschaftliche, städtische Eigenliebe wendet, der alles theuer ist, was die Ideenassociationen des heimischen Bodens anruft. Voll von den Herrlichkeiten ihrer Malerei, die ihnen viel zu sehr das Höchste war, als daß sie ihrer begreifend hätten Herr werden können; glücklich im Besitz einer überschwenglichen Fülle von Meisterwerken, umfassen die italienischen Biographen Altes und Neues, die ersten Versuche der Kunst und ihre Vollendung, Sterne erster Größe und Trabanten mit gleicher Andacht: sie erzählen Plaudereien des Ateliers und bedeutende Thatsachen mit derselben Wichtigkeit; überall mehr Panegyriker als Characteristiker, in Prosa und in Sonetten.

Das classische Muster dieser Art sind die Bologneser Maler vom Grafen Malvasia, den Winckelmann wegen seiner Urtheile über Raphael einen „Geschichtschreiber ohne Geschmack" nennt, und von dem Bianconi in einem Briefe sagt, in seiner Felsina pittrice bezaubere uns jener köstliche Mischmasch von Lombardischen und Bologneſischen Idiotismen, von Seicentismen und Pöbelworten, ganz unnützen Thatsachen, kindischen Reflexionen, elenden Beurtheilun-

gen, maßlosen Lobsprüchen und lungengefährlichen Perioden, deren Stil sich für einen Erklärer der Aelia Laelia Crispis (des berüchtigten Bologneser Räthsels) eignen würde.

Auch die Franzosen gingen, nur mit viel mehr Geschick, auf Popularisirung der Kunstkenntnisse aus. Sie haben das edle Metall, welches die italienischen Gelehrten, mit werthloser Erde versetzt, zu Tage gefördert hatten, ausgeschieden und in gangbare, wenn auch etwas leichte Münze umgeprägt, die einen Cours durch ganz Europa erhielt.

Nicolas Poussin lobte Roland Fréart de Chambray als den ersten Franzosen, der denen die Augen geöffnet habe, die nur mit fremden Augen sehen, der einen starren und schwer zu hanthierenden Stoff erwärmt und erweicht habe. Seine „Idee der Vollkommenheit der Malerei" (1672), die derselbe größte Maler Frankreichs „eine süße Weide für bekümmerte Seelen" nannte, erläuterte die Principien der Malerei an vier Bildern Raphaels.

Die „Unterhaltungen" des André Felibien (1666—88) verdankten ihr Bestes den Gesprächen, welche der Verfasser zu Rom mit demselben Poussin über die Schönheiten der großen Maler gepflogen hatte; seine Schätzungen lassen allerdings den klaren, ernsten und gründlichen Geist des Malers von Andelys erkennen.

Bei weitem der fruchtbarste und erfolgreichste Kunstlehrer aber war Roger de Piles (1635—1709). Er verstand es, verwickelte und verworrene Materien klar und einfach zu machen. Durch ihn hauptsächlich wurde die Kunstkenntniß, soweit sie außerhalb des Ateliers fällt, zu einem übersichtlichen Ganzen deutlicher Begriffe und Sätze redigirt; seitdem verband man eine Gruppe fester Vorstellungen mit den Namen der großen Maler.

Aber durch ihn wurde auch die academische Auffassung der Kunst bis zur schrecklichsten Trockenheit fortgetrieben. Er wollte an die Stelle der Doxologien der Italiener und der Advocatenberedtsamkeit der Schulen ein wirkliches Urtheil setzen; indem er nun eines jeden Verdienst in seine Bestandtheile zerlegte und wieder das besondere Verdienst dieser Theile abwog, kam er auf den Einfall der berüchtigten balance des peintres, die er auf Bitten seiner Freunde dem Cours de peinture (1708) beifügte. Vier Elemente, Zeichnung, Composition, Ausdruck und Colorit wurden unterschieden, für jedes Element eine Werthscala von zwanzig Nummern aufgestellt, und jedem Meister seine vier Nummern angewiesen. Die Summe dieser Zahlen, oder wie de Mairan (1753) bewies, ihr Product, gab das Generalverdienst.

Dieß war eine Spielerei zum besten des Gedächtnisses: man braucht heute niemand mehr daran zu erinnern, daß man auf diesem Wege nur dasjenige in der Kunst begreift, was bis auf einen gewissen Grad gelernt werden

kann, und daß man erst ihre geringere Hälfte kennen würde, wenn man nicht auch das andere Blatt aufschlüge und jedes Kunstwerk als ein individuelles Wesen zu fassen suchte, welches die Fehler seiner Tugenden hat und als qualitative Größe gar nicht nach einem allgemeinen Maßstab gemessen und mit anderen verglichen werden kann.

Es war in der Regel das Schicksal solcher Formeln, welche schaffenden Geistern Werthnummern anweisen, wie man Schülern Censuren ertheilt, daß sie den großen Haufen anleiteten, über Werke abzusprechen, die er noch nicht einmal zu sehen gelernt hatte. Den Weg zur Einsicht bequem machen, hieß allezeit den Ruin der Einsicht betreiben. Bücher dieser Art erzogen solche Kunstliebhaber wie den Senator Pococurante im Candide, der über schwarzen Schatten, schwachen Localfarben und Gewändern ohne bestimmten Stoff zu keinem Genuß Raphaels kommen konnte.

Für uns, die wir gewohnt sind, die alleinige Gültigkeit der Idee der Freiheit im Reiche der Kunst anzuerkennen, kann es geradezu grauenerregend sein (so befriedigend es für jene Zeit war), wie die mechanische Betrachtungsweise in den ganzen Körper der Kunst lebenertödtend eingedrungen war: ähnlich wie ein metallisches Gift im thierischen Körper die Strömungen der organischen Säfte zu starren Massen gerinnen macht.

Wenn man nach der Schönheit fragte, so hieß es, sie müsse aus den in der Natur zerstreuten Theilen zusammengesetzt werden; fragte man weiter nach der Richtschnur dieser Wahl, so erhielt man Proportionszahlen, die aus einigen Antiken abstrahirt waren. Philosophisch definirte man die Schönheit etwa als ein zusammengesetztes Verhältniß von Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit.

Der große Stil sollte auch nach Poussin auf einem Weglassen des Details beruhen; denn der Geist der Generalisation beherrschte die ästhetische Denkweise der Zeit Ludwigs XIV.: das Einzelne, das Besehen der Dinge aus einer gewissen Nähe, galt nicht nur für pedantisch und langweilig, sondern auch für unedel und unästhetisch. Man hielt sich an die Höhepuncte der Kunst: hinter ihnen verschwanden die vorhergegangenen Jahrhunderte und die Sterne geringerer Größe. Die Coryphäen aber faßte man wieder nur als allgemeingültige Repräsentanten eines Elements der Malerei, z. B. des Colorits, als abstracte Begriffe der Kunst. Das höchste Ziel war, diese getrennten Vorzüge durch eclectisches Verfahren zu verschmelzen; und so erwartete man einen absolut vollkommenen Maler, für dessen Herstellung das Recept gegeben war, obwohl er nie erscheinen wollte. Reynolds sprach es als seine Ueberzeugung aus, daß alles, was man Genie, Geschmack, Gabe des Himmels nenne, erworben werden könne. —

Die bisher genannten Schriftsteller waren Dilettanten, welche aus Gesprächen mit Malern, aus Zusehen in den Ateliers, eigenen Versuchen und

auf Reisen Einsichten sammelten; sie sprachen ihre Sätze dogmatisch aus, sie sahen nicht über ihre Sphäre hinaus. In Dubos hört man zum ersten male das philosophische Jahrhundert in die Kunst dreinreden. Das Neue seiner „Reflexionen über Poesie und Malerei" (1719) lag in dem Versuch, bisher getrennte Dinge durcheinander zu beleuchten. Der Abbé Dubos (1670—1742) hatte sich in diplomatischen Sendungen und in historischen Werken als denkenden Beobachter des Lebens der Völker gezeigt; er sagte den Abfall der americanischen Colonien vorher und bezeichnete das Leben Heinrichs IV. als epischen Stoff; wofür Voltaire seine Reflexionen Künstlern als das nützlichste aller Bücher empfahl. Sein feiner Kopf brachte die Alten und die Neuen, die Poesie und die Malerei, die Eindrücke der Bühne und die Leidenschaften des Lebens, die Völkerbeschreibung und die Politik, die Natur und die Geschichte, das Genie des Malers und das Genie des Feldherrn zusammen: auf diesem Wege strebte er im Geiste Montesquieus die Naturgesetze der Kunstgeschichte und ihrer Wechsel aufzudecken.

Während Dubos als philosophirender Historiker und Weltmann zwischen isolirten Gruppen des Wissens einzelne feine Verbindungsfäden anknüpfte, so hatte Batteux, der nichts als ein Schulmeister war, zuerst den Plan, das ganze Gebiet der Künste, die er nur sehr unvollkommen kannte (von Musik verstand er nichts), unter ein Princip zu bringen (1747). Mit ihm beginnt daher jenes unerquickliche, den Geist abmattende Zusammensuchen, Zerdehnen und Pressen der Thatsachen, um aus einem fragmentarischen Stoff ein wohl zusammenhängendes Ganze zu machen; jenes Jagdmachen zum besten des Systems auf Gedanken und Gedankenverbindungen, die sich dem Philosophen mit der Zeit so wenig versagen, wie der Spinne ihre Fäden, und die auch eben so dünn sind. Deshalb gefiel Batteux den Deutschen so, und wurde von Ramler (1756) übersetzt.

Am ausführlichsten jedoch excerpirte Winckelmann, dessen Blicke damals schon auf Italien gerichtet waren, das Buch von Richardson (1728), welches nach seinem Urtheil „das beste für die römischen Paläste und Lusthäuser war, was wir haben".

In der damaligen englischen Kunstliteratur bemerkte man nur schwache Anfänge einer eigenthümlich insularischen Sinnesweise: die Engländer begnügten sich noch damit, die Lehren der Franzosen in steifen und wortreichen Stilübungen zu wiederholen. Aus solchen Stilübungen besteht z. B. Turnbulls Werk über die Malerei der Alten (1740), von dem Winckelmann sagt, „daß die beigefügten Stiche dem prächtigen und gemißbrauchten Papier des Buchs den einzigen Werth geben"; Drydens Vorrede zu seiner Uebersetzung des du Fresnoy ist nichts Besseres. Auch Richardson, der die Kunst unter dem englischen Adel fashionabel und daneben mit seiner Sammlung von Handzeich-

nungen Geschäfte machen wollte, hat nur die präcisen Sätze de Piles' gleichsam zu großen Schläuchen auseinandergezerrt und mit zusammengerafften Gemeinplätzen, müßigen Exempeln, andächtig-moralischer Salbaderei im Geschmack des Dr. Johnson angefüllt.

Seinem Sohne hatte er eine gute Erziehung für das Kunstfach gegeben; die Frucht von dessen italienischer Reise war der Cicerone. Bei der Eilfertigkeit seines Reisens konnte er freilich nur flüchtig sehen; in Neapel und Venedig ist er gar nicht gewesen; meist giebt er nur Namen mit vagen Lobsprüchen, denen eine eben so vage Limitation nachhinkt. Das Technischvollendete und Sinnengefällige geht auch ihm über alles. Dennoch verläugnet er nicht ganz die englische Tugend des Selbstsehens und Selbsturtheilens: er bemerkt hier und da in einem alten Werke von Perugino oder Ghiberti ganz andere Dinge, als die banalen Lehrbücher sagen: er beklagt, „daß der große Glanz Raphaels und seiner Zeitgenossen einen guten Theil des Verdiensts der alten Meister ausgelöscht habe." —

Von allen diesen Schriftstellern sprach der römische Winckelmann mit der größten Geringschätzung. Als er mit eigenen Augen sah, erschien ihm seine frühere Weisheit aus Büchern keinen Schuß Pulver werth. „Ich habe erfahren, schreibt er gleich im ersten Briefe aus Rom, daß man halbsehend von Alterthümern spricht aus Büchern, ohne selbst gesehen zu haben. Ich glaubte, ich hätte alles ausstudirt, und siehe da, ich sah, daß ich nichts wußte. O, daß ich Adlers Flügel hätte, schreibt er im Sommer 1756 an Franke, ein paar Monate bei Ihnen zu sein! wie viel wollte ich Ihnen erzählen, wie viel sollten Sie hören, was in keinen Büchern steht, und was selbst Richardson nicht gewußt hat. Dieser ist noch immer der Beste, aber ein großer Sünder." Er habe, sagt er anderwärts, die Statuen beschrieben, wie einer, dem sie nur im Traum erschienen seien. Nun nennt er de Piles jämmerlich, Bellori „einen der gelehrten Betrüger und Windmacher"; Dubos rechnet er zu den „Rhapsodisten, die alles in ein Buch schütten, was sie wissen" (November 1757).

Mit diesen Urtheilen stehen unsere weitläufigen und sauberen Bände Abschriften in einigem Widerspruch (S. Anhang XI.). Diese Urtheile lehren uns, daß uns oft die am elendesten erscheinen, von denen wir ausgegangen sind, obwohl wir sie überschritten haben. Einsichten gegenüber, die uns selbst die Aufregung des Suchens und Entdeckens gekostet haben, erscheint alles von anderen gelernte als Plunder.

Drittes Capitel.

Die Religionsveränderung.

> Il fallut changer de religion; il en coûte toujours à un brave homme. Les lois de l'honneur qui ne changent jamais chez les peuples policés, tandis que tout le reste change attachent quelque honte à ces changemens, quand l'intérêt les dicte.
>
> Voltaire Essai sur les moeurs 174. (Henri IV.)

Denkt man sich, Jemand, der unserer Erzählung bis hierher gefolgt wäre, läse nun zum ersten male von einem Uebertritt zum römischen Katholicismus als der nächsten That des Helden dieses Buchs: würde er nicht im ersten Augenblick nachsehn, ob er etwa durch ein Versehen in eine andere Lebensgeschichte hineingelesen habe?

Oder wäre unsere Geschichte ein Roman, und diese Peripetie würde jetzt angekündigt, sollte man den Verfasser nicht unter die schlechten Dichter setzen und mit Besorgniß den nicht überwundenen Schwierigkeiten seines psychologischen Problems entgegensehen?

Allein man braucht hier nicht einmal daran zu erinnern, daß das poetische Gesetz der Wahrscheinlichkeit und der Uebereinstimmung denjenigen Dichter wenig bindet, welcher Charakter und Leben der Menschen gestaltet.

Jenes psychologische Problem existirt gar nicht: es ist ein Uebertritt zum Katholicismus, bei dem der Katholicismus selbst gar nicht in Betracht kommt. —

Winckelmann selbst nennt diese Handlung den kühnsten Schritt, den er in seinem Leben gethan habe (le saut périlleux hatte ihn bekanntlich Heinrich IV. in dem Tags vorher an Gabrielle d'Estrées geschriebenen Briefe genannt). Dem Kühnen gehört die Welt. Dieser Schritt brachte ihn wirklich an das Ziel und in das Land seiner Wünsche.

Aber der Erzähler nähert sich mit sehr gemischten Empfindungen diesem Punkt in Winckelmanns Leben. Dieser Moment ist ihm willkommen, sofern sich endlich einmal das Gewebe der inneren Zustände und der äußeren Umstände, wenn auch fragmentarisch, doch mit einigem Detail herstellen läßt. Peinlich aber muß ihm ein Moment sein, wo der Mann, an dessen wahr-

haftigem Wesen wir sonst uns erfreuen, durch eine beklagenswerthe Nothwendigkeit sich für sein ganzes Leben ein falsches Spiel auferlegt.

Von manchen ist die Rechtfertigung dieser Handlung fast wie etwas selbstverständliches behandelt worden: aber ich habe auch die Bemerkung gemacht, daß andere, die der Erzählung bis dahin mit Antheil gefolgt waren, Winckelmann von diesem Punkte an den Rücken kehrten.

Göthe hat dem Urtheil, welches die Meinung über jeden Religionswechsel verhängt, mit einer gewissen Härte Worte gegeben, die vielleicht eigentlich auf ganz andere, weniger liebenswürdige Neubekehrte *seiner* Zeit gemünzt waren.

„Es bleibt freilich ein jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel bespritzt, von der es unmöglich scheint, ihn zu reinigen. Wir sehen daraus, daß die Menschen den beharrenden Willen über alles zu schätzen wissen, und um so mehr schätzen, als sie sämmtlich in Parteien getheilt, ihre eigene Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier ist weder von Gefühl, noch von Ueberzeugung die Rede. Ausdauern soll man, da wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. Bei einem Volk, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe festhalten, darauf alles beziehen, deshalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geschätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmuth wird lächerlich."

Allein es lag hier eigentlich weder Abfall noch Wankelmuth vor, da sich die Handlung, wie gesagt, auf die Religion nur zufällig bezog: — eher etwas schlimmeres.

Es ist kein Zweifel, es fand hier ein Verkauf der Religion statt, ein Handel sans phrase. Da stellt sich nun die Alternative: entweder er verhandelte etwas, das noch irgend welchen Werth für ihn hatte: dann war der Abfall Leichtsinn und Frevel. Oder diese Dinge hatten für ihn keinen Sinn mehr; dann vermindert sich zwar die moralische Verwerflichkeit, aber der Vorwurf der Irreligiosität erhebt sich, der Verdacht des Stumpfsinns gegen das, was dem Menschen für das Heiligste gilt, und dem die ungeheure Mehrzahl wenigstens ihren Antheil am Göttlichen ganz und gar anzuvertrauen pflegt.

Und wenn man ihm die Gleichgültigkeit gegen die dogmatischen Spitzfindigkeiten der Confessionen nicht übelnehmen wollte (für deren Streit damals der Sinn von Jahr zu Jahr schwand); wenn man selbst die Anhänglichkeit an den Protestantismus als anvertrautes Vätererbe, als Sache deutscher Nation, als Hort christlicher Geistesfreiheit von einer so cosmopolitischen Zeit und gegenüber einem so erstarrten Kirchenthum nicht fordern zu wollen sich bescheidet: der Fleck einer übernommenen Heuchlerrolle wird damit nicht abgewischt, besonders der Fleck der moralischen Fähigkeit zu einer solchen Rolle.

Wir aber wollen zunächst weder Apologeten noch Ankläger sein, sondern

wie Spinoza, menschliche Handlungen, statt sie zu loben und zu schelten, zu begreifen suchen.

Wie die Thaten der Helden, aus der Nähe angesehen, einen großen Theil ihres Glanzes an die Umstände und an die menschliche Schwachheit abgeben: ebenso pflegt auch die Zergliederung der Sünden und Vergehungen das moralische Urtheil zum Schweigen zu bringen, wenn auch nicht zu widerlegen. Nachsicht und Mitleid erscheinen dann angemessener unser selbst, wie unserer fehlenden Brüder.

Zu Winckelmanns Lebzeiten wußte man wenig über Zeit, Umstände und Beweggründe seines Ueberganges zur Römischen Kirche; nur vage Gerüchte und Vermuthungen cursirten. Noch 1765 z. B. glaubte man in seiner Heimath (wie aus Paalzow hervorgeht), daß er im Auftrag und auf Kosten Bünaus zum Ankauf italienischer und archäologischer Werke nach Italien gesandt worden sei, aber hernach die Lust zur Rückkehr verloren habe. In Göttingen, dem einzigen Universitätskreise, mit dem er später Verbindungen unterhielt, wußte man nicht mehr: der alte Gesner, der in seinen encyclopädischen Vorlesungen Winckelmanns und des unvergänglichen Ruhms seiner Schriften zu gedenken pflegte, bekannte seine Unwissenheit über die Motive.*) So seltsame Begriffe hatte man von Winckelmanns Denkungsart, daß z. B. Riedel in der Vorrede zur Wiener Ausgabe der Kunstgeschichte, und Fea nach ihm, von dem Einfluß der Lectüre griechischer Kirchenväter reden konnte.**)

Daß Bekehrer wie Bekehrter die Geschichte mit Schweigen bedeckten, war kein Wunder. Der letztere hatte selbst zu Hause für eine Version seiner italienischen Reise gesorgt, in welcher die Kirche ganz umgangen wurde. „Ich habe, so schreibt er an Uden den 30. Januar 1753, einen Weg durch einen großen Minister gefunden, und Seine Majestät haben mir gnädigst accordirt, auf Königliche Kosten eine Reise in fremde Länder und vornehmlich nach Welschland zu thun... Die Hauptabsicht geht auf Rom, wo ich mich wenigstens ein Jahr aufhalten werde, und zwar mit Versicherung meiner Gewissensfreiheit." Er fügt allerdings hinzu: „Ich kann nicht läugnen, daß man vielleicht eine gewisse Absicht mit mir in Rom zu erreichen gedenkt: ich verlasse mich aber auf die hohe Versicherung und auf meine Pension."

So mißtrauisch war Winckelmann, daß er dieses Märchen selbst einem Manne aufband, zu dem er in demselben Briefe sagt: „Du bist mein ältester

*) Isagoge §. 288: Nachdem er die „Gedanken über die Nachahmung" erwähnt hat, fährt er fort: Liber pulcher est, modo ne, nescio quo furore aut qua libidine impulsus, transiisset a nostra Ecclesia ad Pontificiam.

**) Fea, prefazione XLVI: Lo affermava egli medesimo, e che S. Gio. Grisostomo gliene aveva dato il più forte impulso.

Freund und Deine Freundschaft ist so redlich allezeit gewesen, als Dein Herz;" — dessen Liebe er nie wiedervergelten zu können bekennt.

Nur von dem lockeren Berendis besorgte er vielleicht weniger die strenge Ansicht seiner starrprotestantischen Freunde in der Altmark. „Wenn ich Dich nicht hätte, schreibt er am 11. Januar 1753, ich wüßte nicht, wie ich mir rathen sollte. Mit keiner Seele kann ich es überlegen." Aber er hatte auch Berendis' Vermittlung bei seinem Grafen Bünau nöthig, den dieser Schritt am nächsten anging, weil er einen unersetzlichen Gehülfen verlor. Die Briefe Winckelmanns an Berendis wurden glücklicherweise erhalten und von Göthe 1804 theilweise veröffentlicht; zwei ausgelassene sind 1845 im Weimarischen Herderalbum mitgetheilt worden. „Sie dienen, sagt Göthe, um jene Epoche begreiflich, selbst unmittelbar anschaulich zu machen ... Der Briefsteller zeigt sich mit seinen dringenden, unüberwindlichen Wünschen in dem peinlichsten Zustande, auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Ueberzeugung gesuchten Glück."

Aber auch diese Briefe fangen erst an, als der erste Act des Stücks, der die Exposition enthielt, schon vorbei war. Hier erhalten wir eine willkommene, wenngleich weniger authentische Ergänzung in zwei Berichten, welche uns die Tradition der Freundeskreise in Sachsen wiedergeben.

Die Verhandlungen und die Personen.

Welches war der Zustand, in dem jene Anträge Winckelmann fanden?

Daß er sich in seiner Stellung zu Nöthnitz nicht lange gefiel, ist kein Wunder. Die Arbeit wurde ihm nicht nur „blutsauer"; sondern, was noch schlimmer ist, der Gegenstand war ihm gleichgültig, und die Ehre davon hatte ein anderer. Er verfügte jetzt zwar über eine große Bibliothek, einst das Ziel seiner Wünsche; aber dafür war er sich selbst noch mehr geraubt, als früher.*) Er fand allerdings Gelegenheit, sich eine und die andere Stunde für schönere Dinge zu stehlen: man findet immer Zeit für das, was man mit Lust und Liebe thut: dann „hing er an den griechischen Büchern, wie der Polyp am Felsen": aber diese Stunden vermehrten nur den Kummer über die verlorenen Wochen und Monden. So kehrte das alte Elend noch schlimmer zurück; die alte Selbstverdoppelung, die alten Noctes atticae, das alte Losungswort, welches allerdings ein sehr wirksamer Tröster ist, aber doch ein Tröster, den man auch endlich einmal im Frieden verabschieden möchte:

Τέτλαθι δὴ κραδίη· καὶ κύντερον ἄλλο ποτ' ἔτλης.

---

* Beatus ille qui procul negotiis est. Mihi tamen felici nondum licuit esse, ut mihi soli vivere, Musis solis litare genioque indulgere possim. Epistol. 24. Jun. 1752.

Daß er schon nach zwei Jahren von Nöthnitz loszukommen suchte, beweist der Besuch in Schönberg bei Bülow, am Ende des Jahres 1750 (S. 128), der (wie schon erzählt wurde) wohl kein vorübergehender sein sollte. Damals war er zwar zu seiner Arbeit zurückgekehrt, aber mit dem Vorsatz, sich nun in Dresden selbst angelegentlichst nach Wegen zur Befreiung umzusehen.

Eine zeitlang scheint er an eine Stelle in Dresden selbst, vielleicht am Hofe, gedacht zu haben. Er hatte sich Bünau nur angetragen in der Hoffnung, daß er in der Nähe der Hauptstadt genug Wege finden werde zu einem vertrauteren Verkehr mit den Musen und zu gemeinnütziger Thätigkeit. An den damaligen Höfen gab es hundert Wege emporzukommen; aber man konnte freilich auch nirgends leichter untergehen, weil die Menschen nirgends gleichgültiger aneinander vorbeirannten. Winckelmann versuchte es, in der dort üblichen Weise sein Glück zu machen; aber er gehörte leider zu denen, welche nur durch reale Verdienste ihr Glück machen können, und selbst durch diese kaum.

„Wer hier in Dresden gedenkt, an seinem Glück zu arbeiten, (das war das Resultat seiner Versuche) muß, wo nicht Italien, doch wenigstens Frankreich gesehen haben; präsupponirt, daß er plaudern kann und ein Air hat. Das andere hilft nichts." Wirklich sollte die italienische Reise nach seinem ersten Plane zum Theil zur Erlangung dieser Weltausbildung dienen. Denn der Gedanke an eine lebenslange Stellung in Rom lag ihm damals noch ganz fern. Sein Unglück sei (so rechtfertigt er die unwiderstehliche Reiselust) der Mangel an Form und an „Fertigkeit, sich in ein paar fremden Sprachen gut auszudrücken. Kann es aber ohne Umgang mit Menschen und außer der grand monde erhalten werden?"

Sonst aber hatten sich ihm alle Thüren verschlossen. „Kein Glück sehe ich vor mir, keine Retraite ist mir mehr übrig ... Mein Brot kann ich, wenn der Graf sterben sollte, auf keine anständige Weise verdienen, da ich keine einzige fremde Sprache reden kann; einen Schuldienst mag ich nicht, zur Universität tauge ich nicht; mein Griechisch gilt auch nirgends ... Die Kenntniß der Alten, sonderlich der Griechen, scheint der Jugend ein Weg, der mit Dornen und Disteln verwachsen ist, wie er es denn in der That ist ... Meiner Gesundheit ist nicht anders zu helfen, als durch eine Veränderung."

Anzeigen einer zusammenbrechenden Gesundheit stacheln den Willen oft heftiger an, als alles geistige Elend: sie rufen eine Regung der Nothwehr auf. Auch Winckelmanns herculische Gesundheit fing endlich an, den schonungslosen Zumuthungen zu erliegen; wie ein Staat auf einmal zusammenbricht, dessen Hülfsquellen ein unbeschränkter Wille eine zeitlang zu verzehnfachen schien. Schon im Winter auf 1751 begann er zum ersten male „seinen Kräften zu

mißtrauen, und glaubte die Segel einziehen zu müssen, eingedenk des *Ὑγιαίνειν μὲν ἄριστόν ἐστιν.*"

Giebt es einen günstigeren Moment für die Anträge von Proselytenmachern?

Als unser Freund einmal in den Abgrund von Selbstsucht hineingesehen hatte, wie man nur in einer Haupt- und Residenzstadt jener Zeit in ihn hineinsehen konnte, als ihm überall das Hilf dir selbst! entgegengeschallt war: wie mußte er aufhorchen, als sich unerwartet einige der ersten Leute für ihn zu interessiren schienen, ihm seine dringendsten Bedürfnisse auslegten, seine Wünsche, noch ehe er sie geäußert, zu erfüllen bereit waren.

Seit der Rückkehr aus der Altmark hatte sein Verlangen eine bestimmtere Richtung bekommen. Die Kunst war ihm aufgegangen; er ahnte, was Gott und Natur aus ihm hatten machen wollen; seine Maler erzählten ihm von Italien, nach dem er längst getrachtet. Was er in Dresden fand, waren nur Abfälle von den Herrlichkeiten jenes Kunstlandes: aber erst in dieser Colonie Italiens gewannen seine Vorstellungen von Italien Farbe und Körper. Freiheit und Erfüllung, innerer Beruf und Glück schienen ihm hier zu winken.

Winckelmann hatte in der Bibliothek zu Nöthnitz gar oft die Fremden zu führen, die aus allen Nationen Europas an dem damals wirklich glänzendsten Hofe Europas aus- und eingingen. Und es war etwas von Lebhaftigkeit und Geist in seinen Gesprächen, welches großen Herren auffiel, denen, wie Winckelmann selbst sagt, „Gelehrte und Pedanten Synonyma sind, die einerlei Geruch an weltlichen Höfen geben müssen." Ein Angehöriger des Römischen Hofs mußte bald die Bemerkung machen, wie gut dieser gelehrte und mißvergnügte, lebhafte und weltscheue Bibliotheksecretär sich als Abbate im Haushalt eines gelehrten Cardinals ausnehmen, wie unschwer er zu gewinnen sein werde.

„Der Dresdener Hof, bemerkt Göthe, bekannte sich zur Römischen Kirche, und kaum war ein anderer Weg, zu Gunst und zu Gnade zu gelangen, als durch Beichtväter und andere geistliche Personen. Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her und fordert jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die im Kreise des Privatmannes irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen. Die Religion des Fürsten bleibt, in gewissem Sinne, immer die herrschende, und die Römische Religion reißt, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig vorbeiziehende Welle an sich und in ihren Kreis."

Die Königin, eine österreichische Prinzessin, begünstigte die Convertiten. Jemehr man im Lande den persönlichen Charakter der Religionsveränderung des Hauses aufrechterhielt: desto mehr protegirte man den Katholicismus am

Hofe: selbst bei dem Personal der Oper und des Ballets war fleißiger Besuch der Messe von Einfluß. Dieß kann Winckelmann bei seinen Plänen nicht übersehen haben: er kam vielleicht nach Sachsen mit dem Gedanken, diese Zustände zu benutzen: wir erinnern uns, daß er schon 1747 im Hause des Pater Confessionarius zu Leipzig bekannt ist (S. Seite 123). Wahrscheinlich aber entschloß er sich zur Anknüpfung wirklicher Unterhandlungen erst nach dem Tode seines Vaters Martin, der am 6. Februar 1750 im Nebenhause auf S. Georgii Kirchhof an der fallenden Sucht gestorben war. „Endlich ging mir ein Licht auf. Nach meiner Rückkehr aus der Altmark (Januar 1751) machte ich mich bekannter und fand gegenwärtigen Weg."

Im Jahre 1751 hatte der Katholicismus in Sachsen einen Triumph gefeiert. Die katholische Hofkirche war am 29. Juni (obwohl bei verschlossenen Thüren und früh Morgens) eingeweiht worden; der königliche Beichtvater, Leo Rauch, von der Gesellschaft Jesu, seit kurzem Nachfolger des alten Pater Guarini, des Vertrauten Brühls, hatte die Einweihungspredigt gehalten. Die königlichen Beichtväter hatten die Präfectur der Missionen.

Zu derselben Zeit war Alberigo, Graf von Archinto (1698, † 1754) päpstlicher Nuntius am sächsisch-polnischen Hofe. Archinto stammte aus einer alten, hochangesehenen Familie Mailands, die Carl V. in den Grafenstand erhoben hatte. Anselm und Manfred gründeten im Jahre 1135 das Kloster Clairvaux; zwei seiner Vorfahren hatten auf dem erzbischöflichen Stuhl des heiligen Ambrosius gesessen. Alberigo gedachte bald Deutschland zu verlassen und wünschte, ja „es war ihm unendlich darum zu thun, einen Convertiten in Rom zeigen zu können." Er trachtete nach nichts geringerem, als dem Heiligen Stuhl: und man erwartete wirklich bei seiner allgemeinen Beliebtheit und bei seinem Credit im Cardinalcollegium, daß er durchdringen werde. Archinto war natürlich auch mit Brühl befreundet. Als er in dem rauhen Lande kränkelte, stellte ihm Brühl seine Güter zur Verfügung. So schreibt ihm der Nuntius im August 1748 aus dem reizenden und behaglichen Oberlichten von der trefflichen Wirkung der Brühlschen Landluft. — Er hatte einen Abbate Bandini, einen „seinen Florentiner" nennt ihn Winckelmann, als Bibliothekar bei sich.

Die oben erwähnte Tradition über den Anfang der Bekanntschaft findet sich zum Theil in einem Programm Gurlitts vom Jahre 1797, der seine Nachrichten Unterredungen mit Oeser verdankt, „die er sine ira et studio so wiedergegeben habe, wie er sie aus seinem Munde gehört." Hier lernt der Nuntius Winckelmann bei einer Führung durch die Bibliothek kennen, bewundert seine Gelehrsamkeit, räth ihm, betroffen von seinem kränklichen Aussehen, zu einer Reise nach Italien; verspricht, ihn dort hinzuführen, wo er auch seine Kenntnisse der schönen Bildwerke des Alterthums durch das Anschauen auf-

klären und erweitern könne. Winckelmann, ohne Erfahrungskunst des lebendigen Menschen, heißt es weiter, ahnte nichts, sah nichts, als das redliche Bemühen, ihm zu helfen. Er geräth vor Freude außer sich; dieß sei das Land, ruft er, wo er längst durch Anschauen zu lernen gewünscht, das Ziel seiner Wünsche; er geht in den vorgeblichen Plan des Cardinals ein. Der Cardinal wird immer herablassender, theilnehmender, er spricht: Wir sind nun Freunde. Er ladet ihn öfter zu sich ein. — Winckelmann soll den verlangten Uebertritt zur Katholischen Kirche nur als Bedingung eines sorgenfreien Aufenthaltes in Rom angesehen haben. Seinen religiösen Bedenken begegnet der Nuntius mit den Worten: Gelehrte wissen ja, wie gleichgültig für innere Ueberzeugung und eigene Einsicht eine solche Veränderung ist; unbeschadet jener Ueberzeugung und Einsicht, kann man in jedem Lande der herrschenden Kirche zugethan sein: changer la religion, c'est changer la table, mais non pas le seigneur."

Dieß ist stark; aber Winckelmann selbst schreibt: Ich glaube, er will die Ehre haben, einen Proselyten aus mir zu machen: wenn ich nicht irre, denkt er so vernünftig, wie ich. Er hat eine schöne Maitresse, die ich kenne" — setzt er hinzu, als führe er ein Gegenstück zu der „vernünftigen" Denkweise an. Man gab Winckelmann geradezu zu verstehen, daß es ihm selbst nützlich sein würde, wenn er in Archinto's Hände Profeß thue: „wenn etwa ... Seine Heiligkeit (Benedict XIV.) mit Tode abgingen, so würde darauf bei Veränderung im Römischen Stuhl gesehen, und es würde mein Glück darauf beruhen."

Archinto mochte die Entdeckung allerdings nicht schwergefallen sein, daß es seinem geistlichen Sohne wahrscheinlich ebensowenig um die Rettung seiner Seele zu thun war, wie ihm selbst, — tel pasteur, tel brebis. Aber er konnte denken, wenn mein Convertit kein Zelot sein wird, so ist er dafür ein sehr gelehrter Grieche. Conversionen namhafter Gelehrten galten für besonders ehrenvoll, einmal wegen der moralischen Wirkung, dann weil sich in solchen Fällen bedeutendere, weil intellectuelle Kräfte miteinander zu messen schienen. Gelehrte erwiesen hochgestellten Kirchenmännern eine Ehre, indem sie sich von ihnen bekehren ließen; wie sich z. B. der calvinistische Prediger und Mathematiker Saurin den großen Bossuet erkor. Solche Conversionen konnten den convertisseurs in der That den Weg zu den höchsten Kirchenämtern bahnen.*) — Die Religion wird als Nebensache (ein donum superadditum) betrachtet. „Von Religion, schreibt Winckelmann am 6. Januar 1753, also

*) Z. B. Tencin avait converti Lass le banquier, contrôleur-général; et de presbytérien écossais, il en avait fait un français catholique Cette bonne oeuvre avait valu au convertisseur beaucoup d'argent et l'archevêché d'Embrun. Voltaire, siècle de Louis XIV. II, ch. 37.

beinahe zwei Jahre nach dem Anfang der Bekanntschaft, von Religion hat man mit mir, doch nur weitläufig gesprochen; ich muß bekennen, ich habe keinen Widerwillen merken lassen." Als zu derselben Zeit einmal das Wort Profeß fällt, erzählt Winckelmann: „Er sah, daß ich über dieses Wort stutzig wurde, so gut ich mich zu fassen gedachte, und erklärte sich, daß es ganz insgeheim, und in die Hände des Nuntius und in dessen Cabinet geschehen sollte."

Weit feiner und allmählicher entwickelt sich die Sache in dem Brief aus Sachsen, der in dem zwölften Bande der Berlinischen Monatsschrift von 1788 (Seite 56 ff.) mitgetheilt ist: der zu Grunde liegende Thatbestand läßt sich leicht von der für die damaligen Leser unentbehrlichen Färbung trennen.

„Neugier, heißt es hier, Müssiggang und die Bibliothek zogen viele Menschen und auch katholische Geistliche hinaus ... Und was war nun natürlicher, als daß, wie Winckelmann seine Unzufriedenheit merken, Klagen sich entfallen ließ, die Sehnsucht, Rom zu sehen, äußert, man ihm, gelegentlich, und nicht gerade als Antwort darauf, sagte: „Schade, daß ein Mann, wie Sie, nicht in Rom lebt!" — Warum? Freilich wollte ich es wohl einmal sehn. — „O, Sie müssen dort leben. Wie würde man einen Mann von Ihren Kenntnissen, Ihren Einsichten, dort schätzen!" — Meinen Sie? — „Der Zutritt zu allen würde Ihnen offen stehen; die Großen, die Cardinäle, alle Fürsten würden sich um Ihre Freundschaft bewerben, würden sich eine Ehre daraus machen, mit Ihnen umzugehen, würden Sie aufsuchen." — Und ich würde also freie Hand in den Bibliotheken haben? — „Allerdings!" — Dieses öfter wiederholt, von Verschiedenen gesagt, so ganz, dem Anschein nach, unabsichtlich gesagt, mit Anspielungen und Blicken auf seine gegenwärtige Lage, auf seinen ganzen Aufzug gewürzt, wirkte; sowie, von der anderen Seite, seine Unzufriedenheit mit Franke diese Wirkung stärkte und vermehrte, und jenes wiederum diese Unzufriedenheit vergrößerte, und Veranlassung zu Mißverständnissen herbeizog und förderte.

„Genug, nun fing Winckelmann ernstlicher und bestimmter an, nach Italien sich zu sehnen; er erkundigte sich, wie man dort lebe? durch welche Mittel man zur Einsicht und Bekanntschaft mit allen Kunstwerken und Bibliotheken gelangen könne? welche Wege man einschlagen müsse? u. dgl. m. Anfänglich hielt man ihn mit allgemeinen, unbefriedigenden Antworten hin; aber Winckelmann ward natürlich immer dringender; und nun sagte man ihm denn, daß — freilich das bessere Mittel, Zutritt zu allem und zu aller Zeit zu haben, eine Uebereinstimmung in der Religion mit den Vorstehern und Besitzern jener Schätze sei. — Winckelmann, wie Sie leicht denken können, stutzt; und nun protestirt man: daß man ihn nicht etwa gar bekehren wolle, daß nur von dem besseren, sicherern Mittel, jene Schätze kennen zu lernen, die Rede sei; daß diese Schätze freilich schon etwas werth seien; und nun — und bei

allen schicklichen Gelegenheiten, eine Lobpreisung dieser Schätze und Herrlichkeiten. — — Nun fing Winckelmann an, von diesem Schritt zu sprechen; daß er denn doch so mißlich sei, u. s. w.; und man erwiderte: „daß ein Mann, wie Er, ja doch schon wisse, wie man mit der Religion daran sei; daß eine äußere Veränderung doch wohl für ihn nichts so bedeutendes sein könne." — —

„Endlich besuchte der Nuntius Archinto selbst die Bibliothek, oder vielmehr Winckelmann; dieser wird jenem von seinen früheren katholischen Freunden als der erste und größte Gelehrte Europas vorgestellt. Der Nuntius erzählt, daß er von seinem Ruhm bereits gehört und geht sogleich auf die freundlichste, herablassendste Art mit ihm um; bezeugt ihm seine Theilnehmung, sobald Winckelmann, nach seiner Natürlichkeit, sich es merken läßt, daß seine Lage ihm nicht gefällt; jener aber bringt ihn zu dieser Aeußerung, indem er sich nach der Geschichte der Bibliothek, nach seinem Amt und seiner Beschäftigung dabei u. dgl. erkundigt; bezeugt seine Verwunderung, daß man einen Mann, wie ihn, so wenig zu schätzen scheine; bittet um seine Freundschaft, um die Ehre seines Besuchs.

„Ein paar Tage darauf wird Winckelmann von ihm zu Tisch geladen, und mit der größten Achtung empfangen. Von Rom, seinen Schätzen, und der Annehmlichkeit des dortigen Aufenthaltes und der Freiheit und Ungezwungenheit dabei, und von der Ehre, welche die Gelehrten dort genießen, wird viel bei Tische gesprochen; aber, versteht sich, ohne alle Beziehung auf Winckelmann, und so, als ob man von seinen Wünschen nichts wisse. Diese werden nun immer größer; ein anderer unterrichtet, dem Anschein nach so ganz unabsichtlich, in seinem Beisein, bei einem der folgenden Besuche, den Nuntius davon, der sie anfänglich so ziemlich kalt anhört, dann ihn deßwegen lobt, und hinzusetzt, daß Winckelmann freilich dort glücklicher leben, daß sein Verdienst, seine Kenntnisse dort mehr angesehn und geschätzt sein würden, u. dgl. m. Nun brennt der gute Winckelmann: fort will er von Nöthnitz, hin nach Rom; nur seine Religionsveränderung ... Wie er Bianconi seine Bedenklichkeiten äußert, und ob denn keine Möglichkeit sei, ohne jenen Schritt dort zu leben, verweist ihn dieser an den Nuntius selbst, nachdem er ihm vorher gelegentlich erzählt hat, wie sehr der Nuntius ihn schätze und liebe, und der Nuntius durch das freundschaftliche Betragen des ehrlichen Deutschen ganzes Vertrauen gewonnen hat. Durch dieses wird er endlich dahin gebracht, den Nuntius selbst zu fragen: erst horcht er bloß bei ihm an; thut allgemeine Fragen, und die Antworten des Nuntius führen ihn endlich zum eigenen Geständniß seiner Wünsche. Hier hört er es, was er vorher gehört hatte, daß ohne Religionsveränderung seine Absichten schwerlich zu erreichen wären; und wie Winckelmann Bedenklichkeiten äußert, die vorige Antwort, mit einem lächelnden Blick: „ein Mann wie er müsse ja längst wohl wissen, woran er

sei, einem Mann wie ihm könne dieser oder jener äußere Gebrauch doch wohl gleichgültig sein; Verwunderung, daß Winckelmann sich durch dergleichen Bedenklichkeiten abhalten lasse, Verdienste um die Welt und die Wissenschaften sich zu erwerben und sein Glück zu machen; daß die Abschwörung der protestantischen und Annahme der katholischen Religion ja nur eine Cerimonie sei."

In dieser Darstellung wird, wie man sieht, Winckelmann zum Opfer der Propaganda gemacht. Winckelmann, der Liebling des ganzen belletristischen, aufgeklärten Deutschlands, ein Proselyt des Katholicismus! welch ein grauenhaftes Zeugniß für die Umtriebe der Jesuiten und ihre fast wunderbare Macht, vor der auch der Beste von uns sowenig sicher ist, wie selbst unser Nicolai vor Gespenstern sicher war! Freilich war es Winckelmann, der die Jesuiten und Prälaten für seine Zwecke benutzte und schließlich mehr als sie selbst bei dem Handel seine Rechnung fand; freilich waren es allein die Jesuiten, die ihm den Weg nach Rom verschafft haben; aber dieß waren für die Darstellungskunst der Berliner Jesuitenriecher keine Schwierigkeiten.

Uns scheint es, als habe sich Winckelmann dafür bedanken können, daß man ihm die Verlegenheit ersparte, sich anzubieten (wie er schon Jahre lang vorher beabsichtigt haben soll, s. S. 103), daß man ihm die Rolle des Umworbenen gab. Ist es nicht liebenswürdig, wenn Rauch, statt die Reise als weltlichen Nebengewinn einer Bekehrung durch dogmenhistorische Forschungen und aus Sorge um die Seligkeit behandelt wissen zu wollen, lieber den Uebertritt nur zur conditio sine qua non einer Kunstreise macht, mit einem Worte, Winckelmann ein Stück Lüge erspart?

Winckelmann selbst giebt die erste, absichtlich räthselhaft gehaltene Andeutung von schwebenden Verhandlungen am 3. März 1752 in einem Briefe an Uden. Da Niemand, auch Bünau nicht, und er selbst kaum, an seine Beförderung denke, so denke er zuweilen auf etwas anderes; — „weil ich glaube, daß ich schwerlich zu einem ruhigen eigenen Stande kommen werde, so werde ich mir auch ein besonderes System entwerfen."

In dem folgenden Briefe, dem ersten an Berendis (vom 27.), ist die Verhandlung mit dem Nuntius als bekannt vorausgesetzt. Aber man sieht, Winckelmann ist von seinem anfänglichen stürmischen Ergreifen der italienischen Offerte bereits zurückgekommen: er tritt behutsamer auf; er ist soweit abgekühlt, daß er schon, ja fast allein, an die Versorgung denkt. Im Anfange des Monats, vor der Abreise des Hofs nach Polen, hat er zuerst die Rede auf den Gehalt gebracht; aber der Nuntius hat sich darüber undeutlich ausgesprochen; seine römische Correspondenz sei auf der Reise in Unordnung gerathen. Man hielt es für rathsam, ihm für jetzt nur erst die einladende Seite seiner Stellung in Rom zu zeigen.

Man hatte ihm ein Amt an der Bibliothek des Cardinals Passionei in

Aussicht gestellt. Der Cardinal, erfährt er, hat schon mehrmals in seinem Betreff geschrieben; der Secretair des Nuntius, Nicolo de' Giorgi, zeigt ihm zwei Briefe Passionei's, in welchen dieser Prälat sich wundert, daß Winckelmann noch nicht komme; er erwarte ihn mit großem Verlangen. „Er stellt dem Nuntius nochmals vor, daß ich allein in seine (Archinto's) Hände Profeß thun solle." Eine Bibliothek von 300,000 Bänden und zwar lauter guten Büchern (die griechischen Manuscripte nicht zu vergessen) wird unter seinen Händen sein. Man sichert ihm volle Freiheit zu: er soll zwar, wie alle, die bei Cardinälen in Diensten stehen, schwarz und à petit collet gehen; diese Tracht verbindet aber zu keinem geistlichen Geschäft: auch die Advocaten in Rom tragen sich so. Der Cardinal, heißt es, hat ihm wegen seiner griechischen Wissenschaft seine Achtung geschenkt, ist verliebt in seine griechische Hand, schreibt ganze Briefe allein von ihm, als ob er einen guten Freund erwarte. Er soll im Palast Passionei's, der als Secretarius Brevium dem päpstlichen Palast gegenüber wohnt, commodement logirt werden; ja gleich darin abtreten, ohne in ein Wirthshaus zu gehen.

Passionei (dessen nähere Bekanntschaft wir uns bis Rom aufheben) war ein Name von gutem Klang in literarischen Kreisen. Er war der Gönner Voltaire's, der gern Gelegenheit nahm, sich seiner Freundschaft zu rühmen. Daß sich ein Papst die Widmung der Tragödie Mahomet hatte gefallen lassen, verdankte Voltaire der Empfehlung Passionei's.*)

Winckelmann kommt im März aus Potsdam zurück mit dem Entschluß, „sich auf einen gewisseren Fuß in Rom zu setzen"; er ist so keck, dem Pater Rauch seine Besorgnisse wegen des Gehalts zu eröffnen, „damit man nicht denke, er sähe es allein als ein Glück an, Italien zu sehen" (d. h. er habe schon an der bloßen Reise genug). Was den Fall des Ablebens des Passionei betrifft, so wird ihm die Zusicherung: Verlassen Sie sich auf uns, wir werden Sie nicht verlassen. „Wegen des Salarii: Darüber hat sich Se. Eminenz nicht erklärt; allein Sie können versichert sein, daß Sie honett placirt werden." Auch später verheißt der Beichtvater, „er solle reichlich und gemächlich versorgt werden."

Winckelmann kündigt in Folge davon an: „Mein Profeß wird in acht oder vierzehn Tagen vor sich gehen." Selbst diese kurze Frist wird nur gestellt, weil die Rückkehr des Collegen Franke von Leipzig erwartet werden muß. Die Abreise ist auf Dienstag vor Ostern (den 28. März) festgestellt.

Allein die Bedenken Winckelmanns müssen nicht ganz erledigt worden

*) Passionei, bibliothécaire du Vaticain, homme consommé en tout genre de littérature, et protecteur des sciences aussi bien que le pape ... Il avait été recommandé à ce pape par le cardinal P., homme de lettres célèbre, avec lequel il était depuis long-temps en correspondence. Voltaire, oeuvres 48, 112. 49, 235.

sein; jedenfalls war diese Ankündigung eine voreilige gewesen. Erst dreiviertel Jahre später, im December 1753, verlautet wieder etwas von der Sache: aber hier ist der entscheidende Schritt ferner gerückt, als im März.

Ein Brief von Berendis hat ihn „sehr bestürzt gemacht." Die Verhandlung ist schon kein Geheimniß mehr: ein Mensch, der sich um die Stelle des abgegangenen Dressel an der gräflichen Bibliothek gemeldet, ein Italiener, hat es Bünau verrathen. Winckelmann aber will das Geheimniß noch wahren: er autorisirt Berendis, „hautement zu sagen, der Herr sei schlecht berichtet gewesen." Alles sei nur gefolgert aus einigen Adressen, die er sich, des Zutritts zur Gallerie, halber gemacht: im Hause des Inspectors Riedel habe er den Beichtvater getroffen, auch ein paarmal besucht; woraus aber nichts zu schließen sei: denn der Pater sei ein liebenswürdiger Mann („wobei Du seinen Character machen kannst so aimable, als du willst"). Damit Berendis dieß alles mit besserem Gewissen sagen könne, theilt er ihm mit, daß Rauch aus Grodno vom 24. October zwar schreibe, „daß nach Briefen aus Rom die Sache so gut als gewiß sei (ut negotium confectum dici possit); dieß heiße aber nur, — „ich soll nicht ungeduldig werden. Wie könnte ich also danach die geringsten Mesures nehmen, oder gar davon reden. Es kann noch viel dazwischen kommen, wenn sonderlich die Conditiones nicht annehmlich sind."

Berendis will, wie es scheint, von dem allen nichts wissen: er stellt ihm vor, man müsse gegen den Herrn mit der Sprache herausgehn; schildert aber zugleich die zu erwartende Aufnahme in einer Weise, die Winckelmann zum erstenmale in ernstliche Unruhen über sein Vorhaben stürzt. Seine eigenen freundschaftlich-ernsten Vorstellungen fügt er hinzu.

In der Antwort vom 6. Januar 1753 bricht diese Unruhe in den lebhaftesten Ergießungen hervor. „Niemals ist mir ein Brief saurer als dieser geworden. Ich befürchte endlich, nach so vielfältigem Widerrathen Deinen Zorn und Ungnade ... Du hast mir gerathen als ein Freund, als ein Vater seinen Kindern rathen kann. Die Gründe, die Dir ein Herz voll Zärtlichkeit, voll wahrer Treue dictirt, haben mich mehr, als mir selbst lieb war, überzeugt, daß meine Veränderung sehr sorglich sei. — Oft verwerfe ich, was ich verlangt, dann verlange ich wieder, was ich verwerfe. Ich bin in großer Unruhe. Die Sache ist zu weit gekommen."

Göthe bemerkt hierzu: „Wir können nach unserer Ueberzeugung, nach genugsam erwogenen Gründen, endlich einen Entschluß fassen, der mit unserm Wollen, Wünschen und Bedürfen völlig harmonisch ist, ja zur Erhaltung und Förderung unserer Existenz unausweichlich scheint, sodaß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen. Ein solcher Entschluß aber kann mit der allgemeinen Denkweise, mit der Ueberzeugung vieler Menschen im Widerspruch stehen; dann beginnt ein neuer Streit, der bei uns zwar keine Ungewißheit, aber eine Un-

behaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach Außen hier und da Brüche finden, wo wir nach Innen eine ganze Zahl zu sehen glauben."

Wie quälte Winckelmann die Vorstellung, daß ihm Bünau seine Achtung entziehen werde! Er schrieb nach Bünau's Tode (am 21. Januar 1765): „Ist Jemand auf der Welt, welcher den ehrlichen Mann in mir zu erkennen geglaubt, so war es dieser Herr." Und damals: „Kein Freund hat seinen Freund lieber, als mein Herr mich gehabt. Sein Begriff von mir ist größer als es wahr ist." ... „Gott ist mein Zeuge, wie sehr mich die Erinnerung, meines Herrn Gnade auf immer zu verscherzen, martert! ... Die Liebe und Gnade des Herrn allein macht, daß ich noch balancire."

Gleichwohl sind diese Besorgnisse nur die Einleitung zu einer Selbstvertheidigung, an deren Ende zum zweitenmale, ganz wie im Jahre vorher, Profeß und Abreise auf die letzten Tage vor Frühlingsanfang festgesetzt werden. Gegen Mitte März will er von Dresden abreisen, und seinen Weg über Eisenach und Augsburg nehmen.

Er beauftragt nun Berendis mit der Eröffnung an den Grafen, damit er nicht auf anderm Wege, vielleicht durch den Nuntius, hinter die Wahrheit komme. Da es aber für den Hofmeister, so sehr er „in Admission steht," ein „schwerer Vortrag" sei, da der Graf wohl nicht die Geduld haben werde, es alles zu hören, oder außer Fassung kommen möchte, so will er ihm indirect selbst seine Meinung eröffnen. Zu dem Zweck legt er einen zweiten Brief an Berendis bei, der geschrieben ist, um Bünau gezeigt zu werden. Darin heißt es, daß die Sache nunmehr ihre Richtigkeit habe, daß er auf ein oder zwei Jahre zu Passionei als Bibliothecar gehe, u. s. f. Als ob er sich Gegenvorstellungen ersparen wolle, fügt er hinzu: „Es sei wie es wolle, und was Du auch schreiben magst, es ist zu spät."

Bünau äußerte sich ganz anders, als Winckelmann befürchtet hatte. Im stillen zwar beurtheilte er solche Handlungen streng: er nennt Glaubensverläugnung ein Brandmal des Gewissens: hier aber benahm er sich als Weltmann. Winckelmann war darüber außer sich vor Freude: „Mein Herr wird mir durch seine Erklärung größer, als er mir gewesen. Der gnädige Herr, ich wollte seine Fußstapfen küssen. Das hätte ich nicht gedacht, daß man so frei und so vernünftig denken würde" (12. Februar 1753).

Aber Bünau hatte auch Rathschläge und Warnungen miteinfließen lassen. Er meinte, Winckelmann werde den Profeß mit besserer Avantage in Rom thun. Wie Gurlitt erzählt, glaubte er, man suche Winckelmann nur zu fangen, um ein Werkzeug der Proselyterei aus ihm zu machen: man denke nicht daran, ihm nach Italien zu helfen. Dieß wäre ganz in der Art der antihierarchischen Reflexionen, mit denen seine Reichsgeschichte durchwebt ist.

Die Folgen dieser Winke sehen wir in dem nächsten Briefe (vom 21. Fe-

bruar). Zwar will er morgen nach Dresden gehen und dem Nuntius seinen letzten Entschluß eröffnen. Aber er ist zugleich in diesem und in den folgenden Briefen ängstlich bemüht, die Ausführung des Entschlusses hinauszuschieben, den Profeß in Deutschland zu umgehen, „den Coup zu evitiren."

„Noch ist res integra bei mir" („bis jetzt habe ich den Pelz noch nicht gewandt"). „Die Vortheile sind sehr unbeträchtlich; und doch kann ich fast nicht zurückziehen." Eine Reise nach Eisenach zum Zweck einer letzten Besprechung mit dem Herrn und dem Freund, bietet einen willkommenen Vorwand zum Aufschub. „Ich will erst hören, was der Herr und Du zu den Vorschlägen in Rom sagst. . . . Ich muß die Knie des gnädigen Herrn umarmen, er muß mir seinen Segen ertheilen. Ich thue den entscheidenden Schritt nicht, bevor ich ihn gesprochen. Alsdann will ich mich dem Strom überlassen. Es gehe wie es wolle, währt es doch nicht ewig!"

Als er erfährt, daß das gräfliche Haus um Mitte Mai nach Dahlen kommen werde, verzichtet er auf die lange Reise nach Eisenach; aber nun sehnt er sich nach ihrer Ankunft in Sachsen, wie der Psalmist nach der Hülfe aus Zion. Für die Zwischenzeit möchte er sich nach Potsdam zu Lambrecht retten. Allein seine verworrenen Berechnungen, wie und wann er entkommen könne, ohne „das Vertrauen zu verlieren"; seine Finten, seine Aengste, daß ihm die stichhaltigen Vorwände durch allerhand Zwischenfälle entzogen werden könnten: dieß alles steht ausführlich und kläglich genug in seinen Briefen zu lesen. „Ich merke, schreibt er, ich bin nicht zu Intriguen gemacht. Wie glücklich ist der, der allezeit den geraden Weg gehen kann!"

Der Nuntius suchte den Abschluß zu beschleunigen. Der Profeß war nun auf den Charfreitag (den 20. April) festgesetzt worden. Eine Reise im Sommer sei aus Gesundheitsrücksichten bedenklich: um Pfingsten sei die Hitze für uns schon unerträglich. Jetzt biete sich eine schöne Gelegenheit, mit dem Sänger Belli zu reisen; dabei könne er auch unterwegs der Sprache mächtig werden. Archinto fürchtete, man werde seinen Proselyten in Eisenach umstimmen, obwohl er gegen diesen selbst aus Rücksicht auf Bünau, den er hochachtete, nichts der Art laut werden ließ. Aber der Pater Rauch gab ihm selbst „Einschläge, einen Aufschub zu erhalten"; er wäre an dem festgesetzten Termine durch die geistlichen Exercitien seines Ordens am Zugegensein verhindert gewesen. Der feierliche Uebertritt ward nun auf den ersten Juni vertagt.

Was aber Winckelmann damals sehr verstimmte, war der endliche Aufschluß über die Besoldung: er glaubte, das Verfahren des Nuntius für unaufrichtig halten zu müssen. Erst als dieser hörte, daß Winckelmann resignirt habe, kam er mit einem Briefe hervor, dem ersten aller in Betreff Winckelmanns geschriebenen, den er aber bis auf die letzte Stunde zurückgehalten hatte. Daraus ging nun hervor, daß sich Passionei außer dem Logis nur zu

drei Ducaten monatlich erboten hatte, obwohl er zu einer Zulage und zur Besorgung seines ferneren Glücks bereit war. Als Winckelmann sein Befremden merken ließ, rechnete ihm der Nuntius im Detail vor, wie wohlfeil man in Rom leben könne; Rauch aber erbot sich zu hundert Gulden jährlichem Zuschuß, — „und mir in allen Umständen zu secouriren, wenn ich sonst noch etwas gebrauche, und könnte deshalb zuversichtlich schreiben.“ Dieses „generöse Anerbieten“ hielt Winckelmann zurück, der schon Willens war, die ganze Negotiation abzubrechen. —

Hier ist es nicht mehr als billig, zu constatiren, daß der Antheil dieses Jesuiten an Winckelmanns Person und Schicksalen weit über das Interesse des Propagandisten und über den Anlaß, der sie anfänglich zusammengeführt hatte, hinausging. Es bildete sich ein Verhältniß des Vertrauens, wenn dieses Vertrauen auch natürlich kein unbedingtes war, — wenn Winckelmann ihm auch freilich „sein ganzes Herz doch nicht ausschütten konnte.“ „Ich glaube, schreibt er, daß ich ihn völlig gewonnen habe. Auf ihn allein und auf sonst niemand sehe ich, wenn ich mich entschließen werde.“

Diesem gütigen aber leider beständig kränklichen Mann, der sich nur noch wenige Lebensjahre versprach*), hatte Winckelmann seine ganze Existenz zu verdanken: nicht nur die Italienische Reise, nicht nur die Möglichkeit einer vorläufigen unabhängigen Stellung in Rom, sondern selbst den freimüthigen und kecken Ton, welchen er in seiner ersten Schrift anzuschlagen wagte. Er war überzeugt, daß er, so lange Rauch lebe, nicht nur allezeit in bester Form (aus Rom) werde herausgehen können, sondern auch seine Versorgung künftig, nach seiner Wallfahrt, in Dresden erhalten werde. Deshalb nennt er ihn wiederholt seinen Freund und Vater, „dem ich aus Dankbarkeit die Füße küssen möchte.**),“ —

Doch zurück zu der zwar nicht abgebrochenen, aber suspendirten Negotiation!

Winckelmann ist am ersten Juni nicht bei dem Nuntius erschienen: er war „dem unglücklichen Schritt mit Noth ausgewichen“. Vom April 1753 bis zum Juli 1754 beobachten die Briefe über diesen Punkt das tiefste Schweigen. Er liest im Winter den Homer dreimal durch; er beendigt den Catalog des Staatsrechts und der Geschichte Italiens; er sammelt medicinische Mis-

*) „Ich werde, schreibt Winckelmann den 12. Mai 1757 von Rom, dem Herrn Beichtvater, der bishero so freundschaftlich für mich gesorgt, nicht lange mehr zur Last sein können, woran mich seine eigene Vorstellung bei meinem Abschiede erinnerte.“ „Er ist beständig kränklich, schreibt er den 20. Febr. 1763, auch in der schönsten Luft von Warschau, und ich fürchte beständig, diesen Wohlthäter zu verlieren.“

**) Z. B. in dem Briefe vom 25. November 1758. Ich muß hier mein Bedauern aussprechen, daß es mir, trotz wiederholter Versuche an geeigneten Orten, nicht gelungen ist, über diesen edeln Wohlthäter Winckelmanns auch nur die dürftigste Notiz zu erhalten. Sein Name steht übrigens nicht einmal in den Hof- und Staatsadreßbüchern jener Jahre.

cellen: kurz er sucht in ununterbrochener Arbeit Rom und seine Prälaten zu vergessen.

Was war geschehen? Winckelmann sagt es uns nicht; aber kann ein Zweifel sein, daß die Zusammenkunft mit Bünau in Dahlen die von Archinto befürchteten Folgen hatte? Auch Gurlitt erfuhr später von Oeser, daß es die Warnung Bünau's war, welche Winckelmann bestimmte, den Nuntius auf Jahr und Tag zu vermeiden.

Das Verhalten Bünau's in dieser Sache verdient eine nähere Beleuchtung. Göthe hat es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er Winckelmann nicht geholfen. „Er, der als Privatmann nur ein bedeutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um Winckelmann einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Minister Einfluß genug hatte, dem trefflichen Manne aus aller Verlegenheit zu helfen, mochte ihn wahrscheinlich als thätigen Diener nicht gern entbehren, oder hatte keinen Sinn für das große Verdienst, der Welt einen tüchtigen Mann zugefördert zu haben."

Indeß hatte Bünau schwerlich eine Ahnung davon, daß er in seinem Secretär der Welt einen Archäologen zufördern könne. Wie sollte er es ahnen, da es Winckelmann kaum selbst ahnte? Bei aller gegenseitigen Hochachtung bestand doch keine expansive Vertraulichkeit zwischen beiden. Winckelmann war scheu und verschlossen; Bünau kalt und gemessen. Einem Aristocraten und Hofmann gegenüber wird der einsame, der Gesellschaft fernstehende Gelehrte sich immer gedrückt und verschüchtert zeigen. Geschäftsmänner beurtheilen die Menschen rubrikenmäßig: sie werden selten denen gerecht, die einen eigenen Maßstab verlangen. „Die Gelehrsamkeit, schreibt Winckelmann, ist ein Ding, das die Leute unempfindlich macht. Dieses trifft auch bei unserm Herrn Statthalter ein." Für die schönen Künste dürfte Bünau wenig Wärme gehabt haben. In der Geschichte der Künste in Sachsen (S. 72 f.) ist zwar von dem geistvollen Cirkel die Rede, den Bünau in seinem Museum zu Nöthnitz versammelt habe, und den Heyne, Winckelmann, Algarotti, Oeser verherrlichten; allein diese Notiz scheint weniger Ueberlieferung, als Vermuthung des Freiherrn von Racknitz zu sein.

Da uns von Bünau's Aeußerungen, die damals auf Winckelmann soviel Einfluß übten, nichts aufbehalten ist, so dürfte es nicht ohne Interesse sein, aus einer anderen Quelle seine religiösen Ansichten kennen zu lernen.

„Ich habe geglaubt, schreibt Winckelmann, daß der Herr kein Sternorthodox sei"; und Bünau war allerdings ein abgesagter Feind alles Preß- und Gewissenzwangs in religiösen Dingen; sonst aber keineswegs ein Indifferentist. Er hat eine Reihe von theologischen Betrachtungen, zunächst zu seiner eigener Belehrung, niedergeschrieben unter dem Titel: „Religionsgedanken eines

echten Freidenkers", die der (später am Dresdener Hofe wohlbekannte) Domherr Burscher aus seinem Nachlaß herausgegeben hat. Er habe sich, erzählt er hier, bemüht, Alles, was wider und Vieles, was für die Kirche geschrieben ist, zu lesen, lediglich um die Wahrheit zu suchen und um den eigenthümlichen Bau, den der Unglaube aufzuführen gemeint ist, nach seinem inneren Wesen einzusehen.

Er verwirft nun allerdings den Deismus ohne Einschränkung, er geht weit über die Grenze ruhig abwägender Beurtheilung hinaus; es scheint, als habe das sophistisch halbgelehrte, aufgeregte Wesen der neologischen Schriften seinen gründlichen, klaren, besonnenen Kopf widerwärtig berührt: diese Leute, ruft er, sollte man lieber Freidichter, Freiträumer, Freibeuter nennen; diese Freigeisterei könne er nicht anders, denn als eine Krankheit des Verstandes ansehen; die vernünftige Widerlegung des Deismus soll sogar von den Kanzeln herab gepredigt werden. Allein wie es oft geschieht, daß Vertheidiger eines alten Systems, in der unvermeidlichen Wechselwirkung der Controverse, unvermerkt die Principien der neuernden Gegner annehmen: so ergeht es auch Bünau: er hat die neologische Atmosphäre der Zeit mit allen Poren eingesogen. In der Kinderlehre soll z. B. dem Catechismus die natürliche Religion, dem Bibellesen der Offenbarungsbeweis vorangeschickt, statt über die Pericopen soll über Lehr- und Lebenssprüche gepredigt werden!

Sollte man es für möglich halten, daß er zur philosophischen Basis seiner Apologetik des alten Glaubenssystems eine ganz sensualistische Erkenntnißlehre und eine ganz eudämonistische Moral wählte? Seinem positiven Juristenverstand erschienen die metaphysischen Systeme von Aristoteles bis auf Descartes als Hirngespinste, die Eigenliebe als Endzweck und Triebfeder aller Thaten und Tugenden. Aber eben der Lockianismus mit seiner Herleitung der Vernunftwahrheiten aus der sinnlichen Erfahrung, soll auf das Bedürfniß einer Offenbarung führen, welche uns über die Natur des Geistes und über die göttlichen Geheimnisse Aufschluß giebt. Und aus dem Glückseligkeitstrieb entwickelt er eine Art von Argument e tuto zu Gunsten der Religion: gegenüber den social-moralischen Gefahren des Atheismus, der Eitelkeit der weltlichen Dinge, der Kürze des menschlichen Glücks, sollte man uns da nicht die Freude an einem so tröstlichen, und auch so nützlichen Traum, wie die Religion ist, lassen, selbst wenn sie nicht wahr wäre?

Ein Mann, welcher die deistischen Lehren, die sich Winckelmann ganz angeeignet hatte, so schroff verwarf; bei dem selbst in diesen Dingen des Herzens ausschließlich der Verstand und die vornehmdiplomatische Behandlungsweise dominirte, ein solcher Mann konnte Winckelmann nur mit einem Gefühl dumpfer Befangenheit erfüllen.

Nimmt man hinzu den moralisch zweideutigen Character der Handlung,

die Winckelmann im Begriff stand zu gestehen: so erklärt sich der für uns oft wahrhaft peinliche Ton seiner Briefe an Bünau. Diese Briefe, sagt Göthe, zeugen von einem niedergedrückten, in sich selbst befangenen Gemüthe, das an einen so hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt.

Er möchte seine „unanständig und undankbar scheinende Unbeständigkeit" rechtfertigen. Aber er „läßt sich nicht einfallen, sich Bünau persönlich zu zeigen." Er bekennt: „Ich habe mich Dero ferneren Geduld mit mir unwürdig gemacht; ich flehe aber Dero Herz voll Güte und Gnade an, mich wenigstens zu hören." „Mein Entwurf kann thöricht, verwegen, ja Vielen gottlos und abscheulich scheinen. Aber ein erleuchtetes Auge, womit Ew. Excellenz nach dem Bilde der Gottheit das Ganze der Dinge anzusehen pflegt, wird mich leicht zu entschuldigen finden können. ... Ich falle Ew. Excellenz demüthig zu Füßen ... ich hoffe, das Herz voll Menschenliebe, das meine vielen Fehler gnädig übersah, werde doch zuletzt wenigstens menschlich über mich urtheilen."

Winckelmanns würdig ist weder der Armesünderton seines Bekenntnisses, noch der Jubel über die nachsichtige Beurtheilung. Sollte man denn hier denken müssen an das Pope'sche, To men a coward, and a brave to God? Wie wenig stimmt dieser Ton zu der Maxime, die Winckelmann in Italien den Großen gegenüber befolgte: „demüthig bis zum Staub sollen wir sein mit Geringen, aber gegen Große das Haupt erheben, und es zu seiner Zeit sinken lassen" (vom 5. Mai 1764).

Soll man aber nicht verzweifeln an der Gültigkeit aller solcher Urtheile, wenn man die Bemerkungen Göthe's und Herders über den Brief an Bünau nebeneinander liest? Der eine nennt ihn einen wahren Galimatias, einen unglücklichen verworrenen Aufsatz; der andere findet auch in diesem Briefe, „den Winckelmann fast mit jugendlicher Schamröthe darüber und zugleich mit heroischem Muthe schrieb, Züge der kindhaft guten, bescheidenen, aber auch heroischen Seele Winckelmanns."

Apologie und Selbstapologie.

Während dieser Zeit des Zwiespalts zwischen innerem Trieb und entgegengeworfenen Bedenken, suchte Winckelmann eine Menge Gründe hervor, in denen, aphoristisch und verworren, alles enthalten ist, woraus seine Selbstapologie bestanden haben würde.

In erster Instanz glaubte er, sich auf die Reinheit seiner Zwecke berufen zu dürfen. Nie würde er im Stande gewesen sein, um äußerer Vortheile willen ein solches Opfer zu bringen. Es ist bei allem diesem nicht auf Bewirkung eines scheinbaren größeren Glückes abgesehen. .... Ich wollte nach

ein paar Jahren meiner Pilgrimschaft mit unendlichem Vergnügen meine jetzige Station wieder antreten."

Untersucht man nun aber, wie er damals jene höheren, idealen Zwecke sich vorstellte: so bemerkt man zwei ganz verschiedene, neben einander herlaufende Gedankenreihen.

Die eine hat eine romantisch-leidenschaftliche Färbung. „Der Begriff einer heroischen Freundschaft, schreibt er den 17. September 1754, welcher diese und alle meine Veränderungen zum Grunde hat, wird vielleicht ein Abenteuer, wenigstens in meinen Umständen scheinen, und könnte veranlassen, mich für einen künftigen irrenden Ritter zu halten." Daß aber hierin das letzte Motiv liege, darüber ruft er die ewige Wahrheit zum Zeugen an.

Unter der Inspiration dieser Schwärmerei hatte er sich ein Bild seiner künftigen Existenz in Deutschland entworfen. Er wollte, das versichert er wiederholt, auf keinen Fall in Rom bleiben: diese Reise sollte ihm bloß zur Fertigkeit in der welschen und französischen Sprache und zu der „Opinion von jemand, der einige Jahre in Rom gelebt", verhelfen. Nach der Rückkehr wollte er in eine Universitätsstadt oder nach Berlin ziehen; da hoffte er, durch den Unterricht junger Leute von Stande im Alter sein Brod commodement zu verdienen (17. September 1754). Aber diese bescheidene Stellung sollte ihm eigentlich nur die Möglichkeit verschaffen, in der Nähe seiner Jugendfreunde Bülow und Lambrecht zu leben; er glaubte auf diesem Wege, „für seine wenigen Bedürfnisse auf eine seiner Freunde künftigem Stande gemäße Art zu sorgen." Er hofft, einer von beiden Freunden werde ihn später gewiß aufnehmen; ja als Lambrecht im September 1754 einige Tage in Dresden war, hat er ihn überreden wollen, die Reise nach Italien mitzumachen. Er hätte vielleicht sogar diese Reise aufgegeben, wenn ihm die „Retraite" zu Bülow noch offen gestanden hätte. Aber Bülow war damals im Begriff, „sich an Prinz Heinrichs Hofstaat in Berlin zu engagiren."

In diesem Plane sprach, wie gesagt, die überspannte Empfindung; es war ein Luftschloß, das in nichts zerrann. Aus der zweiten Gedankenreihe dagegen spricht das Bewußtsein seiner Bestimmung, wenn auch nur erst in unbestimmten, zwischendurch auftauchenden Ahnungen.

„Die Liebe zu den Wissenschaften ist es, und die allein, welche mich bewegen kann, dem mir gethanen Anschlag Gehör zu geben." Keinen Ort als Rom findet er geschickter, die griechische Literatur, das einzige, worin er sich hervorthun könnte, „weiter, und wenn es sein könnte, aufs höchste zu treiben." „Eusebie und die Musen sind hier sehr streitig bei mir: aber die Partei der letzten ist stärker. Die Vernunft, die das Gegentheil in solchem Fall thun sollte, tritt denselben bei. Sie ist bei mir der Meinung, man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien hinsehen."

Für die Glaubwürdigkeit dieser Behauptung ruft er seine Vergangenheit an: „Mein Schatz, du weißt, daß ich allen Plaisirs abgesagt, und daß ich allein Wahrheit und Wissenschaft gesucht." Auch sein späteres Leben bezeugt, daß seine Wünsche in wissenschaftlicher Muße beschlossen waren, „daß Stand und Ehre bei ihm nichts, Ruhe und Freiheit die größten Güter waren."

Betrachtet man indeß die Verworrenheit seiner Begriffe von dem, was aus ihm werden sollte, und dabei die Unerschütterlichkeit gegenüber allen Einwürfen und Warnungen, die Entschlossenheit, mit der er alles Aergerniß auf sich nimmt, alles, was er in Händen hat, für eine ungewisse Zukunft fahren läßt, sich, wie Herder sagt, gleichsam in den Euripus stürzt: so muß man wohl glauben, daß hier eine Triebfeder im Spiel war, die mächtiger wirkte, als alle Motive, die in sein Bewußtsein traten.

Es war der Trieb seiner geistigen Natur nach der ihr angemessenen Thätigkeit. Dieser Trieb war durch die lange Hemmung nur noch ungestümer geworden: er hatte die Dunkelheit, aber auch die Unwiderstehlichkeit eines Naturtriebes. Er wirkte als die ihm so oft vorgeworfene „Liebe zur Veränderung", als Unfähigkeit, in den gegebenen Zuständen sich einzuwurzeln, als „Streben, die gemeine Bahn zu verlassen, um sich zu erheben." Von diesem Trieb spricht Winckelmann, wenn er, das Unzureichende seiner Apologie eingestehend, ausruft: Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae — und es ist nur allzuwahr (illud magnum praefiscini dixerim, nec mihi arrogem). „Kein Genie, sagt Hamann, ohne eine Beimischung vom Sauerteige der Schwärmerei." An einer Stelle wenigstens erhebt sich die Divination seiner Zukunft in Rom zu voller Klarheit.

„Gott und die Natur haben wollen einen Maler, einen großen Maler aus mir machen, und beiden zum Trotz sollte ich ein Pfarrer werden. Nunmehr ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und der Alterthümer."

Von dieser Seite angesehen, erinnert Winckelmanns Apostasie an die gleiche Handlung der geistvollen nordischen Fürstin, die nicht nur ihren väterlichen Glauben, sondern auch ein Königreich aufgab, um den ästhetischen, literarischen und socialen Verkehr des gebildeteren Südens zu genießen. Voltaire sagt: C'est le plus grand exemple de la supériorité réelle des arts, de la politesse et de la société perfectionée, sur la grandeur qui n'est que grandeur.

Dieß würde zur Rechtfertigung hinreichen, wenn der Zweck die Mittel heiligte. Winckelmann beruft sich indeß nicht bloß auf die Reinheit seiner Absichten, er strengt sich auch an, von den Mitteln das moralisch Bedenkliche zu entfernen. Welch ein Gewebe von Sophismen, zu denen er herabsteigt! Aber nicht diese Sophismen sind es, durch die er uns gewinnt, sondern das Ungeschick und die Zaghaftigkeit, womit er die Waffen der Lüge in diesem

einzigen Fall handhabt, die ungeschminkte Authenticität, mit der er seine schlimmen Räsonnements zu Protokoll bringt, das am Ende durchbrechende Gefühl, daß doch alles vergeblich sei. Darin zeigt sich ein im wesentlichen unversehrter Wahrheitssinn.

Der klarste und geradeste Verstand wird verworren, wenn er das Krumme ebnen, den Betrug in Wahrheit verwandeln soll. „Gott, ruft Winckelmann, kann kein Mensch betrügen;" was aber die Menschen betrifft, nun so glaubte er, mit Jesuiten in ihrer Weise verfahrend, reservationes mentales sich erlauben zu dürfen, „die er durch der Jesuiten eigene Lehren in diesem Punkte, welche bekannt sind, vertheidigen könne."

Der Pater gab vor, sein Bestes zu suchen; „Wohlthaten aber, räsonnirt Winckelmann, müssen wahrhaft reelle Endzwecke zum Grunde haben: ich glaube, daß ich berechtigt bin, dieses Vorhaben mit mir nach meinen Begriffen und Gewissen zu deuten, und so bei mir und nicht anders anzunehmen." D. h. Ich bin doch wohl der allein competente Ausleger dessen, was mein Bestes ist: indem ich auf dem mir angebotenen Wege meinen Zweck erreiche, so helfe ich ja meinem Wohlthäter zur Erfüllung seiner Absichten. Rauch hatte ihm übrigens selbst mit casuistischer Geschmeidigkeit eine ganz annehmbare Interpretation in die Hände gespielt. Durch den Uebertritt werde er ja in der That ein besserer Christ: „ich würde tüchtiger, der Welt zu dienen, folglich vollkommener, und als ein Christ, ein vollkommener Christ." Darin war der Pater Leo weniger Jesuit als Protestant; denn dem Protestanten ist auch die Berufsthätigkeit ein Gottesdienst, und „jede Arbeit ein Gebet." Was aber die Dogmen betrifft, so tröstet sich Winckelmann damit, daß er „an Pflichten, welche weiter als die Vernunft gehen, nicht gebunden sein könne."

In Betreff des Bekenntnisses eines Glaubens aber, den man nicht glaubt, beruft er sich auf die in solchen Dingen damals übliche, ja gewissermaßen unvermeidliche Laxheit. „Ich glaube, ich würde ebenso wenig sündigen, als es ein Professor zu Wittenberg zu thun glaubt, der die Formula Concordiae unterschreibt, ohne sie gelesen zu haben, oder darauf sterben zu wollen. Er that es, Professor zu werden, und tröstet sich mit seiner Reservation. Meine Bewegungsgründe sind noch edler und uneigennütziger."

Alle diese Trugschlüsse hat Winckelmann indeß weniger zu seiner eigenen Beruhigung ersonnen, als für seine Freunde. Späterhin erklärt er sich einmal im Stande, für eine Reise nach Griechenland sich auch zum Priester der Cybele machen zu lassen.

Das Schlimmste, was in solchen Fällen zu befürchten steht, ist der Schluß von der einzelnen Handlung auf den Character. In Sachen des moralischen Menschen giebt es keine Ausnahmen: ein großer Dialektiker kann zuweilen Schlußfehler machen, ohne sein Ansehen einzubüßen: aber ein ehrlicher Mann

kann nicht zu sich sagen: Du willst ausnahmsweise einmal auf einen Tag ein Lügner und Verräther sein —

κἆτα τὸν λοιπὸν χρόνον
κέκλησο πάντων εὐσεβέστατος βροτῶν.

Als Jemand versicherte, daß er nur eine Schlechtigkeit in seinem Leben begangen habe, fragte Chamfort: Quand a-t-elle fini?

Deßhalb suchte Winckelmann zu zeigen, wie wenig diese Handlung im Stil seines bisherigen Lebens sei, wie wenig sie aus seinem Character fließe: „Ich habe rechtschaffen, und seit meinen academischen Jahren, wie Du weißt, unsträflich gewandelt. Ich bin treu gewesen ohne Absichten; ich habe gearbeitet ohne Schein einer Gefälligkeit; ... ich habe mein Gewissen rein gehalten."

Der advocatus diaboli würde entgegnen: Es handelt sich hier um kein Erliegen unter einer momentanen Versuchung, unter dem Kreuzfeuer von Leidenschaft und Gelegenheit, sondern um den Entschluß zu einer Lüge, die so lang ist als das Leben, und die von dem, der sie durchführen will, eine Stirn von Eisen verlangt.

Damit ist allerdings eine wunde Stelle berührt, — ein Rostflecken, wenn er auch nur die Oberfläche des Stahls seiner sonst wahrhaftigen Natur angegriffen hat. Winckelmann hatte frühe lernen müssen, Umstände und Menschen geschmeidig und entschlossen zu benutzen: wer kommt aus einem dreißigjährigen Ringen mit der Noth ohne eine Verrenkung der Hüfte hervor? nur wenige dürfen sich deß rühmen.

Gewissermaßen erscheint in Winckelmanns Katholicismus nur seine alte unwahre Stellung zur Kirche carikirt bis zum Grotesken. Sein Verhältniß zu dem religiösen Institut als Schüler, als Chorpräfect, als Beflissener der Gottesgelehrtheit, als Schulmeister, hatte ihn früh genöthigt, diese Dinge als Schauspiel zu behandeln. In dem Augenblicke, wo er vom Glauben der Kirche für immer abgekommen war, sollte er fürs Pfarramt studiren; in dem Augenblicke, wo er sich anschickte, im Schooß der Kunstdenkmäler des hellenischen Alterthums ein neues Leben zu beginnen, kehrte er in den Schooß der römischen Kirche zurück.

In der väterlichen Kirche hielten ihn freilich wenig liebliche Erinnerungen zurück. Wir haben zu seiner Zeit Akt davon genommen, wie es ihm bei dem altrechtgläubigen Löscher, bei dem pietistischen Steinmetz, bei dem „neumodischen" Jerusalem ergangen war, des grimmigen Schnakenburg und der academischen Speise in Halle nicht zu gedenken. Während ihm der Protestantismus in seinen Kirchensäulen meist mit der Grimasse des Amtsstolzes und des ketzerrichterischen Argwohns entgegentrat, während es schien, als hätte er bei Theologen aller Spielarten Fußtritte bekommen sollen: so öffnet ihm der Katholi-

cismus bei der ersten Begegnung liebend die Arme, erscheint ihm in Gestalt eines feinen, weltgewandten, verbindlichen Prälaten von edler Familie, der ihm den Weg zur Freiheit und zum Ziel seiner Sehnsucht bahnen will, in Gestalt eines sanften, gütigen Paters, der väterlich für ihn sorgt, und über seine Schwachheiten, zumal im Glauben, ein Auge zudrückt.

Das beste, was für Winckelmann gesagt werden kann, ist die Vergegenwärtigung seiner Situation, seiner Vergangenheit und seiner Zukunft. Unumstößlich ist, daß Winckelmann nur in Rom das werden und das schreiben konnte, was er geschrieben hat und geworden ist und werden sollte; und daß er in Rom nicht leben konnte, ohne Katholik zu sein. Aber eben so unumstößlich ist, daß er nicht Katholik werden konnte, ohne ein Heuchler zu werden.

„Ich habe mein Leben niemals genossen, und ich habe meine Jugend in Armuth, und die Jahre, wo man am fähigsten ist, zu empfinden, in anhaltender Arbeit und langer Einsamkeit zugebracht." Er sah seinen Kopf schon ergraut; nur die Hefen des Lebens noch übrig. Die Einengung seiner beweglichen Natur in eine kahle Einförmigkeit, die Ueberanstrengung, in der er doch allein Rettung vor jener Melancholie fand, welche Ursache und Wirkung seines Siechthums war, dieß zusammengenommen drohte ihm mit frühzeitigem Tod.

In diesem Augenblick that sich ihm eine neue Welt auf, eine unabsehbare Aussicht des Schauens und Schaffens in berauschender Vorempfindung. Der Preis, der bezahlt werden sollte, war die Lossagung von einer Gemeinschaft, die nicht er, sondern der Zufall der Geburt ihm gegeben, die für ihn kaum einen Werth hatte. Es war allerdings ein dunkeler Weg, der aus dem Land der Knechtschaft in das Land der Freiheit führte: noch einmal kam die ganze Schmach seiner bisherigen Existenz über ihn. Sollte er der moralischen Correctheit das Leben zum Opfer bringen? Oder vielmehr nicht bloß das Leben (allerdings nicht der Güter höchstes), sondern das ihm von Gott anvertraute Pfund? Nachdem er so lange die edelsten Geisteskräfte verdungen hatte, sollte er sich scheuen, eine Comödie mit sich spielen zu lassen, durch die er frei wurde?

Das Sprüchwort sagt, Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, — halbwahr, wie die meisten Sprüchwörter, denn vielen scheint er eher den Verstand zu nehmen, wenn er ihnen das Amt giebt. Wenigstens wäre die Umkehrung eben so wahr. Wem Gott ein Talent giebt, der erhält damit auch einen Beruf: génie oblige. Arthur Schopenhauer sagt, da wo er für das Denken gegen das Lesen eifert, „die eigenen urkräftigen Gedanken verscheuchen, um ein Buch zur Hand zu nehmen, sei Sünde wider den heiligen Geist"; dieser Satz gilt noch viel mehr von der Prostitution der gottverliehenen Gaben an fremde Zwecke.

Kurz die Versuchung überstieg Winckelmanns Kräfte. Aber es war für ihn gar keine Versuchung: das Niederschlagen der vorwärts treibenden Gedanken würde ihm frevelhaft erschienen sein.

Es war einer jener Conflicte, wie sie die zusammengesetzten und aus heterogenen Bestandtheilen gemischten Zustände des modernen Lebens dem einzelnen so oft aufdringen. Es war eines jener moralischen Probleme, die auch von dem größten Rechenmeister der Werthgrade, Influenzen und Perturbationen der Kräfte und Interessen menschlicher Natur nicht rein und befriedigend gelöst werden können. In solchen Fällen kommt zur Geltung, daß jeder Mensch eine Welt für sich ist, mit eigenen Gesetzen und eigener Gerichtsbarkeit; ja daß jede individuelle Handlung im Verhältniß zum Gesetz incommensurabel ist. Die Moral spricht unbedingt und allgemein, denn sie giebt Ideale, die so rein und so hoch als möglich gestellt werden sollen; man soll das Gesetz nicht zu Gunsten factisch unvermeidlicher Handlungen casuistisch alteriren. Aber das Leben enthält nur Einzelnes und Bedingtes: man soll den Menschen auch nicht unter der Wucht des Unbedingten rigoristisch zermalmen. Es gilt die wahre Stimme seiner Natur aus dem verworrenen Getöse dessen herauszuhören, was die Menschen sonst und jetzt in uns hineingeredet haben, und dieser Stimme ohne Menschenfurcht zu folgen.*)

Das Resultat aller dieser Betrachtungen fassen wir zusammen in dem Satz, daß diese Handlung ein Unglück war, das Unglück von Winckelmanns Leben.**) „Das ist mein Unglück, seufzt er, daß ich kein Mittel sehe, zu meinem Zweck zu gelangen, ohne einige Zeit ein Heuchler zu werden." Er durfte das, was er vor sich selbst, vor den Freunden, vor der Welt verscherzte, als ein im unerforschlichen Rathe verhängtes Leiden ansehen, eine Sühne, durch die er sich etwa für den Rest seiner Tage von den bösen Mächten seines bisherigen Lebens loskaufen sollte.

Welche Tragik liegt in den Worten: „Ich habe niemals ein Wort im Munde ersterben lassen; die Wahrheit war allezeit mein Schutz, außer der Religion." Es ist tragisch, wenn die Vorsehung dem Menschen ein Ziel stellt, die Kraft und den Trieb dazu giebt, und ihm ein Hinderniß

*) Each man's nature has its own peculiar rules: and he must take up his life-plan alone, and persevere in it in a perfect privacy with which no stranger intermeddleth. Each man's tentations are made up of a host of peculiarities, internal and external, which no other mind can measure. F. W. Robertson, Sermons I, 234 f.

**) Le prince, quand une urgente circonstance, et quelque impetueux et inopiné accident du besoing de son estat, luy faict gauchir sa parole et sa foy, ou aultrement le iecte hors de son dévvoir ordinaire, doibt attribuer cette necessité à un coup de la verge divine: vice n'est ce pas, car il a quitté sa raison à une plus universelle et puissante raison; mais, certes, c'est malheur . . . Il le falloit faire; mais s'il le fait sans regret, s'il ne luy greva de le faire, c'est signe que sa conscience est en mauvais terme. Montaigne Essais III, 1.

in den Weg wirft, das nur durch eine Verletzung des Gewissens beseitigt werden kann.

Harte Bissen giebt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen. (Göthe.)

Der Uebertritt.

Diese Erzählung gleicht in ihrem schleppenden Gang und in ihren endlosen Retardationen ihrem Gegenstand: die Verhandlung erinnert darin etwas an die Tragödie Hamlet: aber jetzt ist nur noch der plötzliche und rasche Abschluß zu berichten.

Der Versuch, die einst so lebhaft ergriffenen Aussichten in der Arbeit (à force de lecture) zu vergessen, endigte nach einem Jahre mit der Einsicht, daß nur eine gänzliche Aenderung der bisherigen Lebensweise ihn vom Tode retten könne.

„Zu Ende des Winters (1754) fingen sich verschiedene besorgliche Umstände in meinem Körper an zu äußern, und mein altes Uebel, fast unerhörte Nachtschweiße, fanden sich mit solcher Heftigkeit von neuem ein, daß mir alles eine gänzliche Verzehrung zu drohen schien, und nur neulich bin ich zweimal mit Schwindeln befallen worden, welche einige Stunden anhielten." Sein Magen wurde so schwach, daß er selbst die wöchentlich einmaligen Fleischspeisen aufgeben und seine Diät auf Ziegenmolken und Zugemüse setzen mußte. „Ich fühle wohl, daß die bisherige Art meiner Arbeit und meines Studirens mit meiner Gesundheit nicht bestehen kann; gleichwohl kann ich in der Einsamkeit nur allein in der Arbeit Ruhe finden... Selbst meine Promenaden machen mir die Vorstellung meiner Einsamkeit schrecklicher."

Unser Freund war somit endlich bei dem Zustand angelangt, in welchem meist solche Entschließungen reifen.

Nach Ostern ging er noch einmal zum Nuntius. Es hieß, er werde bald abreisen; Winckelmann wollte sich über seinen Rücktritt entschuldigen, Abschied nehmen und sich seiner Gnade empfehlen; — „ja wenn es ohne weiter zu gehn möglich sein könne, mir den Weg nach Rom offen erhalten."

„Er setzte mich wider Vermuthen durch sein Bezeigen außer aller Fassung; — sein Bezeigen war gütiger gegen mich, als mir selbst lieb war... Er war schon im Begriff, mir um den Hals zu fallen, und ich kann nicht begreifen, woher der große Begriff gekommen, den er von mir hat... Er suchte mich durch Bitten und Versprechen zu bewegen, ihm zu folgen. Er sah meinen ausgezehrten Körper und machte mir keine Hoffnung zur Genesung, als durch eine Veränderung der Lebensart und eine Erholung von der Arbeit. „Mein

lieber Winckelmann, sagte er unter einem beständigen Händedrücken, folgen Sie mir, gehen Sie mit mir; Sie sollen sehen, daß ich ein ehrlicher Mann bin, der mehr leistet, als er verspricht; ich will Ihr Glück machen auf eine Art, die Sie sich nicht vorstellen." Winckelmann sprach von freundschaftlichen Banden, von der Pflicht, den Catalog zu beendigen; aber er mußte versprechen, wiederzukommen. Mein lieber Freund, sagte Archinto im Weggehen, ich muß Ihnen aufrichtig sagen, daß Sie sich und mir einen schlechten Begriff bei der königlichen Herrschaft, der ich Sie damals bestens empfohlen und alles Gute von Ihnen gesagt, gemacht haben.

Einen Monat ließ Winckelmann verstreichen, in unbeschreiblicher Unruhe bei sich zu Rathe gehend. Aber wie es so oft geschieht, daß die gewichtigsten Gründe lange Zeit in den Schalen der Waage auf- und niederschwanken, bis ein winziger Zufall dem Willen zu der Determination verhilft, welche die angestrengtesten Ueberlegungen nicht herbeiführen konnten: so geschah es auch in diesem Falle. Winckelmann erzählte seinen Freunden oft einen Vorfall, „der ihn mit Heftigkeit auf die andere Seite stieß, als er eben entschlossen war, das Vorhaben einer Religionsveränderung aufzugeben." Ein geistliches Schauspiel, auf Winckelmanns Kosten von einem Dorfhierarchen zur Erbauung der Gläubigen ausgedacht, ein Schauspiel, bei dem sich das weltliche Hohnlachen über den Gedemüthigten in den Jubelgesang der Kirche mit einmischen sollte, gab den Anlaß zum letzten, entscheidenden Gang.

Man wird sich denken können, daß die lutherische Geistlichkeit bei dem Gerüchte von Winckelmanns Apostasie nicht stille war: sein längeres Fehlen in der Kirche und bei der Abendmahlsfeier schien diese Gerüchte zu bestätigen. Sein Beichtvater, der Pfarrer des Dorfes Leubnitz, nahm ihn bei Gelegenheit vor, und da er, wie gesagt, seine katholischen Pläne aufgegeben hatte, so war er gern bereit, sich durch eine Communion mit der Kirche auszusöhnen. Er ließ die Strafreden über sich ergehen und wünschte nur, daß sein Vorhaben nicht öffentlich bekannt werde, was man ihm auch versprach. Gleichwohl sieht er Sonntags beim Eintritt in die Kirche auf der Emporbühne eben die guten Freunde, deren Neckereien und Spott er befürchtete. Er weiß nicht, ob er bleiben soll; doch bleibt er. Aber am Ende der Predigt empfiehlt der Geistliche der Gemeinde zu besonderer Fürbitte „ein verirrtes Schaf, das zur Katholischen Kirche übergehen wollte, nun aber zur wahren Kirche zurückkehre und seine Rückkehr öffentlich beim Heil. Abendmahl zu bezeugen gesonnen sei." Das empörte Winckelmann, er ließ den Geistlichen reden, und die auf der Emporkirche vergeblich seiner warten und ging zur Kirche hinaus — für ein- und allemal.

So erzählt ein Brief aus Zürich vom 29. Juli 1788 (in der Berliner Monatsschrift XII, S. 391 f.), dessen Absender die Geschichte „aus Winckel-

manns eigenem, lieben Munde" gehört zu haben versichert und sich noch sehr bestimmt der Lebhaftigkeit erinnert, mit welcher er seinen Unwillen gegen den lutherischen Pfaffen äußerte, der ihm diesen Streich gespielt.

Jetzt ging Winckelmann endlich „mit vielem Kummer an den äußersten Entschluß." Er ließ dem Nuntius durch den Beichtvater vortragen, daß er insgeheim in des ersteren Hände die Confession verrichten wolle, aber nicht eher fortgehen, als bis er seine Arbeit geendigt, und daß er bis künftige Ostern in Sachsen bleiben werde.

„Die Freude des Nuntius über diese erste Conquête in seiner Nuntiatur und vielleicht in seinem Leben war ungemein." Der Act geschah am 11. Juli, nach der von Pius IV. vorgeschriebenen Formel in seiner Capelle, wo er in pontificalibus nebst zwei Nuntiaturgeistlichen erschien, mit Beistand des Beichtvaters. „Dann ging ich mit dem Beichtvater in sein Cabinet, und der Nuntius wiederholte mir seine Promissen mit der Erklärung: Ich werde Ihro Majestät dem König oder Königin melden; und Rev. Pater, Sie werden, wenn er abgehen kann, bei dem König die Kosten zur Reise suchen, welches ich auch thun will. Sie sind dem Churprinzen bekannt, sagte er zu mir, Sie können sich alle Protection und Beistand, auch von dem ganzen königlichen Hause versprechen. Ich will Sie nachdrücklich recommandiren. Herr Pater, fuhr er fort, da ich reisen muß, sorgen Sie für seinen Leib. Er muß eine Cur gebrauchen, ehe wir ihn verlieren. ... „Ich werde allen Ihren Credit verderben, sagte ich, wenn mich der Churprinz oder dergleichen suchte zu sprechen." — Sie müssen sich von der Arbeit relachiren, sagte er, Sie haben die Ruhe noch nicht genossen. Sie werden dreister werden, wenn Sie werden eine angenehme Gesellschaft haben." Alles in dem jämmerlichsten Französisch von der Welt.

„Bisher, fährt Winckelmann fort (den 12. Juli 1754), bin ich ziemlich ruhig gewesen über meine Veränderung; da ich aber den achten hörte, daß es bekannt werde, fingen die Unruhen an. Alea jacta est!" Den dritten Weihnachtsfeiertag hört er zum ersten mal aus eigenem Antrieb die heilige Messe; er gedenkt noch vor dem Neuen Jahr zu communiciren, „damit er thut, was man fordern kann." Wegen einiger Katholiken am Tisch bequemt er sich an drei Wochentagen zur Fastenspeise. „Anfänglich, da mich einige Ketzer, die mich kannten, in der Messe knien sahen, habe ich mich geschämt, aber ich wurde dreister. Es würde mich aber niemand sehen, wenn ich nicht die Messe hörte von elf bis zwölf, da Musik ist."

Aber die Ausdrücke, in welchen sich Winckelmann über Kniebeugung, Bekreuzigung, Aschermittwoch, Ohrenbeichte, Ave Maria und leider auch über das Paternoster ausläßt, mögen hier verschwiegen werden, da er besser gethan hätte, sie selbst zu verschweigen: sie sind nicht einmal witzig, sondern nur ge-

mein. Das Gefühl verlorener Selbstachtung führt zum Cynismus: man giebt einer häßlichen Handlung ein noch häßlicheres Gesicht, während man sich über sie zu erheben wähnt. Viele werden an Winckelmanns Cynismen Geschmack finden, nicht, wie Schlegel meinte, „aus unbefugter Neugier nach den Schwächen und Kleinlichkeiten ausgezeichneter Menschen," sondern weil ihnen Winckelmann nirgends so gut gefällt. Andere werden, friedlicher gestimmt, auch ihnen selbst fremde Symbole und Mittel der Andacht mit Bedauern ohne die Ehrerbietung behandelt sehen, welche das Eine göttliche Gefühl in allen Religionsgebräuchen fordert, das in andern nicht verletzt werden kann, ohne sich selbst zu verletzen. Man muß dem genannten Critiker leider zugestehen, „daß hier eine gemeine Erziehung ihre Rechte behauptet." — Freilich war ihm der Katholicismus in Organen entgegengetreten, bei welchen die Religion selbst nichts anderes war denn — Kirchenparade.

Göthe hat seiner wie er sagt „schroffen, sehr ernsten Beurtheilung" eine heitere und leichte Ansicht hinzufügen wollen.

„Gewisse Zustände des Menschen, die wir keineswegs billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für unsere Phantasie einen besonderen Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, so möchten wir sagen, es ist damit, wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit besser als frischgebraten schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erscheinen uns nun als wundersam, und es ist nicht zu läugnen, daß die Religionsveränderung Winckelmanns das Romantische seines Lebens und Wesens vor unserer Einbildungskraft merklich erhöht."

Dieß Romantische, welches sich keineswegs auf den hier geschilderten Moment in Winckelmanns Leben beschränkt, ist denn auch den schönen Geistern nicht entgangen, welche heutzutage auf den Fluren der Historie und Biographie nach Raub umherstreifen und die große Stadt der Geschichte zu einer Behausung aller unreinen und feindseligen Vögel (apokalyptisch zu reden) gemacht haben: das Ungeheuer unserer Belletristik, der historische Roman, hat sich auch wiederholt an Winckelmann versündigt.

Nahe bei dieser romantischen Betrachtung liegt die satirische.

Welchen Knäuel seltsam unwahrer Zustände zerrt diese Verhandlung vor uns auseinander!

In Dresden, der Hauptstadt eines reinprotestantischen Volkes, der Wiege der Reformation, residirt ein päbstlicher Nuntius; warum? weil ein sächsischer Churfürst, der Nachkomme Friedrichs des Weisen, das Haupt der evangelischen Stände, der Schirmherr des Protestantismus im Reich, katholisch geworden ist, um eine polnische Krone kaufen zu können. Dieser Nuntius, im Leben

und in der Religion ein vollkommener Weltling, wartet auf das Ableben des alten Pabstes, um selbst Oberhaupt der Kirche zu werden: um seiner Bewerbung in Rom Nachdruck zu geben, wünscht er mit einem Proselyten zurückzukehren. Er gewinnt diesen Proselyten in einem durchs Schicksal mürbe gemachten deutschen Gelehrten, einem Candidaten des lutherischen Predigtamtes, der sich sehnte, die heidnischen Alterthümer am Mittelpunkte der Künste zu studiren. Und so kam es, daß der künftige Ausleger griechischer Kunst, für Viele einer der Propheten des modernen Heidenthums, die Ausrüstung zu dieser Mission erlangte, indem er sich dem damals schon erschütterten und von den eigenen Söhnen bestürmten Institut der Römischen Kirche, in der elften Stunde gleichsam, anschließt. —

Nach einem Schritt dieser Art geschieht es stets, daß alte Verbindungen gelöst, neue geknüpft werden.

Zunächst entsagte Winckelmann dem Dienste Bünaus. Er hatte vorher an Berendis geschrieben, „daß er einigermaßen nicht ungern sähe, wenn ihm der Herr den Abschied gebe: er werde dadurch nicht im geringsten unglücklich werden." „Ich nahm (es war Michaelis 1754) auf dem Gute Dahlen von meinem Herrn und von meinem Berendis, vielleicht auf ewig, Abschied." Aber er bewahrte Bünau bis zuletzt die wärmste Dankbarkeit: kein Wechsel ist in seinen lebhaften und überschwenglichen Ausdrücken. Er bekannte es stets, daß er durch Bünau erst angefangen habe, zu leben, und daß er ihm eigentlich alles spätere Glück zu danken habe. „Ich war verfolgt in meinem Vaterlande, ... und fand einen Beschützer, Wohlthäter und Freund an dem würdigen Mann, dem ich gedient: Er riß mich aus der Finsterniß auf meinen Antrag, ohne mich zu kennen" (Novemb. 1757). Er schrieb ihm mehrmals und suchte ihm in allerlei Weise gefällig zu sein, obwohl er nie einer Antwort gewürdigt ward. Als eine Reise des jungen Grafen Heinrich nach Italien in Aussicht gestellt ist, freut er sich auf diese Gelegenheit, „dem großen Wohlthäter einigermaßen seinen innigsten und aufrichtigsten Dank zu bezeigen." Er will den Sohn wie einen Engel, der den Erzvätern erschien, empfangen. „Er genieße, ruft er, künftig die Frucht von seines Vaters Verdiensten, die nicht genug erkannt und belohnt sind!"

Bei dem unerwarteten Tode Bünaus schrieb er: „Ich verliere ein empfindliches Vergnügen, welches ich einigermaßen im voraus zu schmecken anfing, das mir theuere, werthe Haupt und den Urheber meines mir genugsamen Glücks, noch in meinem Leben von Angesicht zu Angesicht zu sehen, um alles, was die Dankbarkeit auszudrücken vermag, ihm mündlich zu wiederholen. Ich stelle mir den unerwarteten Ueberfall vor, welchen ich ihm auf dem letzten Sitz seiner Ruhe hätte machen wollen; und nunmehr verschwinden

alle diese Träume!" Er betheuerte stets, seine Gnade werde ihm ein ewiges Denkmal bleiben; und jetzt sinnt er auf Gelegenheit, auch ein öffentliches Denkmal seiner ewigen Dankbarkeit zu hinterlassen. „Aber, fügt er hinzu, es wird spät werden; und vielleicht wird meine Seele mit seiner edeln Seele vereinigt, ehe es geschieht."

Winckelmann erlangte damals von dem Oberbibliothekar der Vaticana, Passionei, die Vollmacht, die Vorarbeiten zur Bünauschen Reichshistorie für diese Bibliothek anzukaufen, und machte Franke die Vorschläge. So schreibt er in einem ungedruckten Briefe vom 30. October 1763 (im Besitz Rudolf Weigels).

Das Jahr zwischen dem Ausscheiden aus Bünaus Diensten und der Reise nach Rom war für Winckelmann eine höchst gefahrvolle, critische Zeit: von verschiedenen Seiten traten ihm Zumuthungen nahe, die ihn leicht aufs neue um seine Freiheit betrügen konnten; aber zum Glück hatten ihm seine Erfahrungen den hohen Werth der Freiheit gelehrt, zum Glück gaben ihm eben die, gegen welche er sich zu wehren hatte, eine Lection in der Weltklugheit.

Es gründet sich bloß auf die Nachricht Gurlitts (der indeß aus guter Quelle schöpfte), daß die Jesuiten Winckelmann für ihre Zwecke zu gebrauchen suchten.

Der Graf von Bünau, so erzählte Oeser diesem Gelehrten, erhielt den Brief, in welchem ihm Winckelmann seinen Schritt mittheilt, in Dahlen bei Tische in Gegenwart Oesers: „Was gilts, rief er, als er Winckelmanns Hand auf dem Umschlag erkannte, Winckelmann hat die Thorheit begangen, auf die man es bei ihm längst abgesehen hatte: aber nach Italien wird er nicht kommen, er lerne die Menschen besser durchschauen!" Nach dem Brief in der Berliner Monatsschrift habe er nach Tisch einem der Anwesenden gesagt, „daß er noch besondere Ursache habe, Winckelmanns Unbesonnenheit zu bedauern; denn er sähe zum voraus, daß man den guten Mann um keiner anderen Ursache willen zu fangen gesucht habe, als um aus ihm ein Werkzeug der Proselytenei zu machen, um durch ihn für die katholische Religion schreiben zu lassen."

Dieß sei denn auch wirklich der Fall gewesen. Die katholischen Geistlichen, erzählt Gurlitt, laden ihn, wie zuvor, zu sich ein; aber einstmals thun sie ihm den Vorschlag, — Wünsche der Erfüllung begleiten denselben — er möge sich doch um die katholische Kirche durch Bestätigung der Lehren derselben aus den alten Kirchenvätern verdient machen; möge zu dem Ende diese fleißig lesen. Nach der andern Quelle hatte man ihm gleich anfangs, als Winckelmann etwas von Unbehaglichkeit über seinen Schritt merken ließ, gesagt, daß

dieser Schritt ja leicht zu rechtfertigen sei, „daß er ihn rechtfertigen solle, u. s. w.; es war ja billig, der Welt seine Gründe vorzulegen; sein guter Name, seine Ehre hing ja an dieser Rechtfertigung.“ Winckelmann habe nun Oeser dieses Ansinnen geklagt, und beiden wäre der Plan der Jesuiten klar geworden. Es hatte drei Jahre vor Winckelmanns Uebertritt ein süddeutscher Mönch den entgegengesetzten Schritt gethan. Dieser ängstigte die katholischen Geistlichen mit Streitschriften gegen den Glauben der Kirche und mit Enthüllungen der Zustände süddeutscher Orden und Cleriker. Sie suchten nach einem Sachwalter und Rächer.

Franz Rothfischer, ein oberbayerischer Benedictinermönch, (geboren 1721 zu Altmannstein) hatte sich früh in die mathematischen und philosophischen Schriften Wolfs vertieft und war auf den kühnen Gedanken gekommen, die scholastische Theologie auf die deutlichsten Begriffe einer verbesserten Philosophie zu bauen und das Wortgezänk der Schulstreitigkeiten zu verbannen. Dadurch rief er den Widerstand und Groll mönchischer Faulheit gegen sich auf; die Jesuiten haßten ihn überdieß, weil er als Knabe ihrem Orden abtrünnig geworden war. Es half wenig, daß der Cardinal Quirini, der auf seiner deutschen Reise ein paar Tage im S. Emmeransstift zu Regensburg gewesen war, seine Disputation über die potestas circa sacra mit angehört und gelobt hatte, auch bei Erwähnung der protestantischen Bücher, die Rothfischer angeschafft, ausgerufen: die gelehrtesten katholischen Theologen sind ihren mittelmäßigen nicht gleichzustellen! Die Oberen gewährten Bruder Gregor keinen Schutz gegen die Unbilden der Jesuiten, welche ihn u. a. in einem Fastnachtsspiel durchzogen. Kirchenhistorische Forschungen führten ihn zuerst zu Zweifeln an der Unfehlbarkeit der Kirche; als Beichtvater der Umgegend verlor er auch die Achtung vor seinen Amtsbrüdern: er fand unter den Protestanten mehr Philosophen und mehr Christen. Im Jahr 1751 trat er in Leipzig zur lutherischen Kirche über; bald nachher erhielt er eine Professur an der Universität Helmstädt, starb aber schon im Jahr 1755 an der Auszehrung. — Zum Schluß als Dessert zu diesem propagandistischen Project einige Verse Platens an Winckelmann:

Wenn ich der Frömmler Gaukelei'n entkommen,
So sei der Dank dafür an Dich gewendet;
Wohl fand Dein Geist, was nie beginnt noch endet,
Doch fand er's nicht im Predigtbuch der Frommen.

Dir ist das Licht des Göttlichen entglommen
Im Werk der Heiden, die es reich gespendet;
Denn, himmlisch ist, was immer ist vollendet,
Und Christus selbst gebietet: Seid vollkommen!

Viertes Capitel.

Ein Jahr in Dresden.

Im Anfang October siedelte Winckelmann nach Dresden über. Zuerst bezog er eine tapezirte Stube mit Kammer und Vorzimmer für sechs Thaler monatlich. Als er aber auf zwei Briefe aus Warschau keine Antwort erhielt, fand er räthlich, seine Wirthschaft einzuschränken. Es war an einem Novembertag, als er mit dem Maler Oeser zusammentraf. Oeser war mit dem Bünauschen Hause wohlbekannt und wurde bald nachher mit der Ausmalung des Schlosses in Dahlen beauftragt: hier fand er auch während des Kriegs eine Zuflucht. Ihm eröffnet Winckelmann seine Lage: Oeser bietet ihm sogleich ein Zimmer in seiner Wohnung an: er pflegte Pensionäre, die sich für die Malerei ausbilden wollten, zu sich zu nehmen.

So wohnt Winckelmann denn seit dem ersten December 1754 für drittehalb Thaler in einem Stübchen des vierten Stocks in der damaligen Großen Frauengasse; im Frühjahr des folgenden Jahres zog er mit Oeser nach der Neustadt Dresden. Hier, in einem Hause, welches dem Lippertschen schräg gegenüber lag, hat er seine „Gedanken über die Nachahmung" geschrieben. — *)

Dieß Jahr in Dresden ist das bedeutendste und entscheidendste in Winckelmanns ganzem Leben.

Die Stimmung, mit der er ankam, war eine Stimmung vollkommener Resignation: eine Folge der Abspannung nach den heftigen Willens- und Gemüthsaufregungen der vorhergegangenen Tage. In der Weichmüthigkeit der Krankheit sehnte er sich zuweilen nach dem Tode; es gab Stunden, wo er rief, „Mein Gott, ich wollte gern sterben, mit großer Wollust der Seele; soweit habe ich es in der That und Wahrheit gebracht!" (17. September 1754). Aber in der bittern Schale der Resignation war die köstliche Frucht der Ge-

*) Das erste Haus gehörte dem Stall-Posamentier Joh. Gottlieb Rietzschel, es ist das fünfstöckige Haus No. 17 der jetzigen Galleriestraße, mit der Inschrift: „Ps. 118: Es ist gut, auf den Herrn vertrauen." Das zweite Haus gehörte dem Dr. jur. und Rechtsconsulenten Joh. Christoph Richter, es ist das dreistöckige Haus mit Dachstübchen No. 17 der Königsstraße. (Aus urkundlichen Mittheilungen der Herren Dietrich und A. Heinsius in Dresden.)

müthsruhe verschlossen: „Gott weiß, ich bin zur Zufriedenheit gelangt, die mir kein menschlicher Zufall rauben soll noch kann." (29. December.) Der Gedanken an die Zukunft entschlug er sich: „Ich will meinem Schicksal freie Hand lassen." Zum erstenmale genoß er nun die Freiheit; zum erstenmale lebte er mit Leuten nach seinem Geschmack; zum erstenmale trat er mit der Gegenwart in lebendige Berührung: mit vollen fliegenden Segeln überläßt er sich dem Strom, der ihn hinausträgt ins hohe Meer der Kunst.

Unter denen, die ihn kannten, war schon zu seinen Lebzeiten kein Zweifel, daß in diesem Jahr die Impulse stattgefunden hatten, welche seinem späteren Thun und Denken die Richtung gaben. „Ohne die Verzögerung in Dresden, sagten sie, wäre er nichts als ein Antiquar geworden." Er kam noch ohne Determination, selbst zwischen neuerer Geschichte und griechischer Philologie unschlüssig, sein höchstes Lebensziel ein obscures Pädagogenthum; er ging mit der Kunstwissenschaft als Lebensberuf und mit den Grundlinien des Baues im Kopf, den er freilich nur in Rom ausführen konnte.

So reichen Gewinn fand er hier, daß er sich gar nicht beeilte, nach Rom aufzubrechen. „Er werde seine Sache gar nicht heftig treiben, er wolle sie mit demjenigen kalten Blute den schleichenden und kriechenden Ton gehen lassen, den sie jetzt habe" — schrieb er im März 1755. „Ich bekenne, heißt es sogar, ich gedenke zuweilen mit Widerwillen an Rom." (12. Juli 1754.) —

Archinto hatte versprochen, ihn dem Churprinzen zu empfehlen, dem unser Freund schon damals nicht unbekannt war; eine Informatorstelle bei des Churprinzen Söhnen, hoffte er selbst, werde ihm nach einem Aufenthalt in Rom nicht entgehen.

Friedrich Christian (1722 † 1763), der älteste Sohn Augusts III., war ein äußerst wohlwollender, sanfter und freundlicher Mann. Er hat kaum drittehalb Monate regiert, aber diese kurze Zeit war wie ein Balsam für das schwergeprüfte Land: damals wurde der Anfang gemacht, die unter den vorigen Regierungen geschlagenen Wunden zu heilen. Er hatte mit seinen Erziehern, dem Grafen von Wackerbarth-Salmour und dem Herrn von Racknitz, mehrere Jahre in Rom, Venedig und Neapel gelebt. Hier hatte er die Grundlage gelegt zu dem Münz- und Antiquitäten-Cabinet, für welches er einen Antiquarius (mit sechshundert Thalern) besoldete. Algarotti war es eine Zeit lang: jetzt hatte die Stelle sein Reisebegleiter, der Hofrath Dr. Johann Gottfried Richter. Winckelmann verspottet ihn als einen Pedanten: „er kennt das Alterthum am Geruch; er weiß, wieviel Knoten an der Keule des Hercules gewesen sind, wieviel des Nestor Becher nach dem heutigen Maße enthalten", u. dgl. Reiske erzählt, daß er nach Dresden berufen worden sei, um Richter die arabischen Münzen des Cabinets zu erklären.

Da der Churprinz auch die griechische Literatur schätzte, so durfte Winckelmann viel eher darauf rechnen, bei ihm zur Geltung zu kommen, als bei dem Könige, dessen Geschmack ganz modern war, und bei dem ihm Heinecken im Wege stand. In der That erhielt er später (1761) das Versprechen und sogar die Ernennung zum Aufseher des churprinzlichen Museums, doch mit dem Vorbehalt des Antritts nach Beendigung des Kriegs. Aber damals wagte er nicht, vor einem Fürsten zu erscheinen (s. Seite 329); er ist dem Churprinzen nie vorgestellt worden.

Geistig viel bedeutender war die Churprinzessin Marie Antonie, eine bayerische Prinzeß. Ihre Erscheinung war keineswegs blendend: klein und blatternarbig; aber sie war höchst begabt, genial, in der Conversation ungebunden, fesselnd, anmuthig. Sie correspondirte mit Friedrich dem Großen, den sie 1769 und 1770 in Potsdam besuchte.*) Es giebt ein Heft in französischer Sprache, „die Grundsätze christlicher Moral", welches sie ihrem Sohn Anton dictirte. Sie dichtete in italienischer und französischer Sprache; Porpora und Hasse waren ihre Lehrer in Gesang und Composition gewesen. Der Musiker Charles Burney, der Vater der Verfasserin der „Cecily", hörte sie 1772 zu Nymphenburg: er fand, bei schwacher Stimme, einen edeln Stil, in der Weise der großen alten Sänger der besten Zeiten. Sie dichtete und componirte zwei Opern, Talestri Regina delle Amazoni und Il trionfo della fedeltà, nach dem Vorbilde Metastasios und Hasses; ihr Oratorium, La conversione di S. Agostino componirte Hasse und führte es am Ostersonnabend 1750 in der Hofkirche auf. Sie war auch die Gönnerin von Raphael Mengs, sie schützte die Kunstwerke während des Kriegs und hatte großen Antheil an der Gründung der Academie, welche ein Geschenk der kurzen Regierung ihres Gatten war.

Die Briefe, welche Winckelmann 1758—1763 über die Herculanischen Entdeckungen an Bianconi in Rom schrieb, waren bestimmt, diesem fürstlichen Ehepaar vorgelesen zu werden. Die erste Ausgabe der Kunstgeschichte hat er Friedrich Christian zugeschrieben. Als die Nachricht vom Tode des Churfürsten nach Rom kam, schrieb er (4. Januar 1764): „Ich weiß nicht, was ich zum neuen Jahr wünschen kann, da nichts zu hoffen ist, nach dem Fall des Prinzen, den Gott zum Heil seines Volks nur gezeigt hat! Gestern haben wir diese Nachricht erhalten, die mir wie ein Schwert durch Mark und Bein gegangen ist. Unersetzlicher Verlust!"

*) Protégez les (arts) toujours, madame, la gloire que ces arts donnent, est préférable à la plus illustre naissance, comme au plus haut degré d'élévation où les hommes puissent monter. Les aimer, les protéger et les cultiver comme V. A. R., c'est avoir acquis un mérite personnel; le seul que l'on estime et que l'on révère dans les princes. So schrieb Friedrich II. an sie, den 10. Sept. 1767 (angeführt bei Fürstenau).

Der Leibarzt Bianconi.

Die Beziehungen, in welche Winckelmann damals zu dem churprinzlichen Hofe trat, beschränkten sich jedoch auf den Oberhofmeister Wackerbarth und den Hofrath und Leibarzt Bianconi. Letzterer war es wahrscheinlich, dessen Fürsorge Archinto seinen Neophyten speciell ans Herz gelegt hatte.

Winckelmann war kaum in Dresden eingezogen, als Bianconi bei ihm vorsprach. „Er fragte mich, vermuthlich im Namen des Prinzen, womit man mir dienen könne; er habe keine Ordre, sich nach meiner Gesundheit zu erkundigen, sondern nur zu vernehmen, was ich verlangte. Nichts! war meine Antwort; ich gebrauche nichts. Die Antwort schien ihm sehr etrange und unerwartet." Aber unser Italiener war zuviel Diplomat, um empfindlich zu sein: er hatte sich schon ausgesonnen, wie er Winckelmann für seine Zwecke benutzen wollte.

Gio. Lodovico Bianconi (1717 † 1781) stammte aus einer alten Veroneser Familie, die im vierzehnten Jahrhundert von Carl IV. in den Adelstand erhoben worden war. Vielseitig gebildet, sehr angenehm in der Unterhaltung, von elegantem Benehmen, der feinste Intrigant, ging er früh über die Alpen, um, wie soviele seiner Landsleute, an deutschen Höfen sein Glück zu machen. Nach einer kurzen Stellung am Darmstädtischen Hofe kam er, auf eine Empfehlung Benedicts XIV. zu August III., der ihn in den Grafenstand erhob und in der Folge zu seinem Ministerresidenten in Rom machte. In dieser Stellung besorgte er mehrere Antikenankäufe für den sächsischen und preußischen Hof: die Sammlung Polignac z. B., der Grundstock des Berliner Antikencabinets, wurde durch seine Vermittelung erworben. Sonst aber hatte er volle Muße für seinen gelehrten Dilettantismus. „Bianconi, dem sein wichtiges Ministerium, schreibt Winckelmann den 15. August 1766 an Stosch, Zeit gönnt, außer Rom zu sein, so lange es ihm gefällt, pflegt den ganzen Sommer in Siena bei Ihrer alten Freundin, der Chigi zu sein."

Bianconi strebte auch nach literarischer Celebrität und suchte sie durch die Herausgabe medicinischer Schriftsteller des Alterthums. Zuletzt war er sogar mit einer vollständigen Ausgabe des Celsus beschäftigt, die durch seinen Tod vereitelt wurde: nur einen Brief über diesen Arzt an Tiraboschi hat er veröffentlicht.

Mit solchen Plänen trug er sich schon in Dresden; und hier kam ihm nun Winckelmann äußerst gelegen. Der Italiener durchstöberte alle Bibliotheken nach griechischen Handschriften; da er die Sprache nicht genug verstand, so mußte er mit fremdem Kalbe pflügen: dieß schien ihm ein leichtes in Deutschland, wo man mit griechischer Gelehrsamkeit zu verhungern pflegte. Er hatte in Italien ein griechisches Manuscript des Aelius Promotus copiren

lassen; nun sollte Reiske die unleserliche und äußerst fehlerhafte Abschrift für den Druck umschreiben. Dieser Sprachgelehrte fand bald, daß das Werk, als bloße Compilation aus schon gedruckten Aerzten, keiner Beachtung werth sei und brachte Bianconi von seinem Plane ab.

Hören wir nun, was er Winckelmann zugedacht hatte.

„Sobald ich nach Dresden kam, schreibt dieser den 29. December 1754, adressirte ich mich an den Hofrath Bianconi; ich war alle Abende ein Mitglied einer artigen Assemblée in seinem Hause, woraus alle Pedanten in Dresden verbannt sind. Ich schätzte mich glücklich, in einem Hause einen freien Zutritt zu haben, wo man allein in ganz Dresden eine artige Gesellschaft gewiß trifft, und wo alle Fremden introducirt werden. Ich soupirte sehr oft bei ihm, selbvierte mit dem Sänger Annibali, der der Ordinaire ist. Ich nahm dergleichen Höflichkeiten an, weil ich sah, daß man es ungern sah, wenn ich vor dem Abendessen, nebst der übrigen Gesellschaft, meinen Abschied nahm. Ich glaubte, ich würde ihm dafür nützlich sein können, da er mich bat, ihn zu instruiren und ihm behülflich zu sein, seine Studien, welche er einige Jahre habe ruhen lassen, wieder hervorzusuchen. Diese Höflichkeiten aber hatten ein ganz anderes Absehen. Er kam mir schon den zweiten Tag mit einem Antrag, ihm zu Gefallen (so war sein Ausdruck) eine neue Uebersetzung vom Pindar und von dessen Scholiasten, welche noch gar nicht übersetzt sind, zu machen. Ich glaubte nicht, daß es sein Ernst war, und stellte ihm dieses Unternehmen in ein mehreres Licht, und er ging davon ab. Sogleich hatte er ein ander Project, welches viel wichtiger, weitläufiger und auf meiner Seite gefährlicher war. Dieses bestand in der Verfertigung einer neuen Uebersetzung von dem griechischen Arzt Dioscorides, welches, weil Du ihn nicht kennst, ein Foliobaud von vier Finger Dicke ist. Alle Ausgaben davon sind gemacht ohne Collation des berühmten griechischen Codicis von 1200 bis 1300 Jahren in der Wiener Bibliothek. Diese Uebersetzung sollte von Wort zu Wort gemacht werden, damit er aus derselben hernach eine zierliche Umschreibung entwerfen könnte, weil er kein Griechisch versteht. Ich suchte anfänglich Ausflüchte, und schob, da dieses nichts verfangen wollte bei einem so feinen Kopf, die Sache in die Länge, weil ich glaubte, er wäre mir nothwendig zu Erreichung meiner Absichten. Er machte mir tausend angenehme Promessen. Weil er wohl einsah, daß es eine Arbeit, welche diesen Winter nicht konnte geendet werden, und ich allezeit darauf bestand, auf Ostern nach Rom zu gehen: so fing er an, mir viel Schwierigkeiten zu zeigen, die ich in Rom finden würde, und drehte das Ding so wunderbar herum, bis er mir endlich entdeckte, daß er wünsche, mich bei sich zu behalten, mir eine kleine Pension zu verschaffen, um dieses Werk zu endigen, und die Reise nach Wien zu thun, daselbst die Collation des Codex, die Ergänzung der theils mangelhaften, theils

dunkeln Stellen anzustellen, ein gewisses Werk, welches unedirt daselbst ist und hierzu gehört, zu copiren, und endlich die gehörigen Anmerkungen und Indices auszuarbeiten, welches eine Arbeit zum wenigsten von zwei Jahren würde gewesen sein, wenn ich den ganzen Tag gearbeitet hätte. Er ist willens, eine Reise nach Italien zu thun, und diese Reise sollte bis zur Vollendung dieses Werkes aufgeschoben bleiben.

„Er ließ mir keine Ruhe, ich mußte den Anfang machen; ich merkte aber, daß er mich bloß zu nutzen suchte, und machte mich los davon. Er schien nicht sehr empfindlich zu sein, und glaubte noch immer, mich zu seinen Absichten zu bewegen. Von dieser Zeit an ging ich seltener zu ihm und schlug alle seine Offerten aus; und um Ruhe zu haben, verwies ich alles auf die mündliche Entscheidung des Beichtvaters. Man rechnete von da an bis zur Rückkunft des Hofes fünf Wochen. Ich dächte, fing er an, wir suchten auch diese fünf Wochen zu nutzen. Warum nicht, war meine Antwort. Gut, sagte er, Sie sind so gütig und fangen eine Uebersetzung an, welche Sie binnen dieser Zeit endigen können. Er kam mit einer elenden und mangelhaften Brochure Moschions, eines griechischen Arztes, de morbis mulierum. Er schickte mir das Buch auf meine Stube noch um elf Uhr des Nachts. Ich schickte es ihm zurück und ging nicht wieder zu ihm."

Die kaiserliche Bibliothek zu Wien besitzt zwei kostbare, mit Bildern gezierte Handschriften des griechischen Arztes und Botanikers Dioscorides, wovon die eine durch den Reisenden Busbeq zu Constantinopel für Maximilian II. erworben wurde. Sie ist im fünften Jahrhundert prachtvoll geschrieben worden für Juliana Aucia, die Tochter des Flavius Anicius Onybrius und der Placidia, Tochter Valentinians III. Die andere stammt aus dem Kloster San Giovanni di Carbonaria zu Neapel.

Die andere „Brochure" ist eine spätere griechische Uebersetzung einer lateinischen Schrift in Fragen und Antworten über die Frauenkrankheiten, von Moschion, einem Arzt aus der Schule der sogenannten Methodiker. Auch von dieser aus 152 Capiteln bestehenden Schrift besitzt die Wiener Bibliothek eine gute Handschrift, die bei der Ausgabe von Dewez (1793) zu Grunde gelegt wurde.

„Ich sah, schreibt Winckelmann, daß man mich als einen Menschen ansah, den man nützen müßte. Man suchte mich endlich gar zu bereden, hier zu bleiben. . . . Wenn Du wüßtest, was man mit mir in Dresden für Wege genommen, um mir die Reise nach Italien schwer, ja unmöglich zu machen, und wie man mir alle Hoffnung zu einer Versorgung in Dresden abgesprochen, um mich allein zu Privatabsichten zu gebrauchen, Du würdest dich wundern. . . . Es macht mir der Mann die feinsten Tours, dergleichen mir niemals in meinem Leben vorgelegt worden, um mich hier zu behalten; ich mache sie aber alle unfruchtbar durch mein angenommenes Phlegma." Der Leibarzt verspricht

ihm eine Pension, Wohnung und Tisch, wenn er bleibe; er wollte das Geld wahrscheinlich vom Prinzen auswirken, aber die Quelle nicht wissen lassen. Er sollte ihm versprechen, nicht eher wegzugehen, als bis ihm eine Stelle an der Vaticana ausgemacht sei, wegen der er an Archinto geschrieben habe.

„Es war nicht fein genug angefangen, mich zu verleiten. Ich weiß nicht, ich muß gewissen Leuten gar ein Esel erscheinen. Dieses Commerce ist also aufgehoben und abgebrochen, sollte es auch mein größter Schade sein."

So sehr Winckelmann Recht hatte, seine Freiheit sich zu wahren, so kann man doch schwerlich behaupten, daß es Bianconi schlimm mit ihm vorgehabt habe. Denn schien seine römische Reise nicht plan- und zwecklos? wofür schien er besser ausgerüstet, als für solche philologische Arbeiten? Auch Reiske rühmt bei der eben erwähnten Gelegenheit, „daß dieser brave Mann ihm viel Liebe erwiesen und durch seine Empfehlung zu seiner Beförderung in Leipzig ein Gutes beigetragen habe." Als man Winckelmann nachher besser kennen lernte, zog man auch andere Saiten auf. Er sollte nun von Italien aus Beiträge senden für die Kunstunterhaltung des churprinzlichen Hofes. „Den Winter will er, daß ich nach Neapel gehen soll, wozu ich alle nöthigen Adressen von hier mitnehme, um die dortigen neuen Decouverten zu besehen und davon zu referiren." Hierzu war Winckelmann anfangs gern bereit; er will Bianconis Absichten nicht entgegen sein, — „denn er ist mein Mann, er ist für mich, und ich scheine für ihn gemacht."

Bianconi kannte die bildenden Künste und beschäftigte sich mit antiquarischen Untersuchungen, z. B. über die circensischen Spiele; auch für das Leben Ovids und Petrarcas, für eine Abhandlung über die Vulgärsprache zu Augustus Zeit machte er Adversarien. Er schrieb einen lebhaften und pikanten Stil.

So hören wir ihn in Bottaris Künstlerbriefen (appendice al VII. vol.) die schwerfälligen Malerleben seiner Landsleute verspotten (vgl. S. 297 f.); er meinte, die meisten dieser der Ewigkeit übergebenen Künstler (wie z. B. die in Crespis Fortsetzung des Malvasia) sollten der Cloaca maxima des Abecedario pittorico aufbehalten werden; das sei die ihrer würdige Bestattung. Nur die Namen derer sollten in der Geschichte leben, welche Werke geliefert haben, die das Leben verdienen.

Noch kaustischer griff er die elenden Academiker seiner Zeit an, z. B. die vierzig Bologneser Unsterblichen, welche heruntergekommen waren zu Fabricanten der Ersatzgemälde für die Pfarreien und Brüderschaften, welche die Originale heimlich verschacherten. Gleichwohl legten diese Helden ihren Schülern nur ihre eignen Zeichnungen vor. Er ruft ihnen zu: „Statt, Folget mir nach! solltet Ihr zu Euren Schülern sagen, Weichet von mir, folget Raphael und Lionardo nach; nehmt die schönen und leichten Formen der Griechen zum Vorbild, welche uns die Vorsehung in Basreliefen und Statuen erhalten

hat; macht nicht, daß Euch Benedict XIV. vergebens Gypse nach Bologna schickt:

— vos exemplaria graeca
nocturna versate manu, versate diurna.

Die Marmore mögen Euch die schöne Form, den Umriß, die Leichtigkeit (agilità) lehren, aber nicht ihre steinerne Natur. Das Nackte ist der Meister des Meisters. Die Stiche sind wie getrocknete Pflanzen."

„Wer hat je, ruft er, wahrere Köpfe gesehen, als die, welche vor dreihundert Jahren in der Kirche del Carmine von Florenz der wundersame Jüngling Masaccio malte und die wir zum großen Schaden der Malerei vor ein paar Wochen in einem thränenwerthen Brand untergehen sahen." —

Auch gegen den Plan mit Herculanum aber wurde Winckelmann in Rom verstimmt: „die Welschen in Dresden hielten mich für dumm und sie haben sich betrogen ... Ich sollte ohne Anstand nach Neapel gehen und an allen Posttagen an den Grafen Wackerbarth und an den Welschen, seinen Partisan schreiben, und ein anderer hätte mit meinem Kalbe gepflügt. Ich würde ein großer Narr gewesen sein." —

Nachdem Winckelmann dergestalt seinen ersten Cursus in der Weltklugheit gemacht und seine Freiheit geistlichen und weltlichen Italienern gegenüber behauptet hatte, gedachte er vor der Hand ganz der Kunst zu leben. Er trat in einen Kreis, der andere Richtungen verfolgte, als die, welche an den tonangebenden Stellen walteten; es sind dieselben Richtungen, welche in der nächsten Generation zur allgemeinen Geltung kamen. In diesem Kreise war die Productivität gering, Kenntniß und Critik vorherrschend. Ob man die Stellen anschlug, wo die Quellen des Lebens verborgen waren, ist die Frage: gewiß ist, daß man gegenüber einer ganz ausgelebten Kunstroutine das lebhafte Verlangen hatte, wieder frei von Manier, dem Sinn für Schönheit, Natur und Alterthum nachzuleben. Mehr oder weniger lebhaft regte sich die Verstimmung, der Zweifel am Modernen, gelehrte und nachbildende Theilnahme an der Antike, in der sich zuletzt alle Hoffnungen auf Erneuerung concentrirten.

In seinem vierten Stocke in der Großen Frauengasse machte sich Winckelmann eine ganz neue Tagesordnung nach seinem Sinn. Von sechs bis elf Uhr studirt er, dann kommt der Gang auf die Gallerie oder auf die Bibliothek im Zwinger; von zwölf bis zwei Uhr ißt er im „Speisehause" zu Mittag, sofort wird eine kleine Promenade über die Brücke nach der Neustadt gemacht. Erst um sieben Uhr verläßt er wieder das Haus, um bei dem Italiener Sala eine halbe Kanne rothen Wein zu trinken; vor zwölf geht er selten zu Bette. Seine Gesundheit stellt sich rasch wieder her.

Der schon vor zwei Jahren ausgesprochene Vorsatz, seine Kenntniß der

Malerei durch fertige Zeichnung gründlicher zu machen, wurde jetzt ausgeführt. „Ich habe, schreibt er den 19. December, angefangen, sub auspiciis Oeseri zu zeichnen.“ Die erste Berührung mit den Wundern der Malerei, das Zusehen in den Ateliers, die frohe Aufregung des ersten nachahmenden Verkehrs mit Werken der zeichnenden Künste, hatte auch bei Winckelmann den täuschenden Glauben erweckt, daß er ein geborner Maler sei; wie Göthe hielt er das anfühlende Vergnügen für Talent: doch fand er bald, daß die anhaltende Kopfarbeit die Beweglichkeit der hervorbringenden Phantasie für immer zerstört habe: „hätte ich noch das Feuer oder vielmehr die Munterkeit, die ich durch ein heftiges Studiren verloren, ich würde weiter in der Kunst gehen“ (6. Januar 1753). Als ob das Genie unterdrückt werden könnte.

Es kommen hier und da bei Sammlern Blätter vor, meist zu der veröffentlichten und zu der projectirten Abtheilung der Monumenti gehörig, welche von Walther mit „Winckelmann delineavit“ bezeichnet sind. Als der Verleger dasselbe bei Vignetten seiner gedruckten Sachen gethan hatte, protestirte Winckelmann gegen diese „unverdiente Ehre.“ (30. März 1766.) Jenes sind Federzeichnungen über Bleistiftskizzen; der unsicher-kleinliche Zug der Linien hat allerdings etwas Dilettantisches. Allein die Zeichnungen für die zwei ersten Bände waren „alle“ von Casanova; für den dritten unterhielt er auf seine Kosten einen Zeichner; er selbst zeichne nur, was er entfernt von Rom finde und wenn er keinen Maler bei sich habe; — „doch bin ich wenigstens ein entscheidender Richter über die Zeichnung.“

Zum Zeichnen aber wurden (so erzählt der Maler G. W. Geyser, ein Enkel der Tochter Oesers) zu Winckelmanns Verdruß, der die von seinem lebenslustigen Freunde nicht selten Volksfesten und andern Belustigungen geopferte Zeit lieber für sich in Anspruch genommen hätte, nur die frühesten Morgenstunden angewandt, während die Mittags- und Abendzeit gewöhnlich unterrichtenden Gesprächen gewidmet war.

Bei diesem Zusammenleben unter einem Dach, bei dieser Doppeljüngerschaft in Theorie und Praxis mit vorläufiger Unterordnung unter das überlegene Können und Wissen des gleichalterigen Genossen, war es ein Wunder, wenn Winckelmann Oesers Wesen ganz in sich walten ließ, als sei Oesers Geist der heilige Geist der Kunst selbst? Winckelmann war ja stets geneigt, die Freundschaft pythagoräisch als unbeschränkte Gemeinschaft im geistigen und leiblichen zu fassen. „Herr Oeser, schreibt er den 29. December 1754, ist hier mein einziger Freund und wird es bleiben.“

Allerdings war Oeser ein Lehrer, der alle, die ihm nahe traten, die vornehmsten und die geringsten, die ersten Geister der Nation und die kleinen Handwerker, auf merkwürdige Weise für seine Ideen einzunehmen verstand, und zwar während er jeden vollkommen gewähren ließ.

Durch diese Gabe ist Oeser allein unsterblich geworden. Wer würde heute noch etwas von Oeser wissen, wenn sein Name nicht in der Jugendgeschichte großer Deutschen geschrieben stände, die er das Glück hatte, in die Kunst einzuweihen! Das muß kein gewöhnlicher Mensch gewesen sein, von dessen Lehren Göthe mit Enthusiasmus spricht, dem Seume Verse voll der wärmsten Verehrung nachsendet, von dessen Kunstgedanken und Kunstgrillen Winckelmanns erste Schrift ganz angefüllt war. Und so war Oeser zu allen Zeiten: in wie verschiedenen Jahren seines Lebens lernten ihn Winckelmann, Göthe, Seume kennen!

Adam Friedrich Oeser.*)

Adam Friedrich Oeser war geboren zu Preßburg am 18. Februar 1717, von protestantischen Eltern. Er verlor seinen Vater, der ein Pelzhändler war und aus Obersachsen stammte, im ersten Lebensjahr: nie hat er die bloß mütterliche Erziehung verläugnet. Man hatte den Knaben einem Zuckerbäcker übergeben, aber seine Lust am Zeichnen erwachte: er kauft sich für seine Ersparnisse Kupferstiche zum Nachzeichnen; man nimmt ihn aus der Lehre und übergiebt ihn einem elenden Maler Kammauf. Hier hält er zwei Jahre aus; dann geht er nach Wien auf die Academie. Aber war es Noth oder war es Unstetigkeit: bald nachher zieht er wieder in der Umgegend Preßburgs umher, auf Landgütern ungarischer Edeln mit Wandmalereien beschäftigt.

Er hört von einer Preisaufgabe der Academie; er kann dem Trieb nicht widerstehen, einen Versuch zu wagen; er schickt „das Opfer Abrahams" ein, mit wenig Hoffnung, obwohl er am festgesetzten Tage in dem Gebäude der Academie sich einfindet und in einem Nebenzimmer des Ausgangs harrt. Wie groß ist seine Ueberraschung, als plötzlich in der Ferne Pauken und Trompeten erschallen, und er in seinem schlichten Rock und ungepuderten Haar in den großen Saal geholt wird, um angesichts der elegant gekleideten und frisirten elf Mitbewerber die goldne Medaille eingehändigt zu bekommen. Seine Freude war freilich von kurzer Dauer. Als bei dem ihm zu Ehren veranstalteten Festmahl die Medaille herumgereicht wurde und verschwand, entspann sich ein heftiger Streit, in dem Oeser einen Messerstich erhielt, der durch die Behandlung des von seinen Neidern bestochenen Chirurgen beinahe lebensgefährlich wurde; die Narbe behielt er bis an seinen Tod.

---

*) Zu den von Otto Jahn in „Göthes Briefen an Leipziger Freunde" genannten Schriften kommen noch: Oesers Schreiben an Hagedorn, Leipzig 1779; und die Mittheilungen aus einem Chodowiecki'schen Manuscript über dessen Reise von Berlin nach Dresden, Leipzig u. s. w., im Leipziger Kunstblatt 1839. No. 73.

Aber Oeser war jetzt bekannt geworden: die Wiener Academie nahm sich seiner an. Er lernte die Oelmalerei bei dem Director Jacob van Schuppen und bei Daniel Gran, dem Urheber des allegorischen Kuppelgemäldes der Wiener Bibliothek. In der Schmelzmalerei unterrichtete ihn Martin von Meytens, ein vielgereister, weltgewandter und liebenswürdiger Künstler, der beständig gegen das deutsche Mißtrauen in die eignen Kräfte und gegen die deutsche Schüchternheit vor reichen und anmaßenden Kunstdictatoren eiferte. Fast keine Manier ließ Oeser unversucht: er malte in Pastell und Guasch und führte eine leichte, geistreiche Radirnadel. Die Baukunst und Perspective lernte er bei Francesco Galli, genannt Bibiena, dessen Architecturstücke er mit Figuren staffirte und dessen Skizzen er ausführte.

Am innigsten aber war seine Verbindung mit Georg Raphael Donner (1692 † 1741), der ihn in die Modellirkunst und Marmortechnik einführte, und zum Dank dafür von ihm mit der Führung von Pinsel und Palette bekannt gemacht wurde. Dieser bescheidene Bildhauer, der Sohn eines Zimmermanns zu Eßlingen im Marchfeld, hatte in seiner Jugend umsonst gegen die hochfahrenden Italiener aufzukommen gesucht, zu der Zeit, als das Project der plastisch reichgeschmückten Façade der Carlskirche in Wien (1715—1723) eine allgemeine Bewerbung unter den österreichischen Bildhauern hervorrief. Der Fürstprimas Emerich Esterhazy zu Preßburg hatte ihn dann zehn Jahre beschäftigt; er schenkte ihm einen Marmorsteinbruch und baute ihm ein Gußhaus. Die stattlichen Werke, welche er lieferte (er goß eine colossale Reiterstatue des h. Martin für die Preßburger Kirche), brachten ihm zuletzt die Anerkennung in der Kaiserstadt: hier schuf er in den letzten Jahren vor seinem Tode seine Meisterwerke, den Neuen Marktbrunnen mit den Fische haltenden Kindern und den vier österreichischen Flüssen, und die Gruppe Perseus und Andromeda für das Rathhaus.

Donner liebte die Antike, soweit er sie kannte; es wird erzählt, daß er die Büste des Pyrrhus nicht sehen konnte, ohne sie mit Thränen in den Augen zu küssen; es giebt von ihm noch eine Nachbildung der Statue des sterbenden Fechters; er hatte die Alterthümer, soweit sie in den Bereich des Bildhauers fallen (das „Costüm") studirt; er liebte Raphael, wie die Annahme seines Namens beweist.

Die mehr schöne und innige, als energische und kühne Natur Donners enthielt nicht den Stoff zum Reformator der Bildnerei; aber die zarte Naturwahrheit, die er im Nackten erreichte, eine kindliche Anmuth, ein anspruchloses Wesen, machen seine Werke zu den erfreulicheren Erscheinungen in der traurigen Zeit der Herrschaft Berninis.

Characteristisch war ihm die Vorliebe für das Weiche. „Unter seinem Meißel, sagt Hagedorn, erweichte sich der Marmor." Daher seine vielen Werke

in Bleiguß, wegen des weichen Tons dieses Metalls. Winckelmann nennt ihn unter den neueren Bildhauern, die in zärtlichen jugendlichen Körpern, wie Michelangelo und Schlüter in glyconischen Gliedern, die Alten erreicht haben sollen. So versicherte ihm Oeser: „von Donner weiß ich aus Oesers Munde, was ich weiß; denn ich bin nicht in Wien gewesen." Doch befanden sich in Dresden zwei zart behandelte Medaillons in Halbrelief aus der Sammlung Eugens, Büsten Apolls und der Diana. —

Im Jahr 1739 erhielt Oeser einen Ruf nach Dresden. Silvestre zog ihn an sich heran und leitete ihn zur Frescomalerei. Ein Ruf nach Rußland unter den glänzendsten Bedingungen und mit außergewöhnlichen Freiheiten, den ihm Graf Bestucheff verschaffte, wurde durch den Tod der Kaiserin Anna zu nichte. Schon in Oesterreich hatte ihn der unzeitige Tod seines Gönners, des Erzbischofs von Preßburg, Grafen Khevenhüller, um die Reise nach Italien gebracht.

Die Dresdener Jahre rechnete er zu den glücklichsten seines Lebens. Er verheirathete sich (1745) mit Rosina Elisabeth Hoburg; zwei Söhne aus dieser Ehe überlebte er; eine Tochter heirathete den Kupferstecher Geyser, die andere, Friederike, war die Freundin Göthes, der ihr noch von Frankfurt aus so warme Briefe schrieb.

Aber erst als Director der Leipziger Academie entwickelte Oeser eine ausgedehnte Wirksamkeit. Er starb am 18. März 1799.

Nicht bloß Winckelmann nennt Oeser einen Mann von dem größten Talent; nicht bloß die Propyläen erklären ihn für einen der begabtesten Menschen des Jahrhunderts, „der auf die Stufe, wohin er gelangt ist, wie spielend, aus freier Gunst der Natur stieg, die mütterlich freigebig, das Füllhorn ihrer Gaben über diesen Liebling ausgeschüttet habe"; — auch Johann Casanova, ein Academiker vom reinsten Wasser, dessen Stil und Lehrweise der Oeserschen schnurstracks entgegen lag, fand (1769) in seinen Werken den gebornen Maler von umfassendem Geist und vertraut mit allem, was den Künstler macht; auch Chodowiecki glaubte, man müsse dem Mann ansehen, daß er Genie hat. Wieland fand in ihm (1770) „die Einfalt, welche das wahre Genie begleitet, eine schöne Seele und ein treffliches Herz."

Oeser verläugnete als Maler nie die Wiener Academie. Aus der nordischen Kunst machte er sich wenig, nur in Geldbedrängniß hat er der Mode zu Liebe etwas nach Rembrandt oder Eckhout radirt. Die österreichische Malerschule der damaligen Zeit war eine Pflanzschule der Italiener, deren Weise sie mit der dem Süddeutschen eigenen Leichtigkeit der Verschmelzung mit romanischer Sinnesart und Praxis sich angeeignet hatte. Diese Daniel Gran und Wenzel Lorenz Reiner — der deutsche Giordano —, diese Martin Knoller

und Paul Troger, Strudl und Unterberger gaben den Italienern zum Theil wenig nach in der virtuosen Technik großer Decken- und Kuppelwerke, in geistreich-rascher und optisch gutgeordneter Ausfüllung großer Flächen mit dichtgedrängten Gruppen voll rauschender Bewegung und lebhafter Lichter. Aber auch sie rechneten nur auf die Sinne, auf die Wirkung beim ersten Anblick, auf die Betrachtung von ferne: der Seele sagten sie nichts.

Die Oberflächlichkeit dieser schon im Verfall begriffenen Summe von Darstellungsmitteln wurde nun bei Oeser, in Folge seines flüchtigen Wesens, vollends zum schattenhaft Unbestimmten. Dieß Nebulistische ging durch alle Theile seiner Kunst, Contour, Characteristik, Ausdruck, Beleuchtung, Colorit. „Seine besten und ausgeführtesten Arbeiten, sagen die Propyläen, haben noch zuviel Schwebendes, Unbestimmtes, zu leichten Sinn und halb aufgelöste Gestalten." In seinen Köpfen fand Chodowiecki großen Sinn, aber keine Physiognomie, nichts Individuelles; es sei nur der Gedanke eines Gesichts; seine Männer erschienen Göthe meist wie Lazzaroni. Hier ist eine Hand, die auch etwa eine Fischflosse vorstellen könnte; ein neugebornes Kind gleicht einer geöffneten Auster; braune Schattenflecke sollen für Augen gelten. „Sein Colorit, sagt Winckelmann, ist nicht reif genug"; ein heller grauer und grünlicher Ton war ihm zur Manier geworden; er herrschte in Fleisch, Luft und Wolken; die dunkeln Fleischtinten waren violett, die stärksten braunroth.

Oeser hatte einen Ueberfluß an Gedanken und Motiven, aber kein Künstler hat sich eine naivere Vernachlässigung dessen erlaubt, was dem Gedanken Körper giebt, was erst die Kunstschöpfung zu einer zweiten Natur macht. Einige seiner Zeichnungen können als das Minimum, als der zunächst an das Nichts grenzende Grad der Abbreviatur objectiver Existenz bezeichnet werden, den ein Künstler seinen Conceptionen geben kann. Rumohr nennt ihn deßhalb „den grauenhaftesten und leichenähnlichsten Manieristen."

Oeser selbst sagte, Sachsen habe ihn als Maler verdorben. Er fürchte sich, gesteht er, die Welt mit mittelmäßigen Gemälden zu beschweren: die Kunst, in Oel zu malen, habe er noch nicht gefunden (1763). Er wünschte keine Aufträge: so unzufrieden war er mit sich, daß er seine Versuche gar nicht mehr sehen mochte und noch weniger andern zeigen. In drei Jahren solle alles fertig sein, versicherte er Chodowiecki; aber dieser zweifelte sehr daran, weil er noch gar nichts fertiges von ihm gesehen habe. Und doch war die Oelmalerei sein Lieblingszweig, der auch seine Hauptwerke, die Gemälde aus dem Neuen Testamente in der Nicolaikirche zu Leipzig angehören. Aber ihm war nicht wohl bei allen Werken, die Bestimmtheit und Vollendung verlangen.

Obwohl er sich in allen Gattungen und Spielarten der bildenden Künste versuchte: in keiner einzigen brachte er es zur Beherrschung der Technik. Die Einen, wie Casanova, schrieben dieß seinem Wanderleben zu; Andere seiner Be-

quemlichkeit: Winckelmann nennt ihn geradezu faul; man kann auch an das fehlende Glück der Nöthigung zu großen Werken denken, das ihm nie zu Theil geworden war: die letzte Ursache liegt wohl in dem damaligen Zustand der Malerei.

Alle sonstigen Eigenheiten Oesers erklären sich aus diesem Grundgebrechen, vor allem seine Liebe zur Allegorie, bei der die für den Maler bequemere, für den Betrachter aber um so beschwerlichere Erfindung des grübelnden Verstands das Hauptgeschäft ist, und das Sinnlich-Körperliche zur Nebensache wird; seine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, einen Nebengedanken erregenden. Daher gaben seine Werke nach Göthe immer etwas zu sinnen und wurden vollständig erst durch einen Begriff, da sie es der Kunst und der Ausführung nach nicht sein konnten. Das Plafondgemälde des Leipziger Concertsaals existirt nur noch in der Beschreibung seines Verehrers Kreuchauf: selbst in ihr graut uns noch vor diesem Knäuel allegorischer Spitzfindigkeiten. Oeser sagte, „die größte Pflicht des Künstlers sei, für den Verstand und für das feine Gefühl zu arbeiten."

Daher seine Bereitwilligkeit, statt unabhängiger und durch sich selbst vollständiger Werke, Vignetten und Illustrationen zu zeichnen, bei welchen das Interesse der Dichtung dem unzureichenden künstlerischen Interesse hilft, seine Neigung, „etwas gelegentlich zu einem gewissen Zweck und Gebrauch zu verfertigen."

Daher war er auch nicht zu stolz, Malereien für fürstliche Exsequien, Interimsbilder für die Altäre der Hofkirche herzustellen, bis die Mengsischen fertig würden. Als Hagedorn bei der Gründung der Academie eine Musterung der vorhandenen Kräfte anstellte, wies er Oeser als sein specifisches Talent das „Theater" an: seine Stärke sei nicht sowohl die Staffelei, als die Decorationsmalerei. Im letzten Carneval vor dem Einfall der Preußen (1756) arbeitete er mit Servandoni an der Oper Olimpiade. Noch sieht man hie und da in Leipziger Häusern seine Wolkenplafonds, sparsam besät mit schwebenden Genien und Amoretten; jetzt im Begriff, aus ihrem durch die Jahre noch dämmeriger gewordenen Schattenleben in die völlige Nacht des Nichts überzugehn.

Aber am behaglichsten fühlte er sich, wenn er nur „anzugeben" hatte für andere. Als der mehrerwähnte Berliner Kupferstecher mit ihm die Kunstsehenswürdigkeiten Leipzigs sah, hieß es bei der Frage nach dem Meister alle Augenblicke, „Ich hab's so 'n Bißl angegeben." Wenn er an den Hof in Weimar kam, wie in den Jahren 1776 bis 1785 oft der Fall war, pflegte er bei Ankäufen und Entwürfen Rath zu ertheilen; er leistete den Weimarer Kunstfreunden ähnliche Dienste, wie später Heinrich Meyer, der übrigens viel gelehrter und viel geistloser war. Bei den Anlagen Tiefurts und des Parks war seine Hand im Spiel. „Der Alte, schreibt Göthe, hatte den ganzen Tag

etwas zu kramen, anzugeben, zu verändern, zu zeichnen, zu deuten, zu besprechen, zu lehren, so daß keine Minute leer war. Die Herzogin Amalie war sehr vergnügt, wenn er da war. Wenn Göthe und Carl August nach Leipzig zur Messe kamen, verfehlten sie nicht, den jovialen Nestor der sächsischen Kunst, „den stillen Künstler von Weltmannsklugheit", wie ihn Göthe nennt, aufzusuchen.

Oeser war an der Universität ganz an seinem Platz: er war ein besserer Lehrer für junge Männer, die zeichnen lernen, um Auge und Urtheil zu bilden, als für künftige Künstler: er ließ seinen Zöglingen zuviel den Zügel schießen.

„Seine Zeichnung, sagt Göthe, war zu unbestimmt, als daß sie mich, der ich an den Gegenständen der Kunst und Natur auch nur hindämmerte, hätte zu einer strengen und entschiedenen Ausübung anleiten sollen. Von Gesichtern und Körpern selbst überlieferte er uns mehr die Ansichten, als die Formen, mehr die Geberden, als die Proportionen. Die Mängel seiner Schüler, die er recht gut sah, rügte er nicht direct, sondern deutete Lob und Tadel indirect sehr laconisch an."

So „träumte er sein Leben in einer bequemen Vielgeschäftigkeit hin."

Man kann kaum von Licht- und Schattenseiten der Oeserschen Kunst sprechen: man möchte eher sagen, sein Dämmerungswesen erscheine bald als Abend-, bald als Morgendämmerung.

Der Geschmack am Einfachen, Naiven, Sanften, war in Oesers Naturell begründet. Alles Ueberspannte und Aufgeregte, alles Gezierte und Barocke war seinem schlichten deutschen Sinn zuwider; überall suchte er das Gefällige, das Sinnige, das Humoristische. Er bedurfte keines „superlunarischen Aufschwungs" (wie Göthe an ihm lobt); freilich mochte er sich auch nicht durch die leidenschaftliche Concentration und Anspannung aufregen lassen, welche bei großen Schöpfungen unvermeidlich ist. Mit dieser gleichmäßigen Heiterkeit der Stimmung, mit dieser ungetrübten Laune im Umgang, unverdüstert durch Unglück und Noth (gegen die er oft zu kämpfen hatte), brachte er sein Leben mit ungeschwächter Geisteskraft und unverdunkelten Sinnen bis ins zweiundachtzigste Jahr.

Jeder Künstler malt nach Michelangelo sich selbst. Etwas von Oesers liebenswürdigem Wesen entdeckt man doch auch in den Producten seines Pinsels. Dieß erklärt den unbegreiflichen Beifall, den sie zu ihrer Zeit fanden, als freilich schon die bloße Abwesenheit des Falschen wie der Eintritt aus einem verpesteten Gemach in die freie reine Luft empfunden wurde. „Er ist geschmückt, heißt es in den Propyläen, mit einer unschuldigen Grazie, welche ihn durch sein ganzes Leben begleitete (die in allem herrschte, was er that und hervorbrachte und copirte), ja selbst im höchsten Alter ihm noch treu und hold ge-

blieben ist. Er zeigt uns Kinder, anmuthig und naiv, wie sie Correggio gedacht und empfunden, junge Mädchen mit der sanften, liebreizenden Weiblichkeit von Albanos Nymphen und freundliche Gegenden in Auroras Purpur getaucht und mit der Abendröthe Gluth übergossen. Selbst das Unbestimmte scheint aus einer natürlichen, aber nicht gebildeten Anlage zum sanften Harmonischen entstanden zu sein."

Weit reiner und deutlicher, als in seinen Werken, trat sein besseres Ich in seinen Lehren hervor. „Er ist ein Mann, sagt Winckelmann, der einen großen, fertigen Verstand hat." In den von Otto Jahn veröffentlichten Briefen Göthes an Leipziger Freunde ist uns der frische Eindruck des Oeserschen Unterrichts auf den jugendlichen Dichter erhalten.

„Oeser drang in unsere Seele, und man mußte keine haben, um ihn nicht zu nutzen. Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben." Er habe ihm den Weg zum Schönen gezeigt und sein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht: „Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntniß, meine Einsicht, habe ich die nicht alle durch Sie?" Wiederholt bekennt er, ihm das Gefühl des Ideals zu danken: „er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille ... daß nichts wahr als was einfältig ist." Und selbst noch in der Ferne, aus welcher Göthe die Dichtung und Wahrheit seines Lebens aufzeichnete, erinnert er sich anerkennend, wie Oeser ihnen unablässig das Evangelium des Schönen, mehr noch des Geschmackvollen und Angenehmen überliefert habe; wie das Erste, was er empfahl und worauf er immer wieder zurückkam, die Einfalt war in allem, was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind.

Später war Göthe der Ansicht, „daß von allem Literarischen, ja selbst von der Poesie zu den bildenden Künsten überzugehen, schwer, ja fast unmöglich sei." Damals aber schienen ihm die Aufschlüsse Oesers auch für die Dichtkunst von unschätzbarer Bedeutung. „Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsal des Weltweisen und des Critikers."

Oeser hatte die Gabe, die Schönheit eines Gemäldes, seine individuellen Züge lebhaft fühlbar zu machen. Am liebsten theilte er seine Ansichten mit, indem er kunstgeschichtliche Exempel sprechen ließ. Sein Lieblingsmaler war wunderlicher Weise der Venezianer Giulio Carpioni (1611 † 1674), dessen Werke er „als ein Beispiel des Einfachen oder Sanften, welches in der Kunst so selten anzutreffen", seinen Schülern vorlegte. „Denn Carpioni hat in seinen Linien den Grazien zu opfern verstanden, und ich wüßte keinen, bei dem man diesen so seltenen Vorzug in solchem Reichthum und Fülle anträfe. Mir soll

Carpioni stets zum Beweise dienen, daß alle Actionen, die in der Natur nicht lange dauern, in der Kunst ein gleiches Schicksal haben."

Carpioni, ein Schüler Alessandro Varotaris, lieferte nur kleine Tafelbilder; „er malte, sagt Lanzi, Bacchanale, Träume, Launen, Gesichte und Fabeln mit Geist und Tintenreiz." Während in solchen Bacchanalen andere (nach Oeser) „nur ganz rohe und unbändige Menschen in einer geräuschvollen ausschweifenden Lebensart schilderten, bildete Carpioni die heitere Ruhe und sanfte Freude des allerersten Zeitalters ab, wo die Menschen, zwar in Einfalt und ohne Sitten, aber auch in unerkünstelter Gutheit, die Freuden des Lebens genossen und mittheilten."

Ein Blatt nach Tintoretto dagegen pflegte Oeser jungen Leuten vorzulegen, „mit denen sich plaudern und räsonniren läßt, damit sich die jugendliche Unbesonnenheit im Spiegel besehe; als Beispiel eines Meisters, der seiner festen Manier im Zeichnen und seinem feurigen Genie alles aufopferte und sich kaum Zeit ließ, die Beschaffenheit der Handlung und den Geist der Geschichte in Erwägung zu ziehen."

Wo hätte er aber schönere Beispiele finden können, als in der Antike? „Die Statuen und größeren Bildwerke der Alten bleiben Grund und Gipfel aller Kunstkenntniß." Wegen ihrer Seltenheit in Original und Abguß empfahl er die Lippertschen Gemmenabdrücke, „in welchen der Alten faßliches Verdienst, glückliche Erfindung, zweckmäßige Zusammenstellung, geschmackvolle Behandlung auffallender und begreiflicher werden." Er machte seine Schüler mit dem Archäologen Christ bekannt; Hagedorn rühmt, daß er mit der Sorgfalt eines Poussin und Lebrun das Costüm der Antike erforsche, und Winckelmann bezeugt ihm, daß er wisse, soviel man außer Italien wissen könne.

In Ruhe und Einfalt fand er auch das höchste Geheimniß der christlichen Kunst, der Versinnlichung des Göttlichen. Guido Reni habe in dem Christuskopf des Schwalbeschen Cabinets in Hamburg „das der Kunst mögliche in der Darstellung der Vereinigung der Gottheit mit Menschheit" erreicht. „Die stille Größe in allen Zügen, das ruhig weisheitsvolle Auge, der zum Sprechen bereit scheinende Mund, die edle Einfalt des über die Schulter herabwallenden Haars, mit andern über die Beschreibung erhabenen Gesichtszügen, mögen hier als eine schwache Schilderung des Eindrucks stehen, den dieses Bild auf Auge und Empfindung jedes Menschen machen muß."

Diese Liebe und Kenntniß der Antike, diesen Geschmack an Ruhe und Einfalt schöpfte Oeser vielleicht zuerst aus dem Verkehr mit Raphael Donner. Vielleicht eilte auch bei dieses Künstlers in sich gekehrter Natur die Betrachtung und das Gefühl dem Thun voraus. Und so ließe sich denken, daß die von Oeser gepredigten Lehren, mit welchen die Anfänge unseres Helden so eng verwebt sind, ihre letzte Quelle in dem Atelier des bescheide-

nen und zu seiner Zeit schlecht erkannten und belohnten österreichischen Bildhauers haben. —

Wie ganz war Oeser nun in seinem Element, als er im Jahr 1764 nach Leipzig an die Spitze der Academie berufen ward! Hier gab es täglich Anlässe, sich in alle erdenklichen Beziehungen des Kunstlebens einzumischen hier waltete er unumschränkt; und wir wissen von Winckelmann, „daß er von niemand Vorstellungen annahm."

Einige Jahrzehnte lang beherrschte er das Kunstleben Leipzigs völlig; er malte Kirchen, Salons und Theatervorhänge; erzog Maler, Kupferstecher und Bildhauer; sein Universitätsunterricht wurde so beliebt und berühmt, daß man sich (nach Hagedorn) seit Menschengedenken keines solchen Zulaufs an der Hochschule erinnerte. Silberarbeiter und Schlosser, der Blumenzeichner bei der Cattunfabrik in Torgau und der Hofconditor, kurz alle Handwerker, deren Gegenstände mit der Zeichenkunst sich berührten, verlangten Unterricht bei ihm. Die Verdrängung des Rococogeschmacks aus Sachsen ist hauptsächlich Oeser zu verdanken: man hoffte durch ihn das Uebergewicht der französischen Industrie zu beseitigen. Und das alles erreichte er bei der äußersten Unzulänglichkeit der Gelder, des Kunstvorraths, der Localität. Göthe sagte, der Fleiß sei seinem Alter vorbehalten gewesen.

Uns freilich erscheint in allen den architectonischen, plastischen, malerischen Werken, die unter seiner Inspiration entstanden, mehr das Zurückweichen des Gespreizten und Gezierten der bisherigen Manier, mehr die Abkühlung des falschen Feuers, als ein neues Leben, ein wahrer prometheischer Funke.

In seinen Gemälden tauchen allerdings griechische Profile auf: auch Chodowiecki fand in seinen Figuren eine Idee von schöner Natur, aber ohne alle Präcision; in seinen Gewändern einen antiken Wurf, aber weder antike, noch wahre Falten. Die Art, wie er die Alten in seine Sprache übersetzte, erinnert noch am meisten an die zarten Gebilde der Angelica Kaufmann.

Kurz, Oeser war ein Mann, der in seinem schillernden Wesen ganz als Product und Bild jener Uebergangszeit erscheint, in welcher die zerfallende Tradition des Alten und die schwachen Wünsche eines Neuen sich durchkreuzten, aber wo noch keine Kraft erschienen war, die durch Thaten das Neue gezeigt hätte. Niemand war zu solchen Thaten weniger geeignet, als Oeser. Er schwebt und schwankt in der Zwischenregion zwischen Künstler und Dilettant: vielgeschäftig und träge, voll Erfindungen und ohne schöpferische Kraft; ein alles leicht ergreifendes Talent und Unfähigkeit zur Meisterschaft in irgend einem Stück; voll Gefühl für das Echte und Wahre, und ganz in Manier befangen.

Er repräsentirt uns die Zeit, wo Lehre und Critik, zumal in Deutsch-

land, der Production voraneilte, die noch nicht aus den alten Geleisen herauskonnte; wo der Ueberdruß an den bisherigen Fehlern, an dem derbstofflichen Naturalismus, die Ernüchterung nach dem wüsten Rausch des Barockstils, den entgegengesetzten Irrthum erzeugte, als ob das Leben und die Natur mit ihrer Fülle von Formenbestimmtheit, Individualität, Farbenglut der Kunst entgegen sei; als ob die Harmonie durch Abdämpfung aller Farben hinter dem Schleier eines matten grauen Tons, als ob die Schönheit durch die flaue Unbestimmtheit einer wallenden Linie, als ob das Ideal durch Abglättung und Abspülung des Characteristischen, Grazie und Würde durch Herabstimmung der natürlichen Geberden- und Mienensprache zu bekommen sei; kurz als ob man den Kunststil durch ein Verdünnungsverfahren der Natur erlange.

Indem Männer wie Oeser statt durch Glauben an die Natur und inniges Schauen in die Natur, statt durch Eröffnung der unversieglichen Quellen künstlerischer Inspiration und durch Pflege echter Eigenthümlichkeit einen neuen Anfang zu suchen, bloß durch Geschmack und Gefühl (die stets unproductiv sind) das Bessere herbeiführen wollten; indem sie sich nicht zu der Selbstverläugnung der Arbeit zusammenzufassen vermochten, durch welche der Künstler allein die Fähigkeit erlangt, seinen Gedanken die Gegenständlichkeit zu geben, welche das Kunstwerk vom Dilettantenwerk unterscheidet: so brachten sie es zu nichts weiter, als zu einem schattenhaften Gemisch von Reminiscenzen der hinschwindenden Ueberlieferung der Vergangenheit, durch die, wie durch einen Nebel, einige Lineamente angeborenen Sinnes für Schönheit und Wahrheit, und einige Erinnerungen an die edelsten Vorbilder der Kunst durchscheinen.

Oeser steht in seiner Zeit nicht allein. Der Verfall der Technik, das Uebergewicht der Reflexion und des ästhetischen Studiums brachte ähnliche Künstler hervor. Zu ihnen gehört der Berliner Maler Bernhard Rode († 1797) und der Schotte Francis Cunningham. Auch hier ist dieser Verlust des Sinnes für Präcision der Linien, für Lebhaftigkeit der Farben und Architectonik der Gruppirung; doch ist Oeser beiden an Schönheitssinn bedeutend überlegen. — Aber auch die neue Zeit begann mit Skizzisten, wie Flaxman, und mit bloßen Zeichnern, wie Carstens; und wie viele Maler hielten es noch später für Ernst, wenn sie nicht über das frugalste Maß in der Versinnlichung ihrer Visionen hinausgingen.

Christian Ludwig von Hagedorn.

Zu derselben Zeit machte Winckelmann die Bekanntschaft eines Mannes der von allen Dresdener Kunstmännern die vielseitigste Bildung besaß. Einige Jahre später erhielt er die Leitung der sämmtlichen sächsischen Kunstanstalten

ohne Zweifel gab es in Sachsen niemand, der in der Befähigung für eine solche Stellung mit Hagedorn verglichen werden konnte.

Zwischen ihm und Winckelmann bildete sich ein achtungsvolles Freundschaftsverhältniß. Der letztere mußte ihm versprechen, von Rom aus zu schreiben, und zwar „mit aller Freiheit." In seinen sieben Briefen redet ihn Winckelmann seinen „theuersten Freund" an. In Dresden sah er noch hinauf an Hagedorns reifem und durchdachtem Wissen in der Malerei, er nannte Hagedorns ersten Versuch, die „Lettre à un amateur de la peinture avec des éclaircissemens historiques sur un cabinet etc.", 1755, „ein Werk, welches mit so vieler Weisheit als Einsicht in dem Feinsten der Kunst abgefaßt ist", (Sendschreiben I, S. 159) und in einem Brief gar „ein Werk, wie in allen Zeiten keins über die Kunst geschrieben worden." Die Veranlassung dieses superlativischen Lobes steht vielleicht dahinter: „er hat mir die Ehre angethan, meine Schrift zu allegiren." Später schreibt er: „Hagedorn hat eine große Kenntniß in der Malerei, welche er sich zu Wien, Düsseldorf, München und Dresden erworben hat. Es muß aber seine Kenntniß theils mangelhaft, theils nicht völlig richtig sein, weil er Italien selbst nicht gesehen hat."

Hagedorn seinerseits erkannte die Bedeutung Winckelmanns lange vor dem Erscheinen seines Hauptwerks, von dem er vorher öffentlich aussprach, mit welchem Verlangen er es erwarte, als das Werk eines Mannes, „der nun mit kennendem Auge an der Quelle des Schönen sitze." In Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung" fand er „den Kunstrichter, der das Edle und Wohlanständige im Ausdruck nach dem Geschmack der Alten so scharf sucht, als reizend lehrt." Dieß waren keine leeren Complimente, da Hagedorn seine Differenzen (z. B. in Betreff der Allegorie und der Geberde des Haarausraufens) nicht verschwieg.

Hagedorn (1713 † 1780) war ein Sohn des dänischen Conferenz- und Staatsraths Hans Stats von Hagedorn, ein jüngerer Bruder des Dichters. Im neunten Lebensjahr verlor er den Vater, welcher eben einen großen Theil seines Vermögens eingebüßt hatte. Seine Mutter, die mit Talent malte, leitete die Erziehung mit Hülfe Hamanns, des Herausgebers der Hamburger Zeitschrift „die Matrone." Nach der Universitätszeit begab er sich (1736) in churfächsische Dienste und erhielt in der Folge an mehreren Höfen, vorzüglich aber am churrheinischen, gesandtschaftliche Missionen.

Auch Hagedorn hatte sich in Dresden eine Gemäldesammlung angelegt; er studirte die ausländischen Kunstbücher mit deutscher Gründlichkeit durch und versuchte selbst, nach Art der damaligen Sammler und Liebhaber, vorzüglich der französischen (wie Caylus) die Radirnadel und den Pinsel. Er gab „Versuche in geätzten Blättern" heraus, Characterköpfe und Landschaften, radirt

mit einer „flüchtigen und geschwinden Hand"; die Heinecken mit unbilligem Hohn übergoß, während er selbst sie bescheiden „Kleinigkeiten sonder Ansprüche nannte, Freunden und vielleicht der Vergessenheit geschenkt."

Seine Geschmacksrichtung war eine durchaus nordische, landschaftliche, bürgerliche, ja, soweit es damals möglich war, eine deutsch-nationale, obwohl er in der Theorie die französische Schule nicht verläugnete. In siebzehn Jahren hatte er 225 Oelgemälde zusammengebracht, meist von lebenden Künstlern auf seine eigne Bestellung gearbeitet. Dieses in dem angeführten Briefe beschriebene Cabinet ist später für 8000 Ducaten nach Copenhagen verkauft worden. Er wollte, statt die altberühmten Namen zu suchen, deren Klang die Sammler in Wallung versetzt, vielmehr die Liebhaber alter Zeiten nachahmen, welche die Lebenden beschäftigten, deren Stücke jetzo antiques heißen. Er wollte statt der Bilderhändler lieber rechtschaffene Künstler bereichern (leider fand er bloß Genies, wie Orient, Brand, Querfurt und dgl.), auch ohne Rücksicht auf seinen eignen Vortheil.

Während er gestand, von den welschen historischen Originalen am wenigsten zu verstehen, war er einer der ersten von denen, welche die alten deutschen Meister besser kennen zu lernen riethen, und spottete über die Liebhaber (stets die ungeheuere Majorität!), „welche das Schöne bloß da sehen wollen, wo man das allgemeine Lob nur nachlallen kann." Er wünschte den Johann van Eyck, Holbein und Cranach ihre Stelle in einer Geschichte des Colorits; das Grabmal Friedrichs des Weisen in Wittenberg von Peter Vischer „mache ein Fach in der deutschen Kunstgeschichte"; er erinnerte die Italomanen an Aldegrevers gründliche und männliche Zeichnung, an Georg Pencz' Beziehungen zu Raphaels Schule u. a. Er verfaßte eine Schutzschrift für Dürer gegen die Angriffe Hogarths.

Hagedorn war damals gerade mit der Ausführung eines lange gehegten Planes beschäftigt. Er wollte die von den Franzosen ausgebildete Theorie der Malerei auf deutschen Boden verpflanzen und mit seinen Originalgedanken verweben. Seine „Betrachtungen über die Malerei" erschienen, nach vorheriger Mittheilung in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, im Jahr 1762 in zwei Bändchen.

Ein Werk, welches noch immer lesbar ist und von niemand ohne Nutzen gelesen werden wird, das aber als ein Wunderwerk des Fleißes und der Liebe erscheint, wenn man erwägt, daß es der erste deutsche Versuch auf diesem Felde war, daß sein Verfasser (der überdieß das Französische besser schrieb, als das Deutsche), die Sprache seines Fachs sich erst schaffen mußte, daß er bei einem sehr particularen Kunstsinn ein ganz universelles Geschmacksurtheil sich zur Richtschnur machte, bei geringer geistiger Originalität doch fast keinen Kunst-

gedanken der Zukunft unberührt gelassen hat, daß er sich diese Rundung, Eleganz und Kürze sehr mühsam erringen mußte, wie seine weitschweifigen und oft bis zur Sinnlosigkeit verworrenen Briefe und seine angeblich ebenso weitschweifige Unterhaltung beweisen. „Er spricht sehr viel, sagt Winckelmann, und ich wünsche, daß diese Gabe nicht in dieser seiner Arbeit zu merken sein möge." Dieses Werk führte der damaligen Lesewelt eine Fülle von Gedanken zu; es machte die Gelehrten mit den Vorstellungskreisen der Ateliers und der Gallerien, die Künstler mit den Begriffen der Aesthetik vertraut.

„Kein Wort ist darin vergebens, schreibt Lippert; Sprache und Sache stehen ihm zu Gebote, der Ausdruck ist dem Inhalte angemessen. Daß sie alle Künstler, die nicht bloß ums Brot arbeiten, und einen edleren Ehrgeiz besitzen, mit rechtem Hunger lesen werden, daran wollen wir gar nicht zweifeln."

Selbst Lessing schämte sich nicht, Gedanken Hagedorns zu adoptiren. Das bekannte Wort des Prinzen in Emilia Galotti, „daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt", stammt aus Hagedorns Betrachtungen (S. 593. 617): „lebhafte Empfindungen sind selten beredt: die Verzögerung des Lobes ist vielleicht das schmeichelhafteste Lob für den Künstler."

„Hagedorn, sagt Herder in den Fragmenten zur deutschen Literatur (1767), hat der Göttin der Gemälde einen Altar von weißem Marmor errichtet und mit vieler Annehmlichkeit um ihn Blumen zu streuen gewußt. Das ganze Werk zeigt viel Geschmack des Künstlers, noch mehr Kenntniß des Werkmeisters und die feinste Critik des Costüms; das Bildniß der Göttin selbst aber ist dem Fleiß, der Mühseligkeit, der Dauer nach eine ächte mosaische Arbeit . . . Freilich wer kann so genau die Grenze finden, daß der Fleiß nicht Mühseligkeit verriethe, der Geschmack sich nicht manchmal mit schönem Eigensinn paarte und der Unterricht nicht oft nach Grundsätzen eine Lüsternheit übrig ließe." Doch fordert er am Ende auf: „Ihr Deutschen, haltet ein Werk werth, an dem der Franzose bloß etwas vom Geschmack, der Britte vom Fleiß, der Welsche vom Unterricht abborgen kann: das Ganze ist Euer!"

Allerdings versetzen uns Hagedorns Urtheile über seine Vorgänger noch sehr in die Lehrjahre deutscher Kunstcritik. „Batteux und St. Mard haben dem guten Geschmack seine Heiligthümer aufgeschlossen"; in den Grundsätzen der de Piles, Felibien, du Fresnoy findet er „die Natur"; er wünscht die Zeit herbei, wo Künstler und Dichter auch „die hohen Bücher", wie Dubos, mit Lust und Nachsinnen lesen. Man sieht, es ist schon eine Genugthuung für ihn, sich nur in das Gespräch dieser erlauchten Gesellschaft einmischen zu dürfen. Winckelmann, der später alles, was von Frankreich herkam, haßte, ärgerte sich daran, „daß Hagedorn den Franzosen à tort à travers Weihrauch streue" (in

einem Briefe vom 24. December 1763 im Besitz von Herrn G. Wigand in Leipzig), daß er de Piles für sein „Orakel" halte, „kriechend" den Watelet infallibel nenne.

Wenn man vollends seine eclectischen Thorheiten hört, so sollte man zweifeln, ob er überhaupt ein Vorläufer besserer Zeiten genannt zu werden verdiene. Er erwartet die Vollendung der Malerei von einem Austausch niederländischen Farbensinns und italienischen Formensinns: er liebt es, sich die edelsten Werke Raphaels mit der anziehenden und überraschenden Wahrheit Tizians vorzustellen; er glaubt, daß die geringe Natur, der Rembrandt in seinen Formen folge, sich leicht absondern lasse von der das Auge gewaltsam an sich reißenden Beleuchtung und der schmeichelnd überredenden Zauberkraft der Farben. Warum solle der frei nachahmende Künstler nicht denken können wie Leochares und malen wie Rembrandt — diesen Einfall hatte Hagedorn beim Anblick des burlesken Ganymed in der Gallerie zu Dresden! Ja er wünscht, Terburg und Metsu hätten uns statt holländischer Nätherinnen zuweilen eine Andromache unter ihren fleißigen Frauenzimmern gezeigt!

Dennoch ist in Hagedorns „Betrachtungen" viel mehr Originalität, als man wähnt, wenn man sie nur nach solchen, damals in allen Büchern obligat wiederholten Gemeinplätzen beurtheilt.

Innerhalb der originelleren Ingredienzien seines Buchs lassen sich zwei sehr verschiedene Gruppen von Sätzen unterscheiden. In der einen Gruppe erscheint er als Vorläufer der Periode der wiederbelebten Antike, des Stils plastischer Idealität; in der andern Gruppe zeigt er sich beherrscht von dem Gefühl des unauflöslichen Zusammenhangs der Kunst mit Volksart und persönlicher Sinnesart, mit den volkswirthschaftlichen Bedürfnissen und den geselligen Erholungen. Das Kunstwerk versetzt uns nicht in eine abgesonderte Region der Empfindungen: es spricht uns an durch eben das, was uns im Leben das liebste ist; es ist nicht eine Zusammensetzung zerstückelter Procedueren, sondern es geht im ganzen und im einzelnen aus einem genialen Wurf hervor, der sich stetig von der Conception auf die Ausführung verbreitet.

Läugnen läßt sich nicht, daß diese Gedankenreihe Hagedorn viel mehr am Herzen liegt, als die eclectische, oder die academische, oder die antikisirende. Er für seine Person suchte in der Kunst viel weniger Vollkommenheit der Form, als Empfindung, vorzüglich die sentimentale Empfindung, welche idyllische Dichtung und Landschaft erwecken. Er betrachtet die Malerei, wie die Erneuerer unserer Literatur die Poesie betrachteten, als Mittel zur „Bildung des Herzens", d. h. zur feineren Empfindungsfähigkeit, welche der Verknöcherung und Unwahrheit ein Ende machen sollte, die über unseren Lebensverhältnissen lag.

Sehr bezeichnend eröffnet Hagedorn seine Betrachtungen mit der Erinnerung an eine Villeggiatur, wo er und der Freund, an den sie gerichtet sind,

„bloß von Horaz und Chaulieu, Thomson und Sulzer begleitet, das unschuldige Vergnügen des Landlebens fühlten, die Natur mit Rücksicht auf den liebenswürdigen Schöpfer betrachteten und dann zu Hause in den Gemälden der Swanevelt und Thomann wiederfanden."

An solchen Orten liebte man sich von der Formensclaverei, der leeren Unruhe, der Lüge des Gesellschafts-, Hof- und Geschäftslebens zu erholen: hier fand man Ruhe, Reinheit, Innigkeit, Wahrheit: von hier aus versuchte man zuerst sich wieder zur Natur und Einfalt zurückzufinden. Das Landleben war wie am Rand eines trüben und bedeckten Horizonts ein kleiner blauer Streifen, der allmählich über den ganzen Himmel hinaufrückte.

„Die Natur selbst hat ihre Secte, sagt Hagedorn, und von dieser bin ich zum Exempel." „Nur die Freunde der Natur sind die echten Schätzer der Kunst." —

Der Grund des Gemäldes, wie des steinernen Bildes, behauptet Hagedorn, ist ein Gedanke; aber nicht bloß bei der ersten Erfindung ist der Künstler ein Dichter, und hernach ein Handwerker: die Ausführung ist eine beständig wirkende Erfindungskraft; die Begeisterung darf nie erkalten.

Nur der wird der Kälte im Ausdruck entgehen, welcher einen Gegenstand malt, der mit seiner Gefühlsart einstimmig ist. „Mit allen Gaben eines Phidias würde der Künstler dessen Ideal von einem Jupiter vielleicht ebensowenig erreichen, als gewisse Künstler einem knieenden Sanct Franciscus ein gewisses Mönchswesen und eine so angenehm rührende Stellung würden haben geben können und sich in die Begeisterung versetzen, mit welcher Barocci den Heiligen gestochen hat."

Er will sich sogar den „sybaritischen Modegeschmack" der Watteau und Lancret insofern gefallen lassen, als wir uns gern unter unsers Gleichen in Vergnügungen des bürgerlichen Lebens wiederfinden. Er wünscht, daß die Malerei auch ein Gegenbild der ernsthaften Comödie des Destouches und der bürgerlichen Tragödie der Diderot und Lessing (Miß Sara Sampson) finde; — was durch Greuze wirklich geschah.

Er lädt die Künstler ein, das Feld der neueren Geschichte zu betreten. Schon hat die Königin Charlotte von England das Beispiel gegeben, sie hat die marmornen Bildnisse der größten Männer ihres Volks als die würdigste Zierde eines königlichen Lustschlosses angesehen und aufgestellt: so mögen auch bei uns tugendhafte Handlungen (er nennt Frobens Pferdetausch in der Schlacht bei Fehrbellin) aus den Händen der Kunst Belohnung empfangen, wie bei den Griechen.

In derselben Richtung lagen die Tendenzen, welche Hagedorn in den sechzehn letzten Jahren seines Lebens als Generaldirector der Künste in Sachsen verfolgte. Die Academie zu Dresden unter Hagedorns Leitung bezeichnet die Abkehr von der bisherigen Kunstpflege, das Einlenken zum Gemeinnützigen,

zur Berücksichtigung des Landesinteresses. In seinen damaligen Gutachten dringt er auf Sammlung, Ermunterung und Verwerthung der noch vorhandenen, vorzüglich der einheimischen Kräfte zur Begründung einer sächsischen Kunstschule. Er wollte aus den Trümmern des großen Bankerotts ein neues, bescheidenes, aber solides Geschäft begründen: wenn man jetzt Gemälde kaufe, so wäre das, wie wenn einer, der kein Hemd hat, sich Manschetten kaufen wollte. Er befürwortet die Verbindung „des Verdienstes des Künstlers mit der Nützlichkeit des Manufacturiers", die Ausbreitung des guten Geschmacks in Fabriken und Industrie. Er erkannte zuerst die Nothwendigkeit des Bundes zwischen Handwerk und Kunst, der in Griechenland und im Mittelalter durchaus bestand, aber zum Schaden beider Theile in der neueren Zeit abhanden gekommen war und erst jetzt wieder allmählich hergestellt wird. —

Alles dieß sind Tendenzen, die Winckelmann stets fern blieben. Einiges aber hat Hagedorn auch gesagt, worin er als Winckelmanns Gesinnungsgenosse und Vorläufer erscheint.

Die Schönheit ist auch Hagedorn geneigt, als höchsten Gesichtspunct der Kunst gelten zu lassen. Die Schönheit verbietet dem Künstler das Häßliche, das Ekelhafte und Grausenerregende, die Mißgeburten. Das Schreckliche sei nur zulässig, wenn es mit sittlicher Größe verbunden ist. „Die Alten sind in solchen Vorstellungen sehr behutsam gegangen. Bei der Meduse wird auf geschnittenen Steinen oft das Schlangenhaar nur angedeutet, und den Zügen des Antlitzes ist die mögliche Schönheit gelassen, um vielleicht dasjenige, was einige Schriftsteller aufgezeichnet haben, zu bestätigen: daß der Anblick der ausnehmenden Schönheit vielmehr, als die vorgegebene Häßlichkeit, die Versteinerung des entzückten Bewunderers verursacht habe." Auch Hagedorn hält die Idealschönheit für das höchste Ziel der Kunst und läßt sie durch Auswahl der schönsten Theile aus der Natur zu stande kommen.

Für den Grundsatz der „Natur in Ruhe" führt er an, „daß der Zuschauer in einem Gemälde voller Ruhe dem Ausdruck der vorgestellten Leidenschaften, wie einer angenehmen Symphonie, stiller folgen könne, als wenn das Getümmel der Gegenstände den Sinn zerstreue." „Je größer die höhere Macht ist, desto geringer bleibt die Anstrengung äußerer Stärke, als der niederen Gewalt": er nennt den Jupiter des Phidias und den S. Michael des Raphael und des Guido. Er billigt Annibalis Beschränkung der Figurenzahl historischer Gemälde auf neun, weil Stille und Majestät nothwendige Stücke seien, einem Gemälde Schönheit zu geben.

Er unterschied zuerst den Begriff der Anmuth bestimmt von dem der Schönheit. „Die Richtigkeit bringt das Gute nur an die Grenze der Schönheit; die ausgewählteste Zusammenstimmung der Gliedmaßen, die idealen Proportionen, der große und edle Schwung der Linien (der allerdings den Meister

zeigt) würden doch nur einen schönen Körper ohne Seele geben. Der Reiz würde fehlen, die Anmuth, welche dem allen noch die Krone aufsetzen muß. Die Anmuth aber, diese Seele der Kunst, ist eben jene Ungezwungenheit in der Zusammenschickung der Theile, die uns glauben macht, wir sähen die freiwirkende Natur selbst; die belebende Leichtigkeit, welche auf der von der Seele gelenkten Bewegung beruht. Die Zusammenstimmung der Seelenbewegungen verleiht der körperlichen Schönheit Anmuth und Würde."

Von einer Geschichte der Kunst, die schon von mehreren Seiten gewünscht worden war, gab Hagedorn zuerst eine etwas detaillirte Vorstellung. „Das erste Gefühl der malenden Natur und die ersten Versuche des Aufmerksamen, die Fehltritte, Hindernisse und überwundenen Schwierigkeiten, der höhere Flug des Genies, das Vollkommnere und die neue Abweichung von demselben wie von der Natur, zeigen sich aller Orten; die widernatürlichen Künsteleien aus dem Verlangen, sich vortheilhaft zu unterscheiden, drohen zuerst der Kunst den Verfall, und das gegenseitige Verlangen der Liebhaber nach dem Sonderbaren versichert die kühnsten Theorien, wenigstens auf eine Zeit lang, der Aufnahme." Er wünscht, daß jede Gallerie eine redende Geschichte der Kunst sei; in ihr müsse für jede Schule, wie in einer Bibliothek für jedes Fach, gesorgt werden. So sollen z. B. an den Werken der Mantegna, Perugino, Michelangelo, Raphael die Stufen der Zeichnung in ihrem Wachsthum, und an Lanfranco soll ihr Verfall zu bemerken sein. Eine ähnliche Stufenreihe für die Geschichte des Colorits soll bezeichnet werden durch Cosimo Roselli und seine Tändelei mit bunten Farben; durch den unverdrossenen und übertriebenen Fleiß des Bellino, der zu Härte und Trockenheit führt; durch Giorgiones durchdringenden Blick in die Natur und in das Innere der Kunst, seinen Farbenschmelz und seine urbildmäßige Freiheit; durch Tizian endlich, dessen stiller Geist der Natur bedachtsam und sanft folgte, der die Natur und die Vollkommenheit erreichte.

Daß die Characteristiken der Landschaftsmaler die Glanzstellen des Hagedornschen Buchs seien, fand die damalige Critik gleich heraus. „Es sind nicht etwa trockne Beschreibungen, heißt es in der Bibliothek der schönen Wissenschaften: er führt uns an ihre Staffelei, ja er begleitet sie auf ihren Studiengängen in die Morgenröthe und in die Einöden; seine Charactere werden nach wirklichen Gemälden gezeichnet; er wird ein Dichter; er malt sie uns mit solchen Farben, daß man sich oft selbst in den glücklichen Gegenden zu finden glaubt; wir sehen, wir hören, wir fühlen." Hagedorn fühlte zuerst, daß die Characterisirung der Gemälde durch Zerlegung nach dem herkömmlichen Schematismus und mittelst eines Kreises präciser, aber allgemeiner Begriffe, dem individuellen wie dem pathologischen Inhalt des Kunstwerks nicht gerecht werde. Er suchte dem Gerippe der allgemeinen Züge durch farbenreiche Ansichten ihrer

Hauptmotive Fleisch und Blut zu geben: indem er uns ein ideales, aus den Zügen vorhandener Gemälde combinirtes, repräsentatives Gemälde schildert. —

Gewiß, Hagedorn war nicht zu einem Reformator der Kunst geschaffen, selbst nicht, soweit man durch bloße Theorie ein Reformator sein kann. Reformatoren dürfen keine Optimisten sein. Jene freundliche Weitherzigkeit, die auch den versteckteſten Rest von Verdienst liebevoll aufsucht, die es für Pflicht des Kunstrichters hält, „nie seine besondere Neigung über sein Urtheil herrschen zu lassen"; die jeder Manier Gerechtigkeit widerfahren lassen, jedes Werk an sich selbst messen will und nur vor dem ausschließenden Geschmack eine Abneigung hat; jene humane Milde, die auf einem sorgfältig gepflegten Sinn für Nüancen ruht und keinen Tadel aussprechen mag, ohne ihm etwas Rühmliches nachzuschicken; jenes Mißtrauen gegen den Geist des Systems, dessen Einseitigkeit stets die Mannichfaltigkeit des großen Reichs der Kunst entgegengehalten wird, dessen widerstreitende Principien (die ja sämmtlich in der Bibel der Kunst ihre Belegstellen haben) neutralisirt oder in einer pointirten Formel vereinigt werden: dieß alles ist nicht der Geisteshabitus des Reformators. Reformatoren müssen ein Ideal vor ihrem eigenen Geiste und vor den Zeitgenossen aufrichten einen großen Gedanken den Gemüthern aufdrängen, der angehenden Künstlergeneration eine geradlinige Richtung zu ertheilen wissen. Vom Lichte ihres Ideals geblendet, sehen sie die Gegenwart schwarz: sie stürmen icönoclastisch über große Felder der Kunst hin; sie rufen zurück zu den Anfängen; sie hauen die Stränge durch, an welchen die hemmende Last des Vergangenen nachgeschleppt wird.

Hagedorn hatte keine Ahnung von dem Schaden Israels; er scheint kaum von einem Verfall der Kunst zu wissen, die schon im Erlöschen begriffen war: er rühmt an Bernini, daß er die Alten im Flug der Gewänder und dem veränderlichen Schlag der Falten übertroffen; an Fiammingo, daß er in fliegenden und sich emporschwingenden Bildern die Kunst des Bildhauers erweitert habe.

Nur da war er an seinem Platz, wo es galt, die übrig gebliebenen Reste zu sammeln und das Abreißen des Fadens technischer Ueberlieferung zu verhüten. Mehr war allerdings mit den Casanova, Hutin, Canale und wie die Größen der Dresdener Academie hießen, nicht zu erreichen.

Alle Verdienste und Schwächen Hagedorns wurzelten in seiner durchaus edeln, friedfertigen, humanen Persönlichkeit. Wenigstens einen Zug aus seinem Leben will ich hier erzählen.

Nach dem Bombardement von Dresden im Jahr 1760 (so erzählt Christian Felix Weiße in seiner Selbstbiographie, 1806) sammelte er unter seinen Freunden in Hamburg, Lübeck, Bremen und sonst Collecten für die ruinirten Einwohner, ging dann alle Tage unter den Ruinen der zerstörten Stadt herum

und theilte nach Beschaffenheit der Umstände Almosen, besonders unter den verarmten Künstlern und Handwerkern aus; und dieß zu einer Zeit, wo er durch Suspension der Auszahlung seines Gehalts oft in großer Verlegenheit war. Für diese und ähnliche Handlungen nannte ihn Winckelmann „einen würdigen Patrioten, der ein ewiges Andenken verdiene und den er beneide, weil er nimmermehr an dessen Höhe reichen könne." „Ueber dem Portale des Rathhauses von Dresden sollte sein Brustbild mit der Unterschrift Inexsuperabilis gesetzt werden. Alles was ihm der Hof geben kann, ist viel zu gering; das ganze Land sollte ihm opfern. Ich weine vor Inbrunst gegen ihn. Er sei gebenedeit in Ewigkeit!" (10. Februar 1764.)

Er starb am 24. Januar 1780, nachdem er zuletzt erblindet war. „Sein Grab, sagt Klotz, wird noch der späte Enkel, der den Tag, dessen Morgenröthe unsere Augen vergnügt, im heitersten Lichte sehen wird, dankbar mit Blumen bestreuen und sein Angedenken segnen."

Philipp Daniel Lippert.*)

In Dresden lebte damals ein Mann, der weder Künstler noch Gelehrter von Fach, sondern ganz etwas für sich war. Oeser, Hagedorn u. a. waren aus den modernen Kunstzuständen hervorgegangen; Lippert lebte nur im Alterthum: seine innere und äußere Existenz hatte er auf die geschnittenen Steine gegründet. Als ihn Winckelmann kennen lernte (s. Brief vom 18. März 1763), stand er im Anfang der fünfziger und war Zeichenmeister bei den königlichen Pagen (seit 1739); sonst bekümmerte sich die Brühlsche Verwaltung nicht um ihn, obwohl er der erste, ja der einzige Kenner alter Kunst in Dresden war. Aber kein Liebhaber kam hierher, ohne seine dritte Etage zu ersteigen; wieviele Personen aus den höheren Ständen, die er für sein Werk zu interessiren gewußt hatte, lieferten ihm aus allen Ländern Europas Beiträge.

Als man Winckelmann im Jahr 1768 in Wien Lipperts Werk zeigte, hatte er „Alles gebilligt", den Verfasser gegenüber dem sächsischen Residenten einen seiner alten besten Freunde genannt, den er von Herzen liebe und hochschätze und wenn er übers Jahr wiederkäme, in Dresden besuchen wolle. Beide waren Schicksalsgenossen; in noch höherem Grade als Winckelmann hatte Lippert eine eherne Ausdauer, eine unverwüstliche Heiterkeit, eine philosophische Unabhängigkeit als Mitgabe für seinen Lebensweg bekommen; noch mehr war alles, was er geworden, sein eigenes Werk.

---

*) Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften 32, S. 22—37. Briefe Lipperts in der Hagedornschen und Klotzischen Briefsammlung und im Dresdener Archiv; ein handschriftlicher Aufsatz im Besitz Herrn Rudolph Weigels. Böttiger in der Hall. Allg. Lit. Z. 1808. No. 59.

Wer studirt heute noch Lipperts Dactyliothek? Sie ist ein Erb- und Inventarstück der Kunst- und Gelehrtenschulen; ein ehrwürdiger Klang aus Jugendtagen, als wir Moritz' Götterlehre lasen; man läßt sie sich zuweilen zeigen, weil man in Lessings antiquarischen Schriften soviel von Lippert hört. Aber der Mann, dessen Lebenswerk sie war, verdient bei allen, welche die alte Kunst lieben, ein ehrendes Andenken.

Es scheint zuweilen, als ob die, welche neue Bahnen finden sollen, indem sie sonst getrennte Bildungselemente in Contact bringen, durch Geburt und Lebensgang von den befahrenen Gleisen ferngehalten, genöthigt werden müßten, ganz ihre eigenen Wege zu gehen.

Lippert (geboren zu Dresden den 29. September 1702 † 1785), hatte sich aus der tiefsten Armuth durch eigenen Entschluß und nach selbstgemachten Plänen heraufgearbeitet. Sein Vater, der Oberälteste der Beutlerinnung, starb, als das Söhnchen ein halbes Jahr alt war, vor Gram, nachdem er sich durch eine im Krieg mit Carl XII. übernommene Lederlieferung ruinirt hatte. Die Mutter mußte den fähigen und aufgeweckten Jungen, der gern in der Schule bleiben wollte, einem Schneider in die Lehre geben; zwar machte man einen zweiten Versuch mit der Schule, als ihm der Druck jener Arbeit eine schleichende Krankheit zuzog; aber es war nicht durchzusetzen; so schickte man ihn denn mit Rücksicht auf seinen wenig robusten Körper (auch sein Gehör war schwach) zu einem Gevatter Glasermeister in Pirna. Als siebzehnjähriger Geselle in Dresden fand er endlich Gelegenheit, seinen Heißhunger nach Büchern zu befriedigen. Er wird Schreiber bei einem Doctor, der ihn erkennt, ihm Bücher leiht und Stunden verschafft. Er besucht die Zeichenschule Fehlings, denn ihn dürstet in gleicher Weise nach Wissenschaft und Kunst. Dann sucht er Beschäftigung bei der Porzellanmanufactur in Meißen, unterwirft sich, mit starker Selbstüberwindung, der lästigen dreijährigen Lehrlingschaft. Auf den Rath einiger Lehrer an der Fürstenschule eröffnet er selbst eine Zeichenschule. Der Hauptmann Krubsacius zieht ihn zu bei der Aufnahme des Mühlheimer Lagers (1730), das August der Starke durch ein stattliches Kupferwerk der Nachwelt überliefern wollte. Derselbe Gönner verschaffte ihm Stunden bei dem Artilleriecorps: der General von Bodt gedachte ihn bei der von ihm projectirten Bau- und Ingenieur-Academie als Zeichenmeister anzustellen: er erhielt (1738) wirklich eine solche Stelle am Hauptzeughaus.

Um diese Zeit sah Lippert zufällig bei dem Hofrath von Wengler einige Pasten von geschnittenen Steinen. Die Schönheit des Stils und der Arbeit überrascht und entzückt ihn; der Bewunderung folgt ein unwiderstehlicher Sammeltrieb, der von Stund an sein ganzes Leben ausfüllt und gestaltet.

Das Sammeln der Alterthümer hatte einst mit den Münzen und Gem-

men begonnen. Die Gemmen waren die einzigen Reste alter Kunst, die selbst im Mittelalter nie ganz untertauchten. Zum erstenmale wurden Dactyliotheken angelegt im Zeitalter Lorenzos de' Medici, nachdem schon Petrarca gesammelt hatte; noch viel eifriger aber hat man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach alten Edelsteinen gesucht. Nie sind so ungeheuere Preise gezahlt worden, nie so viele Stücke ans Tageslicht gekommen, nie ist die Technik und die Imitation der Antike weiter getrieben worden. Die Steinschneider der Renaissance, die Giovanni delle Corniole und Pietro Maria da Pescia wurden übertroffen durch einen Flavio Sirletti, der antike Statuen im Tiefschnitt nachbildete; durch Lorenz Natter († 1763), von dem Lippert sagt, „daß er sich unter allen dem Stil der Alten am meisten genähert und sogar die verschiedenen Arten des Schnittes der alten Meister mit geringen Unterschieden meistens getroffen habe." Im Jahre 1750 zählte Mariette einundzwanzig große Sammlungen in Italien, elf in Frankreich, in England, Deutschland und den Niederlanden vierzehn. Einen neuen Anstoß zu den um die Mitte des Jahrhunderts besonders dichtgedrängten Publicationen der Dactyliotheken gab das Unternehmen des Mariette selbst, das seit dem Anfang der dreißiger Jahre angekündigt und vorbereitet war. Angeregt war es durch die geschmack- und geistvolle Marquise von Pompadour, die selbst in Pastell malte, eine Folge von 63 Blättern nach den Werken des Graveurs Jacques Guay radirte, und sogar selbst in Stein schnitt, wie ein von ihr signirter Achatonyx im Pariser Cabinet (No. 358) bezeugt. Es ist ein geflügelter Genius der Tonkunst mit der Flöte, nach Boucher (1752).

Nach Dresden war mit den antiken Statuen auch eine Gemmensammlung gekommen, die sich Brühl aneignete. Der Churprinz, die Grafen Wackerbarth, Bizthum und Moszinsky sammelten. Auch einige Namen von Steinschneidern sind uns aufbehalten, unter welchen Hübner nach Lippert „den Alten ziemlich beikam." Raphael Mengs kaufte eine Camee mit Perseus und Andromeda für den Preis von tausend Zechinen, der dem König von Spanien zu hoch gewesen war, und schenkte sie seiner Frau in ein Armband gefaßt: Winckelmann nennt sie die schönste in der Welt.

Die Verehrer der Gemmen wußten gar manche Gründe ihrer Vorliebe aufzuzählen. Christ nannte darunter die Köstlichkeit und Farbenpracht der Steine, die Bequemlichkeit des Beschauens, eine Menge historischer, mythologischer und antiquarischer Sachen, die weder an Marmorn noch auf Münzen zu finden sind, — sie seien „das vollkommenste Denkmal der alten Gebräuche und Künste", — vor allem aber ihre Conservirung; denn bei der Härte der Edelsteine hätten die Länge der Zeit und die Zufälle weder die Bilder, noch die Glätte, nebst der Feine und Schärfe derselben vertilgen können. Indessen scheint noch eine verborgenere Ursache mit im Spiel gewesen zu sein.

Ist diese Gunst der Gemmen zufällig in einer Zeit, welche sich an den zierlichen Sächelchen der petite poésie erfreute und sich mit den Gesellschaftsbildchen Watteau's, den elfenbeinernen Nymphen van der Werffs, den alten Köpfen Balthasar Denners, den Pastellen der Rosalba umgab? Die großen Conceptionen und Linien der Plastik werden in solchen Kunstwerkchen schon durch die äußerste Verkleinerung des Maßstabs unvermeidlich ins Zierliche übersetzt; während die Marmorsculptur ihrer Natur nach zur Oeffentlichkeit hinstrebt, so reizen und befriedigen die geschnittenen Edelsteine den Eigenthumssinn.

Merkwürdig ist es, wie nun diese Liebhaberei in den Händen unseres braven Dresdeners eine ganz andere Richtung erhielt.

Anfänglich sammelte Lippert ziemlich uncritisch: er nahm eben dankbar auf, was er bekam; allmählich aber schärfte sich sein Blick für Echtes und Unechtes; er erwarb sich archäologische Kenntnisse und las die Schriftsteller, deren Sprachen er sich autodidactisch erworben hatte. In ein neues Stadium trat sein Unternehmen, seit ihn der Erfolg der Herausgabe einer kleinen Sammlung von Abdrücken mit einem Verzeichniß (1747) auf den Nutzen dieser Vervielfältigung der Gemmen aufmerksam gemacht hatte.

Mit nicht zu ermüdender Emsigkeit und mit geschäftsmännischer Umsicht schritt er nun vorwärts. Er verschaffte sich durch Credit einen Fonds von 6500 Thalern. Hatte er die Hülfsmittel ausgenutzt, so veräußerte er sie mit Verlust: der Erlös einer Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen wurde der Kaufpreis für eine Anzahl Gypsabgüsse. Er arbeitete bei Tage mühselig ums Brod und zur Tilgung seiner Bücherschulden, und las des Nachts in entliehenen Büchern. So kaufte er z. B. die Gallerie Giustiniani für achtzig Thaler. Die Gesammtkosten seiner Sammlung berechnete er auf 26000 Thaler.

Kurz, Lippert hatte etwas von den Eigenschaften, durch die sonst Bürger deutscher Reichsstädte sich ein Vermögen gründeten: eine starrköpfige Zähigkeit, eine kühne aber sicher schreitende Speculation. Nach dem Vorbild seiner armen tapfern Mutter, die mittelst eines aufgefundenen Recepts zur Färbung bunten Leders sich durchs Leben geschlagen hatte, benutzte er einige kleine technische Entdeckungen, die Frucht seiner Glaserlehrlingschaft, zur Gründung eines Geschäfts, durch das er zwar nicht reich werden wollte (er hat es nie gehofft und wurde es auch nicht), das aber allmählich einen eigenen Handelszweig repräsentirte und in seinen Wirkungen einer großen academischen Anstalt gleichkam. In diesem Geschäfte war er zugleich Chef, Factor, Handarbeiter und Kaufmann. Nur seine Tochter stand ihm zur Seite; von ihr sagte er: Ich habe sie als Mann erzogen und nicht als Weib; sie unterstützt mich durch ihre Arbeit und kann alles, was ich kann.

Lippert hatte sich manche hohe Freunde erworben, obwohl er wenig feine Lebensart und Weltklugheit besaß, und trotz seiner freien, mitunter recht sarcastischen und ungestümen Zunge. Aber er war ein Mann von der höchsten Redlichkeit und Wahrhaftigkeit; im Umgang sprühend von Leben und Humor. Durch diese Freunde nun setzte er alle Gemmencabinete Europas in Contribution. Der junge Graf von Schmettau, früher sein Hausgenosse, später dänischer Ministerresident in Madrid, mußte ihm bei seiner Reise über England Abdrücke aus den Sammlungen der Herzöge von Devonshire und Bedford, der Lords Bessborough, Northumberland u. a. verschaffen. Der Oberstallmeister von Brühl theilte ihm einige hundert in Italien gesammelte, ausgewählte Stücke mit; von Homberg, dem Leibarzt des Regenten von Orleans, erhielt er andere hundert. Die Churfürstin Witwe (Marie Antonie) schenkte ihm zwölfhundert Abdrücke in feinem Siegellack aus dem Cabinet des Großherzogs von Toscana.

Es war Lippert gelungen, aus sächsischer Talkerde mittelst Hausenblase eine Masse zu bereiten, welche sich vor Schwefel und Gyps, Siegellack und Wachs durch Weiße und sanften Glanz, durch die Schärfe der Abdrücke und dauerhafte Härte auszeichnete. Die Wohlfeilheit dieser Abdrücke (die er um die Hälfte der römischen Preise gab) beförderte ihre Verbreitung: alle Welt fing an, das Alterthum nach Lipperts Pasten zu studiren. Die Abdrücke wurden in einem sauberen Schränkchen vereinigt, in Form eines Folianten, den man schließen und wie ein Buch aufstellen konnte.

Im Anfang der fünfziger Jahre dachte Lippert an eine vollständige Ausgabe seiner Sammlung; das Churprinzliche Ehepaar ermunterte und unterstützte ihn. Die Gemmen wurden nun in drei Tausende geordnet. Das frühere Verzeichniß war für Kenner unnütz, für Laien unverständlich gewesen; man rieth ihm, Christ um seine Hülfe zu bitten, „dem Niemand die Herrschaft in diesem Reich der Wissenschaft streitig mache." „Die Catalogi, so spricht sich Lippert über dessen Antheil aus, habe ich selbst gefertigt, da ich aber kein sonderlich Latein schreibe, so habe ich mir von einem Professor aus Leipzig dieselben corrigiren lassen und mir da, wo er die Sache besser kennen konnte, dessen Urtheil ausgebeten." Christ unterwarf das Verzeichniß einer critischen Bearbeitung, gab viele neue Erklärungen und übertrug es in „künstliches Latein" (1755 f.). Vier Columnen enthielten die Angaben des Gegenstands, des Steins, des Besitzers und der erklärenden Stellen. Den Text zum dritten Tausend besorgte Heyne (1762).

Diese Ausgabe war den Gelehrten sehr willkommen: Jemand schlug vor, man solle zum Dank Christ, „den großen Kenner, Besitzer und Beförderer der Schönheiten auch dieser Art", mit Lippert als Janus auf einer Gemme vereinigen. Aber Lippert selbst klagte, daß seine Absicht, den Künstlern ein Werk

in die Hände zu geben, zur Hälfte vereitelt sei, und war keineswegs damit zufrieden, daß Christ bei Differenzen in der Erklärung, seine Allegate (über hundert) weggelassen hatte.

Daher dachte der rastlose Mann alsbald an eine neue Dactyliothek. „Jeder Stein, sagt er in einer handschriftlich vorhandenen Ankündigung des Unternehmens, wird eine Erklärung aus griechischen und lateinischen Geschichtschreibern oder Poeten haben. Jeder Seite gegenüber werde ich soviel nur möglich die Similia aus Statuen, Marmorn, Münzen, Lampen, Malereien und geschnittenen Steinen mit beifügen, und die Autoren hinzusetzen, damit man auf einmal einen Conspectum der ganzen Antiquitäten zusammen habe; daß auch sogar Knaben die allerschwersten Stellen in Geschichtschreibern und Poeten nicht allein leicht verstehen, sondern sich auch eine gute Kenntniß von den dahin einschlagenden Büchern zu wege bringen können."

Diese Ausgabe bestand aus zwei Tausenden, die er aus den dreien der älteren Sammlung nach geläuterter Einsicht ausgewählt hatte. Die Stellen der Dichter wurden mit der Uebersetzung des Conrector Thierbach in Guben und des Rector Scheller in Soran abgedruckt. Diese Sammlung war laut dem Titel „zum Nutzen der schönen Künste und der Künstler" bestimmt. Nun dachte er von seiner dreißigjährigen Arbeit auszuruhen; aber noch einmal sandte er (1776) ein Supplement von 1049 Abdrücken hinterher, das er Maria Theresia widmete. Es sollte sein Testament sein.

In den Kriegsjahren war Lippert in große Noth gekommen: sein Zeichnungsapparat verbrannte, seine Besoldung wurde nicht ausgezahlt. Dann aber kamen bessere Tage. Auf Hagedorns Antrag wurde er (1764) Professor der Antike an der Academie. Münchhausen bot ihm eine Professur in Göttingen an; aber der Director der Academie hielt dafür, daß er durch eine freie Wohnung und durch das Geschenk eines Prachtwerks, wie die herculanischen Gemälde, leicht in Sachsen zu halten sein werde. Man erleichterte ihm nun den Ankauf eines Hauses in der Neustadt. Hier bewohnte er den ersten Stock; die Inschrift über der Thür bezeugt noch heute, „daß der Greis Lippert dem besten Fürsten den Ort seiner Ruhe verdanke."*)

Hier durfte er nun auch etwas auf den Lorbeeren seines mühsamen Lebenswerks ausruhen. Seine Sammlungen und Anstalten gehörten längst zu den Sehenswürdigkeiten Dresdens, an denen kein Fremder, der auf Kunstsinn Anspruch machte, vorbeigehen durfte. Man trug seinen Namen in ein Album ein. Der Adel des In- und Auslands, ja die Prinzen des Churhauses erklommen die drei Stiegen seiner Wohnung. Einst verschaffte ihm der Hof-

*) Es ist das Haus Königsstraße No. 4. Ein Spießbürger hat neuerdings seinen Schild über die Marmortafel genagelt.

marschall von Schönberg sogar einen Besuch des siebzehnjährigen Churfürsten Friedrich August; er blieb zwei Stunden und wollte alle Kunstgriffe wissen.

Hier besuchte ihn auch Lessing (1775); sie schieden als Freunde (Klotz hatte sich zwischen beide Männer drängen wollen); Lessing trug seit der Zeit die Paste mit dem Todtengerippe und dem Schmetterling, ein Geschenk Lipperts, am Finger.

Lippert wollte durch seine Sammlung den Malern, den Alterthumsforschern, allen, welche an dem Schmuck menschlicher Umgebung irgendwie mithelfen, ein neues Bildungselement zuführen. Gelehrsamkeit, Kunst, Gewerbe, in der bisherigen Isolirung verkommend, sollten in seinem Unternehmen einen Vereinigungspunct, eine neue Belebung finden.

Zuerst die Kunst. Lippert machte die Erfahrung, daß die Künstler seiner Zeit meist nichts als Handwerker seien, welchen der Lehrherr, an den sie sich verdungen, und der sie als Arbeitskräfte benutzte, Auge und Hand regiere; Maschinen, die durch den mechanischen Unterricht des Meisters aufgezogen werden: ihnen wollte er ein Ferment des Denkens und des Geschmacks geben.

Als man nach dem Austoben des Barockstils allmählich wahrgenommen hatte, daß die vermeintliche moderne Weiterbildung des plastischen und architectonischen Stils der Alten etwas ganz anderes gewesen war, als man die französischen Mischungen von Perrücke und römischem Waffenrock überdrüssig wurde, als sich die Künstler durch die Ornamentik des Schnörkelstils, die weder Natur noch Originalität aufkommen ließ, beengt fanden: erhob sich die Frage und das Verlangen nach reinen Quellen, für den Geschmack, wie für das Costüm.

Was für Vorstellungen von mythologischem Costüm man in Deutschland noch im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts hatte, bewies die grobe Mystification der Ebermayerschen Sammlung, die Joh. Jacob Bayer erklärt und herausgegeben hatte. Ihre Gemmen waren Erfindungen des geschickten Nürnberger Steinschneiders Dorsch. Hier erschienen die reichsstädtischen Patricier als Olympier: Götter stolzirten einher mit Kronen und Stiefeln, die Göttinnen mit Fächern, Pfauenwedeln und schlepptragenden Kammerzofen; die Nymphen küßten der Flora die Hand mit dem Anstand der Bürgersfrau vor der Patriciermatrone; Pluto erschien auf schlangenbespanntem Wagen, und die Mörder Cäsars behelmt.

Jetzt aber wachte das antiquarische wie das ästhetische Gewissen auf.

Man wollte die Scenen des Alterthums so correct und gelehrt darstellen, wie Poussin, und aus ihren Werken selbst die „Erkenntniß des wahren Schönen der Natur und Kunst" schöpfen, wie Raphael und Guido. Aber wir Deutschen,

fragt eine Stimme jener Zeit, wo sollen wir die Erkenntniß des Schönen aus den Resten des Alterthums suchen? Die großen Muster sind vor uns verschlossen, was wir ja davon haben, in Cabineten großer Herren und meistens in Residenzen. Gesetzt, daß hier der Zutritt nicht schwer gemacht wird, hat der Künstler selten Zeit und Gelegenheit, sie immer vor sich zu haben und mit forschendem Auge zu betrachten."

Die Kupferwerke überlieferten wohl die Sujets, die Compositionen, aber auch wenig mehr. Für Studium der Formgebung, der Linien, des Stils waren sie fast unbrauchbar; denn Zeichner und Stecher übersetzten alles, absichtlich und unwillkürlich, in die Manier ihrer Schule. Seit den vierunddreißig Blättern des Domenico de' Rossi, die Enea Vico aus Parma (1550) gestochen, bis zum achtzehnten Jahrhundert hatte man sich bloß mit einer andeutenden Zeichnung begnügt; jetzt aber fingen die französischen Kupferstecher an, die Gemmen ihrer pittoresken Manier gemäß frei zu verschönern; das größte hierin leistete Madame Lehay. „Indem sie glauben, klagt Lippert, der alten, edeln Einfalt einen besseren Anstand zu geben, verderben sie das Schöne, die Wahrheit und die Natur zugleich." Er lobt Bernard Picart, der bei den Stoschischen Gemmen mit Künstlernamen fast jede Manier der alten Steinschneider ausgedrückt habe: auch Winckelmann benutzte diese Kupfer anfangs als Beispiele für den Stil der Alten in der Zeichnung; aber wie anders urtheilte schon Mariette! Ihm schienen alle wie in einer Form gemodelt; im falschen Streben nach Colorit und nach einer gerundeten und verblasenen (soufflé) Zeichnung, habe er das Flüssige, die köstliche Reinheit der Antike vollkommen verfehlt. Zu Mariettes Werk hatte Bouchardon, damals der Schildhalter des Ruhms französischer Sculptur, die Zeichnungen gemacht; er habe sich, versichert der Herausgeber, mit den reizenden (piquantes) Schönheiten des alten Griechenlands ganz erfüllt; hier würden sie uns recht fühlbar; ja einige Gemmen von guter Erfindung, aber schwacher Ausführung hätten unter Bouchardons Ausführung gewonnen. Auch Klotz fand in diesen Stichen „den Character des Alterthums glücklich beobachtet." Jetzt muß man über solche Urtheile lächeln.*)

Nur die Abdrücke, nur die Vervielfältigungen nicht durch das Medium des modernen Geistes, sondern bloß durch das Medium eines mechanischen Apparats, konnten als authentische Quelle für das Studium des alten Stils gelten. Nur die tägliche Gelegenheit, über solchen Bildern betrachtend und vergleichend zu brüten, die Unterscheidungskunst des Echten und Falschen be-

*) Il n'y a dans ce livre ni pierres antiques, ni pierres modernes, il n'y a que de Bouchardon, et c' était un terrible et singulier interprète de l'antique que Bouchardon! Chabouillet, catalogue général des camées de la bibliothèque imp. 1858. p. 314.

dig zu üben, weckte allmählich das Gefühl für die Verschiedenheit der griechischen und der neufränkischen Antike. Wir hörten, wie freigebig selbst Lippert war mit dem Lobe neuerer Steinschneider, als den Alten „ziemlich gleichkommend"; Winckelmann rief aus: „die besten Künstler im Steinschneiden kommen in aller Ewigkeit nicht an die Vollkommenheit der Alten" (16. Februar 1766). Viele waren enttäuscht, als ihnen die Originale ihrer zopfigen Kupfer gezeigt wurden: so allmählich mußten sich diese Sachen selbst erst Sinn und Geschmack erziehen. Daher gab ein Critiker den Künstlern zu bedenken, daß der Geschmack an diesen Werken ein Merkmal sein könne, das Wachsthum des eigenen zu prüfen; und Hagedorn nannte Lipperts Werk „Dankbarkeit gegen die alte und Verdienst um die neue Kunst." Dieses Werk streute in der That die ersten Samenkörner des antikisirenden Geschmacks aus, der sich bald nachher über Künste und Leben verbreitete.

Schönheit und Anmuth hielt Lippert für das wichtigste, was aus den Gemmen zu lernen sei; nach diesem Gesichtspunct hatte er auch seine zweite Sammlung ausgesucht. Das Wesen der Schönheit fand er in den Linien, welche jedoch die guten Verhältnisse voraussetzen. Er erläutert die Schönheitslinien an den Vasen; es ist eine Linie, „die weder der Kreis, noch die Ellipse, noch die Hyperbel, noch die Eierlinie, sondern die Parabel ist; sie gewährt bei der großen und edeln Einfalt eine angenehme Abwechselung, und die schönverbundenen Theile beschäftigen das forschende Auge."

Die Anmuth fand er in der „wahren Natur", deren Character „das Edele und Ungezwungene der Handlung" ist, möge diese nun gemäßigt oder heftig sein; es ist jene „Leichtigkeit im Einfachsten wie im Erhabenen, voll gesitteten Anstands und frei von jeder Uebertreibung; ein Geist, der auch den sanftesten Character belebt."

Man darf wohl sagen, alles, was Winckelmann von Italien aus über griechischen Stil lehrte, wäre ohne Lipperts Werk leerer Schall geblieben. Noch 1763 empfiehlt Winckelmann diese Abdrücke, „die zur Kenntniß des Stils und der Schönheit ungemein viel helfen könnten." So wurde Lippert der Lehrer der Künstler.

Einen nicht geringeren Dienst glaubte Lippert den Gelehrten zu erweisen. Es waren nicht bloß mancherlei Darstellungen von Dingen, welche die Schriftsteller als selbstverständlich nicht erwähnen, oder die durch Worte nicht mitgetheilt werden können, es war nicht bloß dieser stoffliche und antiquarische Gewinn; auch nicht bloß die Erläuterungen dunkler und halbverstandener Stellen, deren Lippert aus alten Dichtern tausende (?) zählte, „die in den Noten der besten Ausgaben oft übel erklärt seien." Das Neue und Unerhörte war die Welt der Anschauung, die sich jetzt aufthat, wo bisher bloße Klänge gestanden hatten: dadurch wurde Lippert der Lehrer der Gelehrten.

Wir vermögen uns kaum eine Vorstellung zu machen, mit welcher Freude damalige Leser die Bilder wiedererkannten, welche in der Vorstellung der Alten hinter den Worten gestanden haben sollten, die bisher für sie nichts als Worte gewesen waren, obwohl man sie seit Jahrhunderten im Kopfe hatte, citirte, zergliederte, verbesserte. Diesen neuen Gewinn muß man erst anerkennen, bevor man die geschmacklosen Uebertreibungen des ersten Eifers bei Archäologen wie Caylus, Spence u. a. tadelt. Auch Christ, dessen geringster Fehler der Systemgeist war, sagte, „daß die Beschreibungen der alten Dichter immer mit den Bildwerken so genau übereinkämen, daß es scheine, als ob die Bilder nach denselben Versen, oder die Verse nach der Anleitung der Bilder gemacht worden." Das Verdienst, „die dunkeln und unaufgeklärten Begriffe durch diese anschauenden Kenntnisse aufzuhellen" (Worte Lipperts), wird nicht aufgehoben durch den etwas pedantischen Glauben, als ob man Gestalten, Geberden, Gruppen der Dichter in den Bildern wörtlich vor Augen habe.

Und wie schwer wurde es auch jetzt noch den Gelehrten vom alten Schlag, den Uebergang von den Worten zu den Anschauungen zu finden! Wenn Lippert gute Griechen und Lateiner bei sich sah, ihnen eine schöne Stelle vorlas, — „dann lobte man solche so sehr, als ich es thun konnte, man erklärte die wohlgewählten Worte und die noch schönere Verbindung derselben; aber an das Bild dachte man nicht, man sah keine von den Schönheiten, die doch diese Stelle so schön beschreibt. Ich will die Schönheiten nicht allein hören, sondern auch sehen."

Lippert schlug vor, zum Besten der Künstler Uebersetzungen des Pausanias, Athenäus, Apollodor und Plinius, des Homer und Theocrit, Virgil, Ovid und Horaz zu veranstalten: er wolle aus seiner Sammlung vierhundert Bilder dazu liefern. Die Gemmen kamen als Vignetten in Aufnahme: Klotz erhielt für seinen Tyrtäus (1767) von Lippert deren acht. Dieser durch seinen unglücklichen Streit mit Lessing so übel berühmt gewordene Gelehrte empfahl die Anschaffung der Dactyliothek für die höheren Schulen; jeder der drei Fürstenschulen wurde (1788) ein Exemplar geschenkt. Den Vornehmen, welche zu ihrer allgemeinen Bildung studiren, räth J. D. Michaelis unter den antiquarischen Studien die Gemmen zu wählen. Man fing an, alles was zum Alterthum gehört, aus Gemmen zu erläutern: wieviel hat sich Lessing mit den Minutien dieses Fachs herumgeschlagen! Christ theilte seine Ansichten über griechischen Stil und über das Verhältniß alter und neuer Kunst in einer Abhandlung über die Criterien der Echtheit der Gemmen mit, welche einem naturhistorischen Prachtwerk (Museum Richterianum 1743) angehängt war. Klotz schrieb ein Buch über sie (1760), worin er alles, was er und seine Zeit so eben von Archäologie gelernt hatte, in Gestalt eines Commentars über Lipperts Sammlung oberflächlich, aber anregend für unzählige, ausschüttete.

Die ersten Schriften Winckelmanns versetzen uns lebhaft in das goldene Zeitalter der Glyptographie. Ueberall erscheinen die Gemmen als Belege; man sieht, er verdankt seine Anschauungen mehr den geschnittenen, als den gemeißelten Bildern. Gemmen geben die Beispiele her für das „geringe Verdienst der egyptischen Nation um die Künste", für das große Auge griechischer Köpfe, für die Formen antiker Kinder. Der herrliche Kopf der Julia, Tochter des Titus, ein Bergkrystall mit dem Namen des Evodus, beweist, „daß die Griechen in Porträts der Wahrheit der Natur folgen, wo das sanfte griechische Profil ohne Nachtheil der Aehnlichkeit nicht anzubringen war." — Dieß ist, beiläufig bemerkt, die Gemme, welche den ältesten Stammbaum hat: sie befand sich an dem goldenen Reliquienkästchen Carls des Großen (l'escran de Charlemagne), das Carl der Kahle der Kirche des heiligen Dionys schenkte. Unter den Vignetten der Winckelmannschen Schrift darf wenigstens ein Kopf nicht fehlen, der „von alten geschnittenen Edelsteinen genommen ist": der Kopf des Socrates, wie er die drei Grazien meißelt.

Auch in figürlichem Sinn scheint er sein Schriftchen durch Capitalgemmen ausschmücken zu wollen. Der berühmte Carneol, mit dem Namen des Dioscorides und der Scene, wie Diomed, das geraubte Palladium in der Hand, neben dem schlafenden Wächter vom Altar wegschleicht; der Amethyst mit dem Namen des Teucros und der Gruppe des Hercules und der Iole, werden aufgeführt als Belege für die feine Mittellinie des griechischen Körpers; an ihnen soll man sehen, „wie der griechische Künstler seinen Contour, auch in den feinsten und mühsamsten Arbeiten, wie auf die Spitze eines Haars gesetzt hatte, und die unnachahmlichen Griechen bewundern." Alles andere wird an dem Werke des Dioscorides preisgegeben: Fehler gegen die Perspective, gegen die mechanischen Bewegungsgesetze des Körpers werden etwas leicht zugestanden: sogar Borelli wird herbeigerufen, um zu beweisen, daß Diomed weder sitzen, noch sich heben könne, daß die gewaltsame Verdrehung gegen den Character des Natürlichen und Ungezwungenen, und wenn möglich, doch unwahrscheinlich sei. Kurz Winckelmann will uns an diesem Steinchen die ganze Griechenkunst in ihren wesentlichen Vorzügen und in ihren unwesentlichen Mängeln aufzeigen. Das Kleine enthält oft einen Reiz zur minutiösesten Betrachtung und Ergründung.

Die häufige Wiederholung desselben Sujets gab Anlaß zu Vergleichen und Stilunterscheidungen. Da es nun in keiner Classe alter Denkmäler soviel Stücke mit Künstlernamen gab, als bei den Gemmen, so räsonnirte man über das Verdienst dieser Steinschneider, deren Namen meist von dem Stempelschneider des Baron von Stosch in Florenz vor einigen Jahrzehnten eingravirt waren, wie man etwa über Edelink und Nanteuil sprach. Eine ganz übereinstimmende Gemme mit dem Namen des Solon in dem Baudelotschen Werke

führte Stosch auf die Annahme eines Dioscorides und Solon gemeinschaftlichen Originals, das er in der von Plinius erwähnten Arbeit des Silbertreibers Pytheas fand. Von demselben Solon gab es eine Darstellung, in welcher Diomedes schreitend erscheint, mit dem Schwerte in der Rechten, deren Zeigefinger er an den Mund hält.

Unter den Darstellungen des Palladiumraubs befand sich auch ein Stein mit dem Namen des Polyklet (natürlich des Urhebers des Canon!), der aus der Andreinischen Sammlung an den Herzog von Devonshire gekommen war. Diesen sollte nach Winckelmann Dioscorides nachgeahmt und eine grobe perspectivische Verziehung im Postament verbessert haben. Felix, dessen Name auf einem Chalcedon der Arundelschen Sammlung stand (in dem Stosch die vollständige Composition des Pytheas erkannte), sollte dann wieder die gezwungene Stellung des Diomed erträglicher gemacht haben durch die gegenübergestellte Figur des Ulyß, gegen den er sich zur Wehr setze. —

Es ist der Zweifel an der Echtheit dieser Schätze, der die spätere Zeit zunehmend der Dactyliologie entfremdete. Es wurde immer gewisser, daß die Lippertsche Sammlung, wie die Mariette'sche, voll von untergeschobenen Cameen waren. Lippert kam auf die Criterien der Echtheit erst, als sein Werk schon abgeschlossen war. „Erst in späterer Zeit, sagt Böttiger, lernte er das Mangelhafte seiner mehr auf die Vollzähligkeit, als auf den inneren Gehalt seiner Gemmen- und Pastensammlung gerichteten Bemühungen einsehen. Allein die Abdrücke waren nun einmal gefertigt und numerirt; die zum Theil mit bedeutendem Aufwand glänzend gedruckten Verzeichnisse waren ausgegeben. Der alte Mann konnte das Geschäft der Penelope nicht jetzt erst betreiben; und was er am Tag gewebt, am Abend seines Lebens wieder auftrennen."

Aber nur Lessing und Winckelmann ahnten damals die ganze Größe des Trugs. „Der alten geschnittenen Steine, sagt der erstere, sind vielleicht weniger, als wir glauben." „Ich befürchte, so spricht sich Winckelmann über Lipperts Cabinet aus, daß unter der ungeheuern Menge von Dreitausenden sehr viele neue Sachen sein werden." Er warnt (20. Mai 1767) Usteri vor dem Ankauf geschnittener Steine in Venedig; er möge das Alterthum der meisten dortigen Sammlungen bezweifeln: Zanettis Gemmen seien mehrentheils neue Gemächte.

Dieser Zweifel, der in den Aufsätzen des bekannten Petersburger Gemmenkundigen auf die äußerste Spitze getrieben wurde, hat den Liebhabern die Lust zu sammeln und den Archäologen die Lust genommen, sich an dieser Materie die Finger zu verbrennen. Stosch gab einen eleganten Folioband mit lauter signirten Gemmen heraus (1724); Winckelmann schon erklärt, „über die Steine mit den Namen der Künstler sei wenig oder gar nichts zu sagen" (12. Mai 1767): Köhler wollte nur fünf Gemmen mit echten Namen anerkennen.

Mariette nennt den Diomed des Dioscorides einen Probirstein für die Güte einer Gemme: die Unterscheidung der Theile und die Kraft des Ausdrucks könne man in einem lebensgroßen Kopf nicht besser wünschen; er habe ganz die Verwegenheit und den großen Character des Fechters des Agasias. Durch einen Vergleich mit dem Sardonyx der königlichen Sammlung setzt er die lebhafte Action, die großen und majestätischen Verhältnisse, die bezaubernde Sveltheit, die Schlankheit der durch Gymnastik gebildeten Glieder ins Licht. Auch Caylus, der ihn noch im Sevin'schen Cabinet zu Paris studirt hatte (von wo er an den Herzog von Devonshire kam), behauptet, nichts vollkommneres gesehen zu haben. Lippert nennt ihn ein Wunder der Kunst; auch Millin und Visconti haben ihn nicht angezweifelt.

In diesem Stein sieht Köhler „eine gutgezeichnete, sehr fleißige, aber höchst furchtsam, kleinlich und ängstlich ausgeführte Arbeit des Flavio Sirletti; vielleicht (!) eine alte, flüchtig ausgeführte Arbeit, welche dieser Künstler mit unendlichem Fleiß mittelst des Rads und der Demantspitze beendigte."

Wenn Lippert von solchen Zweifeln gehört hätte, der sich am Ende seines Lebens rühmte, „daß er und seine Kinder zweiundvierzig Jahre lang mit der Verfertigung und Vervollkommnung der Pasten beschäftigt gewesen, von keinem Menschen unterstützt, während sie vielen Menschen Brot verschafften", — wie unglücklich wäre er geworden!

Unser Jahrhundert, überall in seinen Sympathien und Antipathien der Widerpart des vorigen, zu glauben strebend, wo jenes aufklärte und spottete, skeptisch, materialistisch und blasirt, wo jenes gläubig, idealistisch und enthusiastisch war, ist auch in Kleinigkeiten der Antipode des achtzehnten geworden.

Aber nicht die greif- und meßbare Summe dessen, was ein Mensch leistet, ist das Maß seines Werths, der Geist ists, in dem er handelt: wer mit reinem Sinn und männlicher Kraft in seine Zeit hineinwirkt, hat nie sein Leben verloren.

Wie Lippert sich fern von den befahrenen Bahnen auf eigene Faust durch Kunst und Gelehrsamkeit zumal gebildet hatte: so stellte sich auch sein Wirken dem Zunftwesen jeder Art entgegen.

Sein Sinn ging überall auf das Lebendige: auf die Erfüllung des todten Buchstabens mit dem angeschauten Bild, auf die Beseelung geistloser Kunstroutine durch Formen und Motive aus den Urquellen des Schönen, auf die Reinigung der ganzen Formenwelt unserer Umgebung und auf die Verdrängung trüber Nachahmungen durch die echten Muster. Er wollte etwas, das bisher nur einigen wenigen aus den bevorzugten Classen gehörte, zu einem Bildungsmittel für Alle machen; auch darin erkennen wir etwas von dem kernigen Sinn des Volks, aus dessen Kreisen er hervorgegangen war.

Er hatte die Lauterkeit, Wahrhaftigkeit, den hohen, freien, idealen Zug der

echten Künstlernatur. Aufopfernd gegenüber seinen Freunden, unabhängig vom Besitz, — „von der Gnade der Großen, wie vom Neid der Kleinen", konnte er die Sorgen und den Druck des Lebens abschütteln, und lebte ganz seiner Bildung und dem Unternehmen, das ihm fortwährend unter den Händen wuchs.

Johann Friedrich Christ.*)

Jeder, der in die Gelehrtengeschichte des vorigen Jahrhunderts hineingesehen hat, würde in einer Biographie Winckelmanns den Namen des Leipziger Professor Christ mehr als irgend einen andern vermissen. Die äußeren Berührungen beider Männer waren freilich sehr gering; ein Einfluß auf Winckelmann durch Christs Schriften ist bei der Beschaffenheit derselben kaum anzunehmen; erst als unser Gelehrter im Begriff stand, Deutschland für immer zu verlassen, ein Jahr vor Christs Tod, scheint ihn dieser kennen gelernt zu haben. „Ich wünschte, schreibt Winckelmann den ersten Juni 1756 von Rom, daß H. Prof. Christ nach seinem Beifall, den er mir bezeugt, die Beurtheilung der ersten Schrift übernommen." Als er (im März 1757) Christ durch Walther seine „große Empfehlung" machen ließ und sich erbot, ihm, wo er könne, in Rom zu dienen, war Christ schon aus dem Land der Lebendigen weggenommen. — Um so inniger war ihre Geistesgemeinschaft.

Joh. Friedrich Christ (geboren zu Coburg 1701 † 1756) stammte aus einer seit mehr als zweihundert Jahren in Franken durch hohe Aemter und Verdienste um das Land rühmlich bekannten Familie. Sein Vater, der Hof-, Regierungs- und Consistorialrath, auch Oberaufseher des academischen Gymnasiums, Johann Sebastian Christ, hatte dem Sohn eine Erziehung gegeben, die noch mehr eine Welt- und Hofmannserziehung, als eine gelehrte genannt werden konnte. Außer den neueren Sprachen wurden sämmtliche ritterliche Künste eifrig geübt: er zeichnete, malte, dichtete, schrieb deutsche Comödien, und sprach das Italienische und Französische fertig. Sein Umgang waren die adeligen Familien im Umkreis: oft erschien er auf den benachbarten Schlössern zu Besuch; frühzeitig machte er in solcher guten Gesellschaft zu Pferde Reisen in Deutschland, bis an den Rhein.

Nachdem er in Jena die Rechte und die Reichsgeschichte studirt hatte, wurde er ganz in die Hofkreise hineingezogen durch seine Stellung als Erzieher der Söhne des Meiningenschen Ministers von Wolzogen, von welchen er zweimal ein Paar auf die Hochschulen Jena und Halle begleitete. Zwischen diesem

*) Strodtmann, Beiträge zur Historie der Gelahrtheit. Hamburg 1749. IV, S. 25 ff. Seine Lobrede in F. Platners lanx satura. Altenburg 1758. Die Mittheilung einer großen Anzahl der zum Theil sehr seltenen Schriften Christs sowie eines Collegienhefts verdanke ich Otto Jahn. — Christ verdiente eine Monographie.

Universitätsleben bekleidete er an dem kleinen Hof die Stelle eines Geheimen Cabinetssecretärs. Da hielt er vor den hohen und höchsten Herrschaften Vorträge aus der Moral mit Rücksicht auf das Hofleben, nach Dumoulins paix de l'ame. Solche practische Fragen hat er auch später noch gern behandelt: es giebt von ihm Reden und Abhandlungen über die wahre Ruhmliebe, über die Bescheidenheit, über die Studien der Fürsten und Großen; auch die Aufsätzchen über die Tischgespräche der Römer und über ihr magisterium in poculis lassen sich diesen und anderen Miscellen aus der Lebensphilosophie anreihen. Seine Collegien waren von ausführlichen moralischen Episoden durchwoben. — Seine Zuhörer am Hofe ermunterten ihn, academischer Lehrer zu werden: der Minister gab ihm Gelegenheit, als Hofmeister seine Anfänge in Halle zu machen. Da ihm ungeachtet des Zulaufs das academische Leben dieser Hochschule nicht gefiel, so verschaffte man ihm eine Stelle bei dem Grafen Bünau, dessen Sohn Rudolf, der jüngere Bruder des Geschichtschreibers, die Universität Leipzig beziehen sollte. Christ machte mit ihm eine Reise nach Holland, England und Italien; hier aber wurden die Reisenden durch den Krieg abgehalten, mehr als Venedig, Padua und Verona zu sehen. Seit 1734 lehrte er ununterbrochen in Leipzig als Professor der Geschichte und der Poesie.

Seine Stärke war die römische Literatur. Den Tacitus las er jährlich einmal ganz durch; den Horaz wußte er auswendig; noch höher als die horazische Satire stellte er die juvenalische; den Gellius liebte und imitirte er wegen der Mannichfaltigkeit seiner antiquarischen Miscellen; als Sprachquelle aber hielt er am höchsten den Plautus, über den er öfters las und von dem er eine neue Textrecension seit Jahren vorbereitete. Er sprach fließend Latein; sein Stil ist jedoch dunkel wegen der vielen ungewöhnlichen Ausdrücke, die seinem bedeutenden Gedächtniß aus allen Regionen der römischen Literatur zuflossen.

Eine Beschämung auf jener Jugendreise an den Rhein, welche der achtzehnjährige übermüthige Jüngling der Vernachlässigung des Lateinischen zuzuschreiben hatte, machte einen so tiefen Eindruck, daß er von Stund an das deutsche Versemachen aufgab und seine dichterischen Ströme ganz in das alte, damals schon fast ganz verlassene Bette der neulateinischen Poesie leitete. Seine Fabeln, seine Gedichte auf das Landleben, seine Briefe der Musen sind Zeugnisse der Eleganz und des Schwungs seines Lateins. Was das Deutsche anbelangt, so wollte er nur die Sprache der Zeit Luthers gelten lassen: seitdem sei unsere Sprache in Verfall; er selbst schrieb ein alterthümliches Deutsch; auch den Texten der lutherischen Kirchenlieder schenkte er seine gelehrten Sorgen. Der deutschen Dichtung der Gegenwart pflegte er wiederholt auf entmuthigende Weise ihre Formlosigkeit, besonders im Metrischen vorzurechnen

Er verwarf nämlich die deutsche Silbenmessung nach dem Accent durchaus, indem er das Quantitätsprincip der classischen Metrik in aller Strenge auch für unsern Vers geltend machte. Er wurde freilich hierin ebensowenig gehört, wie seine Befürwortung des Trimeters Anklang fand, den er statt des Alexandriners einzuführen vorschlug. Ganz so wie er auch die neuere Kunst gegen die alte herabsetzte, deren Nachahmung jene all das begrenzte Gute, welches er ihr zugestand, verdanken sollte. Mit diesen Neigungen stimmt es zusammen, daß er zu den Heroen der Renässance in seinen biographischen Streifzügen mit Vorliebe zurückkehrte; auch seine Vertheidigung des Gebrauchs der Mythologie in neueren Dichtungen gehört hierher.

Bei Gelegenheit jener Crisis scheint er von dem Modevorurtheil, welches Gründlichkeit für Pedanderie hielt, so durchgreifend bekehrt worden zu sein, daß er seitdem überhaupt darstellende Werke als einen Zeitverlust für den wahren Gelehrten betrachtete und nur noch gelehrte und critische Miscellen schreiben wollte.

„Christ, heißt es in dem biographischen Aufsatz bei Strodtmann, der wahrscheinlich auf seine eigenen Aufzeichnungen gegründet ist, Christ hat sich nie zur Verfertigung großer Werke entschließen wollen." In der That, alles, was er veröffentlicht hat, sind außer den lateinischen Poesien, academische Reden, „academische Nächte", Einladungsschriften, critische Randglossen: Abfälle und Schnitzel eines Polyhistors in der Art der Noten in Bayles Dictionnaire; immer gelehrt, fein, originell, elegant, Blumen, die man nicht an der Heerstraße pflückt, obwohl ohne ein sichtbares Band, ohne einen gemeinsamen Zweck und Gedanken aus den fremdesten Fächern zusammengestellt. Auch der biographische, apologetische und critische Character vieler dieser Miscellen erinnert an Bayle. Früher beabsichtigte er sogar ein großes biographisches Werk, „Characteristik berühmter und gelehrter Leute"; eine Probe davon war das Schriftchen über den Fürsten Joh. Adolph Schwarzenberg (1615 † 1683). Er verfaßte eine Vertheidigung des Macchiavell; er schrieb für Cardanus gegen Bayle, und für Virgil gegen Hardouin, während er das Alterthum der Fabeln des Phädrus bestritt, die er für ein Werk des Nicolo Perotti, des Verfassers der Cornucopia, hielt. Kein bunteres Allerlei kann es geben, als seine Noctes academicae (1727—1729) nach dem Muster der Noctes atticae des Gellius. Da folgen hintereinander Observationen aus dem Römischen Recht, Emendationen zu Vellejus Paterculus, Kunstalterthümer, Apologetik und Iconologie der Humanisten, eine lateinische Uebertragung von Anacreontischen Liedern, ein critischer Commentar zu Pithou's fränkischen Annalen, Dissertationen über die Begriffe des honnête homme und des galant homme u. dgl.

Alle diese Schriften hat er, wie es a. a. O. heißt, „allein zu seiner Uebung, zu seinem und seiner Freunde Vergnügen geschrieben, aber nicht einen

berühmten Namen dadurch gesucht. Es scheinen ihm auch seine, zum Theil in früher Jugend, unter Verwaltung nöthiger Geschäfte, ohne Sorgfalt entworfenen Stücke zu geringe dazu zu sein. Er ließ auch nur eine schwache Auflage davon machen, weil sie nur zum Austheilen unter Bekannte und Freunde bestimmt waren." Daher ihre Seltenheit.

Unter diesen Miscellen taucht die Kunst an allen Ecken und Enden hervor. Wir finden Abhandlungen über die vasa murrhina der Alten (deren Identität mit unserem Porzellan er bestreitet), über die Bilder der Musen (deren er 63 aufzählt), über die Venus Lencopyge. In den biographischen Skizzen und Rettungen der Hutten, Macchiavell, Cornelius Agrippa, fehlte selten ein Capitelchen über ihr Porträt nebst einer Radirung, auf der das Ipse fecit nebst Jahreszahl auch nicht vergessen war. Selbst in juridischen Untersuchungen erfreut er sich, z. B. die römische Freilassung (manumissio) aus einem alten Marmor zu erläutern.

Christ hatte in seiner Jugend eine sehr umfassende und gründliche Kunstbildung erhalten. Er beherrschte das Technische mehrerer Künste; er malte, radirte, modellirte, drechselte und verstand den Edelsteinschnitt; er pflegte Künstlern aller Art bei ihrer Arbeit zuzusehen, nicht um Künstler, sondern um Kenner zu werden; wie er denn auch über Gemälde mit Kennerurtheil entschied.*) Auf seinen Reisen gewann er einen Schatz von Anschauungen und legte den Grund zu den Sammlungen, deren Anschaffung ihm sein bedeutendes väterliches Vermögen erlaubte. Er besaß ein Cabinet von Münzen, Gemmen, Vasen und Antiquitäten aller Art, eine kostbare Bücher- und Handschriftensammlung, darunter eine Handschrift des Theuerdank mit colorirten Holzschnitten; vor allem aber eine wahrhaft fürstliche Kupferstichsammlung. In diesem Museum suchte er Genuß und Erholung. „Seine gesammelten Kunstwerke, Bücher und Seltenheiten, die er in freien Stunden zum Vergnügen nach schwerer Arbeit wohl zu gebrauchen weiß, vergnügen ihn um so mehr, da er unverheirathet, ohne Familie und einsam lebt, und seine Verwandten von ihm entfernt sind." .

In seiner Jugend beabsichtigte er ein critisches Künstlerlexicon, von dem aber nur eine Probe, das Leben Lucas Cranachs (1728) erschien. Höchst willkommen war den Liebhabern sein treffliches Monogrammenlexicon, das erste

*) Dein quoque eis artibus, quae magnam cum reliquis humanitatis litteris cognationem habent, et perperam hodie a multis negliguntur, imbuti sumus: non ut aliquid magnopere probandum ullo earum in opificio efficeremus, quibus a studiis nos facile maiores revocarent curae: sed ne plane rudes atque ignavi graphices, et penicelli, et radii, et caeli, et torni verbi caussa tractandi, operumque ex eo inelegantes spectatores, viveremus. Itaque non infrequenter assedimus probis pingendi, fingendi, caelandi, atque atterendarum quoque gemmarum artificibus, manum interdum admovimus, operis causas quaesivimus. Musei Richter. daetyliotheca interprete J. Fr. Christio. Lipsiae 1743.

vollständige und genaue Werk dieser Art, das er auf Grund seiner eigenen Sammlung und freundschaftlicher Mittheilungen (1747) zusammenstellte. Georg Sell übersetzte es ins Französische.

Bei einem Manne von so vielseitiger Bildung und feinen Lebensgewohnheiten (die Eleganz erstreckte sich bis auf den Anzug) darf es nicht Wunder nehmen, die unter Gelehrten seines Fachs ganz neue Ansicht zu hören, daß die Kenntniß der Kunst ein nothwendiger Bestandtheil historisch-philologischer Erudition sei, und daß die Bedeutung der Denkmäler für die Wissenschaft in dem antiquarischen und exegetischen Gebrauch keineswegs beschlossen sei. „Der gute Geschmack, sagt er, ist in allen Künsten und Wissenschaften zum höchsten nothwendig. Ohne ihn sind sie eher Krankheiten und Irrthümern, als Künsten und Wissenschaften gleich. Durch den guten Geschmack können auch die, welche wenig wissen, das, was sie wissen, recht gebrauchen und sich daran ergötzen. Ohne ihn ist auch viele Wissenschaft zum Gebrauch ungeschickt und zur Last."

Christ gebührt der Ruhm, zuerst die alte Kunst auf das academische Katheder gebracht zu haben; er ist es, der die Archäologie in den Cyclus der Universitätsvorträge einführte. Er brachte zu dieser Wissenschaft die höchst seltene und bei deutschen Professoren bis dahin noch nicht vorgekommene Verknüpfung der philologischen, technischen, ästhetischen und empirischen Ausrüstung mit.

In diesen Vorträgen lag der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit, die weit über den Kreis seiner Zuhörer und selbst über seinen Tod hinausreichte. „Vielleicht, heißt es a. a. O., thut er dem gemeinen Wesen durch seinen unermüdeten Vortrag, mit dem er der studirenden Jugend dient, ersprießlichere Dienste (als durch Bücherschreiben); denn ob sich gleich die Zuhörer nicht in der größten Zahl bei ihm einfinden, so hat er doch viele ausgesuchte Köpfe darunter gehabt." Lessing und Heyne sind durch ihn in die alte Kunst eingeführt worden. „Er las, berichtet uns ein Zeitgenosse, den Studenten, besonders denen, welche nach Italien reisen wollten, als Vorbereitung dazu ein Colleg, um sie mit den Alterthümern einigermaßen bekannt zu machen; er zeigte dabei seine eigenen artigen Sammlungen von Münzen, Gemmen und Kupferstichen und seltenen Büchern vor." Seine Vorträge waren nach Heyne „ein Gewebe von Abschweifungen aller Art, mit vortrefflichen Bemerkungen mitunter;" zur Erklärung eines Schriftstellers brauchte er eine Reihe von Jahren: jedes merkwürdige Wort gab ihm Anlaß zu einem Excurs. Das Colleg jedoch, in welchem die Kunst abgehandelt wurde, schloß er in einem Halbjahre ab; es hatte den Titel supra re literaria, oder „Entwurf der ganzen Literatur." Zur Literatur im weitesten Begriff rechnete er nämlich außer den Büchern, die Inschriften (sammt der Architectur), die Münzen, die Bildwerke, die Geräthe und die Briefschaften (oder die Diplomatik). Der

Vorzug der Bilder vor den Büchern liege in der Freiheit von den Entstellungen und Verfälschungen der schriftlichen Ueberlieferung. Außerdem las er die Antiquitäten nach Nieuwpoort, die Geschichte der Malerei und über das Kriegs- und Friedensrecht des Hugo Grotius.

Christs Hefte waren sehr gesucht und wurden oft ohne Nennung seines Namens ausgebeutet; „sein Geist, sagt ein Recensent kurz nach seinem Tode, spricht noch durch die Stimme manches Kunstpredigers." Nicht bloß Klotz erlaubte sich eine solche Benutzung — während er ihn, wenn er ihn anführte, mißhandelte; auch Ernesti, der Christs Verlust seiner Universität ersetzen sollte, wäre sehr in Verlegenheit gewesen ohne diese Hefte. Christ selbst ließ sie durch Schreiber vervielfältigen; sie wurden gegen seinen Willen und verstümmelt gedruckt; eine vollständige Herausgabe erfolgte erst zwanzig Jahre nach seinem Tode durch Joh. Carl Zenne (1776).

Wie nahe Christ in seinen Ansichten alter und neuer Kunst Winckelmann stand, zeigen vornehmlich seine Bemerkungen über ihren Stil. Folgendes ist seine Charakteristik der griechischen Plastik.

„Die alten griechischen Werke sind der Natur überaus gemäß. Das Maß (die Proportionen) ist allerdings richtig. Das Alter, der Wohlstand, auch alle Umstände sind aufs genaueste beobachtet. Die Bewegungen sind so edel, als einfältig und ungezwungen. Und über das alles haben sie eine mit Majestät vermischte Zärtlichkeit, Annehmlichkeit und Schönheit."*)

Auch den Hausrath der Alten empfahl er als Mittel zur Befestigung des guten Geschmacks. „Die Arbeit der Alten ist deshalb löblich, weil sie nicht wie heutzutage dergleichen auf Ungefähr und gut Glück nach dem Einfall des Werkmeisters, sondern nach genauer Prüfung der natürlichen Geschöpfe und deren Schönheit arbeiteten;" die Füße eines Tisches erhielten die Form von Thierfüßen, Helme die eines Löwen- oder Eberkopfs; ein Armband stellt eine Schlange, ein Trinkgefäß eine Muschel vor.

Der Unterschied der vollendetsten römischen Werke von den griechischen liegt nach Christ nur in der Schönheit (in venere et gratia): „da sie eher eine ernsthafte Majestät, eine wohlanständige Miene, als eine zärtliche und reizende Schönheit und Vollkommenheit haben."

Den mittelalterlichen Kunstdenkmälern gestand er wohl zu, daß sie „kost-

*) Ea [sc. linea, die Zeichnung] in monumentis antiquis plerisque valde est proba, docta, simplex, facilis, venusta; atque, uno verbo ut absolvam, elegans. Ex ea existunt, praeter miram consensionem totius imaginis atque eurhythmiam, siquidem uti in hac re architecturae fere proprio vocabulo licuerit, vultus pulcri, honesti, dignitatem aliquam spirantes, tum pro argumento egregie affecti, ac morati: status secundum naturam veri ac decentes: motus membrorum decori ac moderati: capillus ac vestis recte composita: habitus secundum aetates, et fortunam, et tempora scite attemperati. Musei Richteriani dactyliotheca interprete Christio.

bar, fleißig und gewissermaßen künstlich" seien; sonst aber nannte er sie „albern und ungeschickt, ganz ungründlich, d. h. den Regeln des Gegenstandes zuwider."

„So weit auch manche neuereu Meister durch die alten Muster gekommen sind, so ist doch das schöne Maß der Alten in allen Theilen des Körpers und der feine Begriff von der richtigen Uebereinstimmung derselben, d. h. die Schönheit, zur Zeit noch nicht wieder hergestellt." Das unterscheidende Merkmal aber fand er in dem Hang der Neuern zur Uebertreibung. „Es ist, als ob unsere Meister fürchteten, man möchte ihre Wissenschaft nicht sehen noch verstehen, wenn sie nicht die Anatomie des Leibes, die Bewegungen, die Affecte u. dgl. stark, heftig, mächtig ausdrückten. Das bewundern die Unerfahreuen und selbst Kenner nennen es eine meisterhafte Freiheit. Aber es ist das durch Exaggeration verwöhnte Auge der Neuern, dem die einfältige, rechte Wahrheit und Präcision trocken erscheint. Die Theile und Maße sind an jungen Leibern zu deutlich, an den alten zu völlig; die Veränderungen des Gesichts und die Affecte sind zuweilen so hochgetrieben, daß darüber die Anständigkeit und Schönheit verloren geht."

Man vergleiche einen alten Mercur oder Bacchus mit einem moderuen. „Der alte Mercur wird mit einem bescheideuen Schritt, und in aller Gelassenheit sich bewegen; der moderne wird sich werfen wie ein trunkener Läufer. Der alte Bacchus wird allein an den Augenlidern und an einer geringen Senkung des Leibes die Trunkenheit verrathen, im übrigen aber seine Schönheit und Majestät beibehalten. Der moderne wird sich ungeberdig stellen, als ein unweiser Mensch in äußerster Völlerei."

Er will die ersten Maler der Renässance mit G. Philander lieber erträglich als vorzüglich (tolerandi potius quam eximii) nennen; ja er spielt an auf das grobe Wort N. Poussins über Raphael im Verhältniß zu den Alten. Wo hat ein Neuerer die Charactere, besonders die zusammengesetzten Charactere, so durchsichtig ausgedrückt, wie die Alten, an deren Physiognomien wir ganz dieselbe sichere Deutung üben können, die wir täglich im Leben üben.

Man könne die alten Werke fast so erkennen, wie man im Leben gute anständige Geberden (la bonne mine) von den schlimmeren unterscheidet; wie man an Unbekannten Verstand, gute Erziehung und Herkommen beim ersten Ansehen vermißt. Ungebildete scheinen nicht mit einer gelassenen Freiheit, sondern unter einer Furcht, gezwungen zu handeln; in einer Verwirrung, als wenn sie der eine Affect triebe, der andere abhielte. Und dann kommen sie mit großem Umschweif der Geberden, rudern, arbeiten, schnauben und schwitzen nicht weiter, als jene Art mit ihrem gelinden und gelassenen Wesen und Bewegung." *)

*) In recentiorum contra operibus plerisque, etiamsi subtili sint alioqui ingenio perfecta, lineae sunt ferme aut timidius ductae, aut ferocius ac licenter enormes.

Bemerkenswerth ist (was hier anhangsweise erwähnt werden mag), daß unsern Christ die Hofluft, in der er gelebt hatte, und die aristocratischen Verbindungen und Neigungen nicht hinderten, ein Freund der Denk-, Rede- und Preßfreiheit zu sein. Er pflegte in seinen Vorlesungen ein warmes Wort für sie einzulegen; er empfahl sie nicht bloß aus Zweckmäßigkeitsgründen, sondern „weil es Unrecht sei, wenn sich jemand eine Gewalt über die Nachwelt und über die ingenia doctorum hominum anmaßen wolle, welche ihre monumenta der Nachkommenschaft gleichsam consecriren. Aus diesem Grund gereicht es den Griechen und Römern zu großem Ruhm, daß ihnen niemals in den Sinn gekommen ist, die Bücher zu aboliren."

Christ starb am 3. August 1756, in Folge des Schreckens über den Einfall der Preußen in Leipzig. Eine Menge von Entwürfen sind durch seinen Tod der Welt verloren worden.

Exulat igitur a recenti pictura, statuaria, sculptura, aut nobilissima illa simplicitas, aut certe facilitas.... Quodsi utique assequuntur recentiores raram illam secundum veteres corporis humani symmetriam: pulcritudinem tamen et maiestatem vultuum, ac status corporum, vix unus atque alter sensit atque imitatus est. In vultibus plerumque quaedam acerbitas, et tristitia et rusticitas inest. Si affectiones animi in illis apparent, enormiter et ultra modum torqueri videas.

Fünftes Capitel.

Die Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke.

Semper ego auditor tantum?
Juvenal. Sat. I.

Die „Gedanken über die Nachahmung" haben das Interesse eines Erstlingswerkes, und des Erstlingswerkes eines Schriftstellers, der bis zum achtunddreißigsten Jahre geschwiegen hat. Wie oft der Fall ist, enthält auch dieser Anfang „einen reichen Keim alles dessen, was er nachher in seinen Werken entwickelt hat" (Herder).

Alle Werke Winckelmanns sind unter dem italienischen Himmel gezeitigt worden: dieß kleine Schriftchen allein ist — wenigstens erst unter den Vorbereitungen zur Abreise entstanden. Es ist von Interesse, später ganz verloren gegangene deutsche, sächsische, Dresdener Züge darin zu verfolgen.

Daß er noch vor dem Abschied von Deutschland sein Schweigen brach, war in mehrfacher Beziehung ein Glück. Der unerwartete Erfolg gab ihm die Sicherheit des inneren Berufs und das Selbstvertrauen mit auf den Weg: all sein römisches Sehen und Forschen erhielt nun die feste Richtung und den sichern Schritt. Er verließ die Heimath nun schon nicht mehr als ein ganz Unbekannter: der Gedanke durfte ihn begleiten, daß das gewählteste Publicum, welches Deutschland aufwies, den Früchten seiner Reise mit großen Erwartungen entgegensah.

Die Entstehung.

Das hatte sich zuletzt herausgestellt, Winckelmann wollte nicht mehr für fremde Zwecke Zeit und Kräfte verlieren. Von außen und von innen war ihm in den letzten Monaten die Anreizung zu eigener Productivität nahegetreten. Die historischen Vorträge hatten sich zerschlagen; aber die Gedankenfabrik war einmal in Schwung gekommen; die Freunde fuhren fort, ihn zu „animiren". Noch mehr „animiren" mochte es ihn, daß nahestehende Männer ihm mit

Werken aus derselben Sphäre zuvorkamen: gerade damals erschien der erste Band der Lippertschen Dactyliothek und des Heineckenschen Galleriewerks.

Er dachte zwar immer noch an die griechische Literatur: aber der Trieb der Production wirft sich am liebsten auf die Dinge, welche die Receptivität in der letzten Zeit lebhaft in Anspruch nahmen. Mit Eifer hatte er sich alles angeeignet, was in den Kreisen der Oeser, Hagedorn, Lippert zu lernen war; die jüngsten unter seinen Collectaneen waren die historisch-critischen Kunstnotizen, von denen er sagte, daß sie ihm nicht um hundert Dukaten feil seien. Wie nahe lag es, daß sich auf die Frage nach einem Stoff die Gegenfrage erhob, warum nicht über Kunst?

Dieß schien etwas verwegen: er sollte heute lehren, was er gestern gelernt; er sollte wie ein Meister seines Faches sprechen, während er erst am Ende seiner Lehrjahre und im Anfang der Wanderjahre stand; er sollte in einem Felde Ehre einlegen, wo es viele Kenner an Ort und Stelle gab, die seit Jahren diesseits und jenseits der Alpen auf die Kunst gereist hatten.

Zum Glück wurde ihm die schwere Mühe, auf eigene Kosten originell zu sein, etwas erleichtert. Er verdankte Oeser nicht nur die Aufmunterung zum Schreiben, sondern auch einen großen Theil des Geschriebenen. „Ich suchte mich in der mir vergönnten Muße angenehm zu beschäftigen, und die Unterredungen mit meinem Freunde Oeser, einem wahren Nachfolger des Aristides, der die Seele schilderte und für den Verstand malte, gaben zum Theil hierzu die Gelegenheit." Und doch war die Originalität nicht das kleinste Lob, welches der Schrift zu Theil wurde: da Oeser nie etwas geschrieben und noch kein Schüler seine Aphorismen aufgeschrieben, vielleicht nur beachtet hatte: wer hätte hier eine fremde Hand vermuthen oder gar nachweisen können.

Bestimmter wird die Veranlassung in Klotz' Deutscher Bibliothek (a. a. O.) erzählt. Die sistinische Madonna war 1753 in Dresden angekommen und seit kurzem in der Gallerie aufgestellt. Drei Tage war Winckelmann schon hingegangen, um das Gemälde zu studiren, und immer konnte er die Schönheit desselben nicht finden, bis sie ihm Oeser zeigte. Wenig wahrscheinlich ist die Notiz Gurlitts, daß es ein Dietrich war, dessen „Geist" Winckelmann nicht finden konnte. Genug, Gespräche über ein Gemälde waren der Keim unserer Schrift.

Es ging also hierbei ganz ähnlich zu, wie drei Jahre später bei dem ersten critischen Hauptwerk Lessings. Die Berliner Freunde hatten längst das Bedürfniß eines besseren literarischen Journals gefühlt, „in dem die Wahrheit deutlich herausgesagt würde"; aber die Schwierigkeit der Ausführung bei so wenig Theilnehmern hatte sie immer wieder abgeschreckt. Endlich fiel Nicolai ein, daß sie oft scherzweise gesagt hätten, man dürfe ja nur schreiben,

was wir so oft sagen. Und er machte den Vorschlag: Wir wollen in Briefen niederschreiben, was wir in unsern täglichen Unterhaltungen sagen. So entstanden die Literaturbriefe.

Nach der Erzählung Winckelmanns selbst (4. Juni 1755) war der Anfang der Arbeit für einen kleinen Buchhändler in Dresden bestimmt, — „dem ich sie entwarf, auf Ansuchen eines Bekannten, um eine Monatsschrift dadurch in einiges Ansehen zu bringen;" es war in der Woche vor Ostern. Diese erste Bearbeitung war aber von der uns vorliegenden sehr verschieden. Sie sollte anonym erscheinen; deshalb hatte Winckelmann „mit großer Freiheit geschrieben. Ich hatte hier, wo alles der Passion des Königs gegen die Malerei nachgeäfft, gewissen Leutchen, die brilliren wollen, ziemlich baar vorgelegt, woran sie würden zu nagen gehabt haben. Ich durfte aber dieses nicht thun, ohne sie vorher einer Person, die über mich zu disponiren hat, vorzulegen. Die Schrift gefiel und man wünschte sie sobald als möglich gedruckt zu sehen . . . es war kein anderer Weg, als auf meine Kosten." Dieß war eine weitere Nöthigung zur Kürzung. „Mein Beutel setzte mir gewisse Grenzen, und ich warf sehr viel weg."

Die angeführte Person war niemand anders, als der Pater Rauch. Dieser gewandte Mann erkannte den Werth des Versuchs auf den ersten Blick. „Er machte mir übermäßige Lobsprüche und animirte mich, sie drucken zu lassen, indem er mir die Kosten zum Druck versprach. Ich war gewillt, ihm die Schrift zu dediciren; aber er nahm es nicht an, mit der Erklärung, die Schrift wäre zu schön für ihn; es müßte jemand sein, der künftig mein Glück machen könne. Ich legte von neuem Hand an und gab sie ihm."

Anfangs beabsichtigte man eine Dedication an den Churprinzen. Solche Complimente konnten sehr reale Vortheile bringen. Reiske hatte auf die Dedication seiner Schrift über die literarischen Berühmtheiten unter muhammedanischen Fürsten (1747) an denselben Prinzen die Ernennung zum Professor in Leipzig erhalten. „Weil aber der Graf Wackerbarth soviel Umstände machte . . . und ich mich über sonst niemand vergleichen konnte, so sollte es ohne alle Zuschrift gedruckt werden."

„Ich hatte eine Dispensation nöthig über die Censur, damit die Schrift ihr Unerwartetes nicht verlieren möchte, und diese mußte von dem Premierminister selbst gesucht werden. Es that es jemand für mich; und dieser Herr erklärte sich, daß er mich sehr wohl kenne („er hatte mit einer gewissen Achtung von mir gesprochen"); was er mir selbst vor ein paar Jahren in Röthnitz mit einer Eloge merken lassen." (In einem Briefe vom 17. September 1754 spricht Winckelmann in dunkler Weise von einem Antrag Seitens des Ministers, den er aber für eine Veränderung ansehe, „die viel undank-

barer und dem Herrn (Bünau) mißfälliger sein müsse.") „Er ließ mir die Dispensation ertheilen, fragte aber, wem die Schrift sollte dedicirt werden; und da ihm gesagt worden, daß sie zu klein sei, um darauf zu denken, so hat er mir demungeachtet befohlen, sie dem Könige zuzuschreiben. Die Schrift war zu gering, und man mußte dazu des Königs Erklärung selbst haben. Es war meinem Patron (Rauch) daran gelegen, mich zu produciren: ich war unbekümmert und ließ ihn alles machen. Er hat es dem König vorgetragen, der einige Nachricht vorher von mir hatte, und ich erhielt die gnädige Erklärung, daß es ihm lieb sein würde."

Winckelmann mußte nun auf einige Complimente sinnen. Demgemäß wird dem Schöpfer der Gallerie das gebührende Lob gespendet, aber zu gleicher Zeit die Tendenz der Schrift den (eigentlich sehr verschiedenen) Kunstbestrebungen dieses Fürsten auf seine Weise untergeschoben. „Es ist ein ewiges Denkmal der Größe dieses Monarchen, daß zu Bildung des guten Geschmacks die größten Schätze aus Italien, und was sonst Vollkommenes in andern Ländern hervorgebracht worden, vor den Augen aller Welt aufgestellt sind. Sein Eifer, die Künste zu verewigen, hat nicht geruht, bis wahrhaft untrügliche Werke griechischer Meister, und zwar vom ersten Rang (die drei Herculanischen Statuen), den Künstlern zur Nachahmung sind gegeben worden. Die Quellen der Künste sind geöffnet; und diese aufsuchen, heißt nach Athen reisen; und Dresden wird nunmehr Athen für Künstler."

Die Schrift wurde dem König und dem königlichen Hause am ersten Pfingstfeiertage übergeben; der König soll gesagt haben: „Dieser Fisch soll in sein rechtes Wasser kommen." Dem Minister übergab sie Winckelmann selbst: „er nahm es sehr gnädig auf."

Nicht weniger süß, als dieses erste Aufsteigen in die Sonnenhöhen des Hofes, war die Freude, sich zum ersten male gedruckt zu sehen, und so schön gedruckt. Die Schrift erschien in Quart (Winckelmann hat auch seine späteren Bücher sämmtlich in Quart oder Folio drucken lassen; Hamann nennt dieß Quart einmal „Winckelmannsches Format"), mit großem, lichtem Druck, fast reiner Text. Drei zierliche Vignetten hatte Oeser ad hoc erfunden und radirt. Das Titelkupfer stellt das Opfer der Iphigenie dar nach den Berichten der Alten über das Gemälde des Timanthes. Das Geheimniß dieses Bildes (welches in der Schrift nicht erwähnt wird) hatte Winckelmann dem König schriftlich erklärt: es ist das Emblem des Zurückweichens griechischer Kunst vor der höchsten, die Schönheit zerstörenden Staffel des Affects. Die Dedicationsvignette ist eine Devise der Bescheidenheit: der Perser Sinetas, welcher dem an seiner Hütte vorüberziehenden Könige eine Handvoll Wasser darbringt, weil niemand vor dem Persischen König mit leeren Händen erschei-

nen durfte. Das dritte Kupfer ist Socrates, meißelnd an den drei bekleideten Grazien, die noch zu Pausanias Zeit vor dem Eingang der Akropolis von Athen standen. Neben ihm steht der problematische Wasserkasten mit dem Modell.

„Man fand für gut, erzählt Winckelmann weiter, daß ich nicht über funfzig Exemplare drucken lassen sollte." Die Nachfrage wurde in Folge davon so dringend, daß man sie sogar abschreiben ließ; Winckelmann selbst hintertrieb noch einige Zeit den zweiten Abdruck, „damit sie noch rar bliebe". Und so sah er sich, nachdem er bisher die Kunde der raren Bücher getrieben und selbst schon als Knabe solche Kleinodien erworben hatte, schon bei seinen Lebzeiten als Autor einer sehr raren Schrift!

Später schreibt er einmal (4. November 1766): „Es sind wenig Menschen weniger sparsam, wie ich, und zugleich Verächter des Geldes ... Ich habe mir sogar vorgenommen, ein kleines Werk zehnmal drucken zu lassen, worin alle alten Denkmäler sollten mit der Feder gezeichnet sein."

Tendenz und Inhalt.

Winckelmann erzählt, seine Absicht sei gewesen, „nichts zu schreiben, was schon geschrieben ist, ferner etwas zu machen, da ich so lang gewartet und alles gelesen, was an das Licht getreten ist, was einem Original ähnlich werden möchte."

Diese Originalität liegt nicht in dem Thema selbst. Der Satz, „daß der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich sei, unnachahmlich zu werden, die Nachahmung der Griechen sei," — dieser Satz ist fast Uebersetzung eines Ausspruchs von Labruyère.*) Die Originalität kann nur in der Beweisführung des Satzes liegen.

Der Aufsatz hat eine practische Tendenz. Winckelmann „wollte nichts schreiben, als wodurch die Künste verbreitet werden möchten." Er richtet sich weniger an die Wissenden, als an die Hervorbringenden. „Sie ist nur für einige Kenner der Künste geschrieben, und dieserwegen schien es überflüssig, ihr einen gewissen gelehrten Anstrich zu geben, den eine Schrift durch Anführung von Büchern erhalten kann. Künstler verstehen, was man mit halben Worten von der Kunst schreibt."

Es gab kein Lehrbuch und keinen Versuch über eine der bildenden Künste, in dem nicht die griechische Plastik den Kunstjüngern ans Herz gelegt worden wäre. Aber es war nur ein academischer Cursus, ein Anfang des

*) On ne saurait en écrivant rencontrer le parfait, et s'il se peut, surpasser les anciens, que par leur imitation. Labruyère, les caractères.

Studiums, dem man weiterschreitend die Errungenschaften der Neueren hinzuzufügen habe: damit war ihr Einfluß gegenüber dem Berninismus nahezu annullirt. Bei Winckelmann erschien im Licht der Alten diese vermeintliche Weiterbildung als ein Verderbniß, von dem wir zum Reinantiken zurückmüssen; und diese Rückkehr soll uns vorwärts führen über alles Moderne hinaus, der „große Weg zur Erweiterung der Kunst" sein.

In sieben Punkten werden die Vorzüge der griechischen Kunst erörtert. Zuerst wird ihre Basis aufgezeigt in der „schönen Natur" der Griechen. Sofort werden die Schönheiten ihrer Formengebung, ihrer Draperie und ihres Ausdrucks nachgewiesen. Es folgt eine Hypothese über ihre Technik der Marmorarbeit; die antike Malerei wird problematisch besprochen, und zuletzt auf die noch ungehobenen Schätze der Alten in der Allegorie hingewiesen.

Ohne einen Commentar aus der damaligen Kunstgeschichte würde man weder den bestimmten Sinn, noch den Werth und die Wirkung der Winckelmannschen Sätze begreifen, die uns zum Theil sehr entfremdet sind. Die Abwendung vom Barockstyl hatte begonnen: in diese Strömung trat die Schrift ein, von ihr wurde sie getragen, diese Strömung hat sie nicht wenig verstärkt. Wir hörten von einem französischen Angriff auf den herrschenden Baustil im Namen der Natur und der Logik; hier war alles zertrümmert worden, was die Neuern den drei griechischen Ordnungen angeklebt hatten: war es nicht an der Zeit, das gleiche für die Plastik zu thun?

Freilich müssen wir uns Winckelmanns Critik der modernen Sculptur aus gelegentlichen Winken zusammenlesen; mehr ein positiver, als ein critischer Kopf, stimmte er wahrscheinlich denen bei, welche meinen, daß man den Irrthum am siegreichsten bekämpfe, wenn man das Wahre ausspreche und durch sich wirken lasse. Dennoch sind schon hier alle die Gebrechen genannt, welche durch das Licht der Antike offenbart und geheilt werden sollen; alle die Punkte sind besetzt, von denen aus der Angriff auf die Neueren geschehen mußte: nur gröberes Geschütz hat er später aufgepflanzt und förmlich ausgesprochen, daß der Platz nicht zu halten sei. Zwar schreibt Winckelmann im ersten Jahre seines römischen Aufenthalts: „Ich ärgere mich, daß ich aus Gefälligkeit einigen neueren Künstlern einige Vorzüge eingeräumt." Allein die Stimmung war schon damals ganz die spätere: er spricht bereits von „Künstlern von heutigem Wuchs"; und Gottsched fand, „daß er sich fast in jeder Zeile mit einer allzugroßen Passion für das Alterthum bloßgebe."

Der Schwerpunkt dieser Critik liegt in dem Nachweis des Verfalls des Formen- und Schönheitssinns.

Dieser Verfall zeigt sich zuerst in dem fehlenden Gefühl für das Maß in den Formen des Körpers, d. h. für das rechte „Gleichgewicht zwischen dem

Mageren und dem Fleischigen". „Die größten neueren Meister sind über diese sehr kleine und nicht allezeit greifliche Linie, welche das Völlige der Natur von dem Ueberflüssigen scheidet, auf beiden Seiten zu sehr abgewichen." Sie schwanken stets zwischen „schwülstiger Ausdehnung des Fleisches", dem „Dunst und überflüssigen Ansatz", und zwischen einem „ausgehungerten Contour", mit „mageren Spannungen und eingefallenen Hölungen." „Viele unter den neueren Künstlern haben den griechischen Contour nachzuahmen gesucht, und fast niemandem ist es gelungen. Der große Rubens ist weit entfernt von dem griechischen Umrisse der Körper, und in denjenigen unter seinen Werken, die er vor seiner Reise nach Italien und vor dem Studium der Antike gemacht hat, am weitesten." „Gérard de Laireſſe, ein Gelehrter in seiner Kunst, ist in seinen Figuren vielmals zu kurz gegangen. Die Venus Raphaels bei dem Göttermahl (in der Farnesina) scheint schwer zu sein; in seinem von Marcantou gestochenen Kindermord haben die weiblichen Figuren eine gar zu volle Brust, die Mörder dagegen ausgezehrte Körper."

Hier regt sich bereits seine später zu wahrer Leidenschaftlichkeit gesteigerte Abneigung gegen Michelangelo. „Er ist vielleicht der einzige, von dem man sagen könnte, daß er das Alterthum erreicht; aber nur in starken, musculösen Figuren, in Körpern aus der Heldenzeit; nicht in zärtlich jugendlichen, nicht in weiblichen Figuren, welche unter seiner Hand zu Amazonen geworden sind."

Zweitens zeigt sich der Verfall in dem Realismus derjenigen, welche Winckelmann „Affen der gemeinen Natur" nennt. Die Nachahmung der „gewöhnlichen Formen der Materie" (d. h. des einzelnen Modells) ist nach Winckelmann „der Weg zu holländischen Formen und Figuren". So entstehen Werke, wo man aus jeder Figur das Vaterland des Malers ohne Belesenheit errathen kann. Als Vertreter dieses Realismus nennt er Caravaggio, Jordaens und Stella (!); in der zweiten Schrift werden an ihrer statt Rembrandt, Raoux und Watteau vorgeschlagen. —

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß diese Critik für uns nur einen Sinn hätte, wenn getadelt würde, nicht, daß diese Maler die Natur nachahmten und volksthümlich waren, sondern daß sie gegen den Geist ihrer Gegenstände sündigten, indem sie sich für die höchsten Aufgaben der idealen Historienmalerei zufällig aufgegriffener Modelle bedienten (dahin gehören die Venus, welche „ein gewisses französisches Wesen" oder eine Habichtsnase oder spitze und spillenförmige Finger oder gar chinesische Augen haben); und daß sie, angeekelt von den verwaschenen, sentimentalen Schemen der Manieristen, im Geist der sinnlichen Verwilderung ihres Jahrhunderts, Kraft und Leben in der Hypercharakteristik des Häßlichen und in der derben, aufdringlichen Realität des Gemeinen suchten. —

Das dritte ist der stilwidrige Naturalismus der modernen Bildhauer in

der Darstellung der Oberfläche des Körpers. Die Alten, nach ihrer wahrhaft großen Auffassung des menschlichen Baues, pflegten dem Natürlichen stets einen stilisirten Vortrag zu geben. Sie strebten nach Naturwahrheit, indem sie das Ganze des Körpers und die dominirenden Theile sammt den Hauptmodificationen der Biegungen mit unerreichter Wahrheit und Freiheit zum Ausdruck brachten, während sie gewisse Details der Musculatur und gewisse Minutien, welche erst in den äußersten Schaalen des Körpers ihren Ursprung haben, stilisirend beseitigten. Die Neuern suchten die Naturwahrheit in einer illusorischen Imitation eben dieser Zufälligkeiten der Oberfläche, der Haut und des Fettes darunter. Dieß sind jene „kleinen und gar zu sehr bezeichneten Falten der Haut an den gedrückten Körpertheilen, die Menge kleiner Eindrücke und gar zu vieler und gar zu sinnlich gemachter Grübchen." Solche Künstler nennt Winckelmann (bei Gelegenheit der Köpfe Balthasar Denners) „Schüler des Anaxagoras, welcher den Grund der menschlichen Weisheit in der Hand zu finden glaubte."

Schon diese Polemik zeigt, wie großes Gewicht Winckelmann auf die Form legte, auch in der Malerei. Er stellt sich ganz auf die Seite der Zeichner gegen die Coloristen; die Zeichnung, sagt er, bleibe bei dem Maler (wie die Action bei dem Redner) das erste, zweite und dritte Ding. Was sollte er da anfangen mit der ganzen niederländischen Kunst! In den Holländern sah er nur die „holländischen Formen und Figuren", d. h. niedrige Unschönheit, — weil er kein Auge hatte für das, was den Gedanken an Formen hier gar nicht aufkommen läßt. Sein Auge schien sich nicht in den nebligen Haiden, in dem Höhenrauch und Stubendämmer des Nordens, sondern in der hellen, klaren Luft des Südens gebildet zu haben. Der Contour ist die „Hauptabsicht des Künstlers": „der höchste Begriff in der schönen Natur und im Ideal". „Mannichfaltigkeit (der Charakteristik), Gewandung, Colorit, Licht und Schatten machen ein Gemälde nicht so schätzbar, als der edele Contour." Diese Betonung der Zeichnung wird man bei allen denen finden, welche in Schönheit das höchste Ziel der Kunst setzen.*)

Man erwartet nun vielleicht den Beweis, daß die in den alten Denkmälern überlieferten Formen dem Begriff der Schönheit entsprechen; denn Winckelmann glaubt, „die Verehrung der Denkmale der Griechen von dem ihr von vielen beigemessenen Vorurtheil befreien zu müssen, als ob man der Nachahmung derselben bloß durch den Moder der Zeit ein Verdienst beilege." Aber er giebt uns statt dessen eine Schilderung der Verhältnisse von Clima,

*) Di qualunque cosa, volendo significare che ella sia bello, si dice, lei aver disegno. Lod. Dolce, dialogo della pittura.

Sitte u. dgl., welche die Entstehung der Schönheit in Natur und Kunst begünstigen; solche Begünstigungen würden uns einen Schluß auf die Vollkommenheit der griechischen Formen erlauben, auch wenn wir den Denkmälerbeweis nicht antreten könnten. Nur gelegentliche Bemerkungen verstatten uns ein Urtheil, wie weit sich damals seine Gedanken über Schönheit consolidirt hatten.

Zur Schönheit gehört die „Einheit des ganzen Baus", und diese Einheit besteht in einer „edeln Verbindung der Theile", in einem „Maß von Fülle", vermöge dessen „der edelste Contour alle Theile vereinigt und umschreibt". „Ein gesundes Fleisch füllt die sanft darübergezogene Haut ohne schwülstige Ausdehnung;" diese Haut „folgt bei allen Beugungen der fleischigen Theile vereinigt der Richtung derselben. Ein sanfter Schwung erhebt (bei gedrückten Theilen) die Hautfalten wellenförmig auseinander, sodaß diese Falten nur ein Ganzes und zusammen nur einen edeln Schwung ausmachen." „Es war ein Glück für die alten Griechen und für ihre Künstler, daß ihre Körper eine gewisse jugendliche Völligkeit hatten."

Man kann die schöne Form auch durch Grenzbestimmungen bezeichnen. Dann ist ihre Linie jene feine Mittellinie, „welche das Völlige der Natur von dem Ueberflüssigen scheidet," das „Gleichgewicht zwischen dem Magern und Fleischigen", „der große und männliche Contour, ohne Dunst und überflüssigen Ansatz"; ein Contour, den die Künstler „wie auf die Spitze eines Haars gesetzt hatten".

„Dieser meisterhafte Contour herrscht auch unter den Gewändern der Griechen; er zeigt auch durch den Marmor hindurch den schönen Bau des Körpers wie durch ein koisches Kleid. Die kleinen Brüche entstehen durch einen sanften Schwung aus den größeren Partien und verlieren sich wieder mit einer edeln Freiheit und sanften Harmonie des Ganzen, ohne den schönen Contour des Nackten zu verstecken."

Diese schöne mittlere Form aber eignet „Körpern, welche aus feinem Stoff gebildet sind", Körpern, die durch stete Kraftübung „aufs empfindlichste elastisch" waren, der „biegsamsten Bewegungen" fähig: so waren Menschen gestaltet, „welche in allen ihren Handlungen eine gewisse gelenksame und geschmeidige Gefälligkeit äußerten, die ein munteres und freundliches Wesen begleitete."

Was aber die Gunstbezeigungen der Umstände betrifft, unter denen die hellenische Kunst emporwuchs, so kam Winckelmann in diesem Falle die Aufmerksamkeit damaliger Historiker auf die physischen Ursachen zu statten: was er hinzubringt, ist die Färbung durch eine lebhafte Sehnsucht nach dem Süden, durch eine warme Bewunderung griechischer Zustände.

Das Clima nennt Winckelmann die „Grundursache" ihrer vollkommneren Natur. „Die Natur jedes Landes giebt den Eingebornen wie den neuen Ankömmlingen eine ihr eigene Gestalt." Dieß wird bewiesen aus den Aenderungen, welche der Character der in Spanien und Gallien eingedrungenen deutschen Stämme nach dem Character der Urbewohner hin erfahren hat. „Der Himmel und die Luft muß sich bei den Griechen in ihren Hervorbringungen gezeigt haben, und diese Wirkung muß der vorzüglichen Lage des Landes gemäß gewesen sein. . . . Unter einem gemäßigten und zwischen Wärme und Kälte gleichsam abgewogenen Himmel spürt die Creatur einen gleich ausgetheilten Einfluß desselben. Die gemäßigten Jahreszeiten Griechenlands waren geeignet, kluge Köpfe zu reifen; wie denn nach Hippocrates der gemäßigte Himmel die schönsten und wohlgebildetsten Geschöpfe und Gewächse bildet". Der gute Geschmack bildete sich unter griechischem Himmel und „entfernte sich selten weit von Griechenland, ohne etwas zu verlieren. Der Einfluß eines sanften und reinen Himmels wirkte bei der ersten Bildung der Griechen."

Er glaubt, man könne auch aus der Sprache der Griechen und ihrem Wohlklang auf die Werkzeuge dieser Sprache und sofort auf die Beschaffenheit ihrer Körper Schlüsse machen. Die Natur bilde bei jedem Volke die Werkzeuge der Sprache nach dem Einfluß des Himmels in ihren Ländern. Während alle nordischen Sprachen mit Consonanten überladen sind und dadurch ein unfreundliches Ansehen erhalten, gab der Reichthum, ja Ueberfluß der Vocale der griechischen Sprache einen sanften Fluß, machte den Klang der Worte mannichfaltig und erleichterte zu gleicher Zeit die unnachahmliche Zusammensetzung derselben. Diese Sprache konnte durch den Klang und die Folge der Worte aufeinander die Gestalt und das Wesen der Sache selbst ausdrücken.

Die Erziehung setzte das Werk der Natur fort. „Die Bildungen der schönen Natur erhielten die schöne Form — den großen und männlichen Contour — durch die frühzeitigen Leibesübungen, welchen die Nationalspiele und ihre Preise einen außerordentlichen Schwung gaben. Solche Uebungen machen (wie noch heute an den nordamerikanischen Indianern zu sehen ist) „die Säfte flüssig, die Nerven und Muskeln schnell und biegsam, den ganzen Bau des Körpers leicht." Er stellt „den jungen Sybariten seiner Zeit neben den jungen Spartaner, den ein Held mit einer Heldin gezeugt, der in der Kindheit niemals in Windeln eingeschnürt gewesen, der von dem siebenten Jahre an auf der Erde geschlafen, und im Ringen und Schwimmen von Kindsbeinen an war geübt worden."

Weder Sitten noch Krankheiten traten der bildenden Wirksamkeit der Natur hindernd oder zerstörend entgegen. „Aller Uebelstand des Körpers wurde behutsam vermieden; der Anzug that der bildenden Natur keinen Zwang an,

noch hemmte er das Wachsthum der schönen Form. Die Krankheiten, welche so viel Schönheit zerstören und die edelsten Bildungen verderben, wie die Blattern, die venerische und die englische Krankheit, waren den Griechen noch unbekannt." So hoch schätzten die Griechen die Schönheit, daß sie Wettspiele der Schönheit errichteten und Wege ersannen, schöne Kinder zu erzeugen.

„Ihre Art zu handeln und zu denken war leicht und natürlich, ihre Verrichtungen geschahen, wie Pericles sagt, mit einer gewissen Nachlässigkeit; und aus Plato kann man sich einen Begriff davon machen, wie die Jugend unter Scherz und Freude ihre Uebungen in ihren Gymnasien getrieben."

Kurz „alles, was von der Geburt bis zur Fülle des Wachsthums zur Bildung der Körper, zur Bewahrung, zur Ausarbeitung und zur Zierde dieser Bildung durch Natur und Kunst eingeflößt und gelehrt worden, war zum Vortheil der schönen Natur der alten Griechen gewirkt und angewendet.

„Noch heute haben die Griechen viel natürliche Vorzüge der alten Nation behalten. Die Einwohner vieler Inseln sind die schönsten Menschen, sonderlich was das schöne Geschlecht betrifft. Die attische Landschaft giebt noch jetzt, so wie ehemals, einen Blick von Menschenliebe. An den Einwohnern bemerkt man noch jetzt einen sehr feinen Witz und eine Geschicklichkeit zu allen Unternehmungen."

Die Sitte aber erlaubte den Künstlern, diese Vorräthe der Schönheit in der freiesten und bequemsten Weise auszubeuten. „In Griechenland, wo man sich der Lust und Freude von Jugend auf weihte, wo ein gewisser heutiger bürgerlicher Wohlstand der Freiheit der Sitte niemals Eintrag gethan, zeigte sich die schöne Natur unverhüllt zum großen Unterricht der Künstler. In den Gymnasien, der Schule der Künstler, konnten sie nackte Körper in so mannichfaltigen, wahrhaften und edeln Stellungen sehen, in die ein gedungenes Modell nie zu setzen ist. Jedes Fest — man denke an den tanzenden Sophocles und an Phryne-Anadyomene bei den eleusinischen Spielen — war eine Gelegenheit, sich mit der schönsten Natur aufs genaueste bekannt zu machen." —

An diesem Abschnitt von den „Gründen und Ursachen" hatte auch die Kunstgeschichte wenig hinzuzusetzen und wenig zu bereuen. Nur die politische Freiheit mußte in einer August III. gewidmeten Schrift übergangen werden.

Die häufige Gelegenheit zur Beobachtung der schönen Natur aber trieb die Künstler, in der Richtung der Schönheit, über die Gegenstände ihrer Einzelerfahrung hinaus: sie führte zum Ideal. Denn „die Nachahmung des Schönen in der Natur ist entweder auf einen einzelnen Vorwurf gerichtet, oder sie sammelt die Bemerkungen aus verschiedenen einzelnen und bringt sie in eins. Jenes heißt eine ähnliche Copie, ein Porträt machen; ... dieses

ist der Weg zum allgemeinen Schönen und zu idealischen Bildern desselben".

Die Griechen wollten aber nicht bloß das in der Natur zerstreute sammeln: sie bildeten sich gewisse allgemeine Begriffe von Schönheiten, sowohl einzelner Theile, als ganzer Verhältnisse der Körper, welche sich über die gewöhnliche Form der Materie, Winckelmann sagt auch geradezu, über die Natur, erheben sollten. Ihr Urbild war (nach platonischem Sprachgebrauch) eine bloß im Verstand entworfene geistige Natur, wie Raphaels Galatea.*) Diese ideale Schönheit gab bei der Darstellung von Gottheiten nach Modellen, z. B. der cnidischen Venus des Praxiteles nach seiner Geliebten Cratina, die „erhabenen Züge oder das Göttliche; während die sinnliche Schönheit (des Modells) nur die schöne Natur (die natürliche Basis) lieferte."

Worin aber diese über die gewöhnliche Form der Materie erhabenen Begriffe bestanden haben können, darüber sucht man vergebens einen Wink. Die „fast gerade Linie, welche Stirn und Nase an Göttern und Göttinnen machte", könnte doch, wie er selbst zugiebt, den alten Griechen ebenso eigen gewesen sein, wie die flache Nase den Calmücken. Auch das Gesetz der Porträtkunst, die Personen ähnlich und zugleich schöner zu machen, kann hierfür nichts beweisen.

Auf dieses Gemälde der physischen und socialen Begünstigungen griechischer Plastik wird nun der Hauptbeweis gegründet.

Ebenso viele Vortheile (so räsonnirt Winckelmann) wie die Griechen bei Darstellung schöner Menschen hatten, ebenso viele Hindernisse sind es, mit denen der außergriechische, der neuere Künstler zu kämpfen hat. Der Grieche fand das Vollkommene fast schon, wenn er bloß die Natur nachahmte, bloß das darstellte, woran er tagtäglich vorüberging. Der Neuere würde auf diesem Wege die Schönheit ganz gewiß verfehlen; und wenn ihr Gefühl ihm durch eine glückliche Gabe einwohnte, so würde er doch die zersplitterten und zerstreuten Trümmer der Schönheit auf einem langen und mühsamen Wege sammeln müssen. „Das Schöne der Natur zeigt sich bei uns nicht alle Tage, und selten so, wie es der Künstler wünscht."

Dieß Bedürfniß der griechischen Muster gilt besonders für den Umriß. „Weder aus der sorgfältigsten Beobachtung der Natur kann man den vollkommenen Begriff der Schönheit, noch aus dem Studium der Anatomie allein die schönsten Verhältnisse des Körpers lehren." Könnte auch die Nachahmung der Natur dem Künstler alles geben, so würde gewiß die Richtigkeit im Con-

*) Essendo carestia e de' buoni giudici e di belle donne, io mi servo di certa idea che mi viene alla mente. Raffaelle Santi al conte B. Castiglione.

tour durch sie nicht zu erhalten sein; diese muß von den Griechen allein erlernt werden."

Ehe er sich daher der Nachahmung der Natur überläßt, sollte er aus ihren Werken die Begriffe des Ganzen, des Vollkommenen lernen, welche die Begriffe des Getheilten in unserer Natur bei ihm läutern und sinnlicher machen. Die Schönheit der griechischen Statuen ist eher zu entdecken, als die Schönheit in der Natur; sie ist rührender, nicht so sehr zerstreut und mehr in eins vereinigt. Ihre Nachahmung lehrt uns, geschwinder klug zu werden. Erst wenn sich der Künstler die griechische Regel Hand und Sinne führen läßt, wird er durch Hülfe der ihm beständig gegenwärtigen erhabenen Formen sich selbst eine Regel werden. Der wahre Geschmack des Alterthums müsse den Maler (wie bei Raphael der Fall gewesen) auch durch die gemeine Natur hindurch beständig begleiten: „alle Bemerkungen in derselben [Studien] würden dann bei ihm durch eine Art von chemischer Verwandlung dasjenige werden, was sein Wesen, seine Seele ausmacht." Und dieser Vortheil bezieht sich ebenso auf die Kenntniß des Inbegriffs des in der ganzen Natur ausgetheilten, wie dessen, worin sich „die schönste Natur über sich selbst, kühn, aber weislich erheben kann". Denn in der Antike sind „die höchsten Grenzen des menschlich und zugleich des göttlich Schönen bestimmt. Was Natur, Geist und Kunst hervorzubringen vermögend gewesen, liegt hier vor Augen." Winckelmann ist geneigt, das Größte der neueren Kunst auf diese Quelle zurückzuführen. „Michelangelo, Raphael und Poussin haben den guten Geschmack aus seiner Quelle geschöpft, und Raphael in dem Lande selbst, wo er sich gebildet." Allein obwohl „Seelen, denen die Natur hold gewesen", hier der Weg, Originale zu werden, offen sein soll, so kann man sich doch nicht verhehlen, daß eben die bisherige Unerreichtheit der Griechen diese Hoffnungen etwas zu schwächen geeignet ist. „Der gute Geschmack hat sich angefangen zuerst unter dem griechischen Himmel zu bilden ... Der Geschmack, den diese Nation ihren Werken gegeben, ist ihr eigen geblieben; er hat sich selten weit von Griechenland entfernt, ohne etwas zu verlieren, und unter entlegenen Himmelsstrichen ist er spät bekannt geworden." *) —

Es ist ein interessantes Zusammentreffen, daß im Jahre 1755 die Kirche der h. Genovefa zu Paris durch Soufflot begonnen ward. Hier wurde die strenge Imitation der Antike im Gegensatz zu ihrer freieren Benutzung in der Renaissance zuerst im großartigsten Maßstab durchgeführt.

Zu den Verirrungen des Formensinns gesellte sich die Maßlosigkeit im Ausdruck. Winckelmann richtet sich gegen die wilde Weise der Berettini und

*) Voltaire im Siècle sagt dasselbe von Italien: La France, l'Angleterre, l'Allemagne, l'Espagne voulaient à leur tour avoir de ces fruits [des arts]; mais, ou ils ne vinrent point dans ces climats, ou bien ils dégénérèrent bien vite.

Lanfranco in der Malerei, des Bernini in der Sculptur, „den gemeinsten Geschmack der heutigen Künstler. Ihren Beifall, sagt er, verdient nichts, als worin ungewöhnliche Stellungen und Handlungen, die ein freches Feuer begleitet, herrschen, welches sie mit Geist, mit Franchezza, wie sie reden, ausgeführt heißen. Der Liebling ihrer Begriffe ist der Contrapost, der bei ihnen der Inbegriff aller selbstgebildeten Eigenschaften eines vollkommenen Werks der Kunst ist. Sie verlangen eine Seele in ihren Figuren, die wie ein Comet aus ihrem Kreise weicht; sie wünschten in jeder Figur einen Ajax und einen Capaneus zu sehen."

Dieser Maßlosigkeit im Ausdruck, diesem „Feurigen und Wilden", das Winckelmann mit einer (von ihm irrig den Alten zugeschriebenen) Uebertragung eines rhetorischen Terminus auf die bildende Kunst Parenthyrsos nennt, steht nun der zweite Vorzug der Griechen, „die erhabene Seele" gegenüber. „Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterwerke ist eine edle und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck." Hier steht das Bild vom Meere (S. 242). „Je ruhiger der Stand des Körpers ist, desto geschickter ist er, den wahren Charakter der Seele zu schildern. . . . . Kenntlicher und bezeichnender wird die Seele in heftigen Leidenschaften, groß aber und edel ist sie in dem Stande der Einheit,*) in dem Stande der Ruhe."

Hermann Hettner in seiner schönen Darstellung Winckelmanns nennt das Wort von der edelen Einfalt und stillen Größe „das unübertroffene Schlagwort zur Bezeichnung des innersten Wesens der griechischen Kunst." Und in der That ist dieser ganze Abschnitt, dem auch die Schilderung des Laocoon und der sistinischen Madonna angehört, der Glanzpunkt der Schrift.

Dieser Vorzug aber ist weniger Sache des Geschmacks und seiner durch Sehen und Vergleichen erworbenen Bildung: er ruht auf sittlichen Eigenschaften des Künstlers. „Der Ausdruck einer so großen Seele (wie des Laocoon) geht weit über die Bildung der schönen Natur: der Künstler mußte die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte."

Kein Satz Winckelmanns lief so sehr allen Traditionen der neueren Theorie und Praxis entgegen, als dieser sein Lieblingssatz von der Ruhe. Bisher hatte man den Bildern stets ihr Lob zugemessen nach dem Maß von Bewegung, Feuer, Leidenschaft, Geist, Leben, das man in ihnen fand. Es liegt hier nahe, an die Frage Lichtenbergs bei Gelegenheit der Kantschen Moral zu denken, ob nicht manches von dem, was Kant sagt, Folge des Alters sei, wo die Leidenschaften ihre Kraft verloren haben und die

*) Schon in den zu Seehausen gemachten Collectaneen findet sich der Satz: Formam omnis pulchri statuit Augustus unitatem.

Vernunft allein übrig bleibt. So dürfte man in unserem Falle fragen: würde wohl jemand, dessen Kunstbegriffe sich im achtzehnten Jahre statt im achtunddreißigsten fixiren, das Höchste im Ausdruck edle Einfalt und stille Größe genannt haben? —

Zur Ruhe gesellt sich die Heiterkeit der griechischen Kunst. „Die Griechen bezeichnen ihre Werke mit einem gewissen offenen Wesen, einem Character der Freude: die Musen lieben keine fürchterlichen Gespenster: auf keinem einzigen ihrer Denkmäler ist eine fürchterliche Vorstellung. Das Bild des Todes erscheint nur auf einem einzigen alten Steine, aber das Gerippe tanzt nach der Flöte; es erscheint in der Gestalt, wie es bei Gastmälern zum angenehmen Genuß des Lebens aufmuntern sollte.“ Bernini hatte das scheußliche Gerippe sogar in die Plastik eingeführt, deren Stil es ebenso zuwider ist, wie der Heiterkeit jeglicher Kunst und selbst der religiösen Auffassung des Todes im Christenthum.

An diesem Punkte öffnete sich Winckelmann zuerst eine Ansicht von Entwickelungsstadien der Kunst. „Die schönen Künste haben ihre Jugend sowohl wie die Menschen; und der Anfang dieser Künste scheint wie der Anfang bei Künstlern gewesen zu sein, wo nur das Hochtrabende, das Erstaunende gefällt. Das Heftige, das Flüchtige geht in allen menschlichen Handlungen voran; das Gesetzte, das Gründliche folgt zuletzt. Dieses letztere aber gebraucht Zeit, es zu bewundern; es ist nur großen Meistern eigen.“ Er erinnert an das Verhältniß des Aeschylus und Sophocles (S. 153 f.).

Von diesem Punkt aus begriff er auch zuerst die „Größe Raphaels“. „Eine so schöne Seele wie die seinige war, in einem so schönen Körper, wurde erfordert, den wahren Character der Alten in neueren Zeiten zuerst zu empfinden und zu entdecken; und was sein größtes Glück war, schon in einem Alter, in welchem gemeine und halbgeformte Seelen über die wahre Größe ohne Empfindung bleiben.“ Er bemerkt (mit de Piles), daß man an Raphaels Schönheiten immer neue Reizungen zu entdecken glaube.

„Mit einem Auge, welches diese Schönheiten empfinden gelernt, mit diesem wahren Geschmack des Alterthums, muß man sich seinen Werken nähern. Alsdann wird uns die Ruhe und Stille der Hauptfiguren in Raphaels Attila, welche vielen leblos scheinen, sehr bedeutend und erhaben sein. Der römische Bischof, der das Vorhaben des Königs der Hunnen, auf Rom loszugehen, abwendet, erscheint nicht mit Geberden und Bewegungen eines Redners, sondern als ein ehrwürdiger Mann, der bloß durch seine Gegenwart einen Aufruhr stillt:

Tum pietate gravem ac meritis si forte virum quem
Conspexere, silent arrectisque auribus adstant — Virgil.

mit einem Gesicht voll göttlicher Zuversicht vor den Augen des Wüthrichs. Die beiden Apostel schweben nicht wie Würgengel in den Wolken, sondern wenn es erlaubt ist, das Heilige mit dem Unheiligen zu vergleichen, wie Homers Jupiter, der durch das Winken seiner Augenlider den Olymp erschüttert.

„Wie wenig Kenner hat der schöne St. Michael des Guido in der Capucinerkirche zu Rom gefunden, welche die Größe des Ausdrucks, die der Künstler seinem Erzengel gegeben, einzusehen vermögend gewesen. Man giebt des Conca seinem Michael den Preis vor jenem, weil er Unwillen und Rache im Gesicht zeigt, anstatt daß jener, nachdem er den Feind Gottes und der Menschen gestürzt, ohne Erbitterung mit einer heiteren und ungerührten Miene über ihm schwebt.“ *)

Das Bisherige ist das Beste und Eigenste der kleinen Schrift. In der leichten Skizze von Meisterhand, wo sich die Bilder hellenischen Landes und Volkes, hellenischer Sitte und Denkweise um Schönheit und Kunst gruppiren, vereinte sich angeborner Schönheitssinn mit historischem Sinn und mit dem seit vielen Jahren aufgesammelten Detailkenntnissen griechischen Lebens.

Es ist das Bild einer Kunst, die im Leben steht und voll Leben ist, deren Basis die hellenische Landschaft, deren Kuppel der hellenische Himmel ist. Sie wurde den Griechen fast aufgedrungen durch ihre schöne Natur, auf die sie auch wieder zurückwirkte; in den Gegenden, wo die Künste geblüht haben, wurden auch die schönsten Menschen erzeugt. Studien, die wir am Secirtisch und im Modellzimmer machen müssen, konnten an Sammelplätzen öffentlicher Geselligkeit vorgenommen werden. Selbst die Idealbildungen erscheinen als natürliche, reife Frucht hoher Veredlung des Formensinns in einer mit Schönheit so überreich gesegneten Umgebung. Kurz, diese Kunst ist eine Pflanze, die mit Wurzeln und Blättern von tausend Einflüssen des Bodens und der Luft, des Sonnenlichts und der Sonnenwärme in glückseliger Abhängigkeit steht; ja eigentlich nur das Gesammtergebniß aller dieser Einflüsse ist. Die neuere Kunst war leider eine exotische Pflanze, gezeitigt in den Treibhäusern der Academien, bestimmt für den Genuß einiger Großen.

Wie klar und leuchtend stand hier das Bild des griechischen Lebens mit

*) * Tho' the Devil be beaten down and actually chain'd, the Arch-Angel is still at him with his sword; — and yet with a countenance altogether serene and dispassionate, as unwilling to impair his beauty with a frown. Seb. Concha has thought otherwise upon the subject; he has given his angel an indignation etc. Edw. Wright, some observations made in France and Italy, in 1720—22. London 1730. — Raphael voulant exprimer la supériorité de l'ange de lumière sur l'ange des ténèbres, représente St. Michel avec un air calme, fondante sur Satan qui se trouve écrasé par la seule pression de l'air, causée par le poids du corps de l'Archange. Observations sur les arts, 1748.

seiner Gesundheit und Naturgemäßheit, seiner naiven Sinnlichkeit und besonnenen Weisheit! Dort vertrug sich die körperliche Vollkommenheit des Naturmenschen mit der in jenen Tagen am meisten gelobten Tugend des Civilisirten, dem guten Geschmack. Von hier wehte es diese Menschen der Zopfzeit an, wie ein Hauch klarer, reiner, südlicher Himmelsstriche, wie eine Sehnsuchtsluft der Einfalt und Natur.

Auch war das Gemälde belebt durch warme Liebe und ungemischte Bewunderung; man sieht, der Verfasser hätte in jenen Zeiten leben mögen; er spricht, wie ein Grieche sprechen würde, der unter Barbaren verbannt wäre; — obwohl keine lyrische Phrase die keusche, sachliche Haltung unterbricht.

Und welcher ganz antike Sinn für rein körperliche Vollkommenheit! ohne jedes Bedürfniß der Zuhülfenahme symbolischer Bedeutungen und geistiger Nebenvorstellungen! Welches Ringen mit der Sprache in bezeichnenden Ausdrücken für das unaussprechliche Angeschaute! Hier ist plastisches Stilgefühl, Idealität; Schönheit nur in einem Land der Erde freilich als einheimisches Gewächs erblüht, doch bestimmt, in allen zu siegen und zu herrschen; platonische Anspielungen auf das Weltgeheimniß der Schönheit, deren Ursprung der göttliche Urquell der Natur selbst ist. Der Ausdruck einer großen Seele kommt aus der Stärke des Geistes, die der Künstler in sich selbst fühlt; — mit dem Auge des Geweihten mußt du sehen, um da den Gott zu erblicken, wo der trockene Sophist den Stein, und der seelenlose Critiker Gemeinheit findet. Wie einen Freund muß man das Kunstwerk kennen; und das Verständniß führt zur Bewunderung.

Aber zwischen diese „köstlichen Grundstellen" (Göthe), zwischen diese lichten Partien der Schrift fallen hier und da häßliche Schatten; besonders einige Phrasen des wohlbekannten academischen Rothwelsch.

Obenan steht die „gemeine Natur", — als ob die Gemeinheit, mit der ein Maler für hohe Dinge gemeine Modelle auswählt, der Natur zur Last falle; — die Vorstellung, als ob man eine lebendige Gestalt combiniren könne durch ein „Sammeln und Ineinsbringen" von Stücken aus dieser und jener, oder indem man sich von einer angelernten Regel fremder Formen Hand und Sinne führen lasse; die Zumuthung, als ob der Maler nur etwa in Gewändern „von Marmor abgehen" dürfe; — der Wahn, als ob es Formen gebe, die sich über die Natur erheben; als müsse der Künstler durch das Studium der Natur von der schönen Form abgeführt werden u. dgl.

Die Allegorie.

Aber die breiteste Schattenseite lagert sich an den Schluß der Schrift. Das dritte Gebrechen der neueren Kunst, nach Form und Ausdruck, soll

in der Erschöpfung ihrer Stoffe und in der Leerheit der Gemälde liegen. „Die Geschichte der Heiligen, die Mythologie und die Verwandlungen (Ovids) sind die ewigen und fast einzigen Gegenstände der neueren Malerei, die auf hunderterlei Art gewandt und ausgekünstelt sind, sodaß endlich Ueberdruß und Ekel die Folge ist. Die Decorationsmalerei ist nur da, um den Ort zu füllen: der Abscheu vor dem leeren Raum füllt die Wände, und Gemälde, von Gedanken leer, sollen die Leere ersetzen."

Das Heilmittel nun, was er hier vorschlägt, ist die Allegorie. Freilich faßt er ihren Begriff so weit, daß auch die Mythologie mit eingeschlossen wird. „Die ganze Mythologie war ein Gewebe von Allegorien." Homers Götter sind „natürliche Gefühle der verschiedenen Kräfte der Welt; Schatten und Hüllen edler Gesinnungen." Ja er nennt Allegorie schon die genaue Uebereinstimmung, das Verhältniß des Verzierten mit den Zierathen in der architectonischen Ornamentik; die Maxime, daß das Unheilige nicht zum Heiligen, das Schreckhafte nicht zum Erhabenen gestellt werde. In derselben Tendenz wünscht er die Rococoverzierungen und den durch die Grotesken des Malers Morto aus Feltre verderbten Geschmack von sinnreicheren Ornamenten verdrängt zu sehen. „Winckelmann, bemerkt Schlegel, mischt alles durcheinander, Personificationen allgemeiner Begriffe, beigelegte Zeichen, sinnbildliche Handlungen, endlich bloße Anspielungen auf einzelne Ereignisse." Allein man muß leider gestehen, daß er in Theorie und Beispielen, bei der unvortheilhaftesten Seite, die sich der Sache abgewinnen läßt, überwiegend verweilt.

Wahrlich, kommt man von dem vorhergehenden Abschnitt her und liest diese Räsonnements, so kann man oft nicht glauben, daß derselbe Mann spreche.

Wir erhalten die Belehrung, „daß das höchste Ziel der Malerei Dinge seien, die nicht sinnlich sind"; „daß das größte Glück dieser Kunst in der Vorstellung unsichtbarer Dinge bestehe";*) „daß bloß sinnliche Empfindungen nur bis an die Haut gehen"; „daß der Pinsel des Malers — nicht in die Morgenröthe — sondern in Verstand getunkt sein solle."

Zwar vertrügen diese Sätze noch eine annehmbare Deutung. Wer wollte es läugnen, daß die sinnliche Welt der Formen und Farben mit jenen höchsten Dingen verkehrt, die wir sonst durch ganz andere Organe fassen. Man kann Schlegel zugestehen, daß alle Kunst insofern sinnbildlich sein soll, als sie bedeutsame Bilder aufstellen soll. Auch würden wir in unseren Lehrbüchern Formeln finden, mit deren Hülfe man diese Sätze in ästhetischorthodoxem Sinne deuten könnte. Man könnte es unterschreiben, „daß der Pinsel mehr

*) Salvator Rosa, satira della pittura:
*Che non dipinge sol quel ch'è visibile;
Ma necessario è, che talvolta additi
Tutto quel ch'è incorporeo e ch'è possibile.

zu denken hinterlassen solle, als er dem Auge bietet (ein neuenglischer Denker unserer Zeit nennt „suggestiveness“ das höchste Verdienst von Werken der bildenden Kunst); „daß der Maler, der eine Seele hat, die denken gelernt, sich als Dichter zeigen müsse.“ Aber Winckelmann hat uns leider die Hoffnung einer milderen Auslegung abgeschnitten.

Man hat in der jüngsten Zeit zuweilen nicht nur das im engeren Sinne Technische und Wissenschaftliche der Malerei, sondern auch ihre sämmtlichen Darstellungsmittel — Zeichnung, Colorit, Composition — die Sprache der Kunst genannt. Wollte man dieß gelten lassen, so würde man Gegenstand und Erfindung als ihre Gedanken, als unsichtbare Dinge bezeichnen können: wenigstens in der Theorie könnte man so die Ideen und das Poetische von den Darstellungsmitteln absondern. Allein diese Scheidung wird hier über die Grenzen des Erlaubten getrieben: die Darstellungsmittel werden zu etwas „Mechanischem“ herabgesetzt, zu dessen Kenntniß und Bewunderung auch nur mechanische Seelen gehören; und warum? weil „Colorit und Zeichnung durch Uebung erlangt werden können, Perspective und Composition sich auf Regeln gründen.“ Das Dichterische, womit Winckelmann uns beschenken will, würden wir in den höchsten Schöpfungen unserer Historienmaler vergebens suchen: selbst in der Dresdener Gallerie vermißt Winckelmann „dichterische Gemälde“. „Ein historisches Gemälde sei sogut Nachahmung, wie eine Landschaft.“

Hat denn dieser Mann, fragt man hier, aus seinen Biographien der Maler und aus dem Besuch der Ateliers so wenig gelernt, welche Schätze von Poesie und Erfindung an diese Dinge verschwendet werden können, wie sich alles Dichten und Trachten nicht bloß derer „vom heutigen Wuchs“, sondern der Ersten ihres Ordens, um nichts anderes dreht, als der Natur in diesen „mechanischen“ Dingen ihre Geheimnisse abzulauschen? Hat er die an der Elbe zusammengehäuften Wunderwerke der Coloristen so oberflächlich betrachtet, daß er auch die Farben- und Lichtmagie eines Rembrandt, eines Correggio für eine Sache der Uebung, die Gruppirungen eines Paolo und Rubens für erlernbar aus Regeln halten kann? Hat er bei holländischen Kleinmeistern so wenig aus den bedeutungslosesten Dingen die feinste Psyche herausgefühlt, daß es ihm möglich ist zu sagen, „Colorit und Zeichnung seien wie Silbenmaß und Erzählung in einem Gedicht, der Körper: die Seele fehle?“ Sind ihm die gemüthvollen Reize der Eichenforste Ruysdaels und der lichten Fernen eines Claude so fremd geblieben, daß sie ihm „bloß sinnliche, bloß bis an die Haut gehende Empfindungen erwecken?“ Wir standen in der Meinung, daß „der über die gemeine Natur erhabene Umriß“ die „Grenze des Göttlichen“ berühre; daß „der edle Ausdruck der Leidenschaften“ nur aus der großen Seele eines Weisen kommen könne. Aber Winckelmann ist einmal entschlossen, sich selbst zu vergessen und gegen sich selbst zu wüthen: jemehr er

sich vertheidigt, desto schlimmer giebt er sich gefangen: — „auch dieses bleibt Nachahmung, wenn auch weise Nachahmung."

Ist es möglich, daß derselbe, der uns soeben mit Liebe das Bild eines Volkes vorführt, dem körperliche Schönheit ein wichtiges Nationalinteresse war, der mit seiner Sinnlichkeit des Südländers die Contouren schöner Körperformen, ihre Correctheit und ihren Reiz erfaßte, daß dieser moderne Grieche auf einmal die Sprache eines Pedanten führt, der in der Welt der Buchstaben und Begriffe seine gesunden Augen verloren hat, aus Stumpfheit der Sinne und der Phantasie, gelangweilt schleicht durch die Kunstsäle „voll Menschengluth und Geistes"; der, um seine Aufmerksamkeit bei einem Bilde festzuhalten, irgend ein Spiel seines Denkapparats daran knüpfen muß, das er dann für den Schlüssel des Bildes hält.

„Große Maschinen, sagt Winckelmann, Stücke eines öffentlichen Gebäudes, Palastes u. s. w. erfordern allegorische Malereien, weil das, was groß ist, einerlei Verhältniß hat: eine Elegie ist nicht gemacht, große Begebenheiten in der Welt zu besingen." Hiernach scheint die Allegorie die Kunst in Stand setzen zu sollen, an öffentlichen monumentalen Werken große Ideen der Geschichte, Philosophie und Religion zu verkörpern. Aber wenn wir seine ästhetischen Raisonnements weiter hören, so wird es leider nur zu klar, daß der Werth dieser Form vielmehr darin besteht, durch artige Räthsel unsern Verstand zu unterhalten, also gerade in dem, was man als das antikünstlerisch in der Allegorie bezeichnen muß.

„Die Wahrheit, so liebenswürdig sie an sich selbst ist, gefällt und macht einen stärkeren Eindruck, wenn sie in eine Fabel eingekleidet ist: was bei Kindern die Fabel im engsten Verstand, das ist die Allegorie im reiferen Alter. Denn unser Verstand hat die Unart, nur auf dasjenige aufmerksam zu sein, was ihm nicht der erste Anblick entdeckt, und nachlässig zu übergehen, was ihm klar wie die Sonne ist. Jemehr Unerwartetes man in einem Gemälde entdeckt, desto rührender wird es; und beides erhält es durch die Allegorie. Sie ist wie eine unter Blättern und Zweigen versteckte Frucht, welche desto angenehmer ist, je unvermutheter man sie findet."

Hier ist es, wo sich diese Theorie freilich selbst zerstört. Liegt nämlich der Reiz der Allegorie in der Aufdeckung eines Verborgenen, in dem Vergnügen der Jagd nach Addisons Ausdruck, so wäre die Verborgenheit das Maß ihrer Vollkommenheit. Ist dagegen das Criterium ihrer Güte „das wahre Verhältniß des Bezeichneten zum Zeichen": so wäre sie am vollkommensten, wenn das Bild aufhörte, bloßes Zeichen zu sein: damit hörte aber auch die Allegorie auf. De Piles verlangte, und viele sind ihm beigetreten, daß nur autorisirte Allegorien gestattet werden dürften: denn neuerfundene Allegorien sind Räthsel; aber giebt es etwas langweiligeres, als längst aufgeschlossene Räthsel?

Indeß die philosophische Kunstlehre hat längst über die Allegorie den Stab gebrochen. Jedermann weiß nun, daß die Kunst nicht Zeichen, sondern Körper schafft für ihre Gedanken; ja auch streng genommen nicht einmal dieß, weil ihre Gedanken schon als Körper concipirt werden. Die Malerei verkörpert keine Gedanken, sondern denkt malerisch.

Auch das zwar dürfte man zugeben, daß in praxi die Unbedingtheit dieses ästhetischen Spruchs durch Ausnahmen gemildert werden kann. Anders verhält es sich mit der großen Historienmalerei, anders mit der kleinen Kunstwelt der Denkmünzen, Devisen, Vignetten, dem malerischen und bildnerischen Schmuck architectonischer Denkmäler. Die decorative Kunst darf sich hier mehr erlauben, als die selbständige, das Basrelief mehr als die freie Sculptur, die Sculptur mehr als die Malerei, das Fresco mehr als das Oelbild.

Aber Winckelmann hat keine Ahnung von solchen Unterschieden; auch seine eigenen Criterien vergißt er in den Beispielen völlig. „Zuweilen, bemerkt Schlegel, sollte man denken, es sei ihm nicht um Vorschläge für die Kunst zu thun, sondern um die Erfindung einer neuen Hieroglyphenschrift; und einige male wird man sogar an die abgeschmackten Rebus erinnert."

Bei Dingen, welche dem Helden keine Ehre machen, pflegen panegyrische Biographen die Schuld von ihm ab auf die Zeit zu wälzen. Allein man kann nicht sagen, daß jene Zeit im Allegoriegeschmack befangen war; auch gehört Winckelmann zu denen, welche Meinungen nicht wegen, sondern trotz ihrer Zeit adoptiren.

Du Bos empfahl den Malern statt der selbstersonnenen Sprache der Allegorie lieber die Sprache der Leidenschaften zu reden, die allen Menschen gemein ist. „Die Maler sind Dichter, sagt er, aber ihre Erfindung besteht nicht im Erfinden von Chimären und jeux d'esprit; die größten Dichter in der Malerei sind es nicht, welche die meisten allegorischen Personen in die Welt gesetzt haben."

Selbst in Winckelmanns nächster Umgebung dachte man anders. Hagedorn fragte, ob wir nicht des in uns stürmenden Witzes, der nur zu oft das Herz leer lasse, der Sprache der Willkür und der Einsetzung überdrüssig werden sollten und uns der ältesten und lebhaftesten Sprache der Leidenschaft willigst überlassen.

Algarotti empfahl moralische und abstracte Dinge durch historische Begebenheiten zu symbolisiren: die Vaterlandsliebe durch Decius, der sich den unterirdischen Göttern opfert, die Unbeständigkeit des Glücks durch Marius auf den Trümmern Carthagos. Denn ein solches Gemälde werde gefallen, auch wenn man die Intention des Künstlers nicht errathe. Wirklich giebt es eine Menge sehr liebenswürdiger Kunstwerke, in welchen das Bild, neben seinem eigenen Interesse und Leben, zugleich eine sinnige Analogie, eine geistreiche

Anspielung auf einen verborgenen Gedanken enthält. Die antiken Darstellungen der Eroten als Thierbändiger gehören hierher. Was wäre ein selbst von Horaz Vernet gemalter Zeitungsbericht gegen Thorwaldsens Luzerner Löwen! Aber solche Bilder sind das Geschenk glücklicher Stunden an das Genie, nicht Erfindungen des klügelnden Witzes. —

Derselbe Algarotti hatte den Annibale Carracci gelobt, weil er im Palast Farnese auf den Rath Agucchi's diesen historischen Weg eingeschlagen habe. Aber Winckelmann tadelt den Bolognesischen Maler, „daß er, statt die berühmtesten Thaten und Begebenheiten des Hauses Farnese durch allgemeine Symbole und sinnliche Bilder vorzustellen, seine ganze Stärke bloß in bekannten Fabeln gezeigt habe." Er behauptet, Parrhasius, der den athenischen Demos gütig und grausam, leichtsinnig und hartnäckig, brav und feige gemalt, habe dieß nur auf dem Weg der Allegorie vermocht; obwohl er selbst den Einwand anführt, die Geschichte vom Siege bei den Arginusischen Inseln hätte dem Künstler ein sehr sinnliches und reiches Bild dieses Characters liefern können.

Wie wenig man damals für die Allegorie schwärmte, könnte aus den Urtheilen über das bedeutendste allegorische Werk der neueren Zeit, die Gallerie des Luxemburg von Rubens gezeigt werden.

Rubens hatte bei der Landung der Maria von Medici im Hafen von Marseille Tritonen und Nereiden zwischen den Galeeren der Religion von S. Stefano schwimmen lassen, er hatte die Königinmutter mit Mercur und Cardinälen ein Conseil halten lassen. Du Bos zeigte die Abgeschmacktheit dieser Vermischung des Mythologisch-Antiken mit dem Modernen. Horaz Walpole nannte das Werk a toleration of all religions; Algarotti verglich seinen Eindruck mit dem Synkretismus romanischer Epopöen, wo Sannazaro den Proteus als Propheten der Incarnation einführte und Camoens' Indianer sich mit den Portugiesen von den Reisen des Ulyß unterhielten. Es streift in der That zuweilen ans Comische, wie diese hohen Herrschaften, auch sonst gewöhnt, wenig Freiheit zu genießen, die Gesellschaft dieser so seltsam costümirten, obwohl nicht ohne höfischen Anstand sich producirenden Griechen, mit Grazie und Würde über sich ergehen lassen. Winckelmann aber preist den Rubens als „den vorzüglichsten unter den großen Malern, der sich auf den unbetretenen Weg dieser Malerei in großen Werken als ein erhabener Dichter gewagt habe."

Wahrlich, wenn man die große Gallerie des Louvre entlang an diesem Wunderwerke vorübergeht, über welches die Malerei ihr Füllhorn ausgeschüttet hat, so wird uns die Macht der Kunst des großen Belgiers nirgends fühlbarer als darin, daß sie selbst den Frost dieser Grübeleien zu überwäl-

tigen vermag, die Rubens aus der Schule des Otto Vaenius mitgeschleppt hatte.

Den Zauber seines Colorits hatte Winckelmann selbst in Dresden kennen lernen können. Auch in Rubens' Beleuchtung findet er „das Dichterische und Wunderbare dieses unerschöpflich fruchtbaren, bis zur Verschwendung reichen Geistes ... Seine Figuren hat er in der vor ihm unbekannten Manier, die Lichter auszutheilen gestellt, und diese Lichter, welche auf die Hauptmassen vereinigt sind, sind stärker als in der Natur selbst zusammengehalten, um auch dadurch seine Werke zu begeistern und etwas ungewöhnliches in dieselben zu legen."

Aber selbst mit dem Glanz und Pomp seines Colorits allein würde Rubens jenen Erfolg nicht erreicht haben, wenn er nicht den hohlen Abstractionen das Gewicht einer höchst geistreich aufgefaßten Geschichte entgegengeworfen hätte. Selbst hispanischen Trachten und hispanischer Etikette hat er Leben, Anmuth, Majestät eingehaucht. So frostig und unmalerisch uns Rubens der Dichter erscheint, so poetisch ist der Maler. Wir wünschten nur, dieses historische Epos ohne die classischen Zugaben servirt zu haben.

Daß aber Winckelmanns Urtheil in diesem Falle nicht durch die schmeichlerischen Zugaben der Kunst bestochen war, dieß beweist ein zweites Lob. Er nennt die große Gallerie Le Bruns in Versailles „das höchste in dichterischer Malerei, was nach Rubens ausgeführt wurde; Frankreich kann sich rühmen, an dieser und der Luxemburgischen Gallerie die gelehrtesten Werke der Allegorie in der Welt zu haben." Aber die Erfindungen Le Bruns, die man mit dem Catalog in der Hand studiren muß, sind schon weniger Allegorien, als Räthsel, die bei der Lösung einen für unsere Organe höchst widerwärtigen Höflingsweihrauch ausathmen. Sie sind der Roßkastanie gleich,

deren Stich
nur trotzig zu verbergen sucht,
daß ungenießbar ihre Frucht.

Den Uebergang über den Rhein, wo Ludwig XIV. in der Perrücke mit dem Donnerkeil auf einem Kriegswagen thront, welchen Hercules, das Bild des Heldenmuths, durch die ungestümen Wogen hintreibt, während Hispania von der Strömung fortgerissen wird, dem bestürzten Rheingott das Ruder entfällt, und Victorien mit Schilden der eingenommenen Städte herzufliegen: dieses Machwerk nennt Winckelmann „an Höhe mit Homers berühmter Beschreibung von Neptuns Fahrt auf dem Meere und dem Springen der unsterblichen Pferde desselben vergleichbar."

Solche Thorheiten kann ein gescheidter Mann sagen, wenn er sich seinem Gefühl und seinen Sinnen zum Trotz von einem falschen Räsonnement fortreißen läßt. In diesen Blättern ist Winckelmann, im Stich gelassen von

seinem guten Genius, fast das einzige mal in seinem Leben langweilig, schleppend, verworren, abgeschmackt gewesen. Schlegel meint, der Gegenstand habe sein theoretisches Vermögen überstiegen. Er schüttet eine Masse wüsten Wissenskrams aus: der Strom seiner Rede, sonst rasch und spiegelhell hinfließend, verliert sich in „Sümpfe und Gestrüppe."

Der einzige Punkt, worin man Winckelmann beistimmen kann, liegt da, wo er, im Sinn seines Hauptthemas, antike und moderne Allegorie critisch gegeneinander stellt. Allerdings erscheint die Sterilität, die Geschmacklosigkeit der Neueren nirgends trauriger als hier, wenn man die glückliche Erfindung der Alten dagegen stellt.*)

„Die, welche zu unseren und unserer Väter Zeiten dieses Feld haben bereichern und zum Unterricht und zur Erleichterung haben arbeiten wollen, erschienen in einer Zeit, wo ein großer Haufe der Gelehrten gleichsam zur Ausrottung des guten Geschmackes sich mit einer wahrhaften Raserei empörten. Sie fanden in dem, was Natur heißt, nichts als kindische Einfalt, und man hielt sich verbunden, dieselbe witziger zu machen. Junge und Alte fingen an, Devisen und Sinnbilder zu malen ... das wahre Gegentheil von der edlen Einfalt sieht man in des Romein de Hooghe Bildersprache. In der ganzen Iconologie des Ripa sind etwa zwei bis drei erträgliche Bilder unter lauter übelentworfenen Gedanken ... Will ein Künstler sich als Dichter zeigen, so befindet er sich in einer Einöde, so arm ist die Malerei unserer Zeit an Zeichen für solche Dinge."

Will daher ein Künstler gute Allegorien haben, d. h. solche, in denen das Bezeichnete mit dem Zeichen ein wahres Verhältniß hat, welche Einfalt, Deutlichkeit, Wohlstand haben, so müssen die Bilder, worin die Griechen und Römer ihre Gedanken eingekleidet haben, vor allem sein Studium sein. Zumal die „höheren Allegorien, in welchen ein geheimer Sinn der Fabelgeschichte oder der Weltweisheit der Alten liegt, diese geben den Werken der Kunst die wahre epische Größe." Als Beispiel führt er an die Allegorie des frühen Todes in dem Bild der Entführung eines Kindes in den Armen der Aurora. Von niedrigerem Rang seien die Personificationen allgemeiner Begriffe, die zum Theil ein Zeichen oder eine Schrift zur Erklärung nöthig haben.

Soviel auch verloren gegangen ist: das übriggebliebene ist noch lange nicht verbraucht. „Der Künstler hat ein Werk vonnöthen, welches aus der ganzen Mythologie, aus den besten Dichtern alter und neuer Zeiten, aus der

*) Toutes nos académies et tous nos feseurs de devises ne trouveront jamais d'allégories plus vraies, plus agréables, plus ingénieuses que celles des neuf Muses, des Graces, d'Amour et de tant d'autres qui seront les délices et l'instruction de tous les siècles. Voltaire.

geheimen Weltweisheit vieler Völker, aus den Denkmalen des Alterthums auf Steinen, Münzen und Geräthen, diejenigen sinnlichen Figuren und Bilder enthält, wodurch allgemeine Begriffe dichterisch gebildet werden."

Fremdes und Eigenes.

Ueberblickt man die bisherige Analyse der „Gedanken über die Nachahmung", so wird man diesen Aphorismen- und Pluralitätstitel nicht unpassend gewählt finden. So fließend und leicht sich eins ans andre reiht, so trefflich alles dem Hauptzweck dient: so kann man sich doch nicht verbergen, daß hier Geister von verschiedener Abkunft und Rangordnung zusammengeladen sind. Ein angeborener, zugleich warmer und delicater Sinn für Schönheit, ein Etwas, das sogleich jedermann bedeutendes im Fach der Kunst ankündigte, steht neben Sätzen, die vollkommen zum Beweis hinreichen würden, daß wer solches niederschreiben konnte, nicht nur des richtigen Begriffs, sondern auch des psychischen Organs für bildende Kunst entbehrte.

Wenn man sich die Fähigkeit des menschlichen Geistes, Widersprüche in sich zu hegen, auch noch so grenzenlos vorstellt, so kann man doch in diesem Falle nur an äußere Veranlassungen denken. Und diese äußeren Quellen haben wir denn auch nicht weit zu suchen.

Die Critiker jener Zeit nennen Oeser den „ersten allegorischen Maler" der Gegenwart. In den fatalen Abschnitten über die Allegorie gewahrt man vornehmlich —

οἷοι Εὐθύφρονος ἵπποι —

(Plat. Cratyl. 404 D.)

Allerdings fehlte es Winckelmann in seinen antiquarischen Studien nicht an einigen Anknüpfungspunkten. So lange er noch von Denkmälern der Kunst nichts sehen konnte, mußte sich seine Lernlust mit der Kenntniß der reichen Bildersprache der Alten begnügen. Die Lösung solcher Bilderräthsel mittelst Belesenheit und Scharfsinns ist das Glück des Antiquars; diese Freude des Dolmetschers aber wird leicht mit der Freude an der Kunst verwechselt. Kunstwerke sind mannichfache, man hat gesagt, unendliche Ganze: sie sind für Alle, weil sie in Allen die ihnen geläufigsten Ideenverbindungen anregen. Da aber jedermann diese unkünstlerischen Nebenvorstellungen für Kunstgenuß hält, so glaubt auch jedermann, über Kunst mitsprechen zu können. Der Historiker z. B. erfreut sich, in Gemälden Anspielungen auf Scenen und Personen der ihm vertrauten Epochen zu finden: solche Wiedererkennungen entzücken ihn viel mehr als die größten Wunder der Kunst: sie bestechen sein ästhetisches Werthurtheil.

Winckelmanns Gleichgültigkeit gegen Individualität, Ausdruck und Composition, seine Neigung zu idealen Formen (die sich für die Allegorie allein schicken) erleichterte ihm die Annahme dieser Grille: sonst aber wollte sie sich zu seinen ästhetischen Ansichten wenig fügen: er hat in richtigem Kunstinstinct nie versucht, sie mit seiner systematischen Lehre von der Schönheit in Verbindung zu bringen. Er hielt allerdings den Plan eines Repertoriums der Allegorie für Künstler fest und führte ihn zwei Jahre vor seinem Tode aus; aber dieser Versuch, der übrigens von allen seinen Schriften am kühlsten aufgenommen wurde, war ein bloßes Sammelwerk.

Auch die Ausfälle auf den Barockgeschmack der Ornamentik weisen auf Oeser hin, der nach den Propyläen „bei jeder Gelegenheit eine beinahe feindliche Abneigung gegen die grotesken Zierrathen zu äußern pflegte."

Woher sonst sollte er die zahlreichen, von Kunstsachen Wiens hergenommenen Beispiele haben, als von Oeser? „Ein Künstler, den ich namentlich anzuführen mich nicht schämen dürfte, hat mich versichert, daß in sieben Jahren, so lange er in der Academie der Künstler zu Wien studirt, er niemand wisse, der nach einem dasigen antiken Cupido gezeichnet habe." Dahin gehören die Modelle Maders für die Reliefs der „unvergleichlichen" Spiralsäulen an der Wiener Carlskirche, welche den Modellen des Mattielli den Rang abliefen; die Bemerkung, daß die Oesterreicher Matthäus Rauchmüller und Raphael Donner „in zärtlichen Körpern" selbst die Griechen übertroffen haben. Das einzige allegorische Werk neuerer Zeit, welches er der Gallerie des Luxemburg zur Seite stellen will, ist die Kuppel der Wiener Bibliothek von Daniel Gran, „ein malerisches Heldengedicht." Da Gran ein Schüler Solimena's war, so erklärt sich auch, warum dieser und Maratta für die größten erklärt werden „in der neuen Manier der großen Partien in Gewändern, in welcher der Meister seine Wissenschaft nicht weniger, als in der gewöhnlichen Manier der Alten zeigen könne." Denn als Winckelmann kurz darauf selbst die Augen aufthat, fand er die Gemälde Solimena's und der andern Neapolitanischen Maler „kaum die Zeit werth, sie zu untersuchen."

„Was bewunderte Winckelmann nicht alles, sagt Schlegel, nach Anleitung dieses Lehrers! Die manierirtesten Erzeugnisse der jüngstvergangenen Zeit, die nun schon in Vergessenheit begraben sind."

Nach dem pythagoräischen Grundsatz, daß Freunden alles gemeinsam sei, machte sich Winckelmann auch zum Champion und Rächer mancher persönlichen Empfindlichkeiten seines Freundes. Denn obwohl Oeser das Urbild eines gemüthlichen Wieners voll drolliger Geschichten war, dessen Thun (nach Knebels Worten) „ein angenehmes Sonnenlicht von echter Menschenweisheit erheiterte" — so konnte er doch auch ein schlimmer Feind sein, wie z. B. seine Fehden mit dem ihm in Leipzig beigeordneten Architecten Hayersang beweisen.

Selbst als unvorhergesehener Weise die Dedication an den König beschlossen wurde, wollte man sich nicht entschließen, die Stelle zu streichen, in der die Ornamente des Jagdschlosses Hubertusburg getadelt worden waren. Der Hofbildhauer Mattielli, der sich gewöhnlich von Oeser die Zeichnungen zu solchen Decorationssculpturen machen ließ, hatte dießmal Entwürfe zu einer Diana mit Nymphen und Jagdgeräthen erhalten. Aber dem Hof gefielen diese Zeichnungen nicht; man verlangte Armaturen und Trophäen. Diese königliche Wahl hatte Winckelmann als ein Beispiel unpassender Verzierung anzuführen gewagt. Indeß diese Kühnheit war nicht allzu gefährlich; er hatte einen guten Fürsprecher: man sagte ihm, „daß es ein Glück sei, wenn man unter solcher Protection (sie verstehen den Beichtvater) schreiben könne."

Auch die Beschreibung eines Gemäldes des Gérard de Laireſſe gehört hierher. Durch einen, soll man sagen, tückischen Zufall ist dieß die einzige ausführliche Schilderung eines Gemäldes von Winckelmanns Hand geblieben. Es war mit anderen aus dem Cabinet des Herrn de la Boixières vor einigen Jahren in Dresden angeboten worden. „Man nahm die schlechten Stücke, und das beste ging wieder nach Frankreich zurück, weil es Niemand kannte."*)

Oeser hielt es, und Winckelmann nach ihm, für eins der ersten Gemälde in der Welt; seine Schilderung ist ein mit Ueberlegung geschärfter Pfeil für die „unwissenden Leute, denen die Aufsicht über die größte Gallerie der Welt und über die Antiken anvertraut ist": Heinecken und Oesterreich.

Es ist die bekannte Scene des „kranken Königssohns" — der von geheimer Liebe zu seiner Stiefmutter verzehrt wird, in dem Augenblick, wo die Erscheinung der geliebten Königin am Siechbett die Enthüllung bringt, welcher dann durch den Edelmuth des Vaters die wünschenswertheste Lösung folgt.

Ein außerordentlich glückliches und fruchtbares Sujet, das auch Göthe viel beschäftigt hat, wie die mehrfache Erwähnung im Wilhelm Meister zeigt. Es soll das Lieblingsbild des Helden dieses Romans in seiner Jugend gewesen sein, den als Dilettanten der Gegenstand in Gemälden stets mehr reizte, als die Kunst. „Wie jammerte mich ein Jüngling, der die süßen Triebe, das schönste Erbtheil, das uns Natur gab, in sich verschließen, und das Feuer, das ihn und andere erwärmen und beleben sollte, in seinem Busen verbergen

*) Das Bild wurde später, vielleicht in Folge des Winckelmannschen Panegyricus, durch den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin angekauft. Nach der Schlacht bei Jena wanderte es nach Paris, wurde 1815 zurückgegeben und befindet sich jetzt in Ludwigslust. Es ist nur 1′ 7½″ breit und 1′ 1″ hoch. Im Musée Napoléon steht es unter Nr. 613, gestochen von Filhol; in Laurent's Musée Royal unter Nr. 32 von Bacquoy. Eine größere Wiederholung befindet sich in der Kunsthalle zu Carlsruhe. Vgl. Göthe's Wilhelm Meister I, 17. VIII, 10. Ich verdanke einige Nachweise und Winke über das Gemälde Herrn Eduard Kolloff zu Paris.

muß, sodaß sein Innerstes unter ungeheuren Schmerzen verzehrt wird! Wie bedauere ich die Unglückliche, die sich einem andern widmen soll, wenn ihr Herz schon den würdigen Gegenstand eines wahren und reinen Verlangens gefunden hat."

In anderem Ton „schwadronirt" der lose Friedrich über das Bild: „Wie heißt die Schöne, die hereintritt und in ihren sittsamen Schelmenaugen Gift und Gegengift zugleich führt? Wie heißt der Pfuscher von Arzt, dem erst in diesem Augenblick ein Licht aufgeht, der das erstemal in seinem Leben Gelegenheit findet, ein vernünftiges Recept zu verordnen, eine Arznei zu reichen, die aus dem Grund curirt, und die ebenso wohlschmeckend als heilsam ist?"

Winckelmann aber erfreut sich gerade daran, in dem Gemälde für alle seine Ideen von griechischem Kunststil Beispiele zu finden.

„Seleucus Gesicht ist nach Profilen der besten Köpfe auf dessen Münzen genommen; die Vasen sind nach den besten Werken des Alterthums entworfen; das Tischgestell vor dem Bette hat er wie Homer von Elfenbein gemacht; das Hinterwerk stellt eine prächtige griechische Baukunst dar. Die Sphinxe am Bett sind eine Allegorie ärztlicher Nachforschung. Stratonice würde der Schule des Raphael Ehre machen; sie naht sich dem Bett mit der Geberde einer heiligen Vestale. Der Arzt und Priester Erasistratus ist ehrwürdig wie Homers Calchas. Im Gesicht des Prinzen liegen die größten Geheimnisse der Kunst, und die streitigen Regungen der Seele fließen mit einer friedlichen Stille zusammen."

Wie hat sich in hundert Jahren das Urtheil über antiken Stil verändert! Wir sehen hier weniger antikes Costüm, als ein barockes Gemisch antiquarischer Studien mit Reminiscenzen französischer Prunkzimmer und Trödelbuden. Stratonice läßt sich die Schleppe tragen, Seleucus ist ein Carnevalstürke, der Arzt in Barett und Mantel scheint aus einem Jan Steen entnommen; der Prinz liegt in einem Paradebett à la Louis XIV. mit Caryatidenbaldachin, Quastenumhängen, Geländertritt; daneben Candelaber, Cippen, Pfauenwedel, Weihrauchqualm.*)

Dieselbe Mischung wiederholt sich im Stil. Das Studium antiker Reliefscenen ist nicht zu verkennen, zumal in der wirklich schönen Gruppirung; aber ein modern-französischer Parfüm ist über alles verbreitet, der freilich ganz zu dieser Scene verschämter Zärtlichkeit und königlichen Edelmuths paßte. Sie

*) „Und so ist alles Costüm lächerlich! Denn auch der Maler, ders am besten zu beobachten scheint, beobachtets nicht einen Augenblick. Derjenige, der auf die Tafel eines reichen Mannes Stengelgläser setzte, würde übel angesehen werden, und darum behilft er sich mit abenteuerlichen Formen, belügt euch mit unbekannten Töpfen, aus welchem uralten Gerümpelschranke er nur immer mag, und zwingt euch durch den markleeren Adel überirdischer Wesen in stattlich gehaltenen Schleppmänteln zu Bewunderung und Ehrfurcht." Göthe, nach Falconet und über Falconet.

erinnert etwas an die bekannte anmuthige Darſtellung der Lady Grey vor König Edward VI. von Angelica; ſie könnte als ein Anklang an die ſentimentale Antike des ſpätern achtzehnten Jahrhunderts bezeichnet werden. Begreiflich iſt, wie man für ein ſolches Bild zu einer Zeit ſchwärmen konnte, als der Dresdener Hof vor der Clemenza di Tito in Thränen zerfloß. Der ſehnſuchtskranke Prinz ſcheint mit dem Seſto des Metaſtaſio zu ſeufzen:

Se mai senti spirarti sul volto,
Lieve fiato, che lento s'aggiri,
Di'; son questi gli estremi sospiri
Del mio fido, che muore per me.
Al mio spirto dal seno disciolto
La memoria di tanti martiri
Sarà dolce con questa mercè. (II, 15.)

So derbe Schläge den Feinden ausgetheilt wurden, ſo reichlich wurde den Freunden und den dem Kreiſe angehörigen, den Dietrich, Hagedorn, Mattielli, Oeſer ſelbſt, Weihrauch geſtreut (S. 288, 353, 278, 345). Algarotti wird als Farbenlehrer mit Newton zuſammengeſtellt. —

Es läßt ſich nicht läugnen, daß in dem allen der Einfluß des Dunſtkreiſes einer kleinen Reſidenz mit ihren Cabalen und Eiferſüchteleien bemerkbar iſt: von dieſer kleinſtädtiſchen Miſere haben ihn einige Athemzüge in der ewigen Stadt gereinigt.

Doch iſt es nicht mehr als billig, hinzuzufügen, daß Winckelmann ſeinem Lehrer keineswegs bloß Verkehrtheiten und Grillen verdankte. Auch die Siſtiniſche Madonna iſt ihm zuerſt von Oeſer aufgeſchloſſen worden. Auch auf die Herculanerinnen, deren Erwerbung auf den Rath Mattielli's, des Freundes Oeſers geſchah, iſt er durch ihn hingewieſen worden. Göthe bekennt, Oeſer die Einſicht zu verdanken, „daß weit ausgebreitete Gelehrſamkeit, tiefliegende ſpitzfindige Weisheit, fliegender Witz und gründliche Schulwiſſenſchaft mit dem guten Geſchmack ſehr heterogen ſeien;" und Winckelmann ſagte damals aus deſſelben Lehrers Sinn, „daß das Schöne in der Kunſt mehr auf feinen Sinnen und einem geläuterten Geſchmack, als auf tiefem Nachdenken beruhe."

Auch das Evangelium des Schönen, die Lehre vom Ideal, das „Einfalt und Stille" ſei, hörte er, wie Göthe, wahrſcheinlich zuerſt aus Oeſers Munde.

So darf man Lipperts Anſicht über dieſe Verbindung doch wohl unterſchreiben. „So ein fleißiger und beleſener Gelehrter, ſagt er, Winckelmann auch immer iſt, ſo würde er doch, wie viele andere, mit ſeinem weitläufigen Wiſſen in Büchern kleben geblieben ſein, wenn er nicht zuvor einige Zeit bei Oeſer dieſe Kenntniß durch deſſen guten Geſchmack entwickelt und ſeine Augen ſtark gemacht hätte." Winckelmann ſelbſt bekennt, daß er ſich durch Oeſer eine Menge Kenntniſſe erworben. „Durch die Freude des Genuſſes, ſagt

Göthe, wurde er zuerst zu den Kunstschätzen hingezogen; allein zur Benutzung, zur Beurtheilung derselben bedurfte er noch der Künstler als Mittelspersonen, deren mehr oder weniger gültige Meinungen er aufzufassen, zu redigiren und aufzustellen wußte."

Oeser war gewiß zu beneiden um solche Schüler, die bereit waren, sich zu Bekennern und Aposteln aller seiner Ideen, Wünsche, Marotten zu machen, und in einer Sprache, die größerer Dinge würdig war. Aber wie liebenswürdig war es auch, daß er ihnen alles, was er vorräthig hatte, als Eigenthum überließ! daß er Winckelmann so zu sagen mit den Ersparnissen seines ganzen Lebens einen Großhandel begründen half, während er seinen kleinen Kram forttrieb! „Ein Freund, heißt es im Deutschen Mercur (1781), ein Künstler sollte das Verdienst haben, das kein Begüterter, Satter und Großer sich zu erwerben wußte, den Keim, der in Winckelmann lag und den niemand erst hineinlegen durfte, hervorzubringen und zu entfalten."

Oeser hielt auch große Stücke auf seinen Schüler; er erkannte in ihm sein besseres Ich in größerem Maße wieder; er durfte sich schmeicheln, bei seiner geistigen Geburt socratische Hebammendienste geleistet zu haben. „Ich habe noch keinen Gelehrten gefunden, schreibt er den 23. März 1772 an Hagedorn, der den Plan von Winckelmann eingesehen hätte. Wahrlich, der Mann hat uns zuviel Ehre angethan, daß er uns sein classisches Werk deutsch hat liefern wollen." Göthe erzählt, daß er eine leidenschaftliche Verehrung für Winckelmann hatte, und daß Heinecken in seinem Kreise „nicht wohl genannt werden durfte, weil er einmal mit Winckelmann unsäuberlich verfahren war, welches ihm denn niemals verziehen werden konnte." —

Diese Abhängigkeit bei einem Schriftsteller, der so viel Werth auf Originalität legte, hängt gewiß mit der raschen, gelegentlichen, fast improvisirten Entstehung der Schrift zusammen. Denn wird jemand fremde Gedanken redigiren, wenn er eigene bereitliegen hat? Wozu Beispiele aufführen, die ein anderer in der Ferne gesehen hat, wenn man an Ort und Stelle bessere Sachen gesehen hat? Gewiß, der Verfasser hat in vielen Stücken die gründlichste Sachkenntniß; aber diese Stücke sind nur ein Theil seines aus Conversation und Lectüre leicht aufgerichteten Baues. Es fehlt auch nicht an trefflichen Wahrheiten; aber sie sind zerstreut in einem Gewebe localer und persönlicher Grillen und Einfälle. Und doch vermissen wir gerade die Localfarbe, welche wir wünschten. Mit einer, höchstens zwei Ausnahmen gewahren wir keine Spur von Einwirkungen der Meisterwerke der Dresdener Gallerie. Die Größe dieser Sammlung lag im Malerischen; und hier treffen wir auf eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Malerische. Selbst in dem schönsten Abschnitt von der Griechenkunst ist mehr Belesenheit als Anschauung: statt uns Formen vorzuführen, erzählt er uns die begünstigenden Ursachen dieser

Formen. Er hat die Eigenschaften des plastischen Stils überall richtig getroffen; aber er leitet keines dieser Characteristica aus den Gesetzen des Kunststils ab: er macht lieber die Bildhauer zu philosophischen Moralisten.

Winckelmann ging hier in Dresden wie später in Rom an ganzen weiten Strecken der Kunst unberührt vorbei. Man darf getrost behaupten, daß er für die Schönheiten der Baukunst und der Malerei wenig Sinn hatte. Er folgte darin auch später dem Urtheil des Mengs: nur was die Malerei mit der Plastik gemein hat, war ihm zugänglich: der schöne Umriß, den er am liebsten in der unmalerischen, aber plastischen Schärfe der älteren Schulen bis auf Raphael — von Spätern trocken genannt — gesehen hätte. Für Colorit, Beleuchtung und Helldunkel, für Ausdruck, Handlung und Composition hatte er wenig Sinn. Das Moderne und nun gar das Christliche in der Kunst blieb ihm ein verschlossenes Buch: er hat sich versündigt an Michelangelo wie an Correggio; und selbst bei Raphael, dem einzigen unter den Neueren, dem er warme und ungetheilte Verehrung zollte, liebte er eigentlich nur den Anklang an die Linieneleganz und an die maßvolle Ruhe der Antike.

Es ist wahr, eine südliche Färbung ist über manche Stelle der Schrift verbreitet; aber es kommen auch einige Züge cisalpinischen Wesens vor, welche dem auf unsern Boden verpflanzten Kunstgewächs eine etwas bläßere Farbe und einen etwas kümmerlicheren Wuchs zu prognosticiren schienen.

Es ist nicht bloß der Hang zum anschauungslosen Begriff, zu Spielen des Verstandes bei Herabsetzung des sinnlichen Körpers der Kunst. Sollte nicht bei dem Mißfallen an welschem Feuer und franchezza auch das deutsche gemüthliche Phlegma einigen Antheil haben? Es ist der grübelnde Sinn des Nordländers, dem „die Reize erst durch Nachforschung und Ueberlegung Dauer erhalten"; es scheint ein etwas hypochondrischer Geschmack zu sein, den „ein schönes Gesicht mehr reizt, wenn es durch eine überdenkliche Miene etwas Ernsthaftes erhält." Wir fühlen uns wohlthuend berührt von einer warmen Liebe zur Kunst und ihren Heroen; aber dicht daneben sehen wir einen Utopismus, der zu einem von Ort, Zeit, Volk, Natur losgerissenen Ideal hinfliegen möchte und doch nicht einmal über die Bewunderung der Verfallswerke der nächsten Gegenwart hinaus kann. Der echte historische Sinn, welcher die Kunst als Ergebniß des gesammten Nationallebens begreift, steht neben dem falschen Historismus, welcher die Erneuerung aus der Nachahmung des Vergangenen erwartet und zu vergessen geneigt ist, daß Archäologie keine Kunst ist. Die gewöhnliche Folge der Ueberfluthung mit Meisterwerken zeigt sich auch hier: ein delicates, schwer zu befriedigendes Auge für tadellose Form, ein critischer und unproductiver Geschmack, der die Nachahmung als Weg zum Vollkommenen anräth, aber den Künstler, wenn er diesen Rath befolgt, stets daran erinnert, wie weit er von den rechten Linien seines Urbildes abgewichen ist.

Dürften wir hier den Propheten ex eventu machen, so könnten wir mit der Verkündigung schließen, daß die Kunst, welche die nächste Generation diesen Rathschlägen gemäß versucht, bemüht sein wird, dem Gedächtniß und der Hand einen Durchschnitt griechischer Formen einzuüben; daß der Ankündigung des „großen Weges zur Erweiterung der Kunst" und zur „Unnachahmlichkeit," den Reformationsthesen Winckelmanns, wie man diese Schrift genannt hat, ein Classicismus folgen wird, hohler, lebloser, im schlimmsten Sinn moderner, als je einer gewesen ist; eine Kunst, viel unerfreulicher, als das wilde Bacchanal des Barockstils.

Nachdem die Malerei so lange die Plastik (wie die Baukunst) aus ihren Stilgrenzen herausgelockt, ins Schlepptau genommen hatte, schien die Plastik ihre Repressalien nehmen zu wollen. Sie zeichnete der Schwesterkunst das Schema vor, für welches diese, in gleich großer Angst vor Natur, Phantasie, Genie, ja vor sich selbst, eine bescheidene Ausfüllung geben durfte. Ueberall umschwebten uns jene schönen gemalten Gypsfiguren, mittlere Formen, in modernem Stubenleben verzärtelte, durch Lesen von Taschenbüchern empfindsam gewordene Griechen, mit gehörig abgedämpftem Ausdruck, zahm gemachten Attitüden, gewürzt mit etwas Theateranstand und mit den allegorischen Weisheitsfündlein des philosophischen Jahrhunderts.

Kein neuer Trunk aus dem ewigen Lebensborn der Natur; kein Schöpfungsrausch aus dem Kelch der Poesie, der Geschichte, der Religion; statt dessen sorgsame Abschließung von der Wirklichkeit als der Quelle des Unedlen, Häßlichen, Rohen hinter Glaswänden, in Gesellschaft veredelter und verfeinerter Natur — das waren die Wege, auf welchen die Kunst verjüngt werden sollte. Diese Reformatoren glichen den Aerzten, welche die Krankheit zu entkräften glauben, indem sie dem Leben durch Blut- und Nahrungsentziehung den letzten Stoß geben.

An einer Stelle scheint Winckelmann sogar Schöpfungen noch späterer Genies in prophetischem Geiste geschaut zu haben. Er läßt seine Gegner befürchten, daß die Lehre von der „ungerührten Stille" uns Bilder bringen werde, welche Schilderungen von jungen Spartanern vorzustellen scheinen, „die ihre Hände unter ihrem Mantel verstecken, in der größten Stille einhertreten, und ihre Augen nirgendwohin, sondern vor sich auf die Erde richten mußten." —

Doch wie schön sagt Saladin:

„Mich dünkt, ich weiß, aus welchen Fehlern unsre Tugend keimt."

Winckelmanns Kunstsinn war freilich sehr begrenzt. Aber wie er sich früher durch die Polymathie nicht von seinen Griechen hatte ablenken lassen, so verdarb ihm auch der sybaritische Kunstgenuß Dresdens nicht seine Einfalt und Strenge des Geschmacks.

Nur die Plastik war es, mit ihrer Entfernung von allen Künsten und

Reizen des Scheins; die Plastik, welche eine einzige Figur zum Schauplatz ihrer ganzen Kunst machen kann; die hellenische Plastik mit ihrer Freiheit von aller malerischen Beimischung, deren höchste Werke der Mannichfaltigkeit, der Characteristik nur innerhalb eines gewissen Bezirks festgestellter Züge Spielraum lassen; welche Leidenschaft und Handlung oft lieber nur andeutet: dieß Höchste war es, was sich Winckelmann aus dem weiten Reich der Kunst erwählte, dem er seine dauernde Liebe schenkte. Allem was er sonst sah, kehrte er gar bald den Rücken, alles bestätigte ihn nur immer wieder in seiner ersten und einzigen Neigung. So ging er, ohne das Auge nach links oder rechts schweifen zu lassen, durch den labyrinthischen Kunstgarten von Elbflorenz auf geradlinigem Pfad zu dem Tempel der Mitte, wo er nichts sah als Vestalen aus Herculanum, die sistinische Madonna, den Laocoon, die Ariadne.

Ahnend strebte er dem zu, was er nun bald schauen sollte. „Der Jupiter des Phidias war nach den erhabensten Begriffen der Gottheit, die alles erfüllt, gearbeitet; es war ein Bild wie des Homer Eris, die auf der Erde stand und mit dem Kopf bis in den Himmel reichte; er war gleichsam nach dem Sinn der heiligsten Dichtkunst entworfen — wer kann ihn fassen!"

Winckelmann nannte die Sistina „das seltenste aller Werke der Dresdener Gallerie," zu einer Zeit als noch Maler die Madonna des — Trevisani für einen ihr „wenig vortheilhaften Nachbar" hielten, und als der erste dortige Kenner zugab, „daß das Werk Raphaels Pinsel immerhin keine Schande mache." *Σοφὸς ὁ πολλὰ εἰδὼς φυᾷ*: dieses Pindarischen Spruchs gedenkt man bei solchen Urtheilen des Kenners und des Neulings. Was Winckelmann in Raphael sah, daran schienen ihm die Worte seiner bisherigen Commentatoren so wenig zu reichen, daß er „die Vorzüglichkeit Raphaels, den noch niemand gekannt hat, zuerst ins Licht zu setzen" glaubte! Sollen wir mit ihm rechten, daß er doch nur in den Vorhöfen Raphaelscher Kunst stehen blieb, daß ihm auch hier nur der Anklang an die Götter Griechenlands zugänglich war?

„Seht die Madonna mit einem Gesicht voll Unschuld und zugleich einer mehr als weiblichen Größe, in einer selig ruhigen Stellung, in derjenigen Stille, welche die Alten in den Bildern ihrer Gottheiten herrschen ließen. Wie groß und edel ist ihr ganzer Contour!

„Das Kind auf ihren Armen ist ein Kind über gemeine Kinder erhaben, durch ein Gesicht, aus welchem ein Strahl der Gottheit durch die Unschuld der Kindheit hervorzuleuchten scheint.

„Die Heilige unter ihr kniet ihr zur Seite in einer anbetenden Stille ihrer Seele, aber weit unter der Majestät der Hauptfigur; welche Erniedrigung der große Meister durch den sanften Reiz in ihrem Gesicht ersetzt hat.

„Der Heilige dieser Figur gegenüber ist der ehrwürdigste Alte mit Gesichtszügen, die von seiner Gott geweiheten Jugend zu zeugen scheinen." —

Es ist die einzige Schilderung eines Werkes christlicher Kunst, die wir von Winckelmann besitzen.

Daß er uns lehren wollte, nur das Höchste und Herrlichste zu begreifen, daß ihm neben diesem das Uebrige ganz verschwand, dieß macht fast alles andere wieder gut. Er hat die höchsten Werke zuerst wieder aus der widrigen modernen Umgebung, in der sie verloren und falsch beleuchtet standen, hoch hinauf auf das ihnen gebührende Postament erhoben: was schadete es, wenn das Postament doch noch durch einige Schnörkel entstellt war?

In diesem Ersten und Höchsten erscheint er denn auch, wie alle genialen Menschen, von Anfang an klar und abgeschlossen; er hat in diesem ersten Versuch schon fast alle Gedanken seiner schriftstellerischen Zukunft erfaßt oder berührt. Wir haben schon hier die Grundzüge des späteren Systems plastischer Schönheit mit den Axiomen der Idealität, des Maßes, der Wellenlinie. Schon wird die römische Dichtung und Kunst gegen die hellenische auf den ihr zukommenden Platz verwiesen; schon werden Proben der berühmten Beschreibungen von Kunstwerken gegeben; schon wird dem Verführer der neueren Sculptur der Handschuh hingeworfen; die historische Erklärung der griechischen Kunst ist fast vollständig ausgeführt: sogar eine Idee der Kunstgeschichte ist schon da. „In diesem Schriftchen, sagt der Verfasser des Aufsatzes im Deutschen Mercur (1781), liegt, mich dünkt, die ganze Knospe von Winckelmanns Seele; Rom konnte sie nur mit gelehrtem Laube und mit Früchten eines bestimmteren, älteren Urtheils krönen. Was Winckelmann in Rom sehen sollte und wollte, trug er schon in sich."

Von dieser Seite angesehen kann man sagen, daß die Welt Winckelmann nur als fertigen, nicht als werdenden kennen lernte, sowenig, wie sie ihn als abnehmenden kennen lernen sollte.

Auch auf die Kunst der Zukunft hat die von ihm eröffnete Gedankenreihe, wenngleich später, einen belebenden Einfluß ausgeübt. Das leuchtende Gemälde der lebensvollen Kunst Griechenlands konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Berührung mit dem Lebendigen, selbst auf dem Wege der Erkenntniß, selbst durch das Fernrohr der Wissenschaft, wirkt Leben; natürlich nur bei denen, welche den Prometheusfunken in sich tragen. Es kamen doch auch solche, die von den Griechen lernen wollten, was von ihnen gelernt werden soll: mit ihren Augen in die Welt sehen, ihre hohen poetischen Inspirationen suchen, ihren Sinn für das Ganze und Insichvollendete wieder erwecken.

Bisher ist von eigentlich Archäologischem in diesem ersten Versuch des Gründers unserer Archäologie noch wenig die Rede gewesen. Allerdings spielt die Archäologie in dieser Schrift eine Nebenrolle. Zwar drehen sich alle Schriften Winckelmanns um die alte Kunst: aber er begann mit practisch-ästhetischen

Tendenzen; er ging über zur historischen Erzählung, jedoch immer im Interesse der Lehre des Schönen; erst zu allerletzt wandte er sich der archäologischen Hermeneutik zu. In diesem Theil der philologischen Kunst stand er damals noch nicht auf eigenen Füßen. Er acceptirt noch ganz unbesorgt die Erklärungen aus der römischen Geschichte. Die schöne Ariadne der Antikensammlung ist ihm Agrippina, die Gemahlin des Germanicus, muthmaßlich „in dem betrübten Augenblick, da ihr die Verweisung auf die Insel Pandataria war angekündigt worden."

Nur in einem Punkt kündigt sich doch eine Wendung der Archäologie auch hier schon an. Die Denkmäler, die den Antiquaren bis dahin nur zur Anknüpfung weit hergeholter Gelehrsamkeit dienten, werden durchaus als Quelle des Schönen und des Stils der Kunst gebraucht; und zwar bis auf die Münzen herab. Die drei Vestalen und die Agrippina kommen vor als Muster antiker Gewandung; der Laocoon als Beispiel plastischer Ruhe. Du Bos hatte zuerst auf die kunstgeschichtliche Nutzbarkeit der Münzen hingewiesen; und Winckelmann macht uns darauf aufmerksam, „daß die Köpfe berühmter Frauen auf griechischen Münzen das gerade Profil haben, und selbst die römischen Kaiserinnen nach eben dieser Idee gebildet sind; der Kopf einer Livia und Agrippina habe dasselbe Profil, wie der Kopf einer Artemisia und Cleopatra; möge nun hier eine Nationalphysiognomie oder das thebanische Gesetz „die Natur aufs beste nachzuahmen," zu Grunde liegen.

Von demselben Gebrauch der Gemmen sind bereits Beispiele gegeben worden (S. 363). Die unvergleichliche Ueberlegenheit griechischer Kunst über die egyptische, die sich zu jener wie das Samenkorn zur Frucht verhalte, wird auf einen Gemmenbeweis gegründet. „Man kann die Kunst in der Wiege unter den Egyptern in späteren Zeiten, und die Kunst in ihrer Schönheit unter den Griechen, auf ein und eben demselben Stück vergleichen. Man betrachte den Ptolemäus Philopator von der Hand des Aulus auf einem geschnittenen Stein, und neben besagtem Kopf ein paar Figuren eines egyptischen Meisters, um das geringe Verdienst seiner Nation um diese Kunst einzusehen."

Wie verschieden war der Gebrauch, den Winckelmann von dem wenigen machte, was er von dem Dresdener Cabinet sehen konnte, verglichen mit derjenigen Behandlungsweise, von der noch z. B. die zehn Jahre vorher geschriebene Abhandlung des Wittenbergers J. W. von Berger „über die alten Denkmale des Dresdener Museums" eine Probe ist. Hier war statt aller übrigen als Kleinod die „Vestalin Tuccia" (No. 138) ausgezeichnet worden. Es ist die noch nicht bestimmt erklärte Statue einer Jungfrau in attischer Tracht, mit den Spuren eines an die Brust gehaltenen Körbchens oder Kästchens. Die Sitte der Antiquare, in der römischen Geschichte und in den reichen Anecdoten- und Curiositätenmagazinen der Alten nach Erklärungen

herumzuschweifen, hatte den phantasievollen Ergänzer oder seinen gelehrten Berather auf die sinnige Idee geführt, in dem Gefäß, welches dieß liebliche Mädchen im Arm haltend, jungfräulich-sittig daherschreitet, die Spuren des Siebes zu vermuthen, in dem jene Vestalin Tiberwasser zu der Stätte getragen hatte, wo das Gottesgericht über ihre Keuschheit gehalten wurde. Der englische Reisende Edward Wright hatte in ihr den Ausdruck einer Bescheidenheit und eines sicheren Bewußtseins der Unschuld gefunden, wie er ihm nirgends sonst begegnet sei. Diese Seltenheit, ja Einzigkeit der Darstellung machte den römischen Kunstkennern und dem Wittenberger Antiquar die Vestalin Tuccia zum Hauptwerk der Dresdener Museums. „Wenn sie die einzige Antike dieser Sammlung wäre, sie allein würde die Antiquare des Auslandes nach Dresden ziehen."

Winckelmann schöpfte seine neue Betrachtungsweise aus dem Umgang mit den Künstlern. Es war ein Luftzug aus dem Leben in die Bücher- und Antiquitätensäle, welchem wir die wissenschaftliche Schöpfung verdanken, deren erster Keim unser Schriftchen ist.

Auch über das sogenannte Kennerurtheil, das in Wirklichkeit Handwerksurtheil ist, ergeht bereits sein Spott. Zu dem Ausspruch, „Kennern ist der Strick, mit welchem Dirce an den Ochsen gebunden ist, das schönste an dem größten Gruppo aus dem Alterthum, welcher unter dem Namen des Toro Farnese bekannt ist," macht er die Glosse:

Ah miser, aegrota putruit cui mente salillum!

Ein technischer Vorschlag.*)

„Das Detail der Künste, welches niemand kennt, der sie nicht ausübt, über das keiner von denen nachdenkt, welche sie ausüben, das selbst die universellsten Gelehrten unbeachtet lassen, diese ungeheuere Menge eigenthümlicher Geschicklichkeiten ist so wundersam wie entzückend, sobald man sie mit erleuchtetem Auge betrachtet."

Diesen Reiz des Technischen, den Fontenelle in den vorgeführten Worten schildert, erfuhr auch Winckelmann, als er die Proceduren der Kunst der Bild-

*) Leon Battista degl'Alberti, della statua (in der Architettura. London 1739. fol. 31'.) Pomponii Gaurici Neapol. Excerpta de sculptura 1504 (Gronov. Thes. ant. graec. IX). Benv. Cellini, due trattati, Firenze 1568 S. 55. G. Vasari, introduzione alle tre arti del disegno, cap. 9. (Vite, 1568, S. 33.) Lud. Demontiosii de pictura antiqua in: Gallus Romae hospes 1585 (Gronov. a. a. O.). Felibien, des principes de l'architecture etc. 1697. pag. 228. Kernhistorie aller freien Künste u. s. w. Leipzig 1748. Fréron, Journal étranger Mai 1756 S. 176—196. D. Bardon, essai s. la sculpture 1765. S. 62 ff. Levesque in Watelet, dict. des arts 1792. III. S. 472. H. Meyer in Winckelmanns Werken V. S. 389. Clarac, musée de sculpture I, 137 ff. Einige werthvolle Winke verdanke ich dem Bildhauer, Herrn Eduard von der Launitz in Frankfurt a. M.

nerei kennen lernte. Und es ist bekannt, daß man sich bei den ersten Gängen in den Feldern einer Wissenschaft oder Kunst am leichtesten mit neuen Gedanken und Erfindungen schmeichelt.

Die Unheilbarkeit jedes durch ein Zuviel beim Wegnehmen begangenen Fehlers nöthigt die Bildhauer, dem Marmorwerke eine vorläufige Ausführung in einem bildsamern und geringeren Stoff voranzuschicken.

Die Statue in Marmor und Erz, obwohl allein für das Auge der Welt und für die Dauer bestimmt, ist größtentheils ein Werk des Fleißes der Hülfsarbeiter, ein Werk von Cirkel und Lineal. Die schaffende Thätigkeit des Meisters, der Antheil des Genies findet seinen Spielraum fast ausschließlich in der Herstellung jenes vergänglichen Modells. Das Denkmal ist nur eine Copie dieses Modells: die Uebertragung des Modells auf den Marmor ist es, welche den technischen Scharfsinn am meisten beschäftigt.

Winckelmann glaubte im dritten Bande von Vasari's Leben der Maler die Beschreibung eines Verfahrens zu entdecken, welches er in keinem Bildhaueratelier bemerkt hatte, in keinem Lehrbuch angedeutet fand.*) Er sucht sich das hier angedeutete Verfahren zurechtzulegen, und es scheint ihm genauer und sicherer, als alle damals üblichen: er glaubt, als Verbesserer nicht bloß des Geschmacks, sondern auch der Technik der Bildhauerkunst auftreten zu können. Die Superiorität der griechischen Werke schien auch eine vollkommenere, seitdem verloren gegangene Technik vorauszusetzen. Wie wenn Michelangelo, dieser „Phidias neuerer Zeit", der größte nach den Griechen, in dem von Vasari erwähnten Verfahren „auf die wahre Spur seiner großen Lehrer gekommen wäre?"

Das von Winckelmann vorgeschlagene Verfahren, bestimmt, der Uebertragung des Modells auf den Marmor den höchsten Grad von Sicherheit zu geben, besteht in der Kürze in folgendem. Man legt das Modell in einen viereckigen, mit Wasser angefüllten Kasten, dessen Form der Form des Marmorblocks (z. B. einem Parallelepiped) entspricht. Die obere, offene Fläche des Kastens wird mit Quadraten von Fäden überspannt, die Seitenwände werden durch Linien in Quadrate getheilt. Diese Quadrate werden in vergrößertem Maßstab auf die oberen und seitlichen Flächen des Blocks übertragen. Das

*) — — Quattro prigioni bozzati, che possano insegnare di cavare de' marmi le figure con un modo sicuro da non istorpiare i sassi, che il modo è questo, che s'e' si pigliasse una figura di cera o d'altra materia dura, e si mettesse a giacere in una conca d'acqua, la quale acqua essendo per la sua natura nella sua sommità piana e pari; alzando la detta figura a poco a poco del pari, così vengono à scoprirsi le parti più basse della figura, tanto che nel fine ella così viene scoperta tutta. Nel medesimo modo si debbono cavare con lo scarpello le figure de' marmi, prima scoprendo le parti più rilevate, e di mano in mano le più basse, il quale modo si vede osservato da Michel Agnolo ne' sopradetti prigioni, i quali Sua Eccellenza vuole, che servino per esempio de' suoi Accademici. Vasari Vite de' pittori III, pag. 776.

Wasser in dem Kasten wird nach und nach abgelassen, und die jedesmal hervortauchenden Theile aus dem Marmor hervorgeholt. Die Grade des Kastens zeigen die Höhe des gefallenen Wassers an; das Wasser beschreibt den Contour des Modells, und der Raum von diesem Contour bis an die Wände des Kastens giebt dem Bildhauer „das Maß, wieviel er von seinem Stein wegnehmen soll."

Die Hervorholung der Statue aus dem Marmorblock würde also nach dieser Methode in horizontalen Schichten vorrücken; so daß z. B. die eine Hälfte der Statue noch ganz in dem viereckigen Block steckte, während die andere Hälfte, mit Ausnahme der letzten Hand, schon gerundet dastünde: in der Mitte der Arbeit würde die Statue ein vollkommnes Halbrelief darstellen. Denn die unumgängliche Voraussetzung dieses Verfahrens ist die genaue geometrische Aehnlichkeit des Wasserkastens und des Blocks, dessen Flächen für die Auftragung der Quadrate erhalten werden müssen. Der noch nicht angegriffene Theil des Marmors müßte dieser Messungen wegen in jedem Stadium der Arbeit ein rechtwinkliges Parallelepiped darstellen, dessen Gestalt der Gestalt der Wassermasse im Kasten genau entspräche.

Schon dieß reicht hin, die Methode als völlig unpractisch zu verurtheilen. Bekanntlich läßt sich heutzutage wegen der Kosten des Materials und des Transports niemand solche viereckige Blöcke aus den Marmorbrüchen kommen. Die Arbeiter im Steinbruch pflegen mit Hülfe eines übersandten Modells den Stein aus dem groben zurechtzuhauen. Diese Leute suchen einen unregelmäßigen Block aus, in dem sie die Figur enthalten glauben. Wollte man aber einen solchen Block nach Winckelmanns Anweisung von oben herunter bearbeiten, so liefe man Gefahr, unten Hervorragungen anzutreffen, die außerhalb des Blocks liegen. Diese Untersuchung aber, ob eine Figur wirklich in einem Marmorstück eingeschlossen ist, die Sondirung (scandiglio) läßt sich nur mittelst der sogleich zu erwähnenden Punctirmethode anstellen.

Die Schwierigkeit, daß der Contour des Modells von dem Wasser, wegen der Adhäsion, keineswegs genau beschrieben wird: dieß und anderes beweist, daß Winckelmann, als er dieß schrieb, noch keine Probe des Verfahrens gemacht hatte. Er schreibt auch wirklich bloß von einer erst beabsichtigten Probe, die der König durch Coudray machen lassen wolle.

Will man sich aber von jenem schichtweisen Hervorholen der Figur aus dem im übrigen intact gebliebenen Parallelepiped des Blocks emancipiren, will man die Statue gleichzeitig von allen Seiten angreifen, so ist man auch genöthigt, die gewöhnlichen Methoden zu Hülfe zu nehmen: dann aber ist das Wasserbad eine müßige Zuthat.

Warum, fragt man also, genügten Winckelmann die bestehenden Metho-

den nicht? Unter den neueren Bildhauern hatte es von jeher ebenso gut vorsichtige, wie kühne Marmorarbeiter gegeben, und die üblichen Methoden paßten auch für die zaghafteste, bloß messend vorgehende Behandlung des Marmors.

Was zunächst das Maß der Ausarbeitung des Modells betrifft, so bestanden zu allen Zeiten die verschiedensten Gewohnheiten nebeneinander. Benvenuto Cellini und Vasari z. B. fordern ein Modell von der Größe des Marmors; auch bei Felibien und Bardon erscheint dieß als Regel; Levesque nennt bereits die Statue eine Copie des Modells mit Hinzufügung einiger Schönheiten durch die Hand des Meisters.

Aber nur wenige vorzügliche Meister, wie Donatello, auf den sich Cellini beruft, und Michelangelo in einigen Werken, scheinen mit solcher Sorgfalt verfahren zu sein. Ihnen schließen sich jene vielbeschäftigten, fruchtbaren und feurigen Künstler wie Bernini und Bouchardon an, die sich nicht gern wiederholten. Sie beendigten ihr Modell soweit, daß sie dem Arbeiter alles bis auf das poco più der letzten Hand überlassen durften; sie gaben dem Marmor nur einige kleine Meißelschläge: — ils le frottaient et le caressaient plutôt qu'ils ne le travaillaient.

Die meisten Bildhauer des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts jedoch begnügten sich, als resolute Praktiker (con certa pratica e resoluzione, wie Benvenuto sagt), mit kleinen ungenauen Modellen von zwei Palmen Länge, die lediglich zur Fixirung der Erfindung, zur Berathung über die Attitüden dienen sollten, also das waren, was heutzutage die Skizze heißt. Pomponio Gaurico in dem Capitel von der Proplastice oder Modelllehre klagt (1504), daß die Protypen früher (bei den Alten?) viel mehr im Gebrauch gewesen seien, als jetzt; daß seine Zeitgenossen keinen Begriff davon hätten, wieviel rascher die Arbeit nach solchen moduli von statten gehe, an denen man Fehler so leicht corrigiren könne.*) Auch Lionardo da Vinci stellt den Bildhauer ganz als Steinmetzen dar, „bedeckt mit Marmorstaub, wie ein Bäcker"; er will deßhalb die Sculptur zu den mechanischen Künsten degradiren.**) Und am Ende des Jahrhunderts (1588) warnt Montjosien die Bildhauer, ohne Thonmodell Hand an den Marmor zu legen. Daß es sich aber bei dem Modell bloß um Feststellung der Conception handelt, ergiebt sich aus seinem Rath, mehrere Modelle anzufertigen, um in dem Marmor zu vereinigen, was in jedem einzelnen am besten gefalle.

---

*) Maximo haec olim in usu; nihil fere moliebatur, nisi ex proplastice; ex ea enim et futura deprehenduntur errata, et nullo priusque fiant incommodo castigantur, multoque aliter, quam isti nostri opinantur, ipsa res citius expeditur, proposito jam exemplari quod imiteris. P. Gauricus l. l. cap. 13.

**) La scultura non è scienza, ma arte meccanicissima, perchè genera sudore,

In Deutschland pflegte man im achtzehnten Jahrhundert nach Winckelmann das Modell „wohl auszustudiren und aufs beste zu formen"; während nach der unter Christs Mitwirkung entstandenen „Kernhistorie aller freien Künste" das kleine, „ohne sonderbare Sorgfalt" ausgeführte Thonmodell nur dazu diente, „daß der Künstler sieht, wie er seinen Gedanken ausführen will."

Die Freunde des freieren Verfahrens, welche sich einen bedeutenden Antheil an der Arbeit des Meißels vorbehielten, spotteten über die, welche das Modell als ihr Hauptwerk behandelten und nannten sie Töpfer (potiers). Sie erhielten dafür von den andern den Titel marbriers; so heißen die Hülfsarbeiter, welche den Block zuhauen.

Als im Jahr 1755 auf Anlaß des Winckelmannschen Vorschlags bei den Pariser Bildhauern, die damals den ersten Rang unter den europäischen einnahmen, herumgefragt ward, fand sich, daß man in dem Modell nur die Idee, d. h. die Anordnung des Werks, in bestimmter Weise festzustellen pflegte (pour assurer leur idée d'une manière déterminée); die Bearbeitung des Marmors wurde nach dem Leben vorgenommen. Eine unwiderrufliche Unterwerfung unter das Modell nannten sie eine unerträgliche, lächerliche Knechtschaft. Das Modell möge noch so sorgfältig ausstudirt sein, dem Künstler kämen alle Augenblicke neue Ideen; und große Meister seien kühn genug, bedeutende Aenderungen an dem Marmor vorzunehmen. —

Um sich nun bei der Uebertragung des Modells auf den Marmor (dieß ist der zweite Punct) von der Unsicherheit des Augenmaßes zu befreien und mathematische Genauigkeit zu sichern, waren von Alters her zwei Methoden in Gebrauch.

Die eine beschreibt uns Winckelmann selbst als den von der französischen Academie in Rom erfundenen und zuerst beim Copiren alter Statuen gebrauchten Weg. „Man befestigt über der zu copirenden Statue, nach dem Verhältniß derselben, ein Viereck, von welchem man nach gleich eingetheilten Graden Bleifaden herabfallen läßt." Dieses Verfahren ist indeß so alt als die neuere Bildhauerkunst; es findet sich schon bei Alberti (1404—1484). Dieser geniale Mann beschreibt uns in seinem Büchlein über die Statue einen ganz ähnlichen Apparat; er besteht aus einer in Grade und Minuten eingetheilten Scheibe (orizzonte), die über der Statue befestigt wird, aus einem in der Mitte der Scheibe befestigten drehbaren Lineal mit herabhängenden Bleifaden, welche bei der Drehung des Lineals die Schale eines Cylinders um die Statue beschreiben. Alberti hält sein Verfahren für so sicher, daß man mittelst desselben ganz gut die eine Hälfte einer Statue in Carrara, die andere in Paros herstellen könne.

---

e fatica corporale al suo operatore. L. da Vinci, trattato della pittura I, 34. (Roma 1817.)

Da indeß die geringste Bewegung des Modells die Meße verrücken könnte, so zogen andere Bildhauer das Punctirverfahren vor. Dieses beruht auf dem trigonometrischen Satz, daß durch die Entfernung vor drei Puncten, die nicht in einer geraden Linie liegen, ein vierter Punct bestimmt wird. Man construirt zwei ähnliche Dreiecke an der Basis des Modells und des Blocks und errichtet auf der Grundfläche dieser Dreiecke eine Pyramide, deren Spitze der Punct ist, welcher zunächst in dem Marmor festgestellt, beziehungsweise bloßgelegt werden soll.

Dieses Verfahren kannten schon die Alten; und insofern vermuthet Winckelmann mit Recht aus der „Gewißheit und Zuversicht des Meißels in den griechischen Werken", daß sie eine bestimmte und zuverlässige Regel gehabt haben. Sie klebten zu dem Zweck an dem Modell Erhöhungen an, und ließen entsprechende Erhöhungen an der Statue stehen; solche Warzen bildeten die Basis der Hauptpuncte, von welchen aus sie alle übrigen Puncte bestimmten. Sie sind an einigen Werken stehen geblieben, z. B. an dem Kinn, dem linken Arm und der Hand des einen Colosses von Monte Cavallo. —

Wozu also, fragt man, die Erfindung einer neuen Methode? Beim Punctiren geht die Uebertragung mit strengster Genauigkeit von statten, bis auf feinere Fluctuationen der Oberfläche. Aber Winckelmann erwähnt die Punctation nicht einmal, die in Paris jeder Schüler gebrauchte; war sie in Deutschland unbekannt? Das Verfahren, welches er als das bei uns gewöhnliche bezeichnet, ist allerdings ungenügend: man bedient sich desselben in Deutschland jetzt nur noch beim ersten Zuhauen des Blocks und für Decorationsfiguren von Sandstein. Man zog nämlich Horizontal- und Perpendicularlinien über das Modell und übertrug ebensoviele einander durchschneidende Linien auf den Stein. Er findet das Mangelhafte dieses Verfahrens darin, „daß durch solche Linien der körperliche Inhalt nicht bestimmt werden könne, und folglich der rechte Grad der Erhöhung und Vertiefung des Modells nicht genau zu beschreiben sei; daß die Tiefen sofort bloßgelegt werden müßten, Fehler mithin unheilbar seien; daß die auf den Stein getragenen Lineamente alle Augenblicke weggehauen werden müßten. Sie nähmen ihr durch langwierige Uebung erlangtes Augenmaß zur Regel, das allerdings durch zum Theil sehr zweifelhafte practische Wege endlich ziemlich entscheidend geworden sei."

Das Verfahren mit den Bleifaden hält er allerdings für sicherer; allein da der Schwung einer krummen Linie durch eine einzige gerade Linie nicht genau zu bestimmen sei, so würden auch hier die Umrisse sehr zweifelhaft angedeutet; auch sei das wahre Verhältniß der Figur schwer zu finden u. s. w.

Aber Winckelmann urtheilte wahrscheinlich über dieß Verfahren bloß nach Beschreibungen. Der einzige etwas namhafte Bildhauer, der zu seiner Zeit in Dresden lebte, war Gottfried Knöfler, der aber fast nur Decorationsfiguren

in Sandstein lieferte. Das Unzureichende der dortigen Technik führte Winckelmann auf die Idee, daß der „wahre Weg in Marmor zu arbeiten", verloren sei und etwa aus der Geschichte der alten Meister erneuert werden könne. Und so fragt es sich denn nur noch, was es mit Michelangelos Erfindung eigentlich für eine Bewandniß habe.

Alles gründet sich lediglich auf die gelegentliche Aeußerung Vasaris: kein alter und neuerer Schriftsteller giebt uns von solchen Wasserkasten und Wasserbädern der Modelle den leisesten Wink.

Michelangelo soll der Erfinder einer Methode sein, welche den Bildhauer zum Copisten des Modells macht. Er soll auf diesen Weg gekommen sein, indem er ein Mittel suchte, alle möglichen sinnlichen Theile und Schönheiten des Modells auf die Figur selbst zu übertragen und auszudrücken. Er habe diese weitläufige Methode auch nur anwenden können, weil ihm sein Ruf und seine Belohnungen Muße erlaubten, mit solcher Sorgfalt zu arbeiten.

Wir wissen aber, daß Michelangelo unter allen neueren Bildhauern mit dem größten Ungestüm den Marmor angriff, also daß unter den Schlägen seines Meißels der Stein erbebte, und Stücke umherstoben, die den Zuschauer befürchten ließen, das ganze Werk müsse in Stücke gehen.*) Er forderte, daß der Künstler den Cirkel im Auge habe; wir lesen, wie er sich in seinen langen Selbstverbannungen in die Steinbrüche von Carrara und Pietra santa die Blöcke für seine Statuen selbst zuhieb (er leitete sein Bildnertalent von der Milch seiner Amme, der Frau und Tochter eines Steinmetzen in Settignano ab), wie es seine höchste Lust war, die Statue aus dem Marmorblock hervorzuholen und aus ihrer steinernen Gefangenschaft zu befreien; — eine Procedur, die er in seinen Gedichten als Symbol gebraucht für das Geheimniß der sittlichen Wiedergeburt. Modell und Marmor sind in einem Sonett an Vittoria Colonna Bilder für den Gegensatz des alten und neuen Menschen.**)

*) Le visage (de Brutus) seul est ébauché et paraît travaillé en plein marbre avec une vitesse d'enthousiasme qui est étonnante, vu la résistance de la matière. Cette ébauche, encore presque informe, présente déjà un caractère de tête admirable. Fréron a. a. O.

**) Poscia ch' appreso ha l'arte intera e diva
D'alcun la forma e gli atti, indi di quello
D'umil materia in semplice modello
Fa il primo parto e'l suo concetto avviva.
Ma nel secondo in dura pietra viva
S'adempion le promesse del martello;
Ond' ei rinasce, e fatto illustre e bello
Segno non è che sua gloria prescriva.
Simil di me model nacqu' io da prima,
Di me model, per opra più perfetta
Da voi rinascer poi, donna alta e degna.

Sonetto LVII.

Was aber das schlimmste ist, es giebt keinen neueren Bildhauer, der sich mehr verhauen hat, als Michelangelo. An seinen vollendetsten Werken kommen Spuren zu tiefer Wegnahmen vor; z. B. an dem Christuskopf der Pietà. Viele Werke hat er deshalb unvollendet zurücklassen müssen. Bildhauer glaubten aus der Beschaffenheit mancher seiner Werke schließen zu dürfen, daß er zuweilen nicht einmal Modelle gemacht habe, sondern den Marmor nach bloß gezeichneten Skizzen angegriffen habe.

Dieß wurde der Hypothese Winckelmanns auch sogleich entgegengeworfen. Wäre sein Verfahren auch nicht gänzlich unpractisch, so könnte doch nicht angenommen werden, daß sich Michelangelo einem Zwang unterworfen habe, den die geringsten Schüler als eine lächerliche Sclaverei betrachten würden. Kalte und servile Copien des Modells würde man damit herausbringen; nichts von dem Feuer und Leben, das man in Michelangelo's Werken bewunderte.

Wäre Winckelmann im Vasari etwas besser belesen gewesen und hätte er in der Brühlschen Bibliothek die äußerst seltene Abhandlung Benvenuto's eingesehen (die Lessing in Italien vergebens suchte), so würde er die deutliche Beschreibung der Michelangelesken Methode und den Aufschluß über den Wasserkasten gefunden haben.

Michelangelo bediente sich nach dem Florentiner Goldschmied abwechselnd kleiner und gleich großer Modelle, letzterer besonders bei architectonischen Ornamentstücken. Das Eigenthümliche seines Verfahrens, dem Cellini vor allen andern den Vorzug giebt, ist für den malerischen Character seiner Bildnerei characteristisch. Er entwarf nämlich nach Vollendung des Modells eine Zeichnung der Hauptansicht seines Werkes. Von dieser Seite her holte er dann die Statue aus dem Block heraus, ganz so, als wolle er eine Figur in Halbrelief meißeln. Denn wenn man bald hier, bald dort, d. h. an allen Seiten zu gleicher Zeit anfange, so werde man sich leicht verhauen.*) Zur genauen Uebertragung bediente er sich eigener Meßapparate.

Wie nahe bei diesem Verfahren der Vergleich mit einem Dinge liegt, das man nach und nach aus dem Wasser hervorzieht (denn so drückt sich Vasari aus, er schreibt nicht von einem Ablassen des Wassers), liegt auf der Hand. Die Wasserschale ist nichts weiter, als ein Vergleich; die Ausdrücke der Stelle Winckelmanns sind die bei ausführlichen Vergleichen gebräuchlichen; und wenn hier noch ein Zweifel bliebe, so wird er durch die Parallelstelle entfernt.**) Winckelmann bestätigt dieß selbst, wenn er Vasari einen undeut-

*) Poi che si sarà disegnata la veduta principale, si debbe per quella banda cominciare a scoprir co' ferri in quella guisa che uno Artefice farebbe dovendo scolpire una figura di mezzo rilievo: così a poco a poco nel detto modo veniva quel maraviglioso Artefice a scolpire le figure ne' suoi marmi. B. Cellini a. a. O. S. 55.

**) La figura a poco a poco misurata vien a uscire da quel sasso nella maniera,

lichen Begriff von dem Verfahren zuschreibt, ihn sehr nachlässig erzählen läßt. Wie sollte er aber eine so wichtige Erfindung so undeutlich und zufällig, ja nicht einmal im Leben Michelangelo's selbst erwähnt haben.

So wäre also der ganze Vorschlag nichts als ein Interpretationsfehler! Was sollen die Künstler denken von der Einmischung der Philologen in ihre Sachen, wenn diese Gelehrten gleich in der Thüre von ihrer eigenen Kunst einen so zweifelhaften Gebrauch machen!

Indeß Winckelmann würde sich nicht aus einem bloßen Lesemißverständniß für dieß Project erwärmt haben, wenn ihn nicht etwas darin angesprochen hätte, das ganz zu seinen Lieblingsideen von Kunst und Schönheit stimmte. Zu einer vollständigen Critik gehört nicht bloß die Widerlegung des Irrthums, selbst nicht bloß der Nachweis seiner Veranlassung, sondern auch die Auffindung des positiven Reizes, der stets die letzte Ursache des Irrthums ist.

An zwei Puncten hängt das Project mit Winckelmanns Kunstsystem zusammen. Es steht in Beziehung zu seiner Ansicht von der plastischen Schönheitslinie. Es berührt sich mit seiner Abwendung von dem „wilden Feuer" der neueren Bildhauer.

Winckelmann fühlte und begriff die Schönheit vorzüglich als Schönheit des Umrisses, der Linie; auch die Malerei Raphaels stellte sich ihm rein und mit Ausscheidung aller fremden Beimischungen vorzüglich in seinen Handzeichnungen dar. Um die feinen Liniennodificationen eines schönen Körpers, um diese zarten Uebergänge der nach dem wahren Geschmack des Alterthums gebildeten Curven in dem starren Marmor hervorzubringen, dazu schien ihm seine Methode vorzüglich geeignet.

Indem das Modell stufenweise aus der Ebene des Wassers hervortaucht, beschreibt es eine Reihe von Umrißcurven. Diese Inselcontouren sind für einen Zeichner höchst interessant; dem Bildhauer zeigen sie den Durchschnitt eines Gliedes oder Körpers mit großer Klarheit.

Daß es die „auf die Spitze eines Haars gesetzten" Curven des Contours waren, die Winckelmann am Herzen lagen, geht überall aus seiner Darstellung hervor, vorzüglich aus der Critik der bestehenden Methoden. Bei dem gewöhnlichen Wege deutscher Bildhauer „könne weder der äußere Umriß, noch der Umriß, welcher die inneren und mittleren Theile des Modells oft nur wie mit einem Hauch anzeigt, bestimmt werden, wenigstens nicht ganz untrüglich". Bei dem französischen Verfahren vermißt er ebenfalls die genaue Bestimmung des „Schwungs einer krummen Linie". Am deutlichsten zeigt

---

che si cavarebbe d'una pila d'acqua pari, e diritta una figura di cera, che prima verrebbe il corpo, e la testa, e le ginocchia etc. Vasari a. a. O. S. 35.

sich dieß bei der Arbeit der letzten Hand. „Wenn der Künstler seinem Werke die „schöne Form", „das feinste der Kunst" geben, wenn er den Druck und die Bewegung der Muskeln und Sehnen, den Schwung der übrigen kleinen Theile ausführen will, so setzt er das Modell von neuem ins Wasser: dieses zieht, indem es sich auch an die unmerklichsten Theile legt, den Schwung derselben aufs schärfste nach und beschreibt ihm mit der richtigsten Linie den Contour derselben.

Man sieht hier, die Methode sollte eigentlich das Gefühl des Auges für die feinen Wallungen der Umrißcurven des Körpers bilden. Man sieht aber auch, daß sie mehr für Studien, nach der Natur oder nach der Antike, passen würde, als für die letzte Hand des Meisters, der sich hier seinem eigenen Gefühl überläßt, das ihm viel feinere Dinge zuflüstert, als das Modell, an welches er seine Kunst doch wohl nicht entäußert hat.

Auf der andern Seite lag die Tendenz des Vorschlags freilich ganz in der Richtung der modernen Praxis, welche die Statue mehr und mehr zu einer bloßen mechanischen Copie des vollendet ausgebildeten Modells zu machen strebt. Man kann hier auch einen Zusammenhang finden mit Winckelmanns Vorliebe für das Ruhe- und Maßvolle in der Action.

Stoff und Technik der Kunst steht mit Stil und Geist in enger Wechselwirkung. Jede Materie und jedes Instrument übt eine Rückwirkung auf die Hand, welche jene formt und dieses gebraucht: je mehr sich der Künstler von irgendwelchem Stoff, als dem ihm wahlverwandten Tummelplatz seines bildnerischen Geistes angezogen fühlt, um so gewisser wird dieser Stoff auf seine Manier influiren.

„Die Schönheiten des Modells, sagt Levesque, das aus einem biegsamen Stoff geformt ist, athmen Leichtigkeit, Geschmack und Reiz (le goût et même le ragoût): man liebt es, die wechselnden Spuren des Fingers zu fühlen und zu verfolgen, wie er sich über das ganze Werk ergangen; die Bewegungen des Bossirhölzchens zu erkennen, bald kühn, bald spielend (badins), welche hier einem Auge Feuer und Lebhaftigkeit, dort einem Munde Geist, den Nüstern Affect, einem wehenden Gewande oder einer Locke anmuthige Leichtigkeit geben.

„Die Arbeit in Marmor ist schwieriger und folglich strenger. Sie verträgt weniger esprit, aber mehr Kühnheit. Sie entzieht sich dem Spiel der Hand; aber die Einprägung des Gefühls geht tiefer. Ueber die Statue staunt man, man liebt das Modell. So wären die Vorzüge ziemlich gleich abgewogen, aber durch seinen sanften und ruhigen Glanz erhält der Marmor den Preis."

Wie nun der weiche Thon und der spröde Marmor die Entstehung eigener Schönheiten begünstigen, so werden auch die Abhängigkeit und die

Unabhängigkeit der Marmorarbeit von dem Modell in dem Stil eines Werkes sichtbar sein. Eine Statue wird einen andern Character haben, je nachdem man jeden Schritt mit dem Meßinstrument in der Hand thut, oder aber, wie Michelangelo und Pierre Puget, Zirkel, Puncte und Bleifaden an der Spitze des Meißels hat.

„Werke, die mit einer so außerordentlichen Leichtigkeit der Execution geschaffen wären (sagt Clarac), würden zweifelsohne eine schwer, ja unmöglich nachzuahmende Kühnheit und Gewaltigkeit der Mache (fierté de faire) darbieten: jede Copie würde sich verrathen durch den Zwang der Nachahmung, sie würde die vergeblichen Anstrengungen aufdecken, eine solche Freiheit der Hand wiederzugeben."

Viel von dem Erstaunlichen, Herben, Kühnen, was die Werke des Michelangelo so imposant macht, kommt auf Rechnung der stürmischen Kühnheit seines Meißels. Michelangelos Nachahmer, der in seinem Naturalismus ebenso rohe wie gigantische Puget, der einzige neuere Bildhauer, der ihm in diesem Extrem der Verwegenheit folgte, schrieb an Louvois: Le marbre tremble devant moi, pour grosse que soit la pièce. Man sah an seinem Milo einen Theil des Körpers schon sehr weit gefördert, während das übrige noch nicht einmal zugehauen war.

Dieß sind geniale Extravaganzen, die ohne Nachfolge geblieben sind. Aber auch die griechischen Werke verdankten ihre hohe und leichte Anmuth zum Theil der Freiheit ihres Meißels. „Die antiken Marmorarbeiten, sagt Heinrich Meyer, scheinen nicht bloß die letzte Hand, sondern einen weit beträchtlicheren Theil der Ausführung unmittelbar durch den Meister selbst erhalten zu haben; und dieser, ganz erfüllt von dem darzustellenden Gegenstand, arbeitete mit einer Begeisterung, welche nur beim ersten ursprünglichen Schaffen des Kunstwerks, aber in geringerem Grade bei Wiederholung stattfindet." Er führt zum Beweis einzelne fehlerhafte Theile selbst an den vortrefflichsten Antiken an: „Versehen, welche bei sorgfältig abgezirkelter Nachbildung eines vollendeten und mit ängstlicher Pünktlichkeit wieder darzustellenden Modells nicht könnten begegnet sein." Von Pasiteles wird es als etwas besonderes erzählt, daß er nie ohne vorheriges Modell gemeißelt habe.

Wenn nun Winckelmann hofft, daß die neueren Bildhauer gerade durch gänzliche Unterwerfung unter das Modell „so nahe wie Michelangelo den Griechen kommen werden", so kann man eine schiefe Auffassung der griechischen Kunst von seiner Seite wohl nicht bestreiten. Winckelmann hat bei allem Sinn für die Idealität, Delicatesse der Linien und Besonnenheit in dieser Kunst, bei allem feinen Sinn für die Beziehungen ihrer Bildwerke zu Poesie und Mythologie, den Antheil der Freiheit, der Individualität, des Lebens und der Bewegung in den alten Werken nicht in gleichem Maße beachtet. —

Damit man indeß unsern Winckelmann nicht für einen gar zu großen Träumer, und das Chimärische seines Projects für gar zu leicht durchschaubar halte, will ich erwähnen, daß sich selbst ein Mann wie Lippert täuschen ließ. Er schrieb noch zwölf Jahre später, die Figuren der Trajanssäule sähen ihm aus wie einzelne und nur vervielfältigte Modelle: „es ist mir dabei immer, als ob ich des Michelangelo Modellkasten vor Augen sähe."

Möglich wäre es, daß auch an diesem Vorschlag Oeser Antheil hätte. Oeser hatte einen Kopf voll Projecte und Versuche, hatte an allem Bestehenden etwas auszusetzen, namentlich an allem, was von den Franzosen kam, wollte stets reformiren und „angeben". Da er aber nichts vollenden konnte, selten über Skizzen hinauskam, so erlangte er nie dasjenige Urtheil über die Lebensfähigkeit einer Idee, welches man sich nur erwirbt, wenn man seine Ideen die Probe der Wirklichkeit bestehen zu lassen pflegt, indem man ihre Ausführung stets vollkommen beendigt.

Stil.

Wenn der Inhalt der „Gedanken" über die Nachahmung an die Statue des aus edeln und unedeln Metallen gemischten Königs in Göthe's Märchen erinnert, so verdienen Form und Stil ungemischteren Beifall. Erscheint der Verfasser in seinen artistischen Kenntnissen als Neuling und Lernender, so tritt er, was schriftstellerische Kunst und Bildung betrifft, als Fertiger auf, ja als seinen Lehrern weit überlegen. Hier erklärt sich, wie er „in der neuen Schule (nach Göthe) seinen Meistern ihre bestimmten Kenntnisse so leicht abhorchte und alles gleich nutzen und verbrauchen konnte".

Betrachtet man diese Blätter als Beweisschrift, so kann man nicht läugnen, daß sie mit großem Geschick geschrieben sind. Sie haben den unschätzbaren Vortheil einer einfachen These, unbedingter Ueberzeugung und warmer Begeisterung. Aber in den aus sehr verschiedenen Quellen stammenden Sachen, die zu Gunsten der These beigebracht werden, herrscht jene Mannichfaltigkeit im Einfachen, in welcher man damals auch das Geheimniß des Schönen sah. Erudition und Enthusiasmus, Räsonnement und Anecdote, die Autorität der Alten und Zugeständnisse gegen die Neueren, zur Gewinnung von Gegengeständnissen; das Pikante örtlicher Anspielungen neben allgemeinen Wahrheiten; schneidende Urtheile und einschmeichelnde Verheißungen; das Ansehngebende des Esoterischen (wie Technik und griechische Alterthümer) neben der Modetugend des „guten Geschmacks", von dessen Besitz, und zwar in seiner feinsten Qualität, Proben gegeben werden; endlich der Streit über den Vorzug der Alten und Modernen abgethan durch die Aufforderung, die Alten erst kennen zu lernen, andere „Augen zu nehmen", um die Gottheit zu sehn,

wo sie erscheint —: wer hätte einem solchen Advocaten des Alterthums widerstehen können!

Wie gewandt weiß er zu verbergen, daß er über diese Dinge noch großentheils vom Hörensagen redet, lehrt, was er gestern gelernt hat, — ein Umstand, dem wir freilich auch die Frische der Sprache zu danken haben. Wie gut trifft er den Ton des Eingeweihten, der im Rath alter und neuer Künstler gesessen hat und aus solchem Rath heraus seine Orakel ertheilt. —

Ein so ausgebildeter Stil, wie der, welchen Winckelmann hier bereits handhabt, wird niemandem ohne feste Grundsätze, ohne Studien zu Theil.

Winckelmann stellte sich selbst hohe Forderungen; dieß zeigen eine Menge Stellen seiner Briefe. „Er arbeite, erzählt er, seine Sachen mehr als einmal um. Er komme zuletzt mit scharfem Messer darüber; er fürchtet falsche Gedanken, die dem Verfasser schmeicheln und nicht Platz machen wollen. Wie oft wiederholt er, „daß es der höchste Lohn für ihn sein werde, wenn er der Nachwelt würdig geschrieben zu haben erkannt werde". Man soll sich vorstellen, im Angesicht aller Welt zu reden und alle Leser für seine Feinde zu halten.*) Aehnlich sagt Hamann: „Nicht der Beifall des gegenwärtigen Jahrhunderts, das wir sehen, sondern des künftigen, das unsichtbar ist, soll uns begeistern. Wir wollen nicht unsere Vorgänger beschämen, sondern ein Muster für die Nachwelt werden."

Ich stelle hier die Maximen, welche Winckelmann damals und später über den Stil gab, zusammen, weil sie schon in diesem Anfang sämmtlich beobachtet sind. Sie werfen sich dem damaligen deutschen Prosastil entgegen; sie sind aus dem Widerwillen an diesem wässerigen, characterlosen Stil hervorgegangen, der an die Stelle der früheren Schwülstigkeit und Sprachmengerei getreten war.

Gegen den deutschen Erbfehler der Weitschweifigkeit geht die Regel, „in der Sündfluth von Schriften, mit welchen die Welt überschwemmt ist, eine erleuchtete Kürze zu suchen (wie dichte Körper viel Materie unter wenig Aus-

*) Unter den sehr zahlreichen Schriftstellermaximen in den Collectaneen findet sich die Notiz, daß Pellisson von Sarazin sage: Il se souvient toujours qu'il entretient toutes les nations et tous les siècles, que toute la terre l'écoute, qu'il parle, pour ainsi dire, devant l'assemblée publique du genre humain. Andere einschlägige Sätze: Les ouvrages où tout le monde prend part, donnent bien plus de réputation, que les plus excellens qui ne sont entendues que par des esprits sublimes. — Bacon observes, that a well written book, compared with all his rivals and antagonists, is like Mose's serpent, that immediately swallow'd up and devoured those of the Egyptians. (Spectator I.)

Von Cowley: Each petty critic does objections rise,
The greatest skill is knowing when to praise.

Von Roscommon: Of things in which mankind does most excell,
Nature's chief master-piece is writing well.

dehnung einschließen); mit halben Worten zu erzählen, um den Vortrag vor dem Ekel und den Zuhörer vor dem Schlaf in Sicherheit zu setzen." (1755) Daß er hierin seinen Lesern zu viel zugemuthet hatte, beweisen die sogleich sich erhebenden und von ihm selbst erwähnten Klagen, „daß in seinem Stil die Deutlichkeit oft unter der Kürze leide; daß die Speise mehr nach dem Geschmack der Gäste, als nach dem Geschmack der Köche zubereitet werden sollte."

Die langweilige logische Deutlichkeit trifft der Spott über den „nach altdeutscher Weise mit sintemal und alldieweil aneinandergeketteten Schulchrienstil. Ich will schreiben wie ein Mann und nicht wie ein Schulbube. Jener ist besorgt, daß der Leser den Zusammenhang und die Folge der Sache nicht finde; aber wo der Zusammenhang in der Sache ist, finde wer da kann denselben!" (2. Jan. 1760) Diese Unterdrückung der logischen Klammern gehört mit zur Urbanität des Stils, deren Regel ist, „sich einzubilden, vor Personen zu reden, die der Sache nicht unkundig sind und nicht sowohl Unterricht, als Erinnerung ihrer Kenntnisse wünschen"; nach Pope's:

> Men must be taught, as if you taught them not,
> And things unknown propos'd as things forgot;
> Without good-breeding, truth is disapprov'd,
> That only makes superior sense belov'd.

Mit der Furchtsamkeit der Deutschen, für sich selbst zu denken, hat er nie etwas zu schaffen gehabt. „Man soll selbst denken und nicht andere für sich denken lassen."*) „Gewöhnen Sie sich, schreibt er v. Berg, an das eigene Denken und suchen Sie Ihre eigenen Gedanken zu entwerfen: ein einziger eigener Gedanke, welcher Ihnen neu scheint, ist einen ganzen Tag werth. Alsdann werden Sie gewiß eine ungefühlte Wollust schmecken, die in der Zeugung im Verstand besteht." Er erzählt von sich selbst: „Ich habe beständig Aufsätze gemacht, um die Kraft zu denken zu üben, ohne jemals gedruckt zu sein gewünscht zu haben. Ich arbeite meine eigenen Einfälle aus, und ich würde nicht halbsoviel machen, wenn ich verbunden wäre, es zu thun, oder für andere beschäftigt wäre" (31. Juli 1765).

Selbstdenken war im achtzehnten Jahrhundert der erste Ehrgeiz des Schriftstellers. Wenn Winckelmann damit anfängt, etwas machen zu wollen; „was einem Originale ähnlich sehen möchte," so erinnert er an die stolzen Ansprüche Jonathan Swifts, der in dem Märchen von der Tonne, seiner ersten Satire, darauf besteht, „daß er nicht eine einzige Anspielung in dem ganzen Buch von irgend einem Schriftsteller in der Welt erborgt habe".

*) Thomas Gordon im Cato: * To let other men think for them ... is the highest shame, and the greatest unhappiness for a human being.

Hamann sagt: „Der eines andern Vernunft mehr glaubt, als seiner eigenen, hört auf ein Mensch zu sein, und hat den ersten Rang unter dem servum pecus der Nachahmer. Auch das größte menschliche Genie sollte uns zu schlecht dazu sein."

Unser Jahrhundert hat sich den Spott Fichte's über die „Selbstdenker" und Göthe's über die Autodidacten, sowie den Rath dieses größten Geistes der Neuzeit und des Philosophen, den ihm früher manche gern nahe gerückt hätten: „eines Meisters Sinn zu folgen", etwas zu sehr zu Herzen genommen.

Daß Winckelmann erst so spät ans Schreiben dachte, das hatte seinen Grund, wie er meinte, in den strengen Anforderungen an sich selbst*), vielleicht aber auch in einer Warnung seines Dämoniums, solange seine Stunde noch nicht gekommen war.

Der Stil der Gedanken hat neben den späteren Schriften manche Eigenheiten. Zwar kündigen sich schon die Grundzüge des Winckelmannschen Stils an: die Einfalt, die Markigkeit, die gehaltene Wärme, Eigenschaften, welche er sich im Verkehr mit Herodot, Xenophon und Plato erworben hatte. Man solle, räth er, „in den Schriften der Alten anmerken, was man wünschte, daß sie geschrieben und nicht geschrieben hätten".

Zunächst erkennt man hier das Gegentheil der wässerigen Plattheit, der Begnügsamkeit mit abgegriffener Scheidemünze: überall hören wir die Sprache eines Mannes, der auf eigene Hand gedacht hat. Nur darf man Winckelmann nicht zu den Selbstdenkern rechnen, welche stark sind in dialectischen, vom Gegebenen und Thatsächlichen losgelösten Gedankenverkettungen: nichts ist weniger seine Sache, als das reine Denken. Sein Stil hat einen durchaus stofflichen, körperlichen Charakter; keinen Augenblick verläßt er die concreten Dinge. Wir sehen überall den Vielbelesenen, dem für jeden Gedanken Beispiele, Anspielungen, Anecdoten, Aussprüche merkwürdiger Leute zuströmen. Er hat seine Gelehrsamkeit, statt sie in Citaten zum Staunen der Schüler und zum Lächeln der Kenner auszuschütten, lieber zu Pinselzügen für das Bild im Text verwerthet, und so seiner eigenen Rede überall das höchste Maß der Individualisirung, der Prägnanz, der Localfärbung verliehen. Er sucht dem Ausdruck überall eine möglichst concrete Fülle zu geben: Gervinus macht auf die sinnliche Gluth aufmerksam, die über dieser Schrift liege.

Der Eindruck des Bedeutenden und Originellen wird vermehrt durch das

*) Im Jahre 1743 war ihm schon die Aufforderung zum Schreiben nahe getreten: Praeterea nimis timidus sum ad scribendum nisi bene compositus et in otio: imprimis gnarus illius Flacci — nonum prematur in annum.

Streben nach höchster Kürze, nach knappster Zusammendrängung eines reichen Inhalts.

Hier bemerken wir deutlich den Einfluß moderner Vorbilder. Die Schrift besteht aus lauter kurzen Abschnitten und sentenzenhaften Sätzen, die in gefälliger Rundung, in geflügelter Bewegung dahineilen. Er hat sich jene Selbstbeherrschung auferlegt, die stets vor einem Worte zuviel und vor dem Vergessen des rechtzeitigen Abbrechens auf der Hut ist; jene feine Wahl, die aus einer unermeßlichen Lectüre und langen Meditationen nur Quintessenzen giebt. Auch der gute Ton, welcher sich, statt Schüler, Kenner vergegenwärtigt, die nur einer Erinnerung mit halben Worten bedürfen, — dieser gute Ton, den er später, bei gesteigertem Selbstgefühl, mit einem viel magistraleren Ton vertauschte, scheint auf dieselbe Gegend hinzuweisen, aus welcher der von Schlegel bemerkte „leichte Anstrich französischer Wendungen" stammte.

In den Anführungen aus Winckelmanns in Sachsen geschriebenen Briefen ist dem Leser die Menge der in unserer Sprache nicht eingebürgerten französischen Worte aufgefallen: es waren Reminiscenzen aus den durchweg in französischer Sprache geführten Verhandlungen, welche er darin erzählt. Von dieser Sprachmengerei ist unsere Schrift frei. —

Der Eindruck der Genialität wird vollendet durch die durchgängige Naivetät des Stils bei aller Kunst und Sorgfalt. Der Schreibende ist ganz in die Sache verloren. Weil er selbst gedacht hat, kann er nicht umhin, Eingriffe in die Sprache zu machen: er fürchtet sich nicht vor ungewöhnlichen, selbstgeschaffenen Ausdrücken und Wendungen, die an Solöcismen streifen.*) Die Mittelmäßigkeit darf sich bloß in dem Schnitt aller Leute an die Oeffentlichkeit wagen; nur das Genie kann hier im Deshabillé erscheinen und den Pedanten ein Aergerniß und eine Thorheit werden.

Nicht zu läugnen ist jedoch, daß mancherlei grammatische Unvollkommenheiten (Schlegel nennt schielende Ausdrücke, ungeschickte Wortstellungen, schleppende Wortfügungen und daraus entstehende Verworrenheit), überhaupt eine gewisse Unbeholfenheit den unersetzlichen Mangel frühzeitiger Uebung, die Unzulänglichkeit einer Bildung des Stils durch bloßes Lesen verrathen. Sein Stilgefühl kämpft mit einer (wenn ich so sagen darf) Steifheit der Organe, die dem Geist nicht mehr ganz gehorchen. Man erkennt ein lebhaftes Naturell, das

*) Z. B. „Kenntlicher und bezeichnender wird die Seele in heftigen Leidenschaften; groß aber und edel ist sie in dem Stand der Einheit. — Ein Fleisch, welches die Haut ohne schwülstige Ausdehnung füllet, und bei allen Beugungen der fleischigen Theile der Richtung derselben vereinigt folget. — Die Kraft der Farben ist zum Theil ausgewittert. — Der große und männliche Contour, ohne Dunst und überflüssigen Ansatz. — Die innere Empfindung bildet den Character der Wahrheit" (S. 14). — „Gewächse" für Gestalten.

durch alles, was den Geist austrocknen und verknöchern kann, lange Zeit niedergedrückt, aber nicht gedämpft worden ist.

Aufnahme im Publicum.

In dem Chor der Stimmen, die sich nach und nach über die erste Schrift Winckelmanns erhoben, waren die Lober die Mehrzahl.

Natürlich wurde sie von dem Kreise der Hagedorn, Lippert und aller, die sich der Dictatur Heineckens nicht unterordnen wollten, mit großer Befriedigung aufgenommen. „Die Schrift, schreibt Winckelmann den 4. Juni 1755, hat einen unglaublichen Beifall gefunden; und es haben mir große Kenner, in Absicht der großen Freiheit wider den hiesigen Geschmack, das Compliment gemacht, daß ich die Bahn gebrochen zum guten Geschmack." Aber auch in den Hofkreisen, die August III. zu Gefallen in Kunst dilettirten, interessirte man sich für eine Schrift, deren Dedication an den König Brühl veranlaßt hatte, und deren Verfasser der Liebling des Pater Leo war. Die Generalin Theodora Eugenie von Löwendahl, geborne von Schmettau (1705—1768), die geschiedene erste Frau des berühmten Woldemar von Löwendahl (1700—1755), beabsichtigte eine Uebersetzung ins Italienische zu machen; Bianconi hatte ebendazu Lust. Kurz, Winckelmann war der Mann des Tages — für zwei Tage.

Anders benahmen sich die privilegirten Kunstkenner und Alterthumsgelehrten. Aus welchen Motiven, erhellt aus Winckelmanns Klage über den „Ungestüm gewisser Leute gegen den Verfasser, die nicht zugeben wollen, daß man eines und das andere schreibe über Dinge, wozu sie gedungen sind". Hätten doch selbst bei Griechen und Römern Nichtkünstler über Werke der Kunst geurtheilt, deren Urtheil selbst unsern Künstlern gültig erscheine. „Ich finde nicht, daß der Küster in dem Tempel des Friedens zu Rom, der das Register über den dortigen Schatz von Gemälden haben mochte, sich ein Monopol der Gedanken über dieselben angemaßt, da Plinius diese Gemälde mehrentheils beschrieben." Hier ist der Küster der Dresdener Gallerie, Oesterreich, gemeint; auch der Hofrath Richter gehörte zu den Tadlern und der Inspector-Adjunct der Antikengallerie, Johann Cronawetter. „Er hat, spottet Winckelmann, viel neue Entdeckungen gemacht, sonderlich zu einer Geschichte der alten Münzmeister; und man sagt, er werde die Welt aufmerksam machen durch einen Vorläufer von den Münzmeistern der Stadt Cyzicum." Doch scheint ihm dieser allerdings wenig gesalzene Spott nicht übelgenommen worden zu sein: wenigstens hatte Cronawetter später mit dem Druck der beiden Anhänge zu den „Gedanken" zu thun, welche erst nach Winckelmanns Abreise herauskamen (3. April 1756).

Ein academischer Gelehrter legte die Schrift nach einem Blick hinein bei Seite, weil er nur vier bis fünf Allegate darin fand, und diese zum Theil nachlässig, ohne Blatt und Capitel. „Er muß seine Nachrichten aus Büchern genommen haben, die er sich anzuführen schämt."

Man sieht es ist der gelehrte Zunftgeist, den Winckelmann gegen sich aufgeregt hatte.

Einen unversöhnlichen und wirklich gefährlichen Feind hatte sich Winckelmann in unserem alten Bekannten Heinecken erweckt. Ihn hatte er an seiner empfindlichsten Stelle angegriffen, einen „vermeinten Kunstrichter" genannt, einen Anaxagoras, der nur einen Stein sehen kann, wo Pythagoras den Gott sieht. Wahrscheinlich hatte sich Winckelmann damit auch für seine Stellung in Rom viel verscherzt. „Ich habe mir, schreibt er den 1. Juni 1756, viele Feinde gemacht; allein man muß zeigen, daß noch Wahrheit in der Welt ist, und daß auch ein Liebling des ersten Ministers und andere Personen, die durch ihn ihr Glück gemacht haben, nicht schrecken können." Aber vielleicht hätte ihm auch eine größere Vorsicht wenig genützt einem Manne gegenüber, bei dem es schon ein unverzeihliches Vergehen war, sich ohne seine Erlaubniß in das von ihm besetzte Fach einzumischen. Hatte er doch den gutherzigen und bescheidenen Hagedorn mit Hohn und hämischer Critik bis nach dessen Tod verfolgt, seit Hagedorn einmal auf unbedeutende Weise seine Eitelkeit verletzt hatte.

Heinecken nahm mehrere male Gelegenheit, Winckelmanns Wissen nicht nur, sondern auch seinen Character verdächtig zu machen: er ist wohl die einzige feindliche Stimme, die im vorigen Jahrhundert in Deutschland das Unisono seiner Bewunderer unterbrach. „Winckelmann zeige an verschiedenen Orten eben keine starke Einsicht in die Kunst. Er könne ja in seiner Jugend, als Schullehrer und als Bibliothekar, zur Erwerbung der Kunstkenntnisse nicht die mindeste Gelegenheit gehabt haben, aber auch bei seinem Aufenthalt in Dresden keine zureichende. Wenn aber diese Kenntnisse und Bildung des Geschmacks nicht in der Jugend Wurzel bei uns gefaßt haben, so gelange man selten im Alter dazu." Selbst sein antiquarisches Wissen suchte er zweifelhaft zu machen: der Winckelmann von Casanova gespielte Betrug ist ihm ein Beweis, „daß dieser Scribent in der Kenntniß der Antike eben nicht tactfest sei".

Gleich nach Winckelmanns Tode (1769) deutet er an, „daß dieser neue Antiquarius sich eben nicht in der besten Absicht auf die Kenntniß der Kunst gelegt habe"; den Aufschluß gab er siebzehn Jahre später. „Als Winckelmann nach Dresden kam, faßte er den Vorsatz, um die Direction der Gallerien und Kunstcabinete anzuhalten, welche ich eigentlich unter dem Grafen von Brühl

zu besorgen hatte. Er konnte hoffen, um desto eher zu reüssiren, weil ich declarirt hatte, daß ich dieser Besorgung gern überhoben sein möchte, indem mir selbige bei meinen übrigen vielen Geschäften sehr lästig, und der Graf Brühl als Oberkämmerer Winckelmann nicht entgegen war. Dieser gab zu dem Ende seine „Gedanken über die Nachahmung" heraus und dedicirte solche dem Könige. Sein Suchen ward also dem Könige vorgetragen, und mehrerer Empfehlung halber hinzugefügt, daß er zur Römischkatholischen Religion übergetreten sei. Als nun der Monarch hierein nicht willigte, und seine Ursachen besonders zu verstehen gab: so ging Winckelmann nach Rom u. s. w." — Ich lasse die Wahrheit dieser Angabe der „Neuen Nachrichten" (S. 48 f.), die durch keine Andeutung Winckelmanns oder eines andern bestätigt wird, auf sich beruhen.

In der Buddhistischen Spruchsammlung Dhammapadam heißt es:

Auf den Thor selbst gehet zurück das Böse,
Wie seiner Staub, gegen den Wind geworfen.

So hätte auch Heinecken von seinem ärgsten Feinde kein schlimmerer Streich versetzt werden können, als er sich selbst versetzte in eben dem Ausfalle, welcher Winckelmann vernichten sollte.

„Seitdem Winckelmann sagen können, das Kind auf dem Arme der (sistinischen) Madonna sei ein Kind über gemeine Kinder erhaben, und daß die beiden sich daselbst befindenden Engel mit untergestützten Armen die schönsten Figuren in Raphaels Werken sind*): seitdem ist mir sein Urtheil über Gemälde immer verdächtig gewesen. Bei einem Kenner muß der Name kein Vorurtheil erregen. Raphael ist verehrungswürdig. Seine heilige Familie in Versailles, seine Verklärung Christi in Rom, und viele andere seiner Schildereien können nicht sattsam gelobt werden. Aber das Kind in dem Dresdnischen Gemälde ist ein gemeines Kind, nach der Natur gezeichnet, welches noch dazu, als Raphael den Entwurf davon gemacht, verdrießlich gewesen. Die beiden Engel hingegen sind so beschaffen, daß sie unmöglich von Raphael sein können, sondern von einem seiner Schüler hineingemalt worden. Dieß benimmt übrigens dem ganzen Bilde nichts von seinem Werth; es ist allemal ein Raphael, und macht seinem Pinsel keine Schande. Man kann nicht begehren, daß ein Meister, auch der beste, in allen und jedem Stücke seiner Arbeit gleich groß sein soll" (Nachrichten von Künstlern, II, S. XII.).

Nicht besser als dieses miserabele Gerede sind Heineckens Versuche in ästhetischen Begriffsbestimmungen. Er definirt die Grazie als „eine geschickte

*) Dieß hat Winckelmann nicht behauptet, sondern als ein abgeschmacktes Urtheil Oesterreichs angeführt, der getadelt hatte, daß Winckelmann in der Beschreibung der Sistina diese Engel nicht erwähnt habe. Werke I, S. 65.

Wahl der schönsten Theile eines zärtlichen und jugendlichen Körpers, die der Künstler sammelt, damit er solche in der Vorstellung gehörig anbringe." Diese Definition ist recht gut, nur definirt sie eine ganz andere Sache, nämlich den Begriff des Idealschönen. Das Erhabene ist ihm „die höchste Vollkommenheit, die man auch das Hohe, Vortreffliche, Prächtige, Majestätische und Göttliche nenne", — doch das Papier ist zu gut für dieß elende Zeug. Im Jahre 1786 prophezeite er, „daß England, wenn es ein halbes Jahrhundert so fortfahre, wie es angefangen, alle Schulen hinter sich zurücklassen werde."

Heinecken war unserem Kunstforscher eine höchst lehrreiche Erscheinung. Er ist ein lebendiger Beweis, wie gänzlich nichts Gelehrsamkeit, Sammelfleiß, Beherrschung des historischen Apparats zur Kunstgeschichte, und selbst Kennerschaft ist, wo das wahre Gefühl der Kunst, der Sinn für das Schöne und Hohe fehlt. Er ist ein Beispiel der auf Gründlichkeit und Methode stolzen Gelehrten, die den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen; die Mücken ihrer Worte und Daten seihen, und solche Cameele der Lästerung, wie die so eben vernommenen, verschlucken. Voltaire hat diese splitterrichtenden Kleinmeister daran erinnert: La grande affaire est de ne se tromper ni en fait de goût ni en fait de raisonnement. Auch dafür ist Heinecken ein warnendes Exempel, daß Gemeinheit der Gesinnung auch in diesen Dingen verhängnißvoll ist, daß Talent, Fleiß und Gunst der Umstände die Idealität des Characters nicht ersetzen können. In allen Schriften dieses gelehrtesten unter den Dresdener Kunstmännern ist kein einziger reformatorischer, die Kunst fördernder, kein Zukunftsgedanke enthalten, nicht einmal ein schöner Gedanke, deren wir bei Hagedorn, Oeser, Lippert, Algarotti so viele angetroffen haben. —

Ueber solche Anfeindungen durfte sich Winckelmann mit dem Lob der Journalistik trösten. Sein Schriftchen gab ihm die Existenz in der literarischen Welt, und zugleich das Ansehen eines Kunstkenners von erstem Rang.

Dietrich sandte die Blätter an den Kupferstecher Joh. Georg Wille in Paris, der eine Uebersetzung in Arnauds Journal étranger veranstaltete. Alle die das Manuscript gelesen, hatten sich beifällig geäußert; das französische Publicum urtheilte nicht anders.*)

Zuerst ließ sich Gottsched in seinem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" (V, 537 ff.) vernehmen. Zwar erschien ihm der Verfasser mit seiner „Verehrung der alten Griechen", seiner Phryne-Anadyomene als Schwär-

*) Auch in der Copenhagener Académie de peinture erschien eine Uebersetzung. In Berlin wollte Sulzer eine solche veranstalten, weil die Pariser gegen Wille's und Wächters Absicht verstimmelt sei; dieß ist vielleicht die in Formey's Nouvelle Bibliothèque germanique (1755 u. 56). Huber erzählt, daß Winckelmann sie selbst später italienisch herausgegeben habe unter dem Titel Lettere Romane, von denen Suard sieben ins Französische übersetzte.

mer; die Linealgesichter hatte er, wo er sie auf Münzen gesehen, nie für schön halten können. Auch verstand er von der Sache nichts; ein besserer Richter war er über die Form.

„Es ist schwer, sagt der damals schon halb quiescirte Büttel des Temple de goût, einen Auszug aus einer Schrift zu geben, die so voll Witz, als Belesenheit und Kenntniß ist, und dabei mehr nach einer natürlichen Lebhaftigkeit, als nach einer ängstlichen Lehrart schmeckt. Wir müßten die ganze Schrift abdrucken, wenn wir alles Schöne und Sonderbare daraus mittheilen wollten. Wir versichern aber, daß Geist und Geschmack überall darin herrschen. Wir freuen uns, daß in der Residenz solche Federn zu finden sind, die in den schönen Künsten, wie eine andere in satyrisch-moralischen Werken (Rabener) zu Mustern dienen können."

Winckelmann war indeß mit diesen Lobsprüchen wenig gedient. Wir hörten, daß er sich Christ als Recensenten wünschte; Gottsched habe weniger loben und sich besser unterrichten sollen. „Man hat mir geschrieben, heißt es in einem römischen Brief, dieser Leipziger Critikus habe sich über das griechische Profil aufgehalten und es ein Linealgesicht genannt: der Patron hätte aber wissen müssen, wieviel schöner die Natur der Menschenkinder in Italien ist, und wie es sich an den Griechinnen, die hier sind, findet."

Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" folgte (1757 I, 332 ff.). Sie war die erste deutsche Monatsschrift, welche über die bildenden Künste regelmäßig Bericht erstattete; Winckelmann sandte ihr später seine kleinen Aufsätze von Rom aus. Sonderbar genug war der zweite Lobredner ein Mann, der als Aufrichter eines zweiten „Geschmäcklerpfaffenwesens", freilich auch in der verdienten und unverdienten Verachtung und Verhöhnung, die ihn später traf, Gottscheds Nachfolger und Leidensgefährte geworden ist.

Die Schreibart des Verfassers, sagt Friedrich Nicolai, ist lebhaft und angenehm und von eben dem edelen Geschmack, als seine Beurtheilung über Werke der schönen Künste; wir wissen keine deutsche Schrift, die in dieser Schreibart abgefaßt wäre .... der Ausdruck ist nachdrucksvoll und körnig; man wird niemals ein Wort finden, welches unnöthig wäre: doch können wir nicht verschweigen, daß er aus allzugroßer Kürze zuweilen etwas dunkel wird; auch wird man einige kleine grammatische Unrichtigkeiten bemerken ... Man muß nicht die kleinen Zierlichkeiten einer witzigen Schrift darin suchen, sowenig als das elfenbeinerne Fleisch eines van der Werff bei Raphael. Die kleinen Mängel derselben kann jedermann sehen, die größten Schönheiten aber fallen nicht auf einmal ins Gesicht, sie entdecken sich aber immer mehr, und wie die stille Größe in den Meisterwerken des Künstlers. Man kann diese Schrift niemals betrachten, ohne neue Schönheiten zu entdecken, ohne etwas dabei zu lernen."

Eine Beurtheilung des Inhalts giebt der freilich erst viel später (1770) erschienene Aufsatz Klopstocks im Nordischen Aufseher (III St. 150). Der christliche Dichter versicht hier schon vor den Romantikern die Autonomie der christlichen Malerei. Ueber den Satz von der Nachahmung der Griechen als dem einzigen Weg zur Größe, meint er, müsse das Genie erschrecken; bei ihnen dürften wir keine Vorbilder für die Personen der heiligen Mythologie suchen. Aber Klopstocks gänzliche Unbekanntschaft mit der christlichen Malerei verleitet ihn zu der wunderlichen Idee, als ob der wahre christliche Künstler, „der Maler des Versöhners der Menschen", noch kommen solle: „der werde noch viel anderes sagen, als die Griechen haben sagen können. Raphaels Michael ist ein Jüngling; und er sollte doch wenigstens ein Jupiter sein, der eben gedonnert hat. Michelangelo aber übertrieb zu oft, und der Contour der wahren Größe ist sehr fein."

Sehr artig ist es, wie der Dichter der Messiade den „superlunarischen" Ueberschwenglichkeiten Winckelmanns gegenüber das Natürliche und Verständige vertritt. Klopstock gesteht, wenn die Vereinigung zerstreuter Schönheiten in Ein Bild noch Natur sei, so begreife er nicht, was eine ideale Schönheit, ein Noch mehr als Natur sein solle. Er zeigt mit richtigem Dichtersinn, daß die griechische Mythologie nicht zur Allegorie gerechnet werden dürfe, da uns die Götter beim Lesen des Homer für historische Personen gelten müßten: er räth mit ebenso richtigem Kunstsinn, die Allegorien, und zwar einige simple und deutliche, auf Verzierungen, Vignetten und Medaillen zu beschränken; dagegen diese Phantome zur Verschönerung des höchsten, was die Kunst hervorbringen kann, nicht zu verwenden."

Einen Mann gab es, dem diese Anfangsversuche mehr zusagten, als alles was er später aus Rom herübersandte. „Winckelmann ist gar nicht der Mann seiner Jugend mehr, schrieb Joh. Georg Hamann. Seine historischen und practischen Einsichten mögen zunehmen, aber ich finde nicht mehr die philosophische Salbung, das Mark seiner Erstlinge." Hamann nennt ihn den „gelehrtesten Virtuosen (d. h. Kunstfreund) unserer Zeit." Er wünscht, „daß Lessing und Herder, statt ihre Kraft an einen Klotz zu verschwenden, das Verdienst eines Winckelmann um den Ruhm seines Vaterlands, um die Lauterkeit und Macht der deutschen Sprache, um die Wiederherstellung des griechischen und attischen Geschmacks an weiser Ruhe, sittsamem Nachdruck, sorgfältiger Nachlässigkeit, ungezwungener Würde u. s. w. übertreffen möchten." Er meint, alle Anmerkungen Winckelmanns in den „Gedanken" träfen auf ein Haar, wenn sie auf die Poesie und andere Künste angewandt würden. Er habe in seiner Sprache die „weise Ruhe" der Alten durch Nachahmung wirklich erreicht.

Dieser sibyllinische Heraclit der christlichen Philosophie berührte sich mit

Winckelmann in dem Gefühl der Unzulänglichkeit der bloßen Verstandesbildung norddeutscher Aufklärer, in dem Suchen nach einer markigeren Nahrung, nach einem tieferen Genuß des Gemüths. Dieß führte oft beide Männer, die sich in gleicher Weise in ihrem Preußischen Vaterland vereinsamt fanden, zu ganz ähnlichen Urtheilen über die Erscheinungen der Zeit, wie denn im Lauf dieser Erzählung mehrfach Gelegenheit zur Anführung solcher Hamannscher Parallelen sich darbot.

Moses Mendelssohn fiel beim Lesen der ersten Schrift Hamanns, der „Sokratischen Denkwürdigkeiten" die Aehnlichkeit des Stils mit den „Gedanken über die Nachahmung" auf. „Die Schreibart, sagt er in einem Briefe vom 19. Juni 1760, hat viel Aehnlichkeit mit der Winckelmannschen; derselbe körnigte, aber etwas dunkle Stil, derselbe feine und edle Spott, und dieselbe vertraute Bekanntschaft mit dem Geist des Alterthums." —

Wie vollkommen neu war doch den deutschen Lesern alles was Winckelmann brachte! Selbst die Critiker können ihn nur mit Hülfe seiner eigenen Ideen und Worte loben oder tadeln.

Göthe hat zuerst den Gesichtspunkt der historischen Beurtheilung dieser Schrift angedeutet. „So sehr Winckelmann schon hier auf dem rechten Wege erscheint, so köstliche Grundstellen diese Schriften auch enthalten, so richtig das letzte Ziel der Kunst darin schon aufgesteckt ist; so sind sie doch, sowohl dem Stoff, als der Form nach, dergestalt barock und wunderlich, daß man ihnen wohl vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen suchen möchte, wenn man nicht von den damaligen Zuständen und Persönlichkeiten in Sachsen näher unterrichtet ist."

Das Sendschreiben und die Erläuterung.

Beides, Beifall und Tadel brachten Winckelmann auf den Einfall, seinem Büchlein zu Nutz und Frommen ein Scheingefecht auf eigene Kosten aufzuführen, ihm eine selbstverfaßte Critik und Replik hinterdrein zu schicken. „Ich arbeite jetzt, schreibt er am 3. Juni 1755, an einer Schrift, worin ich diese meine Schrift selbst angreife, um in diesen Leuten, denen ich beißende Wahrheiten sagen werde, mir Freunde zu gleicher Zeit zu machen. (!) Die Zweifel sollen aufs höchste getrieben werden, und der Druck soll von jemand anders besorgt werden. In einer folgenden Schrift aber, welche ich zu gleicher Zeit entwerfen werde, soll alles beantwortet werden."

Zu Weihnachten 1754 war im Mercure de France ein witziges Pamphlet gegen den Rococostil erschienen, eine „Bittschrift an die Pariser Goldschmiede, Schnitzarbeiter" u. s. w. Diese Herren wurden hier von einer Gesellschaft Künstler im Namen der Natur und Vernunft gebeten, dem Schnörkel- und

Muschelwesen endlich zu entsagen, nachdem sich herausgestellt, daß dem Verstand der französischen Nation die Unterwerfung unter ihre phantastischen Tollheiten nicht gelingen wolle. Der Bittschrift folgte auf dem Fuß der Brief einer Gesellschaft von Architecten, in welcher die Polemik in der Form einer ironischen Apologie des Rococo fortgesetzt wurde. Diese Schriften schwebten Winckelmann wahrscheinlich vor. Es macht stets den Eindruck überlegener Gewandtheit, wenn man kaltblütig genug ist, den Advocaten seines Gegners zu spielen, in die Afterlogik des Irrthums einzugehen. Man sagt damit zu seinem Gegner: Mein sehr gelehrter Critiker! Stecken Sie sich nicht in Kosten: ich wette, daß ich alles, was Sie gegen mich zu Papier zu bringen Anstalt machen, ebensogut sagen könnte, wie Sie, ja ich will es sogar drucken lassen.

Wenn ein Buch herrschenden Ansichten vor den Kopf stößt, so geschieht es gewöhnlich, daß jedermann das, was er seit Jahren auf dem Katheder, oder in Büchern, oder unter denen, die ihn als Orakel verehren, zu sagen gewohnt war, noch einmal sagt. Die Antwort auf diese Art Critik liegt natürlich schon in dem Buch selbst, welches sie veranlaßt hat. Wahrscheinlich drang das Gesumme der Stimmen, welche seine Schrift aufgeregt hatte in Künstlerkneipen und Caffeehäusern zu Winckelmanns Ohren. Alles was er hörte, erinnerte ihn daran, daß er in seinen Collectaneen eine Rüstkammer besitze, welche den Gegnern noch ganz andere Waffen dargeboten hätte.

Wirklich stellte er in dem „Sendschreiben" neben dem, was in Dresden über seine Blätter gesagt worden war, ziemlich vollständig das zusammen, was in den damaligen Academien und von den Verehrern des Modernen gegen seine These geltend gemacht werden konnte. Vergleicht man diese Selbstcritik mit alle dem, was die Journale zu sagen wußten, so sieht man wohl, daß nur er selbst einer Recension seiner Schrift gewachsen war. Sie liefert uns einen interessanten Beitrag zur Kenntniß der Ansichten damaliger deutscher Kunstkreise.

Man fand, „daß er sich fast in jeder Zeile mit einer allzugroßen Passion gegen das Alterthum bloßgebe; daß er die Fehler der Alten zu leicht abfertige, indem er sie mit dem glimpflichen Namen der Nachlässigkeit bedecke; daß er die neueren Bildhauer gar zu tief unter die griechischen heruntersetze." Viele waren empört, daß er „sich unterstanden, ein Urtheil des Bernini für ungegründet zu erklären, und wider einen Mann aufzutreten, den man, eine Schrift zu beehren, nur hätte nennen dürfen. Die neueren Zeiten haben im Starken und Männlichen mehr als einen Glykon, und im Zärtlichen, Jugendlichen und Weiblichen mehr als einen Praxiteles aufzuweisen. Michelangelo, Algardi und Schlüter, dessen Meisterstücke Berlin zieren, haben musculöse Körper, und invicti membra Glyconis so erhaben und männlich als Glykon selbst gearbeitet; und im Zärtlichen könnte man beinahe behaupten, daß Bernini, Fiam-

mingo, Le Gros, Rauchmüller und Donner die Griechen selbst übertroffen haben."

Die Neueren sollten im Studium der Natur tiefer gegangen sein, als die Alten und neue Schönheiten entdeckt haben. Von dem neuen Fiammingo-Algardischen Kindertypus ist schon gesprochen worden (S. 268). „Ihre Modelle in Thon gelten den jetzigen Künstlern für schätzbarer, als den Alten ihre Kinder in Marmor."*) Die Frucht des Naturstudiums, dem sich Bernini, einst ein Bewunderer der Alten, in seinen spätern Jahren ausschließlich zugewandt, sei jene Weichheit des Fleisches, welches den höchsten Grad der Schönheit, des Lebens hat, zu der der Marmor erhoben werden kann. Die Nachahmung der Natur giebt den Figuren und Formen des Künstlers Leben, während die eifrige Nachahmung der Alten zur Trockenheit der Zeichnung, oder, wie bei Guido und Lebrun, zur Wiederholung derselben Gesichtszüge führt. — Es sei gegen die Wahrheit der Natur, wie die Alten hier und da die Formen stilisirend modelten. Am Schlüsselbein und Ellbogen, an Schienbeinen und Knie und wo sonst große Knorpel liegen, erscheine die Haut an den Antiken, wie gezogen über die Knochen, ohne wahrhaft deutliche Anzeigung der Tiefen und Höhlungen, welche die Apophysis und Knorpel an den Gelenken machen. Daher würden die Schüler in den Academien angewiesen, solche Theile, wo unter der Haut nicht viel Fleischiges liegt, eckiger zu zeichnen, und ebenso im Gegentheil, wo sich das meiste Fett ansetzt. Die Nase an der Mediceischen Venus und am Pighinischen Meleager sei zu dick, als daß sie ein Muster der schönen Natur sein könne. Unschön sei es, die Stirn an Kindern und jungen Leuten mit herabhängenden Haaren zu bedecken, wie beim Cupido des Praxiteles, beim Antinous, beim Patroclus nach Philostrat. Denn giebt eine offene und freie Stirn einem Gesicht nicht mehr Edles und Erhabnes? — Bloße gelehrte Scherze sind die Einwände gegen den Jupiter in Olympia, der beim Aufstehen das Tempeldach abwerfen müsse; die „Armseligkeit" des Körpers der Athener am Hintertheil u. dgl. — Selbst technisch hatte man wenigstens am Reliefstil viel auszusetzen. Die Reliefs der Alten seien fast ganz freistehende Figuren, deren völliger Umriß unterarbeitet ist. Dieß sei gegen den Character des Reliefs. Die Reliefs sollen, als erlogene Bilder, nicht die Bilder selbst, sondern eine Darstellung derselben sein. Das Wesen der Kunst, welches in Nachahmung besteht, werde durch diese Wirklichkeit und Körperlichkeit der Massen aufgehoben; und Bernini habe Recht, wenn er sage, daß die Kunst des Reliefs darin bestehe, zu machen, daß das,

*) Bellori, vite de' pittori etc. moderni führt einen Brief des Rubens an Fiammingo an, wo er von zwei Putten dieses Bildners sagt: *E molto meno so spiegare le lodi della loro bellezza, se li abbia scolpiti piuttosto la natura, che l'arte, e 'l marmo si sia intenerito in vita.

was nicht erhaben ist, erhaben erscheine. „Jemehr Rundung der flach gehaltene Durchmesser einer Figur giebt, desto größer ist die Kunst."

Auch an seiner geringschätzigen Behandlung der Niederländer nahm man Anstoß: „er hätte die Person eines Patrioten annehmen sollen wider einige jenseits der Alpen, denen alles, was niederländisch ist, Ekel mache." Vollkommen richtig ist, „daß die Zauberei der Farbe etwas so wesentliches sei, daß kein Gemälde ohne dieselbe allgemein gefalle, und durch dieselbe viele Fehler theils übergangen, theils gar nicht bemerkt würden. Durch diesen Zauber der dichterischen Farben verschwinden Rembrandts Vergehungen, und derjenige, welcher ihn mit dem Feuer, worin er gedichtet, lesen kann, wird durch die göttliche Harmonie in solche Entzückung mit fortgerissen, daß er nicht Zeit hat, an das, was anstößig ist, zu gedenken."

Daß die Allegorie zuletzt aus allen Gemälden Hieroglyphen machen, Gelegenheit zu neuen Chimären geben werde, darauf war schwer etwas zu erwidern. —

Indeß wenn Winckelmann der gelehrte Stoff zur Ausführung seines Plans zu Gebote stand: die Kunst der Dialektik, der Ironie, der Theilung des Ich in die Rollen von Ankläger und Vertheidiger scheint nicht seine Sache gewesen zu sein.

Er kann nicht einmal im Scherz seine Alten verläugnen oder angreifen, die Neueren loben und vertheidigen. Wie weit fällt sein Versuch ab z. B. gegen die Kunst eines Swift, der die Keulenschläge seiner Polemik in Gestalt ironischer Apologien zu führen pflegte. Winckelmann greift nur Nebensachen an, die er nicht einmal behauptet hatte und die er alle preisgeben konnte. Die Streiche seiner Critik treffen nicht die „Gedanken", und die Replik paßt nicht auf die Critik; beide aber bringen wenig oder nichts zur Bestätigung oder Beleuchtung der „Gedanken". Man weiß nicht, ob er ironisch oder ernsthaft ist, und meist ist er keins von beiden. Die Ausfälle auf die Pedanten schmecken selbst etwas nach der Schulbank: „Winckelmanns Munterkeit, sagt Schlegel, ist etwas steif und gravitätisch."

Winckelmann machte es sich freilich mit diesen Nachschriften etwas zu bequem. Seine ganze Kunst bestand darin, daß er aus den Abfällen seines ersten Entwurfs wohl oder übel etwas, das wie zwei neue Ganze aussah, zusammenflickte. Er hatte der Kürze wegen, zu welcher ihn der Selbstverlag, die Widmung, die Bestimmung für das wenig lesende Künstlerpublicum und sein eigener Stilgeschmack nöthigte, gar manches aus diesem ersten Entwurf gestrichen. Man kann noch vielfach die Stellen bezeichnen, wo die Bestandtheile der beiden Schriften aus der ursprünglichen herausgeschnitten sind. Ein Schriftsteller läßt nicht gern etwas verloren gehen; und zu wie vielen guten Sachen wird nicht viel mehr geschrieben, als gedruckt herauskommt! Ob aber

mit der Nachsendung solcher Schnitzel dem Publicum und dem Ruhm des Verfassers gedient ist? Jeder Gast merkt es und keiner dankt es dem Wirth, wenn er zu Ueberbleibseln eingeladen wird.

Diese beiden Schriften waren eine Fehlgeburt. Sie sind das einzige ganz Unglückliche, was Winckelmann geschrieben hat. Auch wurden sie eilfertig, unter den Vorbereitungen zur Abreise, zu Papier gebracht. Durch den Erfolg zuversichtlich und übermüthig gemacht, fiel er von der Höhe seines Anfangs herunter. Wie schön hatte Winckelmann die Warnung Voltaire's befolgt: Malheur à qui dit tout ce qu'il peut dire! Jetzt brachte er alles, was er mit weiser Selbstverleugnung gestrichen, hinterher, indem er die Disposition der ersten Schrift in ennüyanter Wiederholung durch zwei hinschleppte.

Zum Glück hatte das damalige Publicum noch nicht so schlimme Augen wie wir; die Critik war stumpfsinnig genug, sich mystificiren zu lassen: man hielt Hagedorn für den Verfasser des Sendschreibens! (Leipziger Neue Gel. Zeitungen 1756.) So that diese Spiegelfechterei dem Buche ganz den Dienst einer wirklichen literarischen Controverse: sie vermehrte das Aufsehen.

„Hagedorn, schreibt Gottsched, schreibt hier vollkommen nach unserem Sinn, als ein Kenner ohne Vorurtheil, der auch den Alten nichts schenkt, um der Abgötterei vorzubeugen, dazu gewisse Leute gegen sie geneigt sind." Er lobt die Einsicht, Bescheidenheit, Billigkeit, die Winckelmann bei der Antwort die Feder geführt habe. „Es ist ein großes Vergnügen, schließt er, alles das zu lesen, was dieser freundschaftliche Streit zweier großen und gelehrten Kenner der schönen Künste hervorgebracht hat. Wenn man den einen liest, so giebt man ihm Recht, und wenn man die Antwort liest, so zweifelt man, ob sie nicht eben so gründlich ist."

Winckelmann aber sah das Ganze kaum im Druck vor sich, als er erkannte, „daß er sich mit den zwei Schriften etwas übereilt habe." Es war ein Denkzettel für die Zukunft. „Ich bin nach den begangenen Fehlern unendlich ängstlich geworden." —

Die „Gedanken über die Nachahmung" wurden der Wendepunkt in Winckelmanns Leben. Wie nicht bloß das Unglück, sondern auch, wiewohl seltener, das Glück zuweilen „in Geschwadern" kommt, so kamen jetzt, mit den Erstlingen der Autorschaft, Ehre, Celebrität, Freiheit und — Italien. Das Glück schien endlich wieder gut machen zu wollen, was es bisher an ihm gesündigt. Dieß war um so süßer, weil es ihn vollkommen überraschte.

Zuweilen geht den Crisen des Lebens ein Gefühl des Zu Ende seins, eine gänzliche Ermattung, eine Unlust, noch etwas von der Zukunft zu hoffen, vorher. Wir vernahmen, wie unser Freund kurz vorher seine besten Jahre vorüber, nur noch die Hefen des Lebens sich übrig gelassen wähnte, selbst an

Rom nur mit Widerwillen dachte u. dgl. Aber wie der Kranke, der sich durch Arzneien und Hypochondrie an den Rand des Grabes gebracht hatte, von dem Moment an, wo er den Rest des ihm abgesprochenen Lebens noch seinem Vergnügen leben wollte, die Gesundheit wiederfand: so that Winckelmann den großen Wurf, als er ohne viel Ueberlegung, auf fremden Antrieb, ein Gewebe fremder und eigner Gedanken aufs Papier warf, „um sich angenehm zu beschäftigen:" —

— „Und nur als ich, entmuthigt ganz,
Gedanken flattern ließ wie Flocken,
Da plötzlich fiel auf meine Locken
Ein junger frischer Lorbeerkranz."

Das Beste von allem war, daß er Italien, um dessen willen er ein so schlimmes Opfer gebracht hatte, nun doch als Lohn eigner Mühen, als durch eignes Verdienst errungen ansehen konnte. „Die kleine Schrift, schreibt er den 5. Juni an Bünau, hat zu dieser Einrichtung das meiste beigetragen."

„Mein Glück ist gemacht! Ich habe erhalten, was ich gesucht habe. Mein Vaterland vergesse ich gern, wo ich wenig Vergnügen gefunden habe. ... Freiheit und Freundschaft sind beständig der große Endzweck gewesen, der mich in allen Sachen bestimmt hat: die erste habe ich erjagt!"

Und so nahm Winckelmann für immer von Deutschland Abschied! Was im Laufe dieser beiden Bücher von deutschen Zuständen und Winckelmanns Sinnes- und Denkweise erzählt worden ist, hat wohl hinreichend gezeigt, daß in unserem theuern Vaterlande kein Platz für ihn übrig war, auch abgesehen von den Antiken. „Seine Liebe für die Geschichte, schreibt ein warmer Verehrer im Deutschen Mercur a. a. O., für Griechenland und edler Menschen Gedanken, sein Haß gegen die Metaphysik, die barbarische Schultheologie und die gewöhnlichen sieben Magisterkünste, sein Durst nach Freiheit, Freundschaft und Gesinnung der Alten, die er mit Armuth, Einfalt und titelloser Bescheidenheit gern erkaufte — das alles zeichnet ihn *nach unsern Sitten* so sehr aus, daß ich ihm gern nur dieser Gesinnung wegen — auch wenn er keinen Buchstaben gedruckter Werke hinterlassen hätte — eine Bildsäule unter den Weisen des Alterthums setzte.

„Deutschland, heißt es weiter, ist lange ein Wald gewesen; aber auch im dichten Wald findest du die rechte Himmelsgegend allein durch Tugend und Gesinnung der Alten; durch das Gefühl nämlich, zu etwas da zu sein auf der Erde, von niemand als sich abzuhangen im Begriff der wahren Ehre, des wahren Nutzens und Lebens; die Macht zu haben, daß man falschen Zwecken entsage, nach Flittergold des Ranges, Standes, der Gemächlichkeit und Wollust nicht laufe, auch arm und verachtet sein könne, wenn man nur das wird, was man werden soll und in seinem Werke lebt. Dieß Gefühl von Einfalt und

Wahrheit, von edlem Stolz und Aufopferung seiner selbst zu dem Beruf, wozu ihn die Natur gebildet, kurz diese bescheidene alte Größe zeigt sich bei Winckelmann in allen seinen Schriften." —

Rückblick.

Damals ging in seinem Wesen eine große Umwälzung vor. In der zweiten Hälfte dieser Lebensbeschreibung werden wir einem ganz anderen Winckelmann begegnen. Er hatte sich selbst und die Einheit des Lebensziels gefunden. „Der Beifall, den meine Schrift hier und in Frankreich gefunden (so schreibt er den 29. Januar 1756 aus Rom) .... veranlaßt mich, aus dieser Art von Wissenschaft meine Hauptbeschäftigung zu machen."

Dieser Zukunft, diesem neuen Leben gegenüber, das sich ihm nun aufthat, erschien alles frühere als völlig werthlos, als verlorene Zeit: in Rom glaubte er erst der geworden zu sein, als der er sich nun erschien. Auch seine Bekannten überraschte die intellectuelle Rangordnung, auf der sie ihn nun stehen sahen; man hätte von ihm sagen können, was Clarendon von Cromwell sagte: er scheine seine Gaben versteckt zu haben, bis er Gelegenheit fand, Gebrauch davon zu machen. Er selbst betrachtete sein früheres Leben, wie die Humanisten ihre Beschäftigung mit der Schulweisheit, nachdem sie die Griechen und Römer kennen gelernt hatten; wie Guillaume Budé rechnet er sich zu den Spätklugen (ὀψιμαθεῖς) und Selbstgelehrten.*)

Diese lange, trübe, von ihm selbst später so weit weggeworfene Lebenshälfte, seine deutsche Zeit zeigt uns das allmähliche Wachsen und Werden dessen, was in der zweiten Hälfte vollendet und räthselhaft vor uns steht.

Es ist eine sehr feine Berechnung, wieviel ein Mann seiner Zeit, wieviel er sich selbst zu verdanken hat. Es gehört zum Beruf des Historikers, die Erscheinungen nach dem Gesetz des Causalzusammenhangs zu erklären. Es wird kaum einen Zug geben in den Werken und in dem geistigen Eigenthum selbst des Originellsten, zu dem sich nicht die Antecedentien in der Sphäre seiner Bildung auffinden ließen. Niemand hat bestimmter ausgesprochen, als der genialste unserer Dichter,

wie man wenig ist,
Und was man ist, das blieb man andern schuldig.

Ja, je bedeutender ein Mann, desto mehr verdankt er seiner Zeit, weil er ihr um so reichere Organe entgegenbringt. Aber wenn man wiederum erwägt,

*) Budé schreibt 1516 an Erasmus: *ἐνάμιλλον δῆθεν ἐμαυτὸν τιθεὶς τὸν αὐτομαθῆ, τὸν ὀψιμαθῆ, τὸν ὡς ἔτυχε πεπαιδευμένον, τοῖς τῶν νεωτερικῶν ὀνομαστοτάτοις καὶ τῆς παιδομαθείας τετυχηκόσι.* Erasmus antwortet: Eleva tuam felicitatem quantum libet, *αὐτομαθής, ὀψιμαθής*, uno certo calculo te vinco, *ἀμαθὴς καὶ ἀτεχνῶς ἀπαίδευτος.* Erasmi Opp. III, pag. 23. 30.

wie unermeßlich an Menge und Character die Einwirkungen von Zeit, Welt und Literatur sind, wie unermeßlich verschieden die Benutzung ist, welche jeder von diesen Einwirkungen macht: so muß man gestehen, daß in der Causalitätengruppe, aus welcher eine geistige Größe sich aufbaut, das ursprüngliche Naturell, der Character die Hauptsache ist. Dann erscheint selbst das, was er den Umständen zu verdanken schien, als Werk seiner Wahl, als Act der Selbstbestimmung: die Abhängigkeit verwandelt sich in Freiheit. So wird auch der Character des Menschen durch die Umstände nicht gemacht, sondern geoffenbart.

Auch in dieser Lebensgeschichte konnten allerdings, soweit es das unzureichende Material zuließ, die Elemente aufgewiesen werden, aus denen Winckelmanns intellectuelle Existenz sich gestaltete. Es zeigten sich wahlverwandte Geister, aus denen er sich nährte, Tendenzen der Zeit, die ihn lebhaft anzogen, Muster der Sprache und Darstellung, die ihn frühzeitig fesselten.

Dennoch, wenn man das, was eigenen Impulsen und das was äußeren Einflüssen angehört, im ganzen und großen gegeneinander abwägt, so erscheint das Spontane in ganz unverhältnißmäßigem Uebergewicht gegen das Receptive.

Der gewöhnliche Mensch ist ein Resultat der Umstände, ein Mittleres aus den sich durchkreuzenden Kräften seines inneren Triebes und äußerer Zufälligkeiten. Dem bedeutenden Menschen sind diese Zufälligkeiten, auch Schicksal genannt, nur das Material, aus dem er sein geistiges Sein aufbaut. Er folgt Impulsen, die aus den meist ihm selbst verborgenen Tiefen seiner Natur herkommen, Impulsen, welche die Gunst des Zufalls bis auf einen hohen Grad entbehrlich machen, Impulsen, die ihm selbst niemand ertheilt hat, aber die er seiner Zeit ertheilt. Er weiß auch da, wo andere in dürrem Boden verkommen würden, noch unsichtbare assimilationsfähige Elemente aufzufinden, die zu seinem Wachsthum hinreichen. Sein Wille wird durch Widerwärtigkeiten nicht gebrochen noch gelähmt, aber auch durch Verlockungen nicht erweicht und zerstreut. *Bleibe dir selbst treu*, — „ursprünglich eignen Sinn laß dir nicht rauben", diese große Maxime der Moral und der Kunst ist auch der Compaß des wahren Denkers und des Forschers.

Zumal aber bei genialen Menschen werden wir stets, je genauer wir uns ihren Werdeproceß aufzulösen suchen, auf ihre gegebene Natur zurückkommen. Es ist die ursprüngliche Organisation einer geistigen Monade, ein prometheischer Funke, etwas das man mit Fug göttlich nennt, weil es unerklärlich ist. Dieses Göttliche führt den höheren Geist einer Bestimmung entgegen, von der er oft selbst nichts weiß; es macht ihn ungeschickter, als die Mittelmäßigkeit, für herkömmliche, zünftige, landübliche Beschäftigungen, in die er sich verwickelt sieht; es verdammt ihn zur Unruhe des Suchens und Versuchens, bis er auf den Punct trifft, wo er mit dem Alexandrinischen Philosophen, als

er nach Durchwanderung aller Systeme den ihm congenialen Meister fand, in stürmischer Freude des Findens ausruft: *Τοῦτον ἐζήτουν* — den hab' ich gesucht!

Diese Spontaneität des Genius ist auch der dominirende Zug in Winckelmanns Bildungsgeschichte. Diese Spontaneität aber zeigt sich in zwiefacher Weise.

In allen den Dingen, auf welchen der Nachruhm Winckelmanns und sein Name ruht, in diesen Dingen erscheint er im Stich gelassen von Hülfsmitteln, Mustern, Anregungen: ohne Führer und ohne die Aufmunterung, welche im Zeitinteresse und in der Verbindung idealer Ziele mit dem realen Ziel einer sichern Lebensstellung liegt. Solche Dinge waren die griechische Literatur, die deutsche Prosa, die bildende Kunst. Die wenig glänzenden Bilder damaliger Zustände, welche diese Blätter enthalten, sollten veranschaulichen, daß die Natur für Winckelmann eine ebenso huldvolle Mutter, wie das Schicksal eine Stiefmutter gewesen war.

Ganz dem Anstoß seiner Natur folgend erscheint Winckelmann in seiner Hinwendung zu den Griechen, in seiner antik-hellenischen, heidnischen Sinnesweise, in seinem Freundschaftscultus; ganz sein eigenes Werk war die für seine Zeit seltne Kenntniß griechischer Dichter und Alterthümer, welche zum mindesten die ausreichende, damals einzige Vorbereitung für seine spätere Kunsthermeneutik war.

Daß ein Mann, der bis zum dreißigsten Jahre in einem Lande gelebt hatte, „wo das reine Deutsch nicht zu Hause war"; der die Alten mehr als die Neuen, die Ausländer mehr als die Deutschen gelesen hatte; dem die neuen Anfänge in unserer Literatur fast ganz, die Anfänge Klopstocks und Lessings ganz fremd geblieben waren; der durch Hang und Noth auf Lesen und Excerpiren angewiesen, die bildende Uebung geistvoller Unterhaltung nur wenig genossen hatte, daß ein solcher Gelehrter in seinem ersten Versuch mit einem Stil hervortrat, der fast allen Gebrechen damaliger deutscher Prosa die entsprechenden Tugenden gegenüberstellte, und der, obwohl in den Anfängen einer rasch ablaufenden Reihe von stilistischen Phasen unserer Prosa geschrieben, außer in Nebendingen, classisch geblieben ist: dieß ist gewiß das Zeugniß eines stilistischen Talents vom ersten Rang.

Am auffallendsten aber zeigt sich dieß Verhältniß in den bildenden Künsten. Daß jemand, dessen erste Augenweide ein Raum war, der zugleich als Schusterwerkstätte, Wohn- und Schlafzimmer diente, der seine eindrucksfähigsten Jahre in Schul- und Bibliothekstuben, in den Sandebenen und Nebeln des Nordens zugebracht, der bis in die Mitte der Dreißiger von Kunstwerken entfernt gelebt und keine Kreide in die Hand genommen hatte, daß dieser Mann auf einmal mit einem ausgebildeten, nicht etwa gothischen oder male-

rischen oder holländischen, sondern mit einem südlichen, plastischen und ganz auf Linearschönheit gerichteten Geschmack auftritt; daß ein solcher Dilettant, nach dem Durchblättern einiger archäologischen Kupferwerke, einiger welschen Malergeschichten und französischen Kunstcritiken, nach einigen Besuchen einer Gemäldegallerie und auf Grund einiger Unterhaltungen mit Malern, eine Schrift hinwirft, die den Beifall der ersten Kenner des kunstreichsten Hofs der Welt erhält, die als Bahn zum guten Geschmack gepriesen wird (wie sie ihm selbst die Bahn nach Rom öffnet): dieß ist um so erstaunlicher, als diese kleine Schrift sich in der Folge als die Basis eines stattlichen Gebäudes erwies.

Auf der andern Seite hingegen erscheint Winckelmann durch die Mode und die Noth der Zeit, durch die Berührung und Verbindung mit einigen ihrer ersten Gelehrten, in eine Reihe von Beschäftigungen hineingezogen, welche der Bestimmung, die das Resultat seines Lebens enthüllte, mehr oder weniger fremd waren. Dahin gehören weniger seine Versuche theologischen und medicinischen Brotstudiums, als jene polyhistorischen, encyclopädischen und bibliothecarischen, zum guten Theil auch seine historischen Bemühungen, die, dem Umfang nach betrachtet, den größten Theil seiner Lebenszeit und seiner Kräfte in Anspruch genommen haben.

Aber alle diese Dinge hat er in dem Moment, wo er die Freiheit errang, wo er, obgleich schon über die Mitte des Lebens hinaus, den der eigenthümlichen Mischung seiner Natur angemessenen Gegenstand entdeckte, von sich abgeschüttelt, so völlig abgeschüttelt, daß von einer nachgeschleppten hemmenden Nachwirkung keine Spur zurückblieb. Von dem Moment an, wo er seine Sphäre gefunden, waren alle Spuren des Vielwissers, des Compilators, des Literators verschwunden. Welche Verjüngungsfähigkeit, sich nach einer in greisenhafter Gelehrsamkeit verlornen Jugend zu Werken aufzuraffen, welche die Jugendfrische und Anmuth eines Herodot wiedergefunden haben! Welcher unfehlbare Instinct einer sich selbst vertrauenden Natur, welche Elasticität eines Geistes, der in dem Moment, wo das Schicksal ruft, wie ein Neugeborener sich auf den Schwingen der Werdelust und Schaffenslust zu der Morgenröthe des Ewigschönen erhebt!

Winckelmann selbst hat auf alles dieß hingedeutet, wenn er rühmt, „daß er das meiste sich selbst zu verdanken habe." Er war Autodidact aus Neigung und Noth. Er hatte die Fehler seiner Tugenden. Er theilte die Abneigung des Autodidacten, irgend etwas zu lehren und zu sagen, was er nicht selbst erfunden hatte, was nicht darnach angethan war, seine Vorgänger und Nebenbuhler zurecht zu weisen oder zu vernichten. Es fehlte ihm etwas die logische Disciplin der Gedanken, die tabellarische Gliederung der Kenntnisse, der sichere Faden exacter Methoden.

Dafür aber war alles, was er wußte und lehrte, deutlich und anschau-

lich, lebendig und persönlich. Es war nichts darin von todten Stoffmassen, leeren Worten und grauen Spinneweben der Begriffe; nichts von den Irrthümern jener schiefen Köpfe, die sich mit sehr elegant gearbeiteten Instrumenten brüsten, nur daß sie in die Gegenstände ihrer Zergliederungskunst fast stets verkehrt einschneiden, nur daß sie die Dinge fast nie sehen können, wie sie sind.

Er hat keine Schule gegründet, denn er war stark nur in dem, was sich nicht lernen läßt: „man eignet sich die Methode an, sagt Condorcet, nicht das Genie.“ Aber in Winckelmanns Werken brennt eine stille, unvergängliche Flamme, an der sich noch immer, wie dazumal, als er alle Leser mit sich fortriß, das höhere Verständniß und die Liebe der alten Kunst entzünden kann.

Ueberblickt man das alles, betrachtet man, wie er selbst die Bildsäule seines Characters gemeißelt hat in der Arbeit und Sehnsucht seines Lebens, durch die Kraft des Willens und den Instinct seines Genius, dann gestehen wir, daß es Fälle giebt, wo es mehr als ein Witzwort ist, das Wort des Dichters:

Die Zeit macht keine Geister,
Der Geist macht seine Zeit.

Sechstes Capitel.

Die Gruppe des Laocoon.*)

Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.
Lucan. Pharsal. I, 128.

Unter den Stimmen, welche sich nach und nach über die „Gedanken von der Nachahmung" erhoben, ist die bedeutendste noch nicht angeführt worden. Gesetzt auch diese Schrift hätte für uns kein eigenes Interesse mehr, sie würde noch immer merkwürdig bleiben als der Anstoß zur Entstehung, als Anknüpfungspunkt für die Untersuchungen eines viel bedeutenderen Werkes, des grundlegenden Meisterwerkes unserer ästhetischen Kritik, des Lessingschen Laocoon.

Allein wenn man sich auf die Erörterung der Meinungsdifferenzen beider Männer einläßt, sieht man sich gar bald in die Discussion hineingezogen, welche sich ein Jahrhundert lang um die Gruppe des Laocoon bewegt hat. An dieser Discussion haben die Ersten der Nation theilgenommen: das beste, was über Kunst, Stil und Schönheit gedacht und gesagt worden ist, sollte an dieser Antike erläutert werden.

Die Gruppe des Laocoon begegnet uns in den „Gedanken" überall, wo das Höchste hellenischer Kunst concret bezeichnet werden soll. „Was Jemand (Pope) von Homer gesagt hat, daß derjenige ihn bewundern lernt, der ihn wohl verstehen gelernt, gilt auch von den Kunstwerken der Griechen. Man muß mit ihm, wie mit einem Freunde bekannt geworden sein, um den Laocoon so unnachahmlich wie den Homer zu finden."

„Er war den Künstlern im alten Rom dasselbe, was er unsern heutigen ist, eine vollkommene Regel der Kunst."

Er ist das Hauptexempel antiker Maßhaltung (*σωφροσύνη*) im höchsten Affect, jenes Geistesgepräges, welches der Künstler nicht aus seinen Studien, sondern nur aus seiner Seele schöpft.

---

*) Diese Betrachtung über den Laocoon ist mit wenigen Aenderungen am 17. December 1864 vor einer Versammlung von Künstlern und Kunstfreunden im Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt am Main vorgetragen worden.

Winckelmann erzählt (3. Juni 1755), seine Beschreibung „sei nach sehr fleißigen Abgüssen in Gyps, die der König hat, gemacht".*)

In den Wandlungen der Urtheile über dieses Kunstwerk spiegeln sich die Wandlungen des Kunstlebens des letzten Jahrhunderts: die Ansichten wechselten mit den wechselnden Lichtern, in welche die Evolutionen der Zeit das Werk hineinstellten. Die Betrachtung dieser auffallenden Wechsel dürfte auf Erwägungen führen, welche für die Würdigung der Gruppe nicht ohne Bedeutung sind.

Nachdem in diesem Theile von so manchen kleinen, der Archäologie fremden Dingen geredet werden mußte, ist der Anlaß willkommen, zu guter letzt noch einmal bei dem Höchsten zu verweilen, was der Kreis alter Kunst und der Gedankenkreis, den diese Kunst in den neueren Zeiten erweckt hat, aufweist.

„Es ist ein götterwürdiges Schauspiel, der starke Mann im Kampf mit dem Unglück": in dieser majestätischen, jetzt zum Gemeinplatz gewordenen Sentenz fand mancher Römer in den trostlosesten Zeiten seines sinkenden Staates alles was er bedurfte, um im Ruin des eigenen und allgemeinen Glücks das Haupt aufrecht zu erhalten. Der Stolz, der Adel, die königliche Weihe des Unglücks ist nie pomphaft-erhabener ausgesprochen worden. Der starke Mann im Kampf gegen hoffnungsloses Leiden: das ist auch das Pathos, welches Winckelmann in dem Laocoon fand.

Unser Freund, der allerdings genug Gelegenheit gehabt hatte, seine Beharrlichkeit zu erproben, wußte von nichts Herrlicherem, als jenem Ideal antik-heroischer Seelengröße. Er pries die „hohe Grazie" in den Götterbildern aus der Zeit des Phidias, „welche die Bewegungen der Seele in sich verschließt und sich der seligen Stille der göttlichen Natur nähert." Denn das Leben der Götter ist nach Plato ein Leben reiner Vernunft, ohne Beimischung von Schmerz und Lust; die Nachahmung dieser Geistesruhe, soweit es uns Mischwesen möglich, ist die Verähnlichung mit Gott: Le calme, c'est dieu, hat eine geistvolle französische Dichterin gesagt. Auch die Moralphilosophie der Griechen wies in allen ihren Wandlungen, wie die Nadel nach dem unbeweglichen

*) Von einem solchen Gypsabguß findet sich sonst keine Spur. In einem Briefe vom 1. März 1723 aus Rom bietet Le Plat König August II. einen Bronzeabguß der Gruppe an, den er für 2000 Thaler zu erhandeln hofft, und erwähnt dabei eine kleine Bronzenachbildung in der königlichen Sammlung; eine solche von de Massue besaß auch die Wackerbarthsche Sammlung (jetzt Nr. 71 in der Antikensammlung). Bei der Gründung der Academie fanden sich in den Pavillons des Großen Gartens nur drei Gypse: ein Borghesischer Fechter, eine kauernde Venus, ein Belvederischer Apollo. Im Jahre 1774 ist Hagedorn bemüht, von dem reisenden Italiener Ferrari einen Gypsabguß des Laocoon für 50 Thaler zu kaufen.

Pole, nach dieser göttlichen Geistesruhe. „Die Weisheit reichte den Künstlern die Hand und blies ihnen mehr als gemeine Seelen ein; ... sie zeigten im Ausdruck bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele." Dieser antiken Moral gilt die natürliche Aeußerung von Schmerz und Lust als niedrig und unwürdig; auch in der gemessenen, unerschütterlichen Haltung und Geberde soll sich die Herrschaft des besseren, vernünftigen, göttlichen Bestandtheils der menschlichen Natur über den schlechteren, sinnlichen, stofflichen ankündigen.

Diese heroisch-philosophische Größe fand Winckelmann in voller Herrlichkeit in der Laocoongruppe.

„Die große und gesetzte Seele (so lautet die erste Schilderung eines antiken Kunstwerkes, die Winckelmann versucht hat), welche der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften zeigt, schildert sich in dem Gesicht des Laocoon, und nicht in dem Gesicht allein, bei dem heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Theile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt, dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesicht und in der ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laocoon singt. Die Oeffnung des Mundes gestattet es nicht; es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibt (Et paene audimus gemitus). Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt und gleichsam abgewogen. Laocoon leidet, aber er leidet wie des Sophocles Philoctet: sein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünschten wie dieser große Mann das Elend ertragen zu können.

„Der Ausdruck einer so großen Seele geht weit über die Bildung der schönen Natur: der Künstler mußte die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte. Griechenland hatte Künstler und Weltweise in einer Person, und mehr als einen Metrodor. Die Weisheit reichte der Kunst die Hand und blies den Figuren derselben eine mehr als gemeine Seele ein." *)

Diese Betrachtung des Laocoon hat Winckelmann neun Jahre später in der Kunstgeschichte seiner ausgesponnen. Er empfiehlt der „niedrigen Nachwelt, die nichts vermögend sei hervorzubringen, was diesem Werke nur ent-

*) Aehnlich drückt sich Francesco Milizia aus. Tutto esprime lo stringimento, la soffocazione, l'eccesso del dolore e della magnanimità... Dunque lo scultore è stato più filosofo del poeta, e pare come diretto da Socrate che maneggiò anche lo scarpello, e seppe sì bene soffrire. Gran dose di filosofia è certamente necessario per esprimere con dignità un sì orribil tormento.

ferner Weise könnte verglichen werden, Aufmerksamkeit und Bewunderung, da in diesem Bilde mehr verborgen liege, als das Auge entdecke und der Verstand des Meisters viel höher noch als das Werk gewesen sei."

Er führt nun im einzelnen den Nachweis, wie die Bildhauer in der Hauptfigur zwei gewaltige Kräfte im Antagonismus aufführten; zwei Kräfte, welche von entgegenliegenden Enden, die eine von der sinnlichen Natur, die andere von Geist und Willen herkommend, in der Leidensgestalt zusammenstoßen, miteinander ringen, aber in dem Moment der Statue sich das Gleichgewicht halten.

„Laocoon ist eine Statue im höchsten Schmerz, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht. Indem sein Leiden die Muskeln anschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirn hervor; die Brust erhebt sich durch den beklemmten Odem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen." Besonders in der Stirn [in den beiden hier einander direct entgegenwirkenden Contractionen des Stirnmuskels und des Runzlers der Augenbrauen] findet er diesen Streit zwischen Schmerz und Widerstand —

To thee the strife was given
Between the suffering and the will —

„wie in einem Punkt vereinigt mit großer Weisheit gebildet. Denn indem der Schmerz die Augenbrauen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben wider denselben die Stirnhaut niederwärts und gegen das obere Augenlid zu, sodaß dasselbe durch das übergetretene Fleisch ganz bedeckt wird." Auch die Gewaltsamkeit der Muskelaction des Körpers führt er auf diesen Kampf zurück: „Die Regung der Muskeln am Laocoon (einer durch das Ideal erhöhten Natur) ist über die Wahrheit bis zur Möglichkeit getrieben; sie liegen wie Hügel, welche sich ineinanderschließen, um die höchste Anstrengung der Kräfte in Leiden und Widerstreben auszudrücken."

Es ist aber nicht bloß der Kampf des Willens gegen den Schmerz: Laocoon hat in seiner durchbohrenden Qual, in seiner hoffnungslosen Lage noch Raum übrig, an seine Söhne, an die Götter und an das Unverdiente seines Looses zu denken. „Sein eigenes Leiden scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden und um Hülfe schreien: denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen und das Mitleiden scheint in einem trüben Duft auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend; seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer

Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes, unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwülstig macht und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbart."

Was Winckelmann in den letzten Worten im Vorbeigehen andeutete, hat Ennio Quirino Visconti in den Vordergrund gestellt und damit die sittlich-geistige Ausdeutung des Laocoon vollendet.

Laocoon hat sich durch Erfüllung seiner Pflicht als Bürger — durch die Warnung vor der List des hölzernen Rosses — den Zorn der griechenfreundlichen Gottheit zugezogen. Im Bewußtsein, daß ihn Liebe des Vaterlandes hierhergebracht, ohne einen Gewissensvorwurf gegenüber Menschen und Göttern, leidet er, was eine Hand, vor der es keine Zuflucht giebt, über ihn verhängt, den qualvollsten Tod. Viel mehr als sein schmerzdurchzuckter Leib und seine zusammenbrechende Natur leidet dabei das Herz des Vaters und des Patrioten, der voraussieht, daß sein Leiden die theure Stadt doch nicht retten wird. Dieß alles steht dem Laocoon vor der Seele; dieß alles spiegelt sich in seinem Antlitz. Aber dieß dreifache körperlich-geistige Leiden ist nur der dunkle Grund, auf dem seine Geistesgröße hervorstrahlt. Alles wirkt zusammen, uns einen Helden zu zeigen, der unterliegt, ohne sich zu erniedrigen, weil er sich schuldlos weiß. Alle seine Züge tragen das Gepräge der sittlichen Größe seiner Seele. Das Haupt ist mit Macht zurückgeworfen gegen den Himmel, dem er seine Ungerechtigkeit vorzuwerfen scheint. Der Laocoon ist die erhabenste Darstellung der ungerecht leidenden Tugend, die der menschliche Geist fassen kann.

Hier erscheint also Laocoon in dem Frevel seiner Menschenliebe, in seinem heldenhaften Dulden, in seinen Leiden durch ein lebendiges Werkzeug göttlicher Rache, bis auf die eigenthümliche Fesselung des mächtigen Körpers, — wie ein an den Felsen geschmiedeter, vom Geier zernagter Menschenfreund Prometheus.

Freilich gesteht Visconti selbst, daß eine solche unmoralische Auffassung des Verfahrens der Gottheit mit den Menschen (so willkommen sie dem Dichter gelegentlich sein kann) auf die Dauer jede Religion untergraben würde. Diese Auffassung kann überhaupt nur im Polytheismus stattfinden. Wo die Gottheit, als beschränkte Macht, selbst zuweilen auf den Kampfplatz der Parteien herabsteigt, auch den Gerechten vernichtet, wenn er ihren Zwecken im Wege steht: da kann die Auflehnung gegen sie mit dem vorwurfsvollen Blick nach Oben die Quelle der tiefsten tragischen Sympathie werden. In unserer Religion, wo die Gottheit mit der sittlichen Weltordnung eins ist, wäre diese Auflehnung eine thörichte Blasphemie; obwohl die Bilder religiöser Seelenkämpfe, welche die erhabenste Dichtung des monotheistischen Alterthums enthält, bis nahe an diesen Punkt streifen.

Allein Visconti fehlte, indem er nur die Erzählung des Virgil berücksichtigte, in deren Interesse es lag, für die unterliegende Sache unbedingte Sympathie zu wecken. Er hat einen Zug der Sage nicht beachtet, welcher der tragischen Auffassung eine ganz andere Wendung giebt. Laocoon wurde gestraft, weil er vor vielen Jahren gegen die heiligen Ordnungen des Gottes, dessen Priester er war, gesündigt hatte. Dieses alten Frevels lange verschobene Strafe ereilt Laocoon in diesem Augenblick: sie wird ihm mit Blitzesschnelle klar. Damit verschwindet der halbgöttliche, hochtragische Märtyrer. „Er sinkt in die Nacht des Todes unter dem schrecklichen Gerichte, und um seine Lippen herum liegt noch Erkenntniß seiner Sünde" — sagt der Verfasser des Ardinghello. Die Ruhe, meint Frau von Stael, sei ein so unverbrüchliches Gesetz alter Kunst gewesen, daß in ihr heftige Schmerzen nie als menschliche Leidenschaft, sondern nur als Bilder göttlicher Rache vorkämen.*) „Er leidet, sagt Friedrich Welcker, als Priester mit Dulden und Ergebung, ohne Vorwurf gegen die Götter, ohne mächtige Aufregung innerer Kräfte." „Der giftige Zahn, sind Anselm Feuerbachs Worte, hat in Laocoon nicht bloß das sinnliche Leben verletzt. Er traf zugleich die tödtliche Stelle eines der Schuld und Unschuld sich gleich lebhaft bewußten Herzens." Auch Ludwig Schorn meint, sein Blick richte sich gen Himmel, wie im Anflehen der göttlichen Barmherzigkeit; sein halbgeöffneter Mund klage über die göttliche Rache, die ihn gerade jetzt erreichen muß; aber indem er die ihn unwiderruflich vernichtende Macht erkenne, gebe er in vollkommener Resignation jeden unmittelbaren Widerstand auf. Doch fand auch Schorn noch durch einen Vergleich des Arembergschen Laocoonkopfes in Brüssel (der wahrscheinlich modern ist), in dem Kopf der Gruppe den Ausdruck geistigen Schmerzes, welcher über den bloß physischen, über die Angst um das eigene Leben und das Loos der Söhne die Oberhand behalte. Auch der Schmerz um das Vaterland ziehe ihm die Brust zusammen. Darin liege das Heroische des Characters. Ueberall erkenne man den König und Helden, auch ohne Zepter und Schwert.

Es läßt sich nicht verkennen, in der Auslegung jener zwei römischen Archäologen (man kann auch Winckelmann römisch nennen) liegt etwas, das vorzüglich die Sinnesart des Romanen anspricht. Der Beifall, den Winckelmann in Italien und Frankreich fand, ist wohl zum Theil auf Rechnung dieses Anklangs an romanische Denkweise und romanischen Geschmack zu setzen. Dem Romanen ist das Stoische viel wahlverwandter, als uns. Chamfort nennt die Stoiker eine Art von Inspirirten, welche die Exaltation des poeti-

*) Le Laocoon et la Niobé sont les seules (statues) qui peignent des douleurs violentes; mais c'est la vengeance du ciel qu'elles rappelent toutes les deux, et non les passions nées dans le coeur humain. Staël, Corinne VIII, 2.

schen Enthusiasmus in die Moral einführen; er meint jene rhetorische Spannung, welche frühere Zeiten in den Sprüchen des Seneca erbaute, welche die Franzosen in den Tragödien des Corneille bewunderten, den Napoleon deshalb den Schöpfer der französischen Tapferkeit nannte, und welche in Vittorio Alfieri mit noch schrofferer, noch straffer zusammengefaßter Leidenschaftlichkeit wiederkehrte.

Gewiß ist es nicht zufällig, daß die entgegenstehende Ansicht von Forschern diesseits der Alpen ausgebildet worden ist.

Wendet man sich von jenen beredten Schilderungen zu der Gruppe zurück und fixirt zunächst den Moment der Geschichte, welchen die Rhodischen Künstler für ihr Werk gewählt, so erheben sich sogleich zwei Bedenken, ein psychologisches und ein artistisches. Laocoon steht in dem Augenblick vor uns, wo er die in seine Seite sich einschlagenden Zähne der Schlange fühlt, wo der Schmerz dieser Verletzung eines sehr empfindlichen Theils und der Schrecken des Schmerzes seinen ganzen Bau wie ein electrischer Schlag durchzuckt. Auf eine so furchtbare Reizung der sensitiven Nerven pflegen die motorischen reflexartig zu reagiren, ohne daß eine Zwischenthätigkeit in den Organen des Denkens und des willkührlichen Handelns einzutreten Zeit hätte. Die verwundete Seite weicht mit Heftigkeit zurück; alle Glieder fahren mit Blitzesschnelle in die Lage, welche ein Künstler, dem es um volle Naturwahrheit zu thun wäre, festhalten müßte.

Wie hätte Laocoon in einem solchen Moment alle die ihm zugeschriebenen Empfindungen und Ueberlegungen fassen, in seinem Antlitz ausdrücken können! Es ist bekannt, daß der Schmerz, wenn er einen gewissen Grad erreicht, die übrigen Geistesthätigkeiten betäubt, absorbirt, aufzehrt. Unser Inneres, das ja auch nur eine bestimmte Quantität von Vorstellungen gleichzeitig aufnehmen kann, wird ebenso durch eine gewisse Intensität der Leidenschaft wie der physischen Empfindung ausgefüllt. Alle heftigen Leidenschaften nähern sich insofern dem Wahnsinn, der fixen Idee. Während der Zerreißung der Nervenstränge in einer Operation besteht das innere Leben nur in Empfindung, ist nur Schmerz, wenn auch eine vorher durch den Willen in den Bewegungsnerven hergestellte Disposition, z. B. der Zurückhaltung des Schreiens, während dieser Verfinsterung des wollenden und intellectuellen Lebens sich erhalten kann.

Ferner ist ein Unterschied zwischen dauernden schmerzlichen Zuständen und zwischen plötzlichen, unvorhergesehenen Einbrüchen des Schmerzes. Ein starker Mann, der auf die Folter gespannt ist, oder an dem die Flammen des Scheiterhaufens emporzüngeln, kann an einen Gedanken krampfhaft sich anklammern: eine letzte Trümmer von Geistesthätigkeit kann unter dem wüthenden Wogen der leiblichen Qualen auf der Oberfläche des Bewußtseins aufschwimmen, wie

ein Brett, auf dem sich der Geist ins Land der Freiheit hinüberrettet. Aber Laocoon in dem Moment des tödtlichen Bisses?

Gesetzt aber, der ganze tragische Monolog, den Winckelmann und Visconti aus dem Laocoon herauslasen, wäre psychologisch ausführbar: sollte er pathognomisch-plastisch darstellbar sein?

Es giebt Mischungen von physiognomisch entgegengesetzten Zügen, Gesichter, in denen Stärke und Weichlichkeit, Wildheit und Güte sich durchkreuzen; es können selbst zwei aufeinanderfolgende Affecte durch Andeutung von Resten des abziehenden innerhalb des eintretenden ausgedrückt werden; aber diese Feinheiten gehören in die Sphäre der Farbenkunst. Gesetzt daß aus dem Mienenspiel eines menschlichen Antlitzes so verschiedene Dinge reden könnten, wie hier angenommen wird, die Plastik dürfte sie nicht darstellen wollen. „Der Streit sehr verschiedener Empfindungen, sagt Guizot (1810), giebt den Formen der Züge eine Unsicherheit, ein Schwankendes, das nicht für die Sculptur paßt, die kein Mittel hat, sie durch Blicke, Farben und durch den Zusammenhang einer großen Handlung zu erläutern und zu unterstützen. Der Sculptur stehen nur Formen zu Gebote: jede Empfindung modificirt diese Formen in verschiedener Weise, und die Sculptur kann sie nur in einer einzigen modificiren. Alle Meisterwerke alter Kunst zeigen nur einen einzigen, einfachen, sehr bestimmten Ausdruck."

Wahrlich, der Künstler, welcher den zusammengesetzten Ausdruck durchbohrenden Schmerzes, Selbstbeherrschung, Mitleid, Gebet oder Murren, in Einem Gesicht zu versammeln unternähme, der würde ein vages, schielendes, vieldeutiges und nichtsbedeutendes Gesicht herausgebracht haben, nicht aber das hochergreifende Leidenshaupt des Laocoon.

Nur die poetische Auslegung, die von der strengen Gebundenheit an das Gegebene freigesprochen ist, möge diese Dinge auch fernerhin an den Laocoon anknüpfen. Gern hören wir Childe Harold uns einladen:

> Or, turning to the Vatican, go see
> Laocoon's torture dignifying pain —
> A father's love and mortal's agony
> With an immortal's patience blending. —

Diese uns schon von fern entgegenkommenden Bedenken erhalten ihre vollständige Bestätigung, sobald man sich die Gruppe selbst näher ansieht. Es ist lehrreich, das allmähliche Durchdringen der nüchternen, rein gegenständlichen Betrachtung zu verfolgen.

So sinnig, ja verführerisch überredend Winckelmann sein eigenes Kunstwerk der Schilderung an das Falten- und Mienenspiel des Antlitzes angeknüpft hatte: so mußte doch schon das Gelehrten eigene Bestreben, sich durch

Auffinden neuer Meinungen Anlässe zum Sprechen zu verschaffen, auf andere Wege führen. Christian Gottlob Heyne, der (bildlich zu reden) dem Siegeszug seines Freundes Winckelmann von fern folgte, um mittelst des Geschützes, das ihm seine große Göttinger Universitätsbibliothek bot, einzelne versprengte Trupps zu erlegen, Heyne machte zuerst gegen jene heroisch-moralische Auffassung Einwände. Er bezweifelt, daß der Künstler einen Weisen, einen idealisch leidenden, erhabenen Helden habe darstellen wollen. Der Vater empfinde erst den Biß: der Schmerz sei das Hauptgefühl. Aber auch er wollte das Angstgefühl des Vaters nicht ausschließen; auch er statuirte eine Herabstimmung des Ausdrucks im Interesse der Schönheit nach der Lessing-Winckelmannschen Theorie. Denn ein Schmerz, der in der Natur bis zu Convulsionen gehende Verzerrungen und Verdrehungen am ganzen Körper verursache, dürfe nicht dargestellt werden.

Erst dem Hofrath Aloys Hirt, dem Geschichtschreiber der alten Baukunst, war es aufbehalten, in dem Laocoon ein pathologisches Grauenbild zu entdecken, nachdem schon Bernini in dem linken Fuße die Darstellung der Erstarrung durch das Schlangengift zu bemerken geglaubt hatte, und Wilhelm Heinse (1787) „den ganzen Körper zittern und beben und brennen" sehen wollte, „schwellend unter dem folternden, tödtlichen Gift, das wie eine Quelle sich verbreite." Die linke zurückweichende Seite rechnete dieser Schriftsteller zu dem Höchsten, was die Kunst je hervorgebracht hat.

Es sei hier, heißt es in dem „Versuch über das Kunstschöne" (in Schillers Horen 1797), der Moment der höchsten Anstrengung gewählt, welche dem menschlichen Bau möglich sei; des letzten Kampfs sich convulsivisch windender Kräfte. In dem ganzen Act, vom Scheitel bis zur Zehe, durch alle in wüthenden Zuckungen begriffenen Glieder, sei diese krampfhafte Anstrengung verbreitet, welche das höchste Naturvermögen in vollster Empörung ausdrücke, und die sich nur nach lange versuchtem Widerstreben und schon erschöpften Kräften in dem verzweiflungsvollsten Ringen zwischen Leben und Tod denken lasse. „Der Streit mit den Ungeheuern beginnt nicht, er endet: kein Seufzer erpreßt sich aus der Brust, es ist der erstickende Schmerz, der die Lippen des Mundes umzieht; der letzte Lebenshauch scheint darauf fortzuschweben." Hirt kann sich nicht genügen, in wiederholten Ansätzen die Verheerungen des nahenden Schlagflusses auszumalen. „Man schaudert, ruft Göthe, man erstarrt nur vor der bloßen Beschreibung."

Nun hat zwar niemand mehr diesem Phantom Glauben schenken mögen, das sich in der Hitze des Streites für das Charakteristische gegen den schattenhaften Idealismus in Hirts Kopf festgesetzt hatte, nachdem Göthe geboten: „man sehe keinen Todtenkopf in einem herrlichen, strebenden, gesunden und kaum verwundeten Körper." Dennoch sieht man seitdem immermehr die An-

sicht Platz greifen, daß der Ausdruck des Laocoon zwar kein apoplectischer, aber auch kein psychischer, sondern ein momentaner und körperlicher sei.

Heyne, Schorn, Welcker u. A. ließen noch einen Antheil des Geistigen bestehen; auch Göthe mochte den „geistigen Kräften des so herrlich gebildeten Mannes ihr Mitwirken nicht abläugnen": Guizot findet nur den Ausdruck eines starken, tiefen Schmerzes, der weiter nichts Moralisches haben könne, als das Gefühl unmächtiger Kraft. „Das Pathos des Laocoon, sagt Heinrich Brunn (1853), scheint zunächst und hauptsächlich nur durch den einen flüchtigen Moment der Handlung mit all ihrer körperlichen Anspannung verständlich." Friedrich Overbeck (1858) führt näher aus, wie die Action des Laocoon nicht nur keinen Seelenschmerz, keinen Kampf mit dem Schmerz entfalte, sondern ganz außerhalb des Kreises des Bewußtseins liege. Die Bewegungen der Glieder, des Rumpfes, des Hauptes haben nichts Absichtliches: sie sind bloß Ausdruck des ihn durchzuckenden Schmerzes, d. h. Reflexbewegungen. Die Bewegung der Beine diene nicht dem Aufstehen, denn der gestreckte Fuß sei nicht aufgestemmt, das eingezogene Bein krümme die Zehen krampfhaft zusammen; selbst der Griff des linken Armes nach der Schlange, der weniger vom Körper ab, als am Schenkel hinunter strebe, sei unwillkührlich; die rechte Hand, die nach dem Hinterhaupt greift (statt des falsch restaurirten, die pyramidale Zuspitzung der Gruppe störenden Arms), zeige die unfreiwillige Reflexbewegung in furchtbarer Wahrheit. Die Bewegungen des Rumpfes seien die eines Menschen, der sich unter den unerträglichsten Qualen windet und krümmt, und in dem gewaltsamen Zurückwerfen des Kopfes setze sich die Heftigkeit der Bewegung des ganzen Körpers fort. —

Solchen Wandlungen der Auslegung gegenüber sollte man zweifeln, ob es möglich sei, den Sinn eines Kunstwerks, die Absichten seines Urhebers in gültiger Weise festzustellen. Diese Urtheile kommen zum Theil von Männern, die das Werk Jahre lang unter den Augen hatten, kunstverständige Besucher, die an ihm vorübergingen, Jahr aus Jahr ein anhören konnten. Dem einen spiegelt sich im Antlitz des Laocoon eine Welt des Geistes und Gefühls, der andere kann hier überhaupt nichts Geistiges finden. Hier die erhabenste Herrschaft über den Schmerz, dort die wehrloseste Ueberwältigung der Menschennatur durch die physische Zerstörung. Von der strahlendsten Herrlichkeit machtvollen Geisteslebens bis zu seiner völligen Verdunkelung; von der ruhigen Haltung des leidenden Heros bis herunter zu den Verzerrungen und Krämpfen eines Erstickenden sehen wir die Ausleger in vierzig Jahren die äußersten Enden der Stufenleiter berühren. Und mit diesem Wechsel in der Auffassung des Inhalts geht der Wechsel in der Schätzung des Kunstwerths Hand in Hand.

Lessing nahm es für ausgemacht, daß Agesander und die Seinen „auf

die höchste Schönheit unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes gearbeitet hätten"; Brunn zeigt, wie in dem Gesicht des Laocoon alle größeren Flächen, wie Stirn und Wangen, durch das Hervortreten der einzelnen Muskeln zerrissen, und die Anspannung derselben an einigen Stellen so gewaltig sei, daß es unmöglich werde, sich von den darunter liegenden festen Theilen des Knochengerüstes genügende Rechenschaft zu geben. Winckelmann sah in der Gruppe „eine Action, welche dem Stand der Ruhe in solchem Schmerze das nächste war": der genannte Archäologe glaubt, „daß der Ausdruck auf das höchste Pathos, und der heftigsten, momentansten Art berechnet sei." Heinse nannte das Fleisch des Laocoon wunderbar lebendig und schön; alle Muskeln gingen aus dem Inneren hervor, wie Wogen im Meer beim Sturm; heute führt uns jeder Knabe zu einem Torso vom Parthenon und zeigt uns, dieß sei Fleisch, der Laocoon sei Marmor.

Die Characteristiken der Kunstwerke, sobald sie sich nicht auf das streng Gegenständliche beschränken, sind sehr von Vergleichungsurtheilen abhängig. Auch die Werke ferner Vergangenheit sehen wir auf der Tafel der Gegenwart und ihrer Erzeugnisse. Auch die Gruppe des Laocoon erschien nicht in dem Aether zeit- und raumloser Ewigkeit, wo sie die Jahrhunderte wandellos an sich vorbeigehen läßt, sondern in der Umgebung, auf dem Hintergrund des zunächst liegenden Modernen. Aber dieser Hintergrund veränderte sich sehr schnell; Kunstrichtungen, welche die äußersten Pole des Geschmacks durchliefen, lösten sich ab.

Zur Zeit der Anfänge Winckelmanns, im Jahre 1755 stand in der Kunstausstellung des Louvre der Milo des Etienne Falconnet. Es ist der berühmte Athlet aus Croto, der beim Zerfällen eines Baumes seine Hände im Spalt einklemmte und in solcher wehrlosen Lage von einem Löwen zerrissen ward. „Alle seine Muskeln, rühmt der Ausstellungsbericht, sind in der stärksten Contraction, welche der Schmerz geben kann. Sein offener Mund scheint die gellendsten Schreie hören zu lassen. Man schaudert, wenn man ihn ansieht und verwünscht das unselige Geschick, welches ihn jeder Vertheidigung beraubt hat." Dieses Stück steht nicht vereinzelt. Unter den der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angehörigen morceaux de réception für die Académie des Beaux-Arts trifft man am häufigsten auf mythologische Sujets, die zur Darstellung der wildesten Ausbrüche des Schmerzes und des gewaltsamsten, explodirenden Auseinanderfahrens der Gliedmaßen Gelegenheit gaben. Mit dem Gräßlichen im Stoff, den Extremen in der Action, verband sich das Streben nach dem Schein des Zufälligen, die Wahl von Bewegungen, welche keinen Augenblick andauern können. Der Schwerpunkt wird aus der Stelle gerückt, wo er in der Natur liegen würde, so daß man den Fall des Bildes fürchten würde,

wenn man nicht wüßte, daß ein zufällig herabgleitendes Gewand ein harter Marmorblock ist.

Ein von Ludwig XIV. und seinem Hof angestauntes Werk war der (jetzt im Louvre aufgestellte) Milo des Pierre Puget, des talentvollsten, gründlichsten und verwegensten unter den französischen Nachfolgern Bernini's. Um die gefangenen Hände aus dem Baumspalt herauszuziehen, stemmt der Athlet die Beine gegen den Fuß des Baumes, während der Löwe in seinem Rücken Posto gefaßt hat. Den Kopf wendet er mit der Grimasse des furchtbarsten Geschreis dem Betrachter zu. Die ungeschlachten Formen des Boxers in den colossalen Dimensionen, die gemeinen Züge, die pöbelhafte Kundgebung des Schmerzes zeigen den Naturalismus in wilder Ausschweifung. In Geist und Auffassung steht der Pugetsche Milo etwa Adrian Brouwers holländischem Bauer bei dem Wundverbande gleich; aber was für ein leicht hingeworfenes Oelbildchen paßte, wird in diesem Aufwand plastischer Wahrheit zu einer ungeheuern Geschmacklosigkeit.

Neben solchen Werken sah die damalige Zeit den Laocoon. Diesem brüllenden Sclaven gegenüber erschien das Haupt des troischen Priesters bei all seiner Zerrissenheit durch die Furchen des Schmerzes, würdig, rührend, wie das Antlitz eines Helden, der noch unermeßliche Tiefen der Qual in seinem Innern verschließt und niederkämpft. Hier sah man statt auseinandergeschleuderter Glieder niedergeschmetterter Titanen, stürzender Icarus, sich verbrennender Hercules und Dido, — die besonnenste Weisheit künstlerischen Maßes in der Darstellung der gewaltsamsten Handlung. Statt des Körpers eines ungeschlachten Klopffechters ein Gebäude von canonischer Vollkommenheit; statt der Physiognomie eines Schürgen von Toulon Züge, die (nach Mengs) in ruhige Fassung gesetzt, denen des Apoll von Belvedere an Schönheit wenig nachgeben würden; statt eines gräßlichen Zufallsspiels die langbeschlossene Ausführung eines göttlichen Strafgerichts mit ihren geheimnißvollen Schauern. Und selbst gegenüber dem polirten Marmor, den Raffinerien der Hautoberfläche der Coustou und Genossen, erschien der Laocoon mit seiner Bearbeitung bloß durch den Meißel, ohne Raspel und Feile, als Beispiel einer gewissen Einfalt und Anspruchlosigkeit der Technik.

Aber nach Verlauf einiger Jahrzehnte, als die Kunstansichten, welche in den „Gedanken über die Nachahmung" zuerst bestimmt und zusammenhängend ausgesprochen wurden, gesiegt hatten; als an die Stelle des wilden Feuers kalte Abgemessenheit gekommen war; als die Theorie von den allgemeinen Centralformen ihre Früchte trug; als die eclectischen Vollkommenheiten des Mengs, die sentimentalen Nymphen der Angelica, die verzärtelten Griechen Canovas, die französisch agirenden gemalten Statuen Louis Davids — Schaaren idealischer Schemen ohne Fleisch und Blut, ohne Character und Leidenschaft sich

neben die Antiken stellten: da erschienen in diesen auf einmal Dinge, welche bei der früheren Beleuchtung unsichtbar geblieben waren: der Reichthum und die Deutlichkeit der Characteristik vom Apoll bis zum Sileu, die sinnliche Fülle der Formen, die volle Wahrheit der leidenschaftlichen Action und des nicht herabgestimmten Ausdrucks, der individuelle Hauch der Originalwerke.

Alles dieß sah man noch deutlicher, als auch neue Vergleichspunkte aus der antiken Kunst bekannt wurden. Echte Denkmale des griechischen Meißels der besten Zeit standen früher nur spärlich unter der Menge des Spätern verloren; im Jahr 1801 kamen die Giebelsculpturen und die Friese des Parthenon nach dem Westen und fünfzehn Jahr später ins Britische Museum. Die Alten hatten von dem Zeitalter des Phidias immer mit der größten Verehrung gesprochen; jetzt besaß man einen Maßstab für das Vollkommene im Sinn der Alten. Aber in diesem Werke lag die gepriesene Kunst der Contraste, der Gruppirung, der Draperie, der imposanten und der eleganten Attitüde, noch in der Wiege; statt dessen entdeckte sich ein Anschluß an die Natur, als wären diese Leiber (wie Dannecker sagte) über die Natur geformt; eine Schönheit und Anmuth, naiv und groß zugleich; eine Kunst, der menschlichen Formen mächtig, als hätte sie Prometheus sein Geheimniß gestohlen. Der Unwahrheit der Manier satt, vertiefte man sich mit Entzücken in Werke, neben denen man die bewunderten idealistischen Verfeinerungen und übermenschlichen Proportionen gar nicht mehr ansehen mochte.

Die Vorstellungen vom „höchsten griechischen Stil" erfuhren eine Wandlung. Man begann nun im Laocoon nicht mehr bloß die vollendete Wahrheit des Ausdrucks anzuerkennen; man glaubte bereits eine Abweichung von dem Geist der besten Zeit wahrzunehmen. Die Wahl und die Behandlung eines Stoffes, welcher durch Vorführung momentanen, körperlichen, äußersten Leidens wirken soll, characterisirte ihn nun als Erzeugniß der Spätzeit, der Zeit der Erschöpfung der schönsten und höchsten Motive; als man Werke, die an Schönheit, Hoheit und Geistesbedeutung nicht zu übertreffen waren, durch Heftigkeit der Wirkung überbieten mußte. Der Laocoon bezeichnete nun die letzte Wirkung, zu der sich die hellenische Kunst aufsteigerte; er war ja auch eine ihrer allerletzten originalen Conceptionen.

Nicht wundern darf es uns, daß man früher für die griechischen Grundsätze der Ruhe und des Maßes gerade das Werk des Alterthums als Beispiel erwählte, welches im Kreise des Alterthums selbst fast die äußerste Abweichung von diesen Grundsätzen und in manchen Stücken der neueren Sculptur ganz verwandt war. Gerade den zwei Bildhauern, welche sich unter den Neueren am meisten von den Alten entfernt haben, Michelangelo und Bernini, galt Laocoon für die erste Antike. Kein altes Werk ist so modern, so michelangelesk in der Ausstellung der anatomischen Kenntniß des Körpers, in der

Entfaltung künstlerischer Meisterschaft; keines tritt in dem Pathos seiner schmerzzerrissenen Züge dem Geist der Neueren näher; bei keiner Antike aber konnte ebendeshalb die Grenzlinie, welche alles Alterthümliche vom Modernen scheidet, feiner aufgezeigt werden.

In Poesie und Kunst pflegt die veredelnde, versöhnende, erhebende Darstellung der nächtlichen Seite des Daseins im Anfang zu stehen; die realistische, welche das Thatsächliche in seiner Härte und in seinen Schrecken gleichsam ohne Medium zeigt, folgt. So kommt Euripides nach Aeschylus, Shakespeare nach Dante, Byron nach Göthe.

Das tragische Kunstwerk, welches uns die bessere Zeit repräsentirt, ist die Niobe. Dieß heroische Weib tritt dem in ihr emporsteigenden Schmerz entgegen wie eine Königin einem Eroberer entgegentritt, der ihr das Reich genommen hat und ihr das Leben zu nehmen im Begriff ist: sie fällt wie eine Königin Angesichts von Göttern und Menschen fallen kann und will. So ragt sie inmitten der dem Tod Verfallenen als das erhabenste Bild der Größe im Leiden: schreckens- und vorwurfsvolle Erkennung der rächenden Macht droben im Blick; doch die Großheit uns menschlich nahe gerückt durch einen mildernden Hauch mütterlichen Wesens und durch die unwillkührliche Bewegung, welche die Tochter schützt.

Sie kann uns in der That ein Bild sein der heldenhaften Fassung Angesichts des „Meers voll Plagen, die unsres Fleisches Erbtheil:"

To which his spirit may oppose
Itself — and equal to all woes,
And a firm will, and a deep sense,
Which even in torture can descry
Its own concentred recompense,
Triumphant where it dares defy,
And making death a victory.

Um ein solches Werk hervorzubringen, mußte der Künstler in der That (wie Winckelmann sagt) etwas von der Größe des Geistes in sich fühlen, die er dem Marmor einflößen wollte. Naturstudien reichten nicht aus; die Hülfsquellen seiner moralischen Natur mußte er aufbieten; sein Werk war keine bloße Leistung des Kunstvermögens, es war auch eine sittliche That.

Anders der Laocoon. Die unwiderstehlich heranstürmende Macht, welche ihn vernichtet, stammt aus tiefer gelegenen Regionen; sie greift auch tiefere Regionen der menschlichen Natur an. Und in der Erschütterung der physischen Grundfesten wird auch die geistige Natur verdunkelt, der Besinnung und dem Willen entfallen im körperlichen Sturm die Zügel, das Ebenmaß der durch die Sitte gebildeten Bewegungsganzen wird zerrissen: der verletzte Nerv waltet allein.

Der Eindruck der Werke von der Art der Niobe ist der einer ruhigen,

anhaltenden, aber auch geistigen und erhebenden Sympathie. Der Eindruck der Werke wie Laocoon ist aufregender. Die Bilder der letzten Dinge menschlicher Natur, der letzten Schrecken unsers endlichen Loses in ihrer nackten Realität, das Hinabsteigen in die Tiefen der durch keine Begleitung des Geistigen gemilderten Qual, sind unter allen Umständen und bei allen Menschen der hinreißendsten Wirkung sicher. Es gehört wenig Vorbereitung dazu, sie ins Gefühl zu fassen. Je unabhängiger vom Bewußtsein, je unbewußter vom Einfluß des Willens dasjenige ist, was hier im Innern tobt und die verzerrten Züge zu seinem Tummelplatz macht: desto dämonischer ist die Macht über den Beschauer. Solche Scenen scheinen zu grausam für den heitern Kunstgenuß: aber sie sind in der Menschenwelt, was in der Natur vulcanische Ausbrüche und Meeresstürme sind. Sie verlassen sich auf den Hang der Menschen, in dem Blicke die trostlosen Abgründe der Endlichkeit hinab noch eine Quelle der Poesie, ein uns mit schaudervoller Lust durchbebendes Gefühl der Größe zu finden,

— das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.

Lessing.

Indeß sollte jenes geistige Licht, welches den großen Menschen früherer Zeiten aus dem Laocoon so hell entgegenstrahlte, nur von dem contrastirenden Hintergrund der Barocksculptur hergekommen sein? Sollte die Erhebung, die Begeisterung, mit der sie sich aus diesem Kunstwerk ihr ganzes Leben lang nährten,*) von bloßen Andichtungen auf eigene Hand gekommen sein? Warum ist es denn noch niemanden eingefallen, solche Dinge etwa in der Gruppe des Farnesischen Stiers oder in dem Milo des Puget zu lesen? Sind denn die Kunstwerke gefirnißte Bilder, die uns zugleich unser eigenes Gesicht reflectiren?

Jene Erklärung aus den Einwirkungen gleichzeitiger Kunst kann natürlich nicht, wie keine bloß historische und subjective Erklärung, als letzter Aufschluß über die Sache gemeint sein.

Es muß etwas in dem Werke selbst sein, was die bisherige Betrachtung noch nicht berührt hat. Wir mußten freilich zugeben, daß die Action in Laocoon körperlicher Art ist:

si Pergama dextra
defendi possent, etiam hac defensa fuissent:

allein dieß ist erst die eine Hälfte der Betrachtung. Die schönere Hälfte ist noch zurück. Und in dieser Hälfte liegt die wahre Ursache, wie die begrenzte Wahrheit der älteren Deutung.

*) Sublime, bemerkt Milizia bei Gelegenheit des Laocoon, è tutto quello che c' innalza sopra noi stessi, e ci dà un vigore che prima non ci sentivamo.

Alle angeführten Stimmen hielten sich an das Stoffliche der Gruppe, mochten sie nun in der Hauptfigur den Heros, oder den Unglücklichen und Sterbenden sehen. Winckelmann spricht von der sittlichen Größe des Bildhauers, der einen solchen Helden concipiren konnte; aber seine künstlerische Größe, die hier unermeßliche Schwierigkeiten so glänzend löste, überläßt er uns selbst zu finden.

Diese Betrachtung der Form steht noch zurück, die Analyse der Anwendung plastischer Stilgesetze auf den gegebenen Stoff. Dieß ist es eigentlich, worin die Erkenntniß eines Kunstwerks besteht. Alles andere, alles Moralische, alles Antiquarische, alles Anatomische ist bloß dienendes Hülfsmittel, im übrigen aber ein hors d'oeuvre, eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*.

Es ist das Verdienst Lessings, diese formale — künstlerische und stilistische Erklärung der Gruppe angezeigt und begonnen zu haben; in derselben Richtung liegen viele der schönen Bemerkungen in dem bekannten Aufsatz Göthes.

In dem critischen Meisterwerk, dem Lessing den Namen der Gruppe gegeben, weil sie den Anknüpfungspunkt seiner größtentheils zur Poetik gehörigen Gedankenreihen bildet, hat er, geleitet viel mehr von seinem eminenten critischen Genie, als von Kunstsinn und Kunstanschauungen (worin er Winckelmann nachstand), den richtigen Weg der Erklärung angegeben.

Er nimmt seinen Ausgangspunkt von einem Vergleich mit der Erzählung der Aeneide. Der tadelnde Seitenblick Winckelmanns auf Virgil: „Laocoon erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von ihm singet“:

clamores simul horrendos ad sidera tollit:
qualis mugitus, fugit cum saucius aram
taurus et incertam excussit cervice securim —

hatte ihn stutzig gemacht. Dieser Tadel des schreienden Laocoon schmeckte Lessing etwas nach jener römisch-gallischen Tragik der Seneca und Corneille, die jeden Helden wie einen Halbgott empfinden und handeln läßt. Man mag von dem stoischen Weisen, den,

si fractus illabatur orbis,
impavidum ferient ruinae —

denken, was man will: man mag dieß für eine Philosophie von göttlicher Erhabenheit halten, oder für hohle Poetentiraden im sicheren Zimmer: soviel ist gewiß: diese Helden gehören nicht auf die Bühne: alles Stoische, sagt Lessing, ist untheatralisch. Sieht man jemand sein Elend mit großer Seele ertragen, so wird diese große Seele zwar unsere Bewunderung erwecken; aber Bewunderung ist ein kalter Affect, dessen unthätiges Staunen jede wärmere Leidenschaft ausschließt. Unser Mitleiden ist dem Leiden gleichmäßig. Die Helden der Poesie müssen Gefühl zeigen, ihre Schmerzen äußern, die Natur in sich wirken lassen. Die griechischen Helden scheinen nur nach ihren Thaten Ge-

schöpfe höherer Art, nach ihren Empfindungen aber sind sie wahre Menschen, die sich keiner menschlichen Schwachheit schämen.

Lessing, ohne den „männlichen Anstand und die großmüthige Geduld" im Laocoon in Abrede stellen zu wollen, giebt seiner Betrachtung eine formale Wendung, indem er Agesander und die Seinen lediglich von Rücksichten auf ihre Kunst bestimmt werden läßt. Der Grund der Vermeidung des Schreiens liegt nach ihm nicht in der sittlichen Maxime würdevoller Fassung eines großen Mannes im Leiden, sondern in dem künstlerisch-stilistischen Grundsatz, daß die Darstellung des Schreiens im Marmor und für den bloßen Gesichtssinn häßlich und absurd sei. Laocoon darf nicht schreien, nicht weil es unheldenhaft ist, sondern weil der Schrei, erschütternd für Ohr und Phantasie, in der stummen Malerei ein Fleck, in der Sculptur eine widrige Vertiefung ist. Ferner haben die Künstler diese höchste Staffel des Affects vermieden, weil sie die allerentschiedensten Züge hat, und diese so leicht auszudrückenden Züge Verzerrungen sind. Verzerrungen aber würden gegen das oberste Gesetz ihrer Kunst, die Schönheit, verstoßen haben.

Lessing knüpft auch an die bekannte Regel an, daß die bildende Kunst an Einen Zeitmoment gebunden ist (die auch Shaftesbury in dem „Urtheil des Hercules" (1712) seinen Gedanken über die Zeichnung zu Grunde gelegt hatte). Soll nun dieser einzige Augenblick lange und wiederholt, und in der Malerei wenigstens auch aus Einem Gesichtspunkte betrachtet werden, so kann er nicht fruchtbar genug gewählt werden. Fruchtbar aber ist, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt, es weiter zu verfolgen; die höchste Staffel des Affects wählen, hieße der Phantasie die Flügel binden. Und da dieser gewählte Augenblick durch die Kunst unveränderliche Dauer erhält, so muß er nicht ausdrücken, was sich nur vorübergehend denken läßt. Erscheinungen, deren Wesen ist, daß sie plötzlich ausbrechen und verschwinden, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen, daß uns zuletzt davor ekelt und graut. Durch diese Dauer wird das Lachen zum Grinsen, das Schreien zum weibischen Unvermögen.

So gewann Lessing für die Winckelmannsche Idee der „stillen Größe" eine ihrem Urheber ganz fremde Begründung: was dieser unbedingt ausgesprochen hatte, wurde auf die Malerei und Sculptur eingeschränkt. Hier wurde der Philosophie der Kunst eine unabsehbare Reihe von Betrachtungen eröffnet, die ebenso fruchtbar für die practische Ausübung, wie für das historische Begreifen der Stilfehler der Neueren hätte werden können. Um den Gegensatz Virgils und Agesanders gruppirte sich dem genialen Critiker der Gegensatz der Stilgesetze ihrer Kunst; und eine ganze Reihe moderner Verirrungen und antiker Schönheiten, entstanden durch Ueberschreitung und Beobachtung der Stilgrenzen, stellten sich in neuer Beleuchtung dar. Zu beklagen ist nur,

daß niemand gekommen ist, der den Bogen des großen Dialectikers zu spannen, der die Betrachtungen Lessings systematisch fortzusetzen im Stande gewesen wäre.

Lessing entwickelt scharfsinnig, wie unter der (freilich unrichtigen) Voraussetzung, daß die Künstler zur Zeit des Titus gearbeitet und folglich die Aeneide vor Augen hatten, alle ihre Abweichungen von dem Dichter sich, nicht aus Begriffen vermeintlicher Würde, sondern lediglich aus Stilrücksichten erklären. So ließ z. B. Virgil die Schlangen erst mit den beiden Knaben fertig werden, und dann den Vater um Leib und Hals zwiefach umwinden, indem ihre Köpfe hoch über Laocoons Haupt emporragen. Diese doppelte Umschlingung giebt nun wohl, bemerkt Lessing, der Einbildungskraft ein vortreffliches Bild; aber der Künstler, der die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes im Körper zeigen wollte, mußte die Haupttheile so frei als möglich lassen, und keinen Druck auf sie wirken lassen, der das Spiel der leidenden Nerven und der arbeitenden Muskeln verändern und schwächen könnte.

So, schließt Lessing, zeigen der seufzende Laocoon des Bildhauers und der schreiende Laocoon des Dichters, beide die Weisheit, mit welcher sich die Alten der Grenzen und Mittel ihrer Künste bewußt waren. —

Der feste Punkt, das Gegebene, von dem die Ueberlegungen unserer Künstler den Ausgang nahmen, das Stoffliche, durch welches sie wirken wollten, war das Bild eines Vaters, der inmitten seiner bedrohten Söhne tödtlich verwundet wird, in dem Augenblick, wo ihn die Empfindung der Todeswunde durchzuckt. Sie hätten auch den nächst vorhergegangenen Moment wählen können, wo er noch in hülfreicher Thätigkeit begriffen war, wo väterliche Angst in seinem Antlitz sich spiegelte: in diesem Falle hätte die Gruppe zum Schauplatz der Darstellung eines Seelenleidens werden können. Indem sie einen Moment wählten, in dessen Schrecken alle jene seelischen und sanfteren Empfindungen aus dem Feld des Bewußtseins und der Züge herausgedrängt waren, entschlossen sie sich, nicht durch die Tragik des Seelenleidens, sondern durch das Pathos der von der Vernichtung berührten sinnlichen Natur wirken zu wollen. Sie fügten die Söhne nur hinzu, um dem Schrecken der Hauptfigur eine mildernde Beimischung zu geben; „um — nach Feuerbachs schönem Bilde — das gellende Unisono in einen harmonischen Dreiklang der Plastik zu verwandeln."

Nun pflegen allerdings auch die höchsten Dichtungen, wenn sie dem tragischen Gipfel sich nähern, die Schrecken des physischen Untergangs heranzuziehen. Die Ernte des Todes, der Triumph des Königs der Schrecken ist das letzte Ziel eines in unaufhaltsamer Ausbreitung bis zu den äußersten materiellen Kreisen unserer Natur vordringenden Schicksals: wo die lauten Töne

der gequälten und bedrohten leiblichen Natur erschallen, schwillt der Strom tragischen Mitleids am höchsten.

Aber die Plastik, die an Einen Moment und an Einen Ausdruck gebunden ist, die nicht darstellen kann, auf welchem Wege dieser Moment herangerückt ist, die nicht durch die Wechsel des Geschehens dem Unglück seine Folie geben kann, die auch nicht vermittelst der Betrachtung und Bemitleidung des untergehenden Helden durch andere und durch ihn selbst die Gefühle und Gedanken des Zuschauers entwickeln und läutern kann: wie will sich ihr Werk über das baare Schauspiel eines zufälligen, entsetzlichen Unfalls erheben? Und doch sollte sich jedes Kunstwerk an alle Theile der menschlichen Natur wenden; es sollte nicht bloß Auge und Nerven, sondern auch Herz und Geist in Anspruch nehmen; es muß, so begrenzt sein Sujet ist, für Geist und Gefühl ein Unendliches enthalten: mit den Füßen auf der Erde ruhend, berührt es „mit dem Scheitel die Sterne."

Und dieß ist noch nicht alles. Der losgerissene Gipfelpunkt einer Tragödie, der herausgegriffene Moment einer rasch ablaufenden, vom Auge kaum für sich festzuhaltenden Handlung soll im Marmor unvergängliche Dauer erhalten. Jeder aus einer Scene des Kampfs mit dem Tode herausgegriffene Moment wird sein, was Göthe von unserer Gruppe sagt, „ein fixirter Blitz, eine Welle, versteint in dem Augenblick, da sie gegen das Ufer anströmt." Allein ein natürliches Stilgefühl sagt uns, daß Material und Mittel einer Kunst ein Verhältniß zu ihrem Gegenstand haben sollten. Die plastischen Werke, bestimmt als ewige Denkmale die Zeiten zu überdauern, sollten auch einen dem Zeitlauf entnommenen Gehalt haben; ein Anklang wenigstens sollte in ihnen sein an einen ewigen Zustand. Auch waren die ältesten, echtesten, gefeiertsten Werke der Plastik Bilder von Wesen, die über Vergehen und Wechsel ein stilles seliges Dasein leben. So sollten auch Handlungen, wo die Plastik sie darstellt, nicht als herausgegriffene Zufälle erscheinen, sondern als Bilder und Symbole eines allgemeinen Loses.

Wie die Künstler dieser Forderung nachgekommen sind, das sollen die folgenden Erwägungen zeigen.

Zuerst mußten sie den Eindruck des Gräßlichen, der nackten, einzelnen, geistig leeren Thatsächlichkeit dieses entsetzlichen Ereignisses beseitigen.

Zwar wird uns ein Todwunder, der seinen Schmerz in Naturlauten äußert, in der Wirklichkeit unter allen Umständen erschüttern. Aber in der Kunst stehen wir ihm ganz anders gegenüber, als in der Wirklichkeit. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt: kein Bogen zerbricht der Kunst leichter, als der des Grausigen. Das Kunstwerk, welches hier bloß die sich selbst überlassene Natur copirt, wird meist an dem schlüpfrigen Abhang des Komischen stehen, ein kleiner niedriger Zug wird es herabstoßen. Bei

dem Milo des Puget können sich Personen von kitzlichem Zwerchfell des Lachens nicht enthalten, obwohl sie den kläglichen Tod eines wackeren Mannes vor sich sehen.

Es kam darauf an, einen Ausdruck zu suchen, der die ungedämpfte Intensität physischen Schmerzes mit dem möglichsten Adel der Erscheinung dieses Schmerzes vereinigte. Nun giebt es Empfindungen und Affecte, die psychologisch sehr weit auseinanderliegen, während sie physiognomisch sich nahe berühren. Hogarth bemerkt, daß der Blick des Acrobaten, der die Balancirstange fixirt, dem Ernst des meditirenden Philosophen ganz ähnlich sei. Die höchste Erregung legt oft die stürmische Aufregung, der höchste Grad des Grams die Bitterkeit ab und geht in den Ausdruck der Ruhe über. Winckelmann glaubt, daß der Künstler der Niobe das Problem, den höchsten Schmerz mit der höchsten Schönheit zu vereinigen, dadurch gelöst habe, daß er den Schmerz in dem Moment faßte, wo er durch seine Uebermächtigkeit in eine betäubte Erstarrung übergeht.

Eine solche doppeldeutige Action wählten die Rhodischen Bildhauer. Jenes heftige Einziehen der Luft, mit der gewaltigen Hebung der Brust bis zum Zerspringen und mit dem Einziehen des Bauchs, stellt zwar den jähen Stoß des Schmerzes durch den Organismus am sinnlichsten dar: aber diese Geberde hat zugleich einen ebenso edeln, ergreifenden Character, wie das darauf folgende, in einer Reihe eiliger Ansätze verlaufende, schreiende Ausstoßen der Luft, mit der zusammenfallenden Brust, dem vorgestreckten Hals und Kopf, dem weitgeöffneten Mund, einen gemeinen hat und ans Lächerliche streift. Eine erhobene Brust giebt dem Mann stets etwas Imposantes; das Majestätische der Erscheinung des alten Göthe kam daher. Die durch das emporgeworfene Haar des krampfhaft zurückgebäumten Haupts freigemachte Stirn bringt eine gewisse geistige Klarheit in das Antlitz, die Visconti bemerkt hat (serenità). Das tiefe und rasche Einathmen bei plötzlichem Wehe fällt für die Plastik bis auf einen gewissen Grad zusammen mit dem beklommenen Seufzen, in welchem sich ein langwieriges, zusammenpressendes Leid Luft macht, ein Schmerz, dessen volle Aeußerung der Wille nicht gestattet, obwohl ihm die Natur diesen kleinen Zoll abnöthigt. Der Seufzer ist die eigentliche Geberde schmerzlich-schweigsamer Resignation. Dieser Zug der Contraction in der Gestalt führt auf die Vorstellung, als ob in diesem Innern Dämonen nach Entfesselung strebten, welche die starke Hand des Willens darniederhält.

Dazu stimmt ganz die gewaltsame Biegung des Körpers und der Contrast der auseinanderfahrenden Extremitäten. Hierdurch kommen nicht nur, wie Heyne bemerkt, alle Theile des schönsten Körpers zum Vorschein: der so gewaltsam nach verschiedenen Seiten bewegte und doch an Einer Stelle verharrende Körper erscheint wie angekettet an die Qual, unter der er sich nur

winden, vor der er nicht fliehen kann. Kein Schmerz ist ernster und peinlicher, als der sich windende:

kein Feuer brennt so heiß,
Als das sich wühlen muß durch Grund und Steine;
Von allen Quellen reißender ist keine,
Als die sich hülflos windet unterm Eis.

Man kann die Herabstimmung des natürlichen Ausdrucks im Interesse der Schönheit verwerfen; aber niemand wird etwas dagegen einwenden, daß die Kunst den höchsten Schmerz an dem vollkommensten männlichen Körper und einem solchen Idealkörper angemessen sich entfalten lasse. Je gewaltiger der Bau ist, in welchen der Schmerz einbricht, desto erschütternder wird er einbrechen. Ein Mann, der an feste und beherrschte Bewegungen gewöhnt ist, schmilzt vor dem siegenden Affect nicht zusammen: wo der Schmerz bei dem schwerbeweglichen einmal die Dämme durchbricht, da geschieht es in gewaltigen Rissen: wir sehen diese Risse in dem Antlitz mit den tiefdurchfurchten, zerklüfteten Zügen. Wer nie sich gebeugt hat, der wird auch im Unterliegen noch zu widerstehen scheinen. Dann tritt das Gesicht oft in so feste, plastische Linien, und diese starren Linien haben etwas so festbannendes, daß sich gar leicht die Vorstellung einer mit dem gewöhnlichen Zeitmaß gar nicht zu messenden Dauer dazu gesellt. Die Meduse ist ein im Moment tödtlichen Schmerzes erstarrtes und alle starrmachendes Bild. Von der Zeitlosigkeit eines solchen Schmerzensbildes sagt der Dichter:

But in that instant o'er his soul
Winters of Memory seem'd to roll,
And gather in that drop of time
A life of pain, an age of crime.
O'er him who loves, or hates, or fears,
Such moment pours the grief of years ....
Though in Time's record nearly nought,
It was Eternity to Thought!

Das Peinliche dieses Schmerzes erhält einen mildernden Beisatz durch das Motiv des dem Beschauer in reinem Gegenüber zugewandten Angesichts. Laocoon blickt jetzt weder auf seine Söhne, noch auf die von ihm gepackte Schlange: der Schmerz ist so groß, daß er für keine absichtsvolle, nur für eine ausdrückende Bewegung der Züge noch Raum läßt. Ein Schmerzenshaupt erscheint stets am ergreifendsten en face. Dieß trägt bei zu dem Zug der Sanftheit, des Mitleids, den die Erklärer hier gefunden haben.

Endlich vergaß die feine Berechnung der Bildhauer auch nicht jene so wirksamen Motive, welche in dem mähnenartigen Haarschmuck des Olympischen Zeus und in dem Krobylus des Apollo mit so viel Geschmack und Erfolg ausgebeutet wurden. Bart und Haar umgeben das Antlitz des bekränzten Prie-

sters ebenfalls in der Symmetrie eines Kranzes; sie vermehren das Ehrwürdige seiner Erscheinung, den Eindruck eines unwürdigen Leidens. Man möchte diesen Kreis auseinandersträubender Locken einen Strahlenkranz der Schmerzen nennen.

Dieß alles vollendet den heroischen und edlen Ausdruck, den auch Thorwaldsen im Römischen Laocoonskopf, gegenüber dem Brüsseler, fand. Selbst Falconnet machte der Laocoon den Eindruck der Distinction.

War nun durch diese und andere Mittel das Gräßliche gemildert, war damit gleichsam ein Schimmer aus der Sphäre des Geistes über die Gestalt ausgegossen, so griffen die Künstler sofort zu anderen Mitteln, um Schönheit und Harmonie in einen so herben und widerstrebenden Gegenstand einzuführen. Es ist ein Elementarsatz der Lehre des Schönen, daß das an sich ästhetisch indifferente durch Zusammenstellung mit seinem Ebenbild oder Gegenbild einen ästhetischen Werth erhalten kann. Gesetzt eine Gestalt wie Laocoon wäre an sich abstoßend, verletzend: sobald wir ihr zwei Figuren zur Seite setzen, die mit künstlerischer Weisheit in verwandt-verschiedene Lagen gesetzt sind, löst sich der peinliche Eindruck auf in einem Ganzen harmonischer Beziehungen.

Der Künstler hat die Schranken, welche ihm das Gesetz der Zeiteinheit auferlegte, beseitigt, indem er die drei Acte des Dramas an die Personen vertheilte. Der Vater war noch eben in dem Zustand, in welchem wir den älteren Sohn jetzt sehen; er wird sogleich in den Zustand übergehen, in dem der jüngere bereits sich befindet. Göthe sieht hier alle Empfindungen bei eigenem und fremdem Leiden zusammengestellt: Furcht, Schrecken, Mitleid; durch diese Mannichfaltigkeit hätten die Künstler ein gewisses Gleichgewicht in ihre Arbeit gebracht.

In dem Jüngsten sehen wir schon das Ende. Von dem Feinde umstrickt, durchdrungen von dem tödtlichen Gifte, zeigt er schon die Symptome der beginnenden Ermattung des Todes. Der Aelteste dagegen, unverwundet und am losesten gefesselt, kann noch sich selbst und seine Gefahr vergessen in dem Anblick des Leidens des Vaters, dessen qualvolle Verzerrung in dem Blick dieses Sohns wiederklingt. So fest hat den Jüngsten der gewaltige Ring des Ungeheuers an das Knie des Vaters geschnürt, daß er fast schwebend getragen wird. Während hier in der Zurückbiegung des Rumpfs durch die Schlangenumwindung die natürliche aufrechte Haltung fast aufgehoben ist, wird in der Biegung des Aeltesten mit dem emporgezogenen Bein das freie Sichtragen des Körpers accentuirt. In diese Attitüden ist eine Leichtigkeit gelegt, welche mit der gewaltsamen Bewegung der Hauptperson contrastirt.

Der Vater behauptet die genaue Mitte zwischen den Zuständen der Söhne, zwischen Todesfurcht und Todesmattigkeit. Er fürchtet nicht mehr, er kämpft nicht mehr, aber in dem vorigen Augenblick hat er es noch gethan,

und im folgenden wird schon das Erlöschen der Kräfte beginnen. In dem Moment dazwischen empfindet er nur den tödtlichen Biß. Der heranstürmende Tod ist erst bis zur Empfindung vorgedrungen: die Kräfte des starken Mannes hat er noch nicht angetastet, im Gegentheil, er hat ihre Energie zu einer letzten äußersten Spannung gereizt. Angesichts des Todes, im Zusammenstoß mit dem Tode, durchbebt vom Tode, bäumt sich das Leben im Paroxysmus des Widerstrebens noch einmal auf.

Die Gewaltsamkeit dieser Action wird in den Söhnen aufgelöst. Zu einem eigenthümlichen Eindruck verbinden sich in dem Jüngeren die knabenhaft weichen Formen, die schon einziehende Todesruhe, die schwebende Haltung, welche entfernt an die Geberden eines Tänzers erinnert: über diesen sanften, fast anmuthigen Linien liegt ein wehmüthiger Reiz. Während ihm die Außenwelt schon verschwunden ist, während sein inneres Leben nur noch in dumpfem Schmerz besteht, ist der ältere noch frei genug, um Zuschauer zu sein und seine Sympathie zu äußern. Der Künstler benutzte ihn, um durch Aufnahme des Eindrucks der Haupthandlung in das Werk selbst der Gruppe die abgeschlossenste Totalität zu geben, und zugleich die Härte des nackten Factums durch die Spiegelung in einen theilnehmenden Zuschauer in ein geistiges Medium zu entrücken.

Merkwürdig ist die durchgängige Beobachtung des Grundsatzes der Gleichförmigkeit im Mannichfaltigen in der Action der Hände. In allen sechsen ist die Freiheit der bewußten und willkührlichen Bewegung vermieden. Bei jeder Figur dient der linke Arm der Abwehr: aber es ist entweder ein bloß reflectirtes, sei es todmattes, sei es krampfhaftes Greifen nach der Stelle der schmerzlichen Empfindung, oder, wie bei dem älteren, eine wegen Abziehung der Aufmerksamkeit durch den Anblick des Vaters nur noch bewußtlos fortgesetzte Bewegung. Dagegen dient der rechte Arm bei allen Dreien der Geberdensprache: links der pantomimische Gestus der Erschrockenheit; in der Mitte das Greifen nach dem Hinterkopf im wüthenden Schmerz; rechts ein früher nach Hülfe emporgestreckter Arm, der nun welk herabsinkt, wie der ganze Leib.

Diese geschlossene Mannichfaltigkeit der Figuren ist es, auf welche unser Künstlerverein den architectonischen Aufbau der Gruppe gegründet hat. Diese Architectonik ist es vor allem, die unser Auge trotz der momentanen Beschaffenheit der Handlung und trotz aller Einsprachen des critischen Verstands, immer wieder überredet, daß wir hier etwas vor uns haben, was mehr ist, als ein flüchtiger Zeitmoment. Jede symmetrische Zusammenordnung von Figuren, gesetzt auch die durch sie gebildete Handlung wäre nur vorübergehend denkbar, tritt damit aus der Sphäre der Zeit und ihrer ineinanderverschwindenden Momente heraus in die Sphäre des nebeneinanderbestehenden, sich gegenseitig haltenden und tragenden im Raum, in die Sphäre des Zeitlosen.

„Die Alten, sagt Göthe, weit entfernt von dem modernen Wahn, daß ein Kunstwerk dem Scheine nach wieder ein Naturwerk sein müsse, bezeichneten ihre Kunstwerke als solche durch gewählte Ordnung der Theile; sie erleichterten dem Auge die Einsicht in die Verhältnisse durch Symmetrie, und so ward ein verwickeltes Werk faßlich. Durch eben diese Symmetrie und durch Gegenstellungen wurden in leisen Abweichungen die höchsten Contraste möglich. Die Sorgfalt der Künstler, mannichfache Massen gegeneinanderzustellen, besonders die Extreme des Körpers bei Gruppen gegeneinander in eine regelmäßige Lage zu bringen, war äußerst überlegt und glücklich, sodaß ein jedes Kunstwerk, wenn man auch von dem Inhalte abstrahirt, wenn man in der Entfernung auch nur die allgemeinsten Umrisse sieht, noch immer dem Auge als eine Zierath erscheint."

Wollte man die mannichfachen Verhältnisse dieser Architectonik im einzelnen zergliedern, man würde kein Ende finden. So z. B. fahren die Glieder der Hauptfigur kreuzweis auseinander; aber das Gesetz malerischer Freiheit forderte eine Neigung der einen Diagonale dieses Kreuzes nach rechts: nach dieser Seite hin flieht der Körper vor dem Biß der Schlangen. Zur Herstellung des Gleichgewichts erhielt der Sohn zur linken eine wegstrebende Richtung nach der entgegengesetzten Seite, während der Sohn zur rechten aus demselben Grunde ohne selbständige Bewegung an den Vater gekettet ist, an dem er wie ein schlankes Gewächs an einem mächtigen Stamme hinaufstrebt.

Am sinnlichsten und unmittelbarsten wird dieser Eindruck des Denkmalartigen erreicht durch die Anordnung in Form eines Dreiecks oder einer Pyramide. Diese Form führt die Vorstellung des Ruhens auf fester Basis und des Abschlusses in einem Gipfel mit sich. Um diese Form zu gewinnen, haben die Künstler die Söhne, wie Perrault*) nicht vergessen hat, ihnen vorzurücken, im Verhältniß zum Vater zwerghaft klein gebildet. Durch die Anordnung dieses Dreiecks in Einer Fläche erhält das Ereigniß einen leisen Anklang an eine Schaudarstellung: wie der gefesselte Prometheus des Aeschyles Aether und Winde Ströme und Ocean, Erde und Sonne aufruft zu Zeugen seiner jahrtausendelangen Qualen:

---

*) In dem Gedicht Le Siècle de Louis le Grand. Nachdem er die Meisterwerke der alten Sculptur aufgezählt hat, fährt er fort:

*C'est ici, je l'avoue, où l'audace est extrême,
De soutenir encore mon surprenant problème; (den Vorzug der Neueren)
Mais si l'Art qui jamais ne se peut contenter,
Découvre des défauts qu' on leur peut imputer,
Si du Laocoon la taille vénérable
De cette de ses fils est par trop dissemblable,
Et si les moites corps des serpens inhumains
Au lieu de deux enfans enveloppent deux nains, etc.

δέρχθη θ' οἷαις αἰκίαισιν
διακναιόμενος τὸν μυριετῆ
χρόνον ἀθλεύσω —

so scheint Laocoon ein ewiges Schauspiel vor Göttern und Menschen sein zu sollen. Die Mittelfigur zumal „legt sich (wie Feuerbach sagt) mit ihren weitgeöffneten Gliedern und bloßgelegten Muskeln gleichsam zu einem klar und ruhig übersehbaren Schauspiel des Leidens auseinander."

Dieß würde uns vielleicht gemacht vorkommen, wenn der Stillstand der Figuren nicht durch die Windungen der Schlangen begründet wäre. Lessing zuerst nannte es „einen sehr glücklichen und von einer ungemein malerischen Phantasie zeugenden Einfall, die Gruppe durch die Schlangen in Einen Knoten zu schürzen. Denn die gefesselten Beine geben die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künstlichen Fortdauer des nämlichen Zustandes so vortheilhaft ist." Heinse meint sogar, die Schlangen vollzögen den Befehl des Obern feierlich und naturgemäß in ihrer Art, wie Erdbeben, die Länder verwüsten. Auch Göthe hält es für eine glückliche Wahl, Menschen im Kampf darzustellen mit Thieren, die nicht als Massen oder Gewalten, sondern als ausgetheilte Kräfte wirken, nicht von Einer Seite drohen, nicht einen zusammengefaßten Widerstand fordern, sondern nach ihrer ausgedehnten Organisation fähig sind, drei Menschen mehr oder weniger ohne Verletzung zu paralysiren: durch dieses Mittel der Lähmung werde, bei der großen Bewegung, über das Ganze schon eine gewisse Ruhe und Einheit verbreitet.

Der Triumph der Kunst zeigt sich in dem, was als letztes Resultat aus dem allen hervorgeht: in dem Flusse der Linien, der Silhouette des Ganzen. Friederich Vischer tritt der hier durchgeführten Ansicht am nächsten, wenn er meint, „daß der Ausdruck des moralischen Willens weniger in irgendeinem besonderen Zug zu suchen sei, als in dem ungestörten Adel aller Formen und Bewegungen und in dem reinen Schwung der Auge und Sinn beruhigenden Kreisschwingung aller Linien der ganzen Gruppe, als einem unsichtbar-sichtbar ergossenen Geiste keuscher Grazie."

Die Gruppe ist nur für die Vorderansicht berechnet, sie ist als Zeichnung, man könnte sagen, reliefartig componirt. Alle Glieder, Bewegungen, Linien sind so nachdrücklich wie geistreich contrastirt und doch harmonisch zusammenklingend. Und in diesem Linienconcert kommt keine störende Wiederholung von Parallellinien, keine Durchkreuzung, keine disharmonische Einzelheit vor. Alle drei Figuren sind klar gesondert und geschickt ineinandergepaßt; nirgends Berührungen, nirgends leere Zwischenräume; keine ist durch die andere beengt, keine der anderen mit Beeinträchtigung der eigenen Bewegung accommodirt. Und dieß Resultat von „Abgründen künstlerischer Weisheit"

(Jacob Burckhardt) ist eine Scene, die so frei-natürlich erscheinen kann, als wäre sie aus dem Leben aufgegriffen.

Wem nun gerade diese „Abgründe der Kunst" im Laocoon mißfallen, wer von „Bravourarien" spricht, hier nur an die Virtuosität des Künstlers erinnert wird, mit dem wollen wir nicht streiten: es liegt zu sehr im Geschmack unserer Zeit, gegen alles mißtrauisch zu sein, was nicht durch alterthümliche Kunstlosigkeit die Eigenschaften der „Tüchtigkeit", des „Tiefsinns", des „Ernstes", der „Naivetät" u. s. w. an den Tag legt. —

Was war der Laocoon gegenüber den Ausschweifungen des Berninismus, gegenüber den Atrocitäten der Puget und Falconnet? Eine Versammlung der edelsten Eigenschaften griechischer Kunst, der Sieg des Maßes, der Hoheit und Schönheit über den widerstrebendsten Gegenstand.

Was war der Laocoon neben dem Classicismus vor fünfzig Jahren? „Das Maß für das, was die bildende Kunst der Griechen im Pathetischen zu leisten vermochte" (Schiller); der Gipfel der Naturwahrheit im Ausdruck des durchbohrendsten physischen Schmerzes, und der gewaltsamsten, unwillkührlichen Reaction gegen den Schmerz.

Was war der Laocoon in der hellenischen Kunst selbst? Der letzte Punct, zu dem sie im Durchlaufen des ihr bestimmten Kreises, im Streben nach überwältigender Wirkung sich selbst überbietend, fortging; die concentrirteste, berechnetste, kunstvollste Zusammenfassung aller Darstellungsmittel, welche die Vergangenheit aufgehäuft hatte.

Und was ist der Laocoon an sich selbst, außerhalb aller temporären Beziehungen? „Das geschlossenste Meisterwerk der Bildhauerkunst" (Göthe); ein Schreckensbild, in dem durch die Behandlung im Geist und nach den Stilgesetzen der plastischen Kunst fast alles das Höhere ersetzt wurde, auf welches bei der Wahl dieses Stoffes verzichtet werden mußte; Angesichts dessen uns dennoch alles das Höchste vor die Seele tritt, was wir in einem Kunstwerk vom ersten Rang zu sehen fordern.

Er ist ein nie auszustudirendes Muster, wie die Kunst, ohne etwas an der Natur und Intensität des Stoffes zu ändern, das Gräßliche beseitigt, das Peinliche versöhnt, den Mißklang in Harmonie auflöst, das Zufällige zum Bedeutungsvollen, das Einzelne zum Allgemeinen, das Physische zum Geistigen, das Momentane zum Ewigen erhebt: nicht durch Ideen, welche sie in Allegorien, Symbolen und Anspielungen dem Verstand zu errathen gäbe: sondern durch die Behandlung ihres Stoffes mit wahrem Stilgefühl. Der Laocoon ist im ganzen und im einzelnen wie inspirirt vom Geist der Plastik; er ist aus lauter Maximen dieser Kunst zusammengesetzt. Der größte Bildhauer der neueren Zeit, der bei seiner Aufdeckung (1506) zugegen war und ihn zuerst erkannte, nannte ihn das Wunder der Kunst.

In der That bedarf es einiger Anstrengung, sich Angesichts der Gruppe das schauderhafte Factum der Wirklichkeit zu reproduciren. Sie führt den Eindruck der Dauer so unzertrennlich mit sich, daß nichts entfernter liegt, als der Uebergang der Einbildungskraft zu den vorhergegangenen oder folgenden Momenten. Man hat, freilich tadelnd (ich will nicht untersuchen, mit welchem Recht), gefragt, ob es möglich sei, sich vorzustellen, auf welchem Wege die drei Figuren in diese Lage gekommen seien. Ebenso befremdlich kommt es uns vor, daß die nächste Evolution unserer Gruppe die Scene sein soll, welche uns eine Zeichnung des Lafage versinnlicht, wo alle Drei von den Schlangen umwunden sich am Boden wälzen.

Die Kunst ermöglicht es, sie lädt uns ein, ja sie nöthigt uns, hier das Höchste anzuknüpfen: der von ihr angeschlagene Accord läßt seine Tonwellen ins Unendliche ausklingen.

Laocoon in dem baaren, buchstäblichen Moment seines unseligen Endes, Laocoon der ewig von den Schlangen umwundene, der ewig seufzende, ewig in krampfhaften Zuckungen sich windende, dieser Laocoon würde uns in der Verewigung seiner Qual im starren Stein unerträglich werden: wir würden wünschen, er möge endlich in die Ruhe des Todes eingehen. Aber Laocoon, den die Kunst gebildet hat, läßt uns den trojischen Priester vergessen; er erinnert uns an einen andern Heros, der auch mit unbezwinglichen, unbegrenzten Kräften ausgestattet, durch eherne Gesetze an ein endliches Dasein gefesselt, der Träger ist jener Welt von Qualen, aus der jener Laocoon nur ein Beispiel giebt. Laocoon wird zum Symbol der tragischen Seite des menschlichen Daseins; er wird uns ein Bild der Menschheit im Kampf mit den sie bedrängenden feindlichen Mächten.*)

Das dreigetheilte Gedicht des göttlichen Florentiners von den Welten des Jenseits ist aus Stoffen dieses Lebens auferbaut. Unser Leben stellt sich in wechselnder Ansicht dar nicht bloß als ein Purgatorio — ein Ort sittlicher Erziehung, Läuterung und stetigen Wachsthums der Bildung, wie die Anhänger der Fortschrittsidee wollen; noch ist es bloß ein Paradiso, ein Proceß der Erleuchtung und Erkenntniß, wie die Philosophen wollen: in ihm sind

*) The group of Laocoon ... a type of the long, fierce struggle of man, involved in the knotted entanglements of Error and Evil, these too snakes, which, if no divine help intervene, will be sure to strangle him and his children in the end. What he most admired was the strange calmness diffused through this bitter strife; so that it resembled the rage of the sea, made calm by its immensity, or the tumult of Niagara, which ceases to be tumult because it lasts for ever. Thus, in Laocoon, the horror of a moment grew to be the Fate of interminable ages. Nathaniel Hawthorne, Transformation. „Für uns bleibt die Gruppe Naturtrauerspiel, und die Creatur irrsizt dabei im Innern über das nothwendige Leiden auch des Guten und Gerechten, und schaudert in ihrem Unvermögen, ihrer Unwissenheit zusammen." W. Heinse, Ardinghello.

auch die Abgründe und Ströme eines Inferno beschlossen, eines Ortes rast- und ziellosen Strebens und Mühens, end- und zweckloser Leiden.

Das natürliche, gesellige und geistige Elend, von den Greueln der Schlachtfelder und Hospitäler an, die über Tausende ihre Geißel schwingen, bis hinauf zu den Schmerzen des dem Menschengeiste oft nur zu seiner Qual eingepflanzten Zugs nach dem Unendlichen, die nur wenigen statt allen zugänglich sind; die Sympathie, welche jeden an das allgemeine Leiden kettet: hierin liegt der letzte Grund der Wirkung derjenigen Kunstwerke, welche uns die tragische Seite des Daseins vorführen. Es scheint zur Constitution der menschlichen Natur zu gehören, daß die Sympathie mit Schmerz und Tod stärker ist, eifriger gesucht und tiefer geschmeckt wird, als die Sympathie mit Lust und Leben. Daher auch das Verweilen der größten und tiefsinnigsten Denker bei der Gruppe des Laocoon, daher die Verehrung, welche dieses mächtige Werk bei allen bedeutenden und geistvollen Menschen vor allen Werken des Alterthums stets genossen hat und genießen wird.

Anhang.

I.

Lateinische Verse.

(Im Hamburger Quartband, auf Blättern eines Registers, mit einer Menge Correcturen.)

1.

Musa, meae precor ex Pindo illabere menti
Roreque Castalio tempora sparge mihi,
Maeonii vatis lecturo carmina docto,
Qui civium solus volvo legoque senem.
Meque vobis curae vane nisi auguror esse,
Per me fama locis his viget alta senis.

2.

Dignior haud umquam lampas in saecla remota
Post dominique sui fata superstes erit,
Quam mea, cui si post cineres mea fama vigebit,
Quicquid et hujus erit, mente grata refero.

3.

Cum Deus in Pisgae praecelsa cacumina duxit
Mosen, ut adspiceret non aditura loca:
Haec quae tota procul regio subjecta tuetur,
Dixit, adest patribus terra promissa diu.
Mella et fava vides stillantia quercubus altis,
Et vitium ordinibus consita sponte sua est.
Flumina jam lactis, jam flumina nectaris ire
Per juga culta vides, per segetes gravidas.
Quae patet exstincto vetere tradenda colono
Seminibus Abrae, sed tibi visa sat est.

4.

Graviter aegrotat Pylades, spes nulla sanandi,
Seposita turba me sibi adesse jubet.
Incipit effari, nec opis restabat ad illud,
Languidus ast in me fixus ocellus erat.

Et simul annixus collectis viribus inquit:
Ut sapiens morior: semper, Oreste, vale.
Tum semel ingemitans ocius decessit, et ora
Pallida mors pressit, transit ad astra anima.
Me super injicio exanimem complexus amicum,
Invida fata, inquam, tollite meque simul!
Cur prohibetis una exosam rellinquere vitam?
Pallida mors vitae fila resolve meae!
Quam vellem, mea lux, subito pallescere leto,
Conditus et juxta te requiesse detur!
Sic obiit Pylades: cippoque legenda traduntur:
Conveniens vitae mors fuit ista suae.

5.

Quid veneres Graecas Teutonum cedere jussit
Oris? Temperies num malesana fuit?
Aut quae ter denos crudelia bella per annos
Grassavere diu in visceribus propriis?
Perstrepere audivit cunctos Germania ludos
Aemoniasque musas Ioniumque melos,
Praeloque fervebant veteres excudere chartas,
Sordibus obductae quae latuere diu;
Ut credas Graios sedibus soloque relicto
Transmigrasse tuas, barbara terra, nives.
Non ferulae subductus abit monitisque magistri,
Ni puer ante probe nosset et Iliada.
Nunc jacet abjectus missusque ad Tartara Homerus,
Et sine honore nomen quemque legisse pudet.

6.

Qui non amara prius absinthia gustat,
Quam jucunda sient mellia, nescit idem.
Quique levi numquam somno est excitus iniquis
Casibus, haud novit, quam sit amoena quies.

7.

Si quis electus erit varie probatus amicus,
Quique incorruptae signa dedit fidei,
Non temere abjicies, ne tu videare legisse,
Cui fidas, temere — —

II.

Matrikel und Collegienverzeichniß.

(Mitgetheilt von Herrn Prof. Conze in Halle.)

1. Matrikel.

Dn. Pror. Cons. Schlitten

1738.

Nomina inscriptorum — mense april.

29. [Immatrikulationsnummer] — 4. [April] **„Joannes Joach. Winckelmann Stendalia PoM.** [Palaeomarchicus] **Theol.“** [soweit eigenhändig] O [bedeutet gebührenfreie Immatriculation].

2. Collegienverzeichniß.

Consess. IV. hab. d. V. Aug. praes. domm. Prof. Michaelis et Prof. Knapp et Dec. [Sig. Jac. Baumgarten] 1738.

n. 10. Jo. Joach. Winckelmann Stendalia Palaeomarch. aet. 20. J. hier 1/4 J. log.[is] Knack cont.[ubernalis] Lucius conf.[essionarius] Struensee. Coll.[egia] thet. hebraic. h. 2. graec. logic. hist. phil. [Das dogmatische Anfangscolleg und Zacharias bei Joachim Lange; J. H. Schulze's Alterthümer nach Münzen; Logik und Geschichte der Philosophie nach Walch bei A. G. Baumgarten.]

Consess. XVIII. d. Nov. 1738.

n. 16. Jo. Jach. Winckelmann Stendalia Palaeom. aet. 20. J. hier 1/2 J. log. Knack coll. thet. h. 10. hebr. h. 2. et h. 11. metaph. h. 3. [Kleine Propheten und Pentateuch bei Michaelis; Metaphysik bei A. G. Baumgarten].

Die XXVI Junii.

n. 13. Jo. Jach. Winckelmann Stendaliensis h. 5/4 a. c. thet. publ. mathem. ebr. curs. ebr. exeget. in Jobum in ep. ad Ebr. [Mathematik bei Joachim Lange d. j.; Hiob bei Chr. B. Michaelis; Hebräerbrief bei S. J. Baumgarten.]

Testimonia pro impetrandis publicis muneribus acceperunt A. 1740. Decano C. B. Michaelis —

n. 13. Joann. Joach. Winckelmann Stendal. Palaeom.

III.

Briefe aus den Jahren 1742—1747,

geſchrieben in Hadmersleben und Seehauſen.

(Es iſt ein Heft Briefconcepte, die, wie der darin befindliche und von Gurlitt zuerſt mitgetheilte Brief an den Abt Steinmetz in Kloſter Berge beweiſt, ganz oder faſt ganz ſo, wie ſie hier ſtehen, an die Adreſſaten abgegangen ſind. Das Heft iſt in den Hamburger Quartband eingebunden.)

Fasciculus epistolarum latinarum a. d. XXVI. Jul. cIↃIↃCCXXX[X]II.

1.

Epist. ad V[irum] S[umme] V[enerandum] D[om.] N[oltenium] S[uperintend.] V[eteris] M[archiae] & P.[rignitz]

Erubui equidem, Vir Summe Vener., si quibus antea rationibus innotescendi Tibi motus, studium mihi Tuum conciliare e re mea esse duxerim; cum multi adeo, quibus jam contigit, obtundant, et otium tanti viri suis quasi commodis vindicent. Et quandocunque ex opinione parum comis ingenii Tui sic offensum a me fuisse videbitur: tunc, ubi illuxerit dies olim patriam revisendi, adire Te prius, quam per litteras tentare certum fuit. Jam vero judicio humanitatis Tuae ad officium sollicitus (modo par sim), quî respondere neglexero? Occupas id quod alii rejiciunt: invitas sponte ad bene de Te sperandum. Quo non incendor studio? quam non gratulor Musis meis?

Gratulabar quidem inde, ex quo patriae commodatus es, et ipsi et mihi ex iis laudibus, quae de Te, Vir Summe Vener., circumferuntur egregie: at vero insignius aliquod utrique signum sustulisti. Confirmant hanc spem parentes, quibus documenta omnibus grati animi signis majora exhibuisti. Nunc Sibi redditum iri salutem, nunc velut e mari fluctuoso senectuti fragili refugium turbinibus immune paratum iri a Te putant, qui aliis quidem plurimus, sibi vero imprimis auctor salutis, imo salus ipsa extiteris. Aperuisti iis viam Tecum coram communicandi: quanta comitas! cujus domum sanctitatis justitiæque templum omnes suspiciunt boni, eis reserasti, et coetui Tuorum, id est fidelium, adoptasti: quanta integritas! Quin profligare velis, Vir illustris: quin, cum animæ erudiendae invigilas, cultui corporum etiam prospice, et cui tutela paupertatis a Deo tradita est (sic liberius dixero), paupertatem eorum subleva, senectutem oblectare. Haec semper a Deo precatus sum, ne paupertate[m] parentum ad ignominiam et infamiam vergere patiatur; ne, cum duram utriusque conditionem dolerem, qui succurrere iis non possum, omne amicorum auxilium eripiat. Quî vero mihi salvus videbor de salute parentum Tua cura certissimus! Qua grata mente Deum colam, hac sollicitudine levatus! quas ad eum supplices manus pro Tua proque liberorum incolumitate tendebo! Ex hoc fonte aliquem favoris Tuae rivulum in me derivari non credo, meamque felicitatem benevolentiae in parentes particulam inexam non

vane auguror, sed praesentem quasi intueor. Ecquis amicorum adeo tam benigne de me sensisset? ecquis, si posset, rebus dubiis opitulari, sponte fidem dedisset? Quanta vero deinde non solum ex signo amoris, sed etiam ex judicio et sententia tanti viri redundat in me abundantia cum solatii tum ornamenti! Hoc vero affirmo, Vir Summe Venerande: cognitis litteris nec quid cogitem de Te, nec quid respondeam, satis concipere potui. Tot me paene mersisti humanitatis officiis, tot cumulasti me ante beneficiis immeritum. Utinam Deus, qui tibi indidit, hanc Tibi conservet mentem, ut parentum recordarere necessitati: meam non negligas. Indulgentia tanti viri suadet; suadet clementia ac bonitas. O! illustre, quod Tibi a Deo in divûm consortio partum præmium video! O corona, numquam marcescens, quae tempora Tua beata premet, quam tibi misericordia, justitia et patientia nectent! Quando patria inveniet Tui parem! quando boni cives, quando egeni! O secundis patriæ auspiciis sacrorum antistes! O egregia pauperum spes! Perge in excellenti natura, perge in divino a Deo concesso munere. Me vero et inprimis parentes Tuæ committo et commendo fidei. a. d. XXII. Jul. 1742.

2.

Responsio responsor.

Litteras Tuas ad os oppressi et ad pectus: tantum Tui non minus admirationis quam amoris excitarunt gratiarum illae ac solatii. Liceat jam nunc superbire iis, quæ in spem insignem me devocant, nec illarum marcere desiderio, quarum semel atque iterum frustratus me piget. Veniam longinquae commercii morae, quod instituisti, comiter calculum ei adjiciendo expetere non ausim, cum ejus expectationem adeo superasti meque rubore suffundis. Aequi bonique consulere, Tuæ erit indulgentiæ. Non satis habes fidem matri dedisse coram, oportebat hanc oppignerari litteris amantissimis. Sed curae in parentes? quid? supereminent omne studium, cui non deese frustra adlaboravero. Ah! quas numini supremo gratias, quantas supplicationes debeo, quod rebus parentum perditis ope Tua subvenire non detrectatus sis. Gratulor secessui parentum quieto, gratulor laribus parvis, ubi taedia mundi precibus et patientia fallent. Quam non meditabant materiam laudis ac votorum. Quibus vero studiis hanc abundantiam amoris colere par sit, tantum abest ut inveniam, ut potius identidem opem Tuam, V. S., requiram. Vides quam audacter provocem fidem datam et hanc in usus meos convertam. Et quidni provocem, cum annuentem Te votis, si quid vix concepero, præsens quasi intueor. Aurae Seehusa secundae huc non ita pridem laetis perlatae sunt nunciis, quae refocillant animum, ut Conrectoris viam, ad quam antea invitus invitabar, non vane adspirare mihi videar. Dominus Boysen pollicetur ad hanc operam suam, nec deerunt alibi, quibus cordi fuerit, si gravissimi testimonii Tui pondere destitutus non defecero. Quicquid hujus erit, totum erit Tuum, V. S. V., nec meis, sed mavis parentum commodis auspicatum. Gaudeo jam antea in sinum data copia, manumque prensandi voluptate percitus gestio. Ita me salus ipsa respiciat, ut Te mihi propitium existimo.

3.

Ad eumdem. Stend.[aliam]

Numquam profecto vel in officio vel consilio ita hæsitavi timidus et anceps, ut jam nunc, cum benevolentiæ magnitudo impar studium, subitus casus parum præsentem animum offendit. Hinc enim, qui ex voto respondeam, non video; illinc, optione a Te mihi data, annuendine an detrectandi partes sumere e re mea sit, animo decerto. In arto me conjecisti publici umbratilisque muneris confinio: conjecisti vero ita, ut non magis de munere, quam de studio in Te meo sollicitus sim. Et quidni sim? cum qualemcumque rationem ingressus vel deero, vel, quod angit, offendero. Quomodo tam prolixum adfectum merui a tanto viro? unde vero ingenium repetet, mihique suggeret iterum, non dicam grati, sed diligentis admodum animi signa? Utrimque premor, nec, si quid secus a me destinatum sit, concipere cupio. Reputanti vero identidemque cogitanti mihi (vereor quid cogites) non in onere muneris, sed in coacervatione duriuscula quædam visa sunt. Hic nauseæ molestia aut intempestiva ambitione laborare Tibi videbor, aut, si mavis, salutem in casus ancipitis eventus committere. Haec, si Tecum coram mihi copia esset, diluerem forsitan: nunc paucis expediam. Ardeo incredibili cupiditate operam meam juventuti erudiendae navandi, et hunc finem potius quam ornamentum aut emolumentum spectandum duxi. Libens itaque humeros Arneb. spartæ subducerem, nisi in quadruplici officio, quadruplici etiam aere et robore secundum Flaccum me munire desperem. Labores in rudimentis primis demersos non attingo: nec conciones in coetu sanctorum deterrerent, in quibus periculum facere huc usque sæpius nisus non sum: at praeire ecclesiam voce, et ὀργάνῳ πνευματικῷ digitos aptare non conarer. Ars musica sensim exspiravit et defaecata jacet. Vides, V. S. V., quibus ego rationibus avocor? Expectationem Tuam fallam forsitan, sed fallam (non nego) fiducia tum amoris tum indulgent[iae]. Hunc mihi, etiamsi renuero, non defuturum in aliis crediderim. Arneburgenses invenerint alibi fortasse, cui volupe erit. Spero propediem, si Deus volet, Te salutare. Hadmers. a. d. 20. Octobr. 1742.

4.

Ad Dn. H. S. L.[udovicum] de H.[auses]

Digitos attolle: superior scilicet discedam. huic enim testi concedas necesse est. Si respuis, fidem Romani nominis in consule laedes, quod heu! nefandum. Satis habeas velim, si hac victoria superbire neglexero. Si vero intendes actionem meque judicio critico confundes, atram Harduini bilem in Te deprecabor. vide, quantum Tibi hostem excitabo. Aveo Clarendonii acta (memoires) si ad manum fuerint. Falles interim nugas mundi in otio Musaei, dum Te salutandi iterum Tecumque colloquendi inter pocula mihi copia facta fuerit. Vale. a. d. 24. Octobr. 1742.

5.

[Ad Noltenium.]

Litterarum audiebam nihil ad Te. Quam subito eheu! percussit animum. Fidem angustiorem umquam restitutum iri diffidebam, præsertim in offensione anxii judicii. Abripio me hinc cursim ad magistrum veredorum. Ablegatos ille fidem jurat: tabulas apographas inspicere licuit.

Animum reddidit, quem confirmarunt postea parentes allatæ epistolæ nuncio et aequitate gratiæ Tuæ. Quid prius hic aut quid posterius venerabor? amorisne proclivitatem, an indulgentiam obsequii neutiquam respondentis? Et quae recepisti liberaliter, quam deprompta sunt et ingenuo corde et, ut ait ille, ἐκ φρενῶν μυχοῦ. Sed metus, ne, si qua excurrero ad nostrates, præsentia detrahat opinioni Vestræ, quam tuebor absens. Residet tamen aliquid amoris. Hunc mihi servet in Te Deus et Te mihi et parentibus.

6.

Ad D. Rect. T.[appert filium]

Laudas scilicet dubii periculi stilum, ut saepius judicio Tuo critico ludos praebeam. Manum abstinebo: Latine tutius et ludimagistro, si Deus volet olim, convenientius. Nuper quidem certe ut in ludo cum infantibus elementorum doctor vereor, ne probes consilium, cum spes uberior, qua nisus haec abjeci, vacillet. Quicquid vero fuerit in utramque partem, bene sit, cum aequa facultas adhuc consulendi, quid velim, interclusa creditur. De me Deus alibi viderit et Præsul, qui optime mihi consultum vult. Non ambio munus pruritu vitæ latioris meique stomachi, sed anhelo, si quid est, studiorum desiderio, quæ in penuria librorum languent et congelabunt acriori hieme in cerebro. Subvenisti Tu antea musis meis, sed propter locorum intervallum fidem et clientelam Tuam requirere non audent. Annuentem vero Te vere videre videor occultis votis, et mens fausta praesagiens reddidit animum musis. Liberos [sic!] aliquot desidero, quos schedula exhibet. Repulsam non spero, si quando oris Tui liberalis meminero, et nitide eos conservandi fidem juro. Reddam vero, quam primum Vos videro, videbo vero D. V. et præcipio gaudium. Hadmersl. 1742 a. d. 21. Nov.

(Die folgenden zehn Briefe sind nach ihren Ueberschriften (ad incertum professorem, ad incertum amicum, epistola valedictoria) und nach dem Mangel bestimmten Inhalts bloße Stilübungen; sie sind deshalb hier nicht mit aufgenommen worden.)

7.

Ad Insp.[ectorem] Seh.[usanae] Civ.[itatis] Schn.[akenburg]

Distuli usque hac, quod coram tentavi, nomen denuo profiteri apud TE, Vir plurimum Reverende, in ambiendo munere, ut, quâ exciderat spe, hac inniterer nunc, cum fides data fuit a Præsule et Dn. Boysen de præmuniendo mihi ad benevolentiam Tuam aditu. Nolui equidem videri præceps omnino et venabundus spartam: non indignum tamen visum est, ut,

qualemcunque voverim erudiendæ juventuti operam, Vobis dedicarem. Allicit præterea tum humanitas Tua pervagata admodum, tum Senatus amplissimi splendor in civitate bene ordinata, ut illa frui, hoc gloriari optaverim. Quicquid hujus fuerit, id erit totum judicii Tui et indulgentiae, cui me commendo et committo. Vale. [Aus dem Frühjahr 1743.]

8.

Ad Sen.[atum] Civ.[itatis] Seh.[usanæ]

Cum nuper Vos convenirem, non vane significare mihi visi estis vultu benigno, quod inde possim præcipere augurium. Certum quoque fuit confirmare mihi quam primum hanc mentem Vestram per litteras, ut tabulis Candidatorum inserer, nisi, quo penitius Vobis innotescerem ex aliorum judiciis, mihi elaborandum fuisset. Suppeditabit haec Præsul Vener., a quo ablegata credo. Nihil mihi tanti sit, Viri Amplissimi, quod non libenter impenderem in erudienda Vestra juventute (ignoscite confidentiæ), si Deus Vobis excitaverit aliquam in me animorum propensionem. Quantum vero accesserit venerationi Vestri collegii Ampl., ex quo mihi auspicato contigit Vos videre et salutare, nescio quibus id studiis abunde satis testificarer, si annueritis votis. Deum quaeso, ut Collegium florentissimum, Vos sospites velit. Musis meis gratulor vero, si insinuatae in Vestra benevolentia possint conquiescere. Valete. [April 1743.]

9.

Ad P.[astorem] Gr.[oss-] B.[eusteranum] D.[om.] P.[apirium]

Vix fidem angustiorem tuebor. at fidem juraverim, nisi fastos consuluissem, bis septem dies nondum elapsos. Mirum in modum exercuit ingenium hic vester mechanicus, nec undique quod tradit, arrosis licet unguibus, satis jam nunc constat. Soleo interim musas meas, ubi haerent, lactare spe sermonis Tui; et in hunc diem aegre rejicio anxium desiderium. Subpudet vero, si quando subit, qualem mentem erga me Tibi excitare potuerit invereundus ardor? non perinde enim mihi est, si extorsus sit unus et alter liber, si animum Tuum offendo. Sed nosti vehementiam studiorum ejusmodi, quae, si potis esset, deglutire omnia auderet. Cur enim diffitear? tantum abest ut erubescam, ut potius glorier, hanc indulgentiam Tuam in usum meum converti debere. En frontem mathematicam! sed nefas fuerit, indotatum recipere nuntium. Demitte Euclidem ad nos, ut insolens ipsi museum ornet, donec mihi exscribere illum facultas fuerit. Delitescat hic cum contubernali Timaeo Locrensi, mathematico Graeco non minus illustri. Fidem do et in me recipio, non desideratum iri diligentiam in eum remittendo, cum libitum fuerit. Vix mihi temperare possum, quin gaudio exsultem de adventu venerandi senis. Gratias agam. Sed quas? testificabor coram pluribus, quam humanitas Tua adfecerit me; numquam tamen satisfaciam desiderio. Vale.

10.

Ad P. G. B. D. P. [v. 9.]

Vereor, ne hic clames neve succenseas: inverecundae enim litterae nimis saepe adferuntur. Ignoscerem etiam repulsae, exercendo indulgentiam. Quin satis superbiam amicitia Tua, etiamsi porro studia mea promovere neglexeris. At nolim haec sinistre ominari. Deturbatus hercle omni spe languescerem, nec, quomodo musas vacillantes sustentem, concipere ausim. Expediam modo, quid velim; sed ita me Musae ament, ut intra octiduum restituam. Aveo primum volumen e philosophicis Wolfii et inprimis Logicam, ut de quarta syllogismorum figura et aliis, quae e re mea fuerint, uberius mihi constet. Cave tamen cogites, id agi a me, ut periculum faciam, qua fronte insigniores et capaciores libri possint expeti. Numquam hercle eo usque imprudenter ruam, ne effundam collectam gratiam. Salutat te Euclides et precatur, ut aura urbana aliquamdiu liceat frui. Vale.

11.

(Auf einem eingelegten Blatt; an Nolte gerichtet.)

Bene Te valere cum lectissima conjuge liberisque, admodum gaudeo: nemo huc a Vobis excurrit, quin eum perconter, ut, si quid rectissime, gaudium insigne persentiscam. Ego vero hic tranquille dego aetatem, nec facile hinc moturus: ideo deposui molimina Brunsvicens., dum animus

Commisisse cavet, quod mox mutare laboret.

Praeterea nimis timidus sum ad scribendum, nisi bene compositus et in otio: imprimis gnarus illius Flacci:

— — nonum prematur in annum.

Paalzovius Collega amantissimus, dum spe excidit, qua nimia fiducia et, ut malevoli interpretantur, jactantia confisus est, caudam trahit et a Praesule infra dignitatem lacessitus et ignominiose habitus est.

οἷος πέπνυται, τοὶ δ' ὡς σκιαὶ ἀΐσσουσιν.

Ambit Paalz. ludimagistratum (loqui fas sit) Havelbergens. nunc iterum, sed jam ultra mensem nil certi ad litteras ablegatas. Hermannus noster graviter in agro Devicensi decumbit, ut fama fert. Ne desinas, obsecro, me et parentes tueri ac favere, cujus gratia ego Deum supplex veneror pro valetudine et commodis Tuis. Vale.

12.

Ad D. d. H.[anses] Secr.[etarium] Leg.[ationis] Hadm.[ersleb.]

Quam me adfecerint litterae Tuae, noli quaerere, praesertim cum paene obduruisset animus ad ulterius desiderium. Desiderium inquam: requirere enim nefas fuerit ab hypodidascalo. Anxium vero me habuit ac sollicitum, nihil audivisse certi in tam insigni penuria litterarum. Obtestor fidem utrimque datam et sancitam in aula Vestra, antea etiam nostra, de commercio iterando. Quin experientur (ne quid gravius dicam) stomachum

meum, si quando me aura secunda ad Vos perduxerit. Sed ita me Musae oderint, si quid litterarum Tui gratius. Ad os oppressi et ad pectus. Tentandum igitur, si quae possint dici posthac. At non impune feres, qui nos in ruborem dederis et das quotidie. Vix enim praeterit dies, quin relegam. Eo magis enim dejicior ad infimam eruditorum plebem, quo magis molior altius penetrare; quare major facultas data est, audere aliquando post fata emergere. Gratulare igitur musis meis, quae auspicato in hoc loco quamvis ἀμούσῳ consederunt. Nihil posset accedere ad voluptatem amplius, quam vero persentisco, quam ut Tecum communicem, et inter confabulandum et jocandum diei partem otiosam fallere. Quis enim est, quamvis extra hanc tellurem raptus, regiones lunares, insolitas urbes et campos ibi patentes viderit et in orbem nostrum despexerit, qui adeo gauderet felicitate sua, nisi cujus intersit, adfuerit, cui posset enarrare. Sic enim habeto. Tanta librorum copia ad manus est, ut nihil querar, quam temporis angustia praecludi, sed verear potius obrui. Ad problemata geometriae demonstranda machinae itidem suppetunt, ut astrolabium, mensula, pixis magnetica, catena ad demetiendas areas, ut non dicam de minoribus. Totus igitur in mathesi sum (audendum enim aliquid) et urgeo, quantum fieri potest, in schola reminiscens dicti Platonis, quod foribus acroaterii sui affigere solitus est: *οὐδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω* (sic). Ne quis introeat geometriae expers. Ridebis hic (en divinor) exclamaturus: Parturiunt montes etc. Ignosces ostentaciunculae: magnus enim, ut vel maxime apud Vos videri velim. Subit vero identidem eadem cogitatio: mea enim interest, ut Te doceam, cuinam ego olim mathematicorum gregi accenseri velim. Taedet omnis Empirici nominis, qui non nisi describendis figuris vacant et satis habent, si (verbi causa) distantias aut areas metiri noverint, demonstrare minus laborent. Nihil ratum firmumque adprobo, quod ex principiis indubitatis, qualia sunt axiomata mathem., deduci nequit ab auditoribus, usque ad punctum mathematicum. Ergo levidensae (sic) acroases huc redeunt tandem, ut maturius adsuefiant juvenes ad amussim directis demonstrationibus, et ut positiones logicas melius in usum suum convertant. Ad manus sunt Euclidis elementa tam Graece quam Latine, cum demonstrationibus tum Christophori Clavii Bambergensis e Societate Jesu, tum Isaaci Barrowii Angli, succinctiori methodo. Et ne nauseam excitent abstractae propositiones, admiscentur e Schotti Technica inventa quaedam amoena, ut sit cujusvis stomachi. Sed quid libros commemoro? sexcenti alii adsunt et peti possunt, si quid nobis opus fuerit eisdem. In philosophia opera omnia Ill. Wolffii scrinia mea decorant. In historicis praeter minoris formae Buddei Lexicon quatuor vol. fol. sit satis: cetera supplentur in musaeo patroni illius mei. In chronologia historica Strauchius. Tabulas Hubnerianas solum desidero. Confeci vero ad 50 tabulas genealogicas totidem plagulis, et ad ductum earundem a singulis descriptarum procedo, cum initium factum fuerit ab seculo XVI circa adscensionis festum, 4 horis per singulas hebdomades ad pacem Rysvicensem usque pervenimus, non neglectis doctorum illustrium vitis, cum universalis dici debeat. Non vanam inde concipio, translatum iri sic bene praeparatum ad musas digniores. De Theodoro Studite farraginem videbis; si plura libet, impera. De

Eidera non satis constabat mens Tua, si quid est in posterum. Librum Marchionis d'Argent novi et vidi apud bibliopolam nostrum ablegandum ad conjugem Baronis de Cunneberg, quae intenta est in legendo; pretium internum non novi. Caeterum persuadeas Tibi velim, nihil mihi posse accidere gratius, quam ut saepius requiras a me, de quibus certior fieri cupis. Hoc adfirmatum ibo, nihil fore, quod non possim abunde suppeditare. Sed stilus languet, et sibi non adeo constat. Obsignabo. Vale et fave.

13.

Ad Dn. P.[apirium] P.[astorem] G.[ross-] B.[eusteranum]

In quem me conjecisti ancipitem metum insperato hoc nuntio? de gradu meo dejectus et lautiori quadam spe, cui nimium tutus indulsi, frustratus videbar. Ignorabam enim, quae Te subito sententia verterit. Quovis pignore contenderem, regnasse me in amore Tuo. Infensus equidem sum animo ad suspiciones propensiori; at non videbam, quomodo evellerem hunc stimulum. Noctes insomnes traxi, nec quid commeruerim, aut quid tantum commiserim, si me bene novi, divinari poteram. Malim hercle quidvis perpeti, quam, non dicam, amittere spem cum consilio, sed vereri, offendisse Te alienumque mihi reddidisse. Sed reddidisti mihi animum, et illustrius quoddam ad bene de Te mihique sperandum sustulisti signum. Vale.

14.

Ad eumdem.

Audendum aliquid, quidvis enim a Te elici spero. Ubi legi nuper Acta, haesit alicubi aqua. Succurrent vero, uti credo, Curae posteriores Hamb. Wolffii, ex quibus Tom. II (si recte memini) avide desidero. Si volueris eumdem mecum communicare, remittetur intra octiduum, aut si quando jusseris. Vale.

15.

Ad eumdem.

Infecta re nudius tertius discessimus, sed aegrius ego quam socii, quorum alterum ῥαβδοβαρβίτου novitas, alterum serenitas coeli invitaverat. Sed diffiteor, ingratiis meis fit, si quis forte fortuna discedente ad Vos occurrit. Incomitatus sic melius, dum nemo obloquitur. Nonne vero cessent Te destringere atque diversim trahere res domesticae, ut liberum mihi permittant intra scrinia Tua exoptatissima aditum? Eripe Te, si potes, morae mihi (credo et Tibi) inimicae, et concede mihi has horas pomeridianas, seu, quod perinde est (nosti vero ardorem!), statue diem non laxam. Vale.

16.

Ad eumdem.

En Tibi libros reduces. Utinam ego comitans eorum socius. Omnes sane horas dinumero, dum liber aditus. Libros denuo mendicare flagitium

sit meum. Ex asse mihi satisfecisti. Si vero plausus movere inopinato libro voles, erit id indulgentiae Tuae. Actorum Lipsiensium volumen arrideret. Hei! ipse mihi placeo cum ista mea verecundia. Nihil dico amplius. Gratia Tua omne grati animi studium supereminet. Deus Tibi. Vale.

17.

Ad eund.

Vix animum inducere potui, ut crederem, integrum Tuum favorem et illaesum. Nonne Tu is eras, qui fidem, me in nundinis conveniendi, dedisti? et quid prohibuit? coelum pluviosum inquies: at eo ipso Te fefelli, cui minus opinanti in tam turbida tempestate ad urbem fuisti. Latus tam diu convulsissem, dum mecum contendisses. Satis habeas, nisi Te in jus vocem apud genium amicitiae. Sedabis vero bilem unico volumine Actorum Lipsiensium. Heus domine! non diu desiderabis, sed recipies instanti die Mercurii. Sed ultimum et novissimum anni XLII aveo. Hic rogo Te atque obsecro, ut idem mecum has tres quatuorve dies communices, nec spem, quam concipere suasisti, confundas. Vellem videres, qua ego exultatione soleo occurrere tabellario. Non nescio, quod aliqua transferendi ex eodem in indices opera residua restet: at quid efficient bini ternive dies? Vale Patrone M. m. dab. e mus. a. d. 23. Nov. 1743.

18.

Ad V. S. V. Nolt.[enium] Sup.[erintendentem]

Liberalius quidem Tu ob dubium periculum mihi gratularis: quin et ego mihi, quae Dei est gratia. at posteritati male consultum foret. patriae malleni, et per Te sperarem aliquando. Heu nimium largiris amori. Ego vero applaudo ter et quater litterarum elegantiorum choro et praesertim litteris Graecis, quae ignava caligine mersae erumpent sub auspiciis Tuis, et vigebunt in scholis patriis. Animum fere induco, ut credam, non alte umquam in Veterem Marchiam penetrasse patrum nostrorum memoria, ut ne vestigium quidem sui in scholis, ubi foveri debebant, reliquerint. Nec altius repetam. Magnam sibi existimationem conciliarat Vir eximius b. d. Tappertus doctrinae inprimis Latinae et Graecae: et flagitium sit meum, detrahere ejus manibus. hic tamen roganti mihi quondam de Sexto Empirico et Luciano (puer enim legeram Stollii historiam): Latini, inquit, sunt; et plura sciscitantem ablegabat ad Fabricii Bibliothecam Latinam. Herodianum et Xiphilinum in scriniis offendi mucore et situ obductos. De ceteris somnium. Schollius apud Soltquellenses Rector, quamquam altum quid jactet, et bibliothecae famam, sollicite eam occultando, conquirere credat, paucos Graecorum vett. novit, quantum quidem prodit. Quales quaeso ex hac disciplina istarum litterarum aliquando sospitatores formati dimittentur, quibus, ubi primum de recentiori philosophia postea subolnit, reliqua sordent. Jactantur hae voces passim et hic a sciolis, ut putent, nihil agi, quam ut negotium facessatur juventuti, quae olim (audiamus eos) sine his tricis docta atque adeo erudita evasit. Palmam

sane concedamus hominibus Italis et Gallis, quorum proceribus haud piget, operam ei impendisse. Praeclare audiet inter omnes *φιλέλληνας* eminentissimus Dux et Marchio Angelus Maria Quirinus, ex Abbate Benedictino-Casinensi factus Archiepiscopus Corcyrensis, deinde a. CIↃIↃCCXXVII Episcopus Brixiensis, eodemque anno Cardinalis et postea Bibliothecarius Vaticanus. Deus bone! quantum non recludit L. Gr. thesaurum et antiquitatum cum sacrarum tum profanarum scientiam in Primordiis Corcyrensibus. Sed quid haec commemoro Viro *ἱερωτάτῳ*. Habes ergo, quo redargui possint maleferiatorum antea in caput meum effictae turbulentis ingenii exprobrationes. In Galliam quamvis *ἀέκητι θεῶν* contendebam: non diffiteor — at vero quibusvis me immisissem periculis ad hanc mihi dilectam linguam excolendam. Quid vero Tibi respondebo cum hoc Tuo consilio gratiarum? animum addidisti spemque uberiorem sustulisti, sed non ausim me intempestive committere huic gaudio. Non nescis hanc esse — *δολίχην ὁδὸν ἀραλέηντε*. Ejusmodi enim liber in scholarum usum publici juris fieri debet, qui, quod in caeteris desideratur, abunde praestet. Quidni? certe equidem, nisi, dum mole excresceret, modicum pretium excurreret. Excurret autem, si usus ejus latius patere debet, quam obtigisse videtur collectionibus, quae passim exstant, dilaceratorum vel poetarum vel rhetorum. Habent primo (ut Vorstii *ἀποσπ.*) hoc incommodi, ut salivam moveant veterum nominibus, et ubi vix invitarunt, nos destituant, filumque rumpant: deinde nescio quid viris doctis in mentem venerit, ut historicos in censum adhibere noluerint, et locum inferiorem inter rhetorum luxurias denegarint. Suis non destituuntur rationibus: quis neget; nobis vero alia ratio habenda esset, ut nihil mutilemus nec omittamus, inserendo scilicet operi vel integram Tragoediam vel Comoediam vel utcunque aliud, et adsciscendo historicos nobiliores, eorumque integras partes. Sed unde fidem conciliare textui, ut non sollicitus sim de quibusvis exemplaribus, secundum quae efformare singula et exprimere voluerimus. Fides vero optimarum editionum requireretur, praesertim si nolis interpretationem e regione positam. Ecquis commodabit Thucydidem Hudsonis s. Dukeri, Polybium Gronovii, Plutarchi vitas e curis Moysis de Soul, et Xenophontem Sam. Jebh? Unde repetemus Demosthenem Sheldonianum, Lysiam Taylorii, Aeschinem et Antiphontem Aldi, et e poetis Homerum Barnesii et (scholiastem saltem unum subjicere necesse esset) Eustathium Salviani, Hesiodum Robinsonis, Sophoclem Stanleji? ne dicam de aliis, qui non negligi volent.

Quantum vero post superatas et devoratas has molestias disceptandum foret cum ludimagistris, qui vel Graeca nesciunt, vel novitati repugnant. Non tamen desperandum adeo, si medicas inveteratae huic jacturae adferre manus volueris. Ego quidem opellam meam offero, et spondeo, si quid adferri poterit a me ad promovenda haec studia et ad arcessendas et stabiliendas in patria musas Achaicas. Ignosce vero plus justo prolixioribus litteris et liberae confabulationi, commendatasque Tibi habe cum incrementis musarum Graecarum levidensis etiam meas. Vale et fave etc. Seeh. a. d. 27. Nov. 1743.

19.

Ad V.[irum] P.[lurime] R.[everendum] P.[apirium] V.[erbi] D.[ivini] M.[inistrum] B.[custeranum]

Non intestatum gaudium abire patiar de sponsalium solemnibus faustis ominibus peractis, quamvis post scenam. Vix enim fides facta. Acclamavi castissimis taedis: acclamaturus publice, si innotuisset prius. Vigil interim Musa excitabit se ad instantes (Himen suggeret) nuptias. Probum Tibi generum dedit Deus, dabit quoque pium. Et quid potest minus fauste evenire viro perspicaci et strenuo, qui bene discussis utrimque rationibus bene meditatam rem perficit. Impeditum quidem offendent Te hae litterae rebus domesticis, at locum concedes pro adfectu Tuo in me precibus. Fac mihi copiam celeberrimi Hardtii voluminis in folio (de titulo nihil constat) per duas hebdomades. Satis credo Tibi significasse librum, quem mihi ut ludimagistro utile olim apprime commendasti. Dudum est, quod desiderarim famosas illas opiniones (conjecturas), nisi succurrisset, quod receperam, manum abstinere a voluminibus majoris et formae et molis. Abrogabo, si concedis: non ultra tamen quid contendam. Succurres desiderio, si quid apud Te valere non vane credidi. Vale. [Die Hochzeit der Tochter Papiers fand am 9. Februar 1744 ſtatt.]

20.

Ad delicias suas. [Lambrecht]

Optarem ego jam nunc ex Te coram percipere, quam tibi mentem excitare potuerint novissimae litterae. Non ausim vero omnia effundere, de quibus mihi ipsi nondum satis constat. Sat egisse me rerum mearum non negabitis, quantum quidem ab homine Tui amantissimo et ab amicitia non nisi morte peritura proficisci potuit. reliqua Deo vobisque relinquo. Quanti vero videtur, si res meas hinc transferrem? quantas vero contentiones subirem, ne quid dicam, quod verendum sit, ne res casum recipiat. Sed haec, ocelle mi, per ocellos tuos venustulos precor, in sinu Tuo occule. Omnia sane melius transigerentur inter praesentes, quam per decades litterarum; sed nisi me Zephirus aliquis Vestris stiterit oris, incongruum iter videtur. En! heus tu! ecquid agunt Vestrates musae Latinae? serio excitandae sunt, ne, quidquid id sit, plane exspiret. Occupandum igitur stilum Tuum duxi, ne Gallicas, sed Latinas Latiumque redolentes ad nos abire jubeas litteras. Arcebo enim proletaria, ut contigit olim, opera compositas. Cave criticas aures, frontemque scholasticam! Perge modo, delicium meum, et, (ut poeta) Qua Te ducit via, dirige gressum. Suaserim ego Tibi, nisi lepores, dum licet, acrius sectando, aut visco volucres captando avocaris, ut aliquid transferre velis in Latinum sermonem, verbi gratia ex Voltarii vita Caroli, et ad nos ablegare (non unam alteramve paginam, sed plures pagellas), ut tum clarius mihi innotescat (vix enim recordor) vis stili Tui, tum in commentariis meis, quos ad marginem, ubi peccatum foret, adspergerem, doceris, quantum intersit inter et inter (ignosce soloecismo). Aveo scire, quidnam consilium ini-

turus sit pater Tuus amantissimus, cui cum matre exoptatissima et sorore multum salutis meae impertias velim. Vale. a. d. 16. Febr. 1744.

21.

Ad Past.[orem] Wanz.[eranum] Steinhardt.

Ecquid agit Julianus deliciae Tuae? integrane adhuc promissionis indulgentia?

Permitte ei quaeso auram liberam captare et ad musas nostrates abire. Incolumis delitescet (testor fidem) in scriniis meis. Emissitiis oculis exspecto carum hoc sacrumque caput, tabellarioque mandavi, nisi indotatus abit, bene asservatum ad nos transferre. Comitem Caesari, si commodum fuerit, adjunges minoris formae librum, vitam scil. e Gallico translatam. Inprimis me arrident Ill. Spanhemii lucubrationes in eum elegantioris doctrinae refertissimae. Speramus quidem Te propediem videre in nundinis, potuissentque vel sic transferri: sed festinationi meae interest. De Hesiodo Tuo, quem apud me detineo, ut lubet, tum praecipies. Vale interea, et bene sit uxori lectissimae parvuloque ocello Tuo venustulo. Seeh. a. d. 14. April. 1744.

22.

Ad V. S. V. R.[udolfum] N.[oltenium] S.[uperint.] V.[et.] M.[archiae] et P.[rignitiae]

Si fides clientum Tuorum ex assiduitate scribendi aestimanda sit, sane ego eandem vix tuebor, quam alioquin nec laesam a me, nec neglectam videri velim. Nolim tamen levi me subducere notae (sinistre scilicet judicabis), sed, nisi desidiam argues, vel ex nimia indulgentiae Tuae confidentia peccatum esse a me confiteri possum. Nuper quidem certum fuit, ad Te scribere, quod non audebam praesens, ut sollicitarem apud Te aditum ad bibliothecam ecclesiae cathedralis, si forte excurrere potuissem ad nostrates, nisi otium discedendi interclusum fuisset. Graecos enim ibi latere, non vane auguror. De ceteris quidem non aeque laboro, si Plutarchi vitas expiscari potero. Horum quosdam denuo coëmi et Aristophanem Scaligeri; quibusdam commodatis utor, ut Athenaeo et Juliano Ez. Spanhemii, cujus non minus quam Petavii observationes elegantioris doctrinae refertissimae mirum quantum juvant in interpretandis reliquis. Desiderabis forsan linguae sanctae studium? Quin detineor in utriusque foederis lectione, tum Prophetarum Veteris, tum Novi Pauli epistolarum, quarum priorem promovet firmatque Gussetii Commentarius, alteram Wolffii Curae Criticae. In schola publica, cum quae ad Hebr. Grammaticam spectant mihi obtigerint, ita procedo, ut post Danzii explicationem analysin difficiliorum vocum per totum codicem urgeam, secundum eadem principia, binis singulis hebdomad. horis. Regulae a discipulis annotantur sic e. gr. §. 48. I, 2. §. 39. IV, 20. Privatam operam occupant, praeter Psalmorum explicationem, Geometriam et Historiam sec. XV. XVI. et XVII. usque ad hanc nostram aetatem, poesis utraque et praelectiones Hesiodeae post absolutum Luciani Timonem. Ad manus sunt Graevii

Lectiones Hesiodeae et Heinsii introductio in ejusdem poetae doctrinam. Sic spero promovere studia, si Deus vitam, Tu vero hanc, quae me hactenus affulsit, gratiam concesseris. Vale.

23.

Ad Dn. Pap.[irium]

In Abrahami Sculteti commentarium *πολυθρύλλητον* illud convenit: Nomen non omen. Levidensi enim admodum opera perfunctum eum esse (si ejus usus latius quam concionum patere debet), salva ejusdem alioquin doctrinae aestimatione, non negaverim. Quid Tu senseris, coram mecum communicabis. Nunc vero, quod desidero, quantis a Te precibus contendere par sit, non video, cum impudentia mea modum excedere Tibi videri possit. Rubore in scribendo suffundor: quid ergo factum fuerit coram contendenti. Ah! expromem modo audacius: repulsam enim non inexspectatam feram: Aveo volumen Lexici universalis litt. C. At vastum volumen. — Quin concedatur in octiduum, aut quamdiu libuerit. Bis et quater involucris vestitum adservabo, fovebo et reponam; et ne in itinere aliquid detrimenti capiat, obviam tabellario concedam. Si vero collectam gratiam Tuam effundere vereri possem, indotatum potius remitte, et musis meis aliis foetibus ingenii succurre. Nisi vero damnum ei inferendum vereris, iterum rogo Te etiam atque etiam, ut ad nos abire patiaris. Vale.

24.

Ad Nolt.[enium]

Consilium subitum atque adeo praeceps nuper mihi ineundum fuit, et metus, ne id consilii ceperim, quod secus et parum e re mea videri possit. Rathenoenses ante hos quatuor aut quinque hebdomades non leviter pertentabant sententiam, si quid cuperem surrogari, meque insuper invitatum ibant lautis a praesule loci conditionibus. Non arridebant illae quidem magnopere meo stomacho, quas tamen non damnavi (dimisi), sed compresseram negotium, ne in vulgus emanaret; idque totum rejiciebam ad arbitrium Tuum, ex quo rem componere constitueram. In nundinarum, quae apud nostrates tum instabant, excurrere tum certum fuit ad Vos. Intervenit vero nuntius cum litteris ejusdem argumenti, quibus sollicitabant et urgebant consilium, et, quod nimis festinanter praecipiebant, ad acroasium tentamen diem dixerunt non laxiorem, sed ut postridie ejus dici venirem. Nuntius cito ablegandus fuit. Quid postea? Declinavi sedulo, praetexens valetudinem. Nolui salutem meam committere hominibus rixosis. Quid prudentiae Tuae visum fuerit, mater referet. Deus Te, vir maxime, cum uxore lectissima liberisque salvum velit et incolumem. Vale.

25.

Ad Noltenium.

Subvertis totum hoc bene meditatum consilium litteris Tuis, quod preces maternae frustra praevenire visae sunt; et nisi auctoritate tanti

viri, certe argumentis cederem. Egebat gravis ista injuria praeceptis et monitis Tuis, quam parum firmata patientia, quae quidem

spem vultu simulat, premit altum dolorem.

non concoquere placide adhuc potuit. Multae adeo contentionis res est, placidum et patiens Christi ingenium sectari; et valet illud Pyrrhonis Eleensis: *ὡς χαλεπὸν εἰη τὸν ἄνθρωπον ἐκδύναι.* Nihil tamen efficacius fuit, quam metus pietatis laedendae in Te et honoris Tui, ut ais, imminuendi, de quo quidem, saltem de reparanda olim gratia, qua excidere futurus fuissem, maxime sollicitus fui. Invitabar lautis conditionibus, quas memor illius: quod sibi male consulat

ὅταν τις εἰδῇ τἀγαθὸν, χρῆται δὲ μή,

nolebam respuere. Deus forsitan viderit alibi et amor Tuus, cui plurima debeo. Vale cum uxore lectissima et fave Tuo.

En tibi periculum prius Musae titubantis, quae in metro non saepius tentato semel, quod vidi, hallucinata est.

26.

Ad Dn. Papir.

Redux Hadmerslebiâ factus certior fieri aveo de Tua valetudine, qua ingressus es novum annum, id quod usurpabit oculis nuntius, mihique referet, ut inde spem bonam concipere possim de fausto totius anni successu. Deus O. M. dabit hoc quoque precibus meis, ut valeas et vigeas ad percipienda novae vitae periodi gaudia et ad subveniendum studiis meis. Cujus patrocinii insigne edes documentum, si lexici univ. litt. R. transmittere velis ad octiduum saltem, cum remittetur una cum Wolffii. Vale.

27.

Ad Dn. Nolt.[enium.]

Rectorem Vestrum tam praecipiti morbo correptum occubuisse, omnes dolemus, famamque frequentior forsan apud nos consecutus est luctus in circulis amicorum, quam inter cives, ut fama fert infestos

Δυσμενέες γὰρ πολλοὶ ἐφ' ἡμῖν μαχανόωνται [sic].

Videbatur is ad longaevos Orbilii (Sueton.) aut Goldbergensis illius aliorumque annos attingere posse, quorum patientia plus nimium tentata injuriis tironum sapientiam Stilpone Megarensi tranquilliorem et iracundia noxia immunem reddidit. Sed nec rugosis grammaticorum frontibus mors parcit, nec imbellis juventae poplitibus; et ut vates ait

Οἵη περ φύλλων γενεή, τοίη δὲ καὶ ἀνδρῶν.

Sed augurabere, vir maxime, ad quaenam haec mihi via muniatur. Operam patriae, ut debeo, collocare aveo et

Quicquid in arte mea possum promittere curae,

id totum impendere commodis civium; qui nec ampliorem umquam capessere spartam nec lautiorem vitam, cui non servio, sed id spectavi potius, ut educerem in amplius theatrum studii quantum libet fructus

— Tot incassum fusos patiere labores?

Profer studium quod designasti prius et excipe musas languentes, quae frustra oculos detorquent ad occasum scholae nostrae, cui, quomodo mederi possit, non video, praesertim in orbis angulo, ut ipse ais, ubi

Ad nos vix tenuis fama perlabitur aura,

et in penuria adultae prolis (de caeteris taceo) civium nostrorum, quibus insuper obsolevit adeo intempestiva humanitate et indulgentia Rectoris T.[appert] recordatio grati animi

αἰσχρόν τοι δηρόν τε μένειν κενεόν τε νέεσθαι.

Splendorem scholae nostrae per aliquot annos, ut in plerisque trivialibus, debemus choro symphoniaco, quo eadem se adhuc aegre, et si quis ita . . .

(Hier bricht der Text ab.)

28.

[An Papier.]

Nec qui fieri potuit, nec si factum, unde tam sinistra maculatio, eleganter alioqui nitideque tractatos libros reddere potuit conspurcatos. Male sit, si quis ex tabellario intercepto . . . . sed quid ago, si quandoque

Huic uni forsan potui succumbere culpae —

gratia Tua excidi. Novi *φιλομουσῶν* amorem in suos libros et iras in destructores eorum non intermoituras. Nefas tamen fateri, quod penitus latet (testor munditiem), vel si norim, fateri pudet. Non amplius moror indulgentiam Tuam, qui sat egisti Maecenatis partibus, musasque meas fovisti et sustentasti. Numquam non meminerim eius, et celebratum apud me

Nomenque tuum laudesque manebunt.

Porro nil expetere ausim. Remitto incolumes, quod sciam.

29.

[An Nolten.]

Collegam meum ambire spartam apud Soltquellenses ante aliquod tempus audieram, jam vero, nescio an per ipsum, divulgari coepit, rata denique facta fuisse ejus vota. Sciscitabar ex eo, fausta omnia ei apprecans: ille negare primo et rubore suffundi, paullo post Dn. Solbrigii in ipsum benevolentiam et spontaneas promissiones exponit.

Οὐ φθονέω εἰ τελέθῃ, ὡς οὐ τετελεσμένον ἐστί.

Mentem edoctus a Te non mutabo, *ἰσχάζων ὡς μέν τοι πρώην ὑπέστην*, Epicteti illius (ap. Arrianum) nullo non tempore memor: *ἀνάχεσθε ἐνοιζοῦντες ταύτην χώραν, εἰς ἣν ἐκεῖνος ὑμᾶς ἔταξεν.* Nisi in statu quieto mentis disturbor desiderio academico, vano quidem, in reliquis facile perinde sit. Librorum penuria etiam alibi laborarem:

οὐ γάρ τις πρῆξις πέλεται κρυεροῖο χόοιο.

Plutarchi opera Berolino nuper advehenda curavi. Sophoclis castigatas editiones, praecipue Anglicanas, nullibi reperio:

ἀμφ' ὑμῖν Μοῦσαι μὲν ὑπεστρέψοντο γραῖκοί.

Res meas Tibi commendo, precorque Deum, ut Tibi usque excitaret hanc

mentem utque remuneretur Te perpetuo duraturis bonis pro ineffabili Tua benevolentia, qua me et parentes meos complexus es.

30.

[Januar 1746.]

Es haben sich dieselben in Dero neulichem über alle Maße gütigem Schreiben, welches die Ehre gehabt zu bekommen, gegen mich dermaßen heruntergelassen, daß ich mich schäme, und die größte Anstrengung meiner Kräfte zu Dero Dienst in meinen Augen ganz verringert und erniedrigt worden ist. Die Hoffnung zu der Verlängerung meiner mir aufgetragenen Aufsicht über Dero Herrn Sohnes Studien, welche mir E. HEG. machen, versetzet mich in einige Zuversicht, künftig mehr nach Wunsch in Dero Dienst zu arbeiten. Die hiesigen Sachen und meine Umstände sind so beschaffen, daß ich nichts so sehr wünsche. Der erlangte Frieden*) machet alle andere Hoffnung wieder bei uns rege, und mein Herz versichert mich, Sie werden von unserer Seite die gehofften Früchte sehen, und ich ein Zeuge davon sein: ja daß E. HEG. durch Wiederherstellung der Ruhe verjüngte Kräfte spüren werden bei Antritt dieses Jahres, und in der Folge bei beständiger Gesundheit den Wachsthum und Flor Dero ganzen werthen Hauses erleben und sehen werden. Ich wünsche daß ich noch fernerhin in Dero Dienst zeigen möge, wie ich sei ꝛc.

31.

Der Friede, welcher zwischen Ihro Maj. dem König, Ungarn und Sachsen geschlossen ist, wird doch ohne Zweifel selbst Ihres Ortes bekannt sein. Das angetretene Jahr machet durch diese herrliche Vorbedeutung eine große Hoffnung besserer Zeit in unserem Lande. Das war das Ziel aller Wünsche, welche nun erfüllt sind. Was soll ich also E. HE. zum Neuen Jahre wünschen? Mit leeren Händen darf man doch nicht kommen. Mein Almanach hält (?) auf treffliche Beförderung ehrlicher und geschickter Männer; und mein Herz versichert mich, es wird in diesem Jahr bei Ihnen wider Vermuthen hereinbrechen zu Ihrem Vergnügen. Ich wollte, daß ich es auch auf mich deuten könnte. Gott erhalte Dieselben bei beständiger Gesundheit und gönne mir das Vergnügen, Sie künftige Ostern W. G. zu sehen und zu umarmen. Ich bin —

32.

Ich gedachte schon, ehe mein Junker wieder kam, auf eine Reise nach Heimersleben, um etwas Verdrießlichem aus dem Wege zu reisen, und würde das Vergnügen gehabt haben, unter hundert Glückwünschen mit Ihnen den Eintritt in das Jahr zu feiern. Ich wollte nur wünschen, daß ich die Kunst verstünde, meine Wünsche wie ein ehemaliger englischer Franciscaner unter einer gewissen Constellation abzustoßen, es sollte nicht ein einziger ausfallen, sondern sollten alle in ihre Erfüllung gehen. Die glückliche Vorbedeutung dieses Jahres sollte fast vermögend sein, den Satz der alten Weltweisen zu widerlegen, daß mehr Böses (verstehe Natürliches, denn an dem Moralischen zweifelt Nie-

*) Friede zu Dresden den 25. December 1745.]

mant), als Gutes in der Welt sei, und daß wir viel Gutes zu hoffen hätten. Ich wünsche daß dieses Jahr zur Erlangung Ihrer Wünsche glücklich sein möge. Ich zweifle nicht daran. Invenietis omnia prospera evenisse sequentibus deos, adversa spernentibus. Liv. 5. Ich werde bei erfolgendem Fall meiner Muse den Spern geben, die ich schon hervorgesucht habe. Ich bitte mir Dero Freundschaft und Gewogenheit aus, und bin mit großer Hochachtung und Empfehlung an die Herrn Gebrüder, denen ich alles selbst erwünschte Wohlergehen werde erbeten helfen ꝛc.

33.

Ich habe niemals aufgehört Dich zu lieben, wie Du vielleicht gedenkest: allein ich bin von meiner Beängstigung genesen. Ich muß Dich endlich doch lieben, und liebe Dich, wie Du wünschest von Deinem treusten Freund geliebt zu werden. Nimm diese schwache Betheuerung an, bis ich es durch Proben zu erhärten vermag. Die Liebe hat den Sieg über die Ehre erhalten. Verzeihe mir diesen Ausdruck, liebster Freund, ich habe viel leiden müssen, und werde beständig einen Widerwillen gegen das Vaterland behalten, sodaß ich fest entschlossen bin, wo möglich mit der Zeit zu decampiren.

Auch dieser Entschluß ist außer dem elenden Wetter Schuld, daß ich Dich nicht besuchen kann. Ich will nicht hoffen, daß Du mich in solcher Witterung in Berlin zu sehen verlangst, wo ich mein Vergnügen mit Dir nicht zur Hälfte genießen kann. Gott gebe, daß ich Dich an einem andern Ort, wo Du eine sichere Hütte wirst aufschlagen können, werde umarmen können. Vielleicht aber verlangtest Du um Pfingsten meine Gegenwart: ich muß Dir aber ohne Ge..... bekennen, daß ich entschlossen bin, den Sonntag Cantate nach Halle und Leipzig recta abzusegeln. Der Hauptendzweck dieser Reise ist theils, zu einigen desseins einige Materie zu sammeln, durch einen Zutritt in dasige Bibliotheken, welchen ich gedenke zu erhalten; theils nachdem ich die benöthigten Kleider machen lassen, mich bei einigen zu erkundigen, ob ich das was ich gedenke unternehmen könne. Was nach dem wird übrig sein, ist zu einigen Büchern bestimmt. Ich habe eine so strenge Menage gehalten, daß ich mit 50 Th. werde abreisen können. Ingleichen berichte Dir mit einer großen Zufriedenheit, daß ich die Italienische Sprache inne habe, und nicht allein den Leti, sondern auch Guarini meistens durchgelesen habe, sodaß ich mich damit behelfen kann. Die schwere englische Sprache habe durch erstaunende unglaubliche Arbeit und Geduld soweit gebracht durch angeschaffte Bücher, daß ich die Bibel itzo in Ermangelung eines anderen Buchs lese. Mit Arkſten habe einen ordentlichen Briefwechsel angefangen. Er schreibt Cruciger habe niemals etwas von ihm ge....

Ich weiß wohl, liebster Freund, Du verlangst einen Brief von anderer Art, und wie Du sparsam bist mit dem Bericht von Deinen Umständen, so wirst Du das vorbergehende als was Fremdes ansehen, welches der Freundschaft keine Nahrung giebt. Ich werde mich bemühen, nachdem ich Dir auf eine lange Zeit hinaus berichtet, was ich vorzunehmen gesonnen bin, meine Schreiben Dir gefällig einzurichten.

34.

C'est un coup mortel dont ta lettre me vient de percer. Grand Dieu! ne reste-t-il point le resource? Ah! put-on me preter des ailes de l'Aurore,

pour voler vers toi! Parfait modele de l'amitié que tu es je m'en crois de tout mon coeur endurer tes peines, au moins pour te soulager par mon exemple. Peu s'en faut que je pousse des plaintes amères contre le destin, qui va dissiper le doux espoir, dont se nourrit une amitié peu connu dans un siècle entier ne pouvant secousser leur fondement. Mille soupirs sont des temoins que je me meurs pour desir de celui, que j'aime eperdument. Tu te plains, mon coeur, de mon silence: je le ferois avec plus de justesse, n'ayant reçu la moindre ligne: ma lettre date avant la mort de ma mère. Les affaires en quelle situation se trouvent-elles? Daigne en avertir ton ami unique. C'est le nom le plus doux dont je flatte ma passion, qui conservera jusqu'au dernier soupir pour un coeur si passionné dans l'amitié. Je suis etc.

[Hiermit schließt das Heft Briefe. Die folgenden sehr verworren und schwer leserlich geschriebenen Brouillons stehen zerstreut auf den weißen Stellen eines Registers.]

35.

Ich habe Deinen letzten Brief mit vielem Vergnügen erhalten. Ich weiß nicht was ich aus den Beiden am sehnlichsten (?) wünschen soll, Deine Beförderung oder Deine Ankunft zu Seehausen. (Allerliebster Freund, ich will Dir gern bis Rathenau entgegen reisen, wenn Du Dich den Winter hier aufhalten wolltest.) Allein ich versündige mich dieses zu wollen. Ich bin versichert, unsere Freundschaft würde bis in den Tod durch die stärksten Proben vollends bewährt werden. Unsere ..... die abgezogen waren von den Vorwürfen, welche unsere Liebe auf beiden Seiten zu vernichten im Stande sein können, sind aus dem Wege geräumt, wenigstens auf meiner Seite. Ich liebe Niemand außer Dir. Meine Seele soll sich mit Deinem Bilde in Abwesenheit allein beschäftigen. Ich verwünsche die vormalige fremde Liebe und spreche: Liebe du bist toll. Ich suche die Salzwedelsche Sache nicht weiter zu treiben und will erstlich absehen, wohin Dich der Himmel führen wird. Sollte Dein Glück auf der äußersten Unternehmung beruhen, bin ich entschlossen Dich zu begleiten, oder da mir die Versorgung derjenigen im Wege steht, denen ich das Leben zu danken habe, will ich Dir folgen. Die Freundschaft ist es werth, daß man Alles um ihrethalben verläßt. Mein Auge weint vor innerster Sehnsucht gegen Dich, wenn ich itzo die Feder ansetze, an Dich zu schreiben. So war mir ehemals nicht zu Muthe.

36.

Die höchste Schuldigkeit treibt mich E. HEG. mit Gegenwärtigem aufzuwarten. Theils erinnere ich mich meiner leichten unvorsichtigen Bezeigung, und habe Ursach deswegen um Vergebung zu bitten, theils um meine große Verpflichtung gegen Dieselben von Zeit zu Zeit zu erneuern und an den Tag zu legen. Ew. HEG. werden zur Entschuldigung des ersteren die Betheuerung von mir annehmen, daß ich mich meines Be ..... aus dem Amt entsehe, und mich, da ich Vieles wahrgenommen, geschämet, die Ursach meiner Reise andern zu sagen. Noch viel weniger wollte ich dieselbe für eine Lustreise angesehen haben, da Dieselben Nachricht haben von vielen gegen mich bezeigten Unhöflichkeiten. Hierzu kam der Verdruß, daß ich wünschte, nicht gekommen

zu sein, wie ich denn es gut genug im Willen hatte, den Tag darauf wieder abzureisen. Um es aber E. HEG. im Vertrauen zu sagen, so war die Ursach meiner Reise eine vorzunehmende Veränderung. Man hatte mir Gelegenheit dazu aus Heimersleben gegeben, und ich habe mich deswegen aus Liebe zu den Menschen und zu ihrem großen Vortheil, recht, so zu reden, niederträchtig erklärt. Man billigt es, daß ich decampiren möchte, und den Liebling nach Halle brächte.

Aber auf ..... Seite ließ man sich sehr schlecht heraus. Die Betrachtung alles dieses, gegen meine unbeschreibliche Mühe gerechnet, die wahrlich(?) nicht möchte vergolten werden können, da ich alle meine Zeit, meine Ruhe und Gesundheit auf ihn verschwendet, haben mir einen großen Widerwillen gegen das Amt erweckt. Hingegen werde mit der größten Hochachtung und ewigen Verbindlichkeit an E. HEG. mir unverdient bezeigte Wohlthaten und Höflichkeiten gedenken, und werde nicht unterlassen, die letztern zu verbessern, und bei Gelegenheit einer Reise dortiges Orts hin, so Gott will, zuerst meine Aufwartung machen. Ich habe zu der saubern und zahlreichen adligen Stamm-Bibliothek in unserer Nachbarschaft [in Falkenberg] einen Zutritt bekommen, welche meine Erkenntniß in die mittlere Zeit und das Staatsrecht erweitern kann.

Damals war der Herr Oberamtmann Willens seinen Sohn nach Ilefeld zu bringen. Es ist vielleicht auch dieses nicht zu Stande gekommen ....

37.

Mit was für Zärtlichkeiten soll ich doch Deine angenehmen Zeilen beantworten? Ad os oppressi et ad pectus. Ach könntest Du sehen, was in meiner Seele vorgeht! Allerliebster Bruder, sollte es Leben und Ehre gelten, mein Herz würde sie für Dein Heil aufopfern. Man müßte der Welt solche Freunde zum Muster vorstellen. Der Himmel muß uns Gutes thun um unserer Redlichkeit. Aber wer wollte mein Schicksal beklagen! Es hat meine Seele in den Zustand gesetzt, der nicht ruhig ist ohne die Reizungen eines unschätzbaren Freundes (ach könnt ich ihn einmal umarmen!) und hält mich entfernt von demselben. Ich gebe alles verloren, Ehre und Vergnügen, Ruhe und Zufriedenheit, ohne Dich, ohne Dich zu sehen und zu genießen. Es ist mir was Geringes, andere Neigungen fahren zu lassen, oder sie, nicht unbeständig zu sein, (ultimus malus error amantum) weit nachzusetzen (Non sum desultor amoris). Mein Auge weint allein um Dich. Ich bin in solchem Zustande nicht anders, als Diogenes beim Lucian, ganz verlassen, ein Feind der Menschen, ohne Freundschaft und Gesellschaft. Mein Geist weicht aus seinen Schranken, wenn ich an Dich gedenke, wie Plato zum Dion sagt: Du verlangest mich zu sehen, aber ich kann nicht.

Adspicias utinam, quae sit scribentis imago.

Nun erkenne ich die Stärke der Liebe. Aber vielleicht kann Niemand mehr einen Freund so herzlich und sehnlich lieben. Mein Geschick aber hat sich ganz wider mich erklärt, es wird mich wegreißen, oder mich doch mit einem fruchtlosen Verzug martern. Könnte es mich nur in den Zustand der unempfindlichen Stoiker versetzen! ich werde Dich ohne Hoffnung lieben. Wollte Gott, meine Zufriedenheit wäre mit Deinem Glück, welchem ich schon entge-

genſehen kann, verbunden. Gott gebe die glücklichſten Aſpecta dazu. Mein einziger Troſt in meiner Verlaſſenheit iſt, daß ſich etwas in mir befinden muß, was mich ſo feſt mit Dir verbindet. Dieſes muß das Einzige ſein, was ſich Großes bei mir befindet. Ich werde Dich lieben, ſo lange ich lebe, und erſterbe —

38.

Wie iſt es möglich daß Du uns in Seehauſen ſo lange Zeit ohne Nachricht läſſeſt? Ich und Dein Lottchen (bald wird ſie's nicht mehr ſein) warten alle Poſttage auf Briefe, wie die Gläubigen auf die Auferſtehung. Und wo Du nicht bald an ſie ſchreibſt, ſo rechnet ſie es mir lediglich zu. Laß ja unſere Freundſchaft nicht kaltſinnig werden: ich beſorge nichts mehr als dieſes. Ich bin nun gänzlich der Deine, und Dein eigener Freund, nachdem alles andere aufgehört. Ich habe dem Schreiben von dorther ein Ende gemacht, und habe ſeit 8 Wochen nichts bekommen. Dabei wird es bleiben. Du biſt vermuthlich durch Einliegendes zur Hochzeit gebeten: heut ſpringet (?) ſie als Jungfer herunter. Du dürfteſt aber doch nicht tanzen wegen der Trauer. Ich bezeuge Dir mein Beileid. Jetzo iſt Krufemarck nach Hamburg: ich wollte ihr Deine Gegenwart wohl wünſchen. Ich bin ihr Vertrauter aus einem ärgſten Feinde geworden, und habe ihr bei Gelegenheit Vieles vorgehalten, inſonderheit wegen der Hiſtorie auf dem Bette, und wegen kräftigen Kuſſes an den gefrornen Fenſtern.

39.

Ich habe Deine geehrte Zuſchrift, liebſter Herr, wohl erhalten. Erſehe daraus, daß Du Deinen Unmuth gegen mich fahren laſſen, und zur Bezeugung Deines ehrlichen Geſinnens gegen etwas ausantworten wollen, daraus mir Verdruß zu erwachſen ſcheinen möchte. Ich antworte Dir, wie Du ſieheſt, auf der Reiſe. Deine Umſtände gehen mir herzlich nahe, und kränken mich um ſo viel eher, je weniger ich Mittel dieſelben zu hindern finde. Vor der Hand, liebſter Bruder, bin ich weder ſelbſt im Stande, etwas beizutragen, noch auch andre nur dazu zu vermögen, wie ich hier, nachdem meine Verends nach Berlin verreiſet, wie Diogenes beim Lucian, verlaſſen, ohne Freunde und ohne Geſellſchaft bin, verſtehe ſolche, der man ſein Herz offenbaren könnte.

Meinen Vater habe ich vor etlichen wenigen Tagen in Stendal auf meine Koſten müſſen beerdigen laſſen, weil nichts als Armuth und Jammer bei ihm gewohnt. Meine alte Mutter liegt ſterbenskrank im Hoſpital. Vielleicht aber findet ſich noch etwas nach meiner Rückkunft. Ich werde mich entweder bald verbeſſern, oder werde Dir auch näher kommen, und werde nicht ermangeln, bei allen Gelegenheiten zu dienen. Der Groß itzo ſogleich was zu ſchicken, bin nicht Willens, da ſie nicht ordentlich mit mir verfahren. Ich habe für 3 Wochen Stubenmiethe genug entrichtet durch den Speciesthaler, den ich ihr übermacht. Sonſt habe ich ihr nichts verſprochen. Die Prätenſion für ein halbes Jahr fällt weg, wenn ich den Rechtsgelehrten glauben darf. Mich wundert, warum Du Dich in ſolch Cerimoniel einläſſeſt mit einem elenden Schulmeiſter wie ich bin. Ich bin ja Dein alter Freund und Bruder: zu alt mich dadurch aufziehen zu laſſen. Es werden Zeiten kommen, da der Herr Bruder mit mir ſoll zufrieden ſein. Ich erſterbe —

40.

E. HEG. haben mir die Ehre gethan, und mir von Ihren Schicksalen die betrübte Nachricht gegeben. Ich habe Dero angenehme Zeilen in Heimersleben, aber etwas spät erhalten, weil der Brief eines kleinen Profits wegen auf Gelegenheit gewartet hatte. Ein eigner Trieb hatte mich veranlaßt, diesen Ort noch einmal zu besuchen. Ich wußte diese unerhörte Ungerechtigkeit, und habe mich in meiner Seele darüber gekränkt; ja ich bin in reinem Unmuth darüber sogar wider das Schicksal in bittre Klagen ausgebrochen.

Sollte man nicht wünschen aus einer Welt voller Ungerechtigkeit bald Abschied nehmen zu können? Nun verstehe ich immer mehr, daß Menschenhülfe kein Nütze sei. Meine Trostgründe zu Dero Befriedigung würden nunmehro wohl zu spät sein. Dieses aber weiß ich ganz gewiß, daß die Geschicklichkeit, die E. HEG. besitzen, Dieselben in kurzer Zeit werde in Umstände versetzen, dadurch der Verlust leicht wird können verschmerzt werden. Hätte ich nur das einzige Vergnügen haben können, Dieselben einmal zu sprechen. Ich habe Sie sehr vermißt. An jedem Ort, wo ich viele angenehme Minuten, die nicht wiederkommen, Dero Begleiter gewesen, habe mögen (?) Dero Freundschaft niemals aus den Gedanken kommen lassen:

Invenio silvam, quae saepe cubilia nobis
Praebuit et multa texit opaca coma;
At non invenio te — —

Ich gehe mit einer Veränderung schwanger und will versuchen, ob ich nicht Ostern kann mein Glück auf der Universität finden. Mein Hauptwerk muß die Geschichte sein. Mein Wunsch ist, eine baldige Nachricht von E. HEG. Verbesserung und von der einträglichen und ruhigen Bedienung zu bekommen, wozu ich den besten Zusammenhang der Dinge werde erbitten helfen. Ich bitte meiner Wenigkeit bestens eingedenk zu sein, und mich ferner Dero Freundschaft und Gewogenheit zu würdigen. Ich werde nicht unterlassen, mich fleißig nach Dero Wohlbefinden bei Gelegenheit zu erkundigen, und ersterbe.

41.

Ich habe Ihr angenehmes den 8. September erhalten. Ihre ..... berichte, daß ich den Sonntag ganz früh gegen 6 Uhr in Seehausen angelangt bin. Wie aber mein Herz beschaffen gewesen, läßt sich nur gedenken, nicht schreiben. Ich verlor sogar den großen breiten Weg nach Wolmirstadt.

Vix oculis ereptus eras, tum denique flevi:
Tristis abis oculis, abeuntem prosequor udis.
Mittit et optat amans, quo mittitur, ire salutem.

Nun habe ich alles miteinander aufgegeben, Hoffnung, Glück, Ehre, Ruhe und Vergnügen. Ich bin wie Diogenes beim Lucian, verlassen, ohne Freunde und ohne Gesellschaft (Non sum desultor amoris) und wünschte mir mein nichtswürdiges Leben zu endigen. Berends hat mir schon auf 4 Briefe nicht eine Zeile geantwortet, ohnerachtet Briefe an seinen Vater gekommen. Ich werde die letzten Stunden nicht vergessen, die Sie in Heimersleben auf mich verwandt: Stunden die nicht wiederkommen. Sollte man mein Verhängniß nicht beklagen? Dasselbe hat meine Seele in einen Zustand gesetzt, der un-

möglich ruhig sein kann, ohne den Umgang eines guten Freundes (O facies oculis insidiosa meis), und doch werde ich desselben beraubt.

Vielleicht will es einen Weisen aus mir machen und mich in den Stand der unempfindlichen Stoiker setzen? Verdammt sei solche Weisheit!

Aspicias utinam quae sit scribentis imago!

[Das Eingeschlossene ist durchgestrichen.]

[Ich weiß wohl, Ihnen ist mit meinen Klagen nicht gedient. Allein gegen wen soll ich sie sonst ausschütten? Alle Ihre Bemühungen, die Sie versprachen anzuwenden, werden vergebens sein, den Herr Oberamtmann zu bewegen. Ja es ist leider auch nicht mehr res integra bei mir. Ich schäme mich Ihnen meine Umstände zu sagen. Menschenhülfe ist kein Nütze, das habe ich nun erfahren.

— — sed dent modo fata recursus
Permanet in voto mens mea firma suo.

Ich werde es ganz und gar allein auf meine Gefahr wagen, zu der Zeit, wenn ich die Veränderung beschlossen habe.

Ich überlasse Sie nunmehro, allerliebster Freund, Ihrem gütigen Geschicke. Es wird meine Stelle von andern mit mehrerem Glück und Geschicklichkeit vertreten werden. Mein Auge weint um Sie [„Dich" durchstrichen]. Ich wünsche, daß Sie bei dem, mit welchem Sie Ihre Studia weitertreiben, einen so redlichen Freund, als mich finden, wo es möglich, daß Sie noch Jemand außer mich so redlich lieben kann. Ihr Anzug zu Ilefeld geschehe zur glücklichen Stunde, und bringe viel Früchte. Der Höchste lege den Segen auf Ihre Arbeit, der von ihm allein muß erbeten werden, und lasse sich überhaupt bei Ihnen nicht unbezeugt.

(Herr Krusemarck hat mir von selbst den Tisch angetragen, mit der Erklärung, daß er sich ein Vergnügen daraus mache, einen artigen Menschen am Tische zu haben. Ich gab ihm aber zu verstehen, daß ich weiter keine Nachricht hätte.)]

Allocutio

non habita de praepar. ad sacr. synaxin.

Iterum cathedram de more conscendi, juvenes dilectissimi, ut, cum sacrae synaxeos sanctissimae solemnia peragenda erunt, vos commonefaciam, quam optime compositi et novo animi habitu accedere opus sit.

Aegre inductum me non infitior, nec invitus me subducerem isti provinciae, nisi nefas fuerit, quae in rem vestram sunt, dicere taeduisse. Incassum vero fieri, operamque omnem ludi in vos, mens non vana augurari videtur, cum delucide constet, quales vos inde ab eo tempore dederitis et quantis nec precibus adduci nec commonitionibus reprimi potueritis, ut non ad pessima quaeque raperemini ingenio subdolo atque distorto. Ex vultibus saltim vestris (limis vos intueor modo) non optima nec mihi nec vobis colligo. Non intentatum tamen hunc diem abire patiemur, quin ipsius Dei verbis vos invitemus ad seriam et integerrimam emendationem, quam multo efficacissima Sp. S. operatio in mentibus vestris excitare ac promovere promisit. Precamini mecum hunc vestrae salutis auctorem et sospitatorem, ut vobis indat hanc mentem, quae non

repugnat oraculis ipsis, quae verissimo in res creatas suas amore commotus et misericordia admiranda penitus tactus antiquitus edidit. Audiamus quaeso, quae Deus populo Israelitico peculio suo ut ipse testatur, cum de recta via declinaverat, et in alia omnia, quod piaculum ipsis esse debuisset, divertendo deorum fictitium cultum sectati fuerant. Jeremiae enim Cap. 4. v. 14, Lavare, inquit Jehova, Jerusalem malitia cordis tui, ut te adminiculer. etc. etc.

IV.

Animadv. ad Arist. Lysistratam.

(Vier Quartblätter auf der Dresdener Königl. Bibliothek.)

V. 45. *καὶ κιμβερίκ' ὀρθοστάδια* — Apud Pollucem L. VII Segm. 49 haec vox legitur per *α*, *κιμβαρικόν*, ut Bisetus jam notavit; quae lectio Leensi mendosa videtur. vi. Not. ad Pollucem Hemsterhusii l. c. conf. Wolf. not. ad carm. Sapphus p. 48. Suidas apud quem *κιμβέρινον προπαροξυτ.* legitur, emendatur a Kustero not. ad Suid. h. v.

Suidas ad v. *ὀρθοστάδιοι, οἱ στατοὶ χιτῶνες· οἱ δὲ συρόμενοι, συρτοί.* Salmas. ad Tertull. de pallio p. 104, 5 ad v. In viris stabant.] „Stare proprie de tunicis quae non cinguntur, quales erant Punicae. Hinc Graecis *στάδιοι* et *ὀρθοστάδιοι* et *στατοὶ χιτῶνες* hujusmodi tunicae. Grammatici graeci (Pollux) *ὀρθοστάδιος χιτὼν ὁ μὴ ζωννύμενος· ὀρθοστιαδίας δὲ τοὺς τοιούτους Ἀριστ. καλεῖ.* Callimachus: — — *στάδιον ἐπίεστο χιτῶνα.* — *στατοὶ χιτῶνες* — qui non cinguntur, toti ab summo deorsum unius, ita dixerim, recturae sunt, nec ullam habent intercisionem aut *ὑπόκομμα.* tales sunt *σφῆκες*, graciles in medio; hinc homines, *σφηκοὶ* dicti, et *σφηκώσασθαι* pro cingere: et *σφήκωμα, δεσμὸς* et cingulum: zona quippe *σφηκοὺς* homines (in medio graciles) reddit. Inde et cinguli quoque Latinis dicti gracilioris staturae homines. Ex his explicandus Hesych., qui *στατοὺς χιτῶνας ὑπόκομμα* non habere scribit .... Tales erant Citharoedorum, et trag. tunicae. V. Plut. in Alcib. *ἃ δὲ Δοῦρις κ. τ. λ.*“

Schol. Apollon. Rhod. ad v. 1225 [III.] *τινὲς δὲ στάδιον, τὸν εὐπαχῆ· ὃν καὶ ὁ Καλλίμαχος λέγει* — „*στάδιον δ' ὑφίεστο χιτῶνα.*“

V. 60. [*ἀλλ' ἐκεῖναί γ' οἰδ' ὅτι ἐπὶ τῶν κελήτων διαβεβήκασ' ὄρθριαι.*] Etiam in hoc versu obscoenitas latet; ut vetus Schol. monet. *κέλης* enim *τὸ αἰδοῖον γυναικεῖον* denotat, docente Eustathio ad Odyss. *ε'* p. 1539, 34. Edit. Rom. nec aliam eadem vox notionem prodit in Epigrammate inedito, a Cl. Dorville edito in animadv. ad Charit. Aphrod. L. II. c. 2. p. 108:

Πορφυρέην μάστιγα καὶ ἡνία σιγαλόεντα
Πλαγγὼν εὐέππων θῆκεν ἐπὶ προθύρων.
Νικήσασα κέλητι Φιλαινίδα τὴν πολύχαρμον,

Ἑσπερίων πώλων ἄρτι φρυασσομένων.
Κύπρι φίλη, σὺ δὲ τῇδε πόρῃς νημερτέα νίκης
Δόξαν, ἀείμνηστον τήνδ' ἐπιθεῖσα χάριν.

Διαβαίνειν proprie significat cruribus divaricatis stare, *τὰ σκέλη διαστήσας*, ut docet Eustath. ad Iliad. p. 375, 32. Ed. Rom. qui ibidem et citat Aristoph. Eq. v. 77 *τοσόνδε δ' αὐτοῦ βῆμα διαβεβηκότος.* conf. Aristoph. Vesp. v. 686.

V. 80. *ὡς δὲ σφριγᾷ τὸ σῶμά σου. κἂν ταῦρον ἄγχοις.* Flor. Christ. vertit, ut nitet cutis; minus recte. Emenda, ut viges toto corpore.

V. 81. *οἴω* pro *οἶμαι* positum recte autumat Flor. Christ. not. ad h. l. (Hesych. *οἴω, ὑπολαμβάνω*).

V. 88. *πεδίον, προπαροξυτόνως ἡ μικρὰ πέδη.* Eustath. Il. *B*, p. 255, 42. Hic vero habet acutum in penultima. *καλὸν τὸ πεδίον.* Dionys. Perieg. campos patentes. Vetus Scholiastes inquit: *λέγεται γὰρ ἡ Βοιωτία εὐπεδιὰς εἶναι.* Boeotiae memorat v. 425. *Βοιωτῶν τε πέδον καὶ Λόκρις ἄρουρα.* Schol. *ἡ τῶν Βοιωτῶν καὶ τῶν Λόκρων ἐστὶν ἠροτριασμένη γῆ.* Nonni Dionys. L. IV. p. 132 (Edit. Wechel.) *Ἀονίης σχεδὸν ἦλθε, πέδον Βοιωτὸν ὀδεύων.* De fertilitate Boeotiae v. Luciani Demosth. encom. p. 515 Ed. Reitz T. III.

V. 91. Suidas v. *χαΐα* Schol. vet. exscripsit. Conf. Schol. Theocr. Idyll. 7, v. 5.

V. 103. Hic Eucrates *στύππαξ* dictus, ut notat Flor. Christ. ex Schol. ad Equit. v. 454 [129] de pistore ascenderat ad administrationem Reipl. (Schol. l. c., Casaub. not. ad h. l.) Idem forte est *ὁ ἐκ Περαιῶς Εὐκράτης*, cujus meminit Lucianus Demosth. encom. c. 31. p. 512 (ed. Reitz.) inter Atheniensium oratores, obscuris parentibus editos, et [qui] nonnisi per turbas emerserunt, et mox gradu dejecti fuerunt — (*δοκεῖς*) *νομίζειν ὅμοιον εἶναι Δημ. εὑρεῖν, καὶ τούτους ζητεῖν τοὺς κακῶς* etc.

Eustathius de hoc Eucrate Aristophanis ad Od. K p. 1650, 60 „*Εὐκράτης γοῦν, φασι, στρατηγὸς Ἀθηναίων, στύγαξ ἐπεκαλεῖτο διὰ τὸ στυγεῖσθαι ὡς δωροδόκος καὶ προδότης, διὸ καὶ κακῶς ὤλετο ἢ ἀναιρεθεὶς ἢ πιὼν κώνειον.*“ Suidas v. *στύγαξ, Εὐκράτους, στρατηγός* etc. Kust. not. ad h. l. Scribendum est, *στύππαξ, ὁ Εὐκράτης.* Eucratem enim dictum fuisse Styppacem, testatur. Enarratur Comic. ad Equit. p. 295 et ex eo Noster supra, v. *Προβατοπώλης.* V. etiam supra v. *Ἅπεσιν*, ubi hic ipse locus legitur. Sequens locus ex Arist. Equit. 128 — 130 — *ὁ χρησμὸς ἄντικρυς λέγει* etc. Schol. ad v. *στυππειοπώλης. ὁ τὰ στυππεῖα πολῶν.* Forte idem est Eucrates, cuius filius Diodotus Cleoni se Athenis opposuit in negotio Mitylenens. Thucyd. III, 41.

V. 171. *Πλαδιδιῶ.* Bicetus Scholia sua in hanc vocem ex Eustathio mutuatus est, cujus tamen non meminit. v. Eust. p. 570 l. 12 (secundum allegat. Maittairii in Dialect. [213 B.]. Index enim Edit. R. hanc vocem non suppeditavit). Apud Suid. v. *Ῥιχάχειον.* Kusterus lectionem Suidae ut in not. ad h. v. notat, secutus ita vertit: „Quis Atheniensium turbae persuaserit, ut a bello desistant? *Πλαδιδιεῖν* sc. *πολεμιεῖν*, ut inter alias interpretationes Hesychii.

V. 188. *Εἰς ἀσπίδ' ὥσπερ φησὶν Αἰσχύλος ποτὲ, Μηλοσφαγούσας.* Vet. Schol. *Μηλοσφ. ἀντὶ τοῦ ταυροσφαγούσας εἶπεν.* Ita legitur apud

Aesch. VII contra Theb. v. 43. *Ταυροσφαγοῦντες ἐς μελάνδετον σάκος Καὶ θιγγάνοντες χερσὶ ταυρείου φόνου Ἄρη τ', Ἐνυὼ, καὶ φιλαίματον Φόβον Ὡρκωμότησαν.* Et ita eum allegat Longinus Langb. ad Longin. *περὶ ὕψους* XV. sect. XVI, p. 112. Locum hunc subsannat Comicus in Lysistr. Nec enim Biseti commentum recipio, qui, nescio qua auctoritate fretus, Aeschylum fabulam quandam scripsisse aestimat titulo *Μηλοσφαγοῦσαι.*

V.

Ueber Xenophon.

Aus den Pariser Handschriften (4271).

(In der französischen Uebersetzung Hartmanns mitgetheilt von Millin, Magasin encyclopéd. 1809, I. S. 74 ff.)

Xenophon schreibt, wie die Muse würde gesprochen haben, nach dem Urtheil der Alten. Die schöne Natur mit allen ihren Reizungen herrscht durch und durch in seinen Schriften. Er hat dieselbe wie sein Lehrer (Socrates) vollkommen gekannt; er ist mit ihr umgegangen, wie sie es verlangt; sie will nicht entblößt, aber auch nicht mit Schmuck überladen sein.

Sie hatte ihn liebenswürdig gebildet. Er war überaus schön in seiner Jugend, in seinem Gesichte zeigte sich wie in seinen Schriften ein sanftes und stilles Wesen.

Isocrates der Redner, der sein Talent zur Geschichte sah, munterte ihn auf, es zu zeigen.

Er ist der einzige unter den Alten in seiner Art und ist dem Herodot, dem er gefolget ist, nicht vollkommen gleich, welches man auch aus dem Anfang ihrer beider Geschichte urtheilen kann.

Herodot fänget also an: „Herodot von Halicarnaß hat seine Geschichte zu schreiben unternommen, damit theils nicht die Sachen, welche geschehen sind, durch die Länge der Zeit sich aus der Welt verlieren, theils den ruhmwürdigen und außerordentlichen Thaten der Griechen sowohl als anderer Völker ihr verdienter Ruhm nicht entzogen werde.

Xenophon hingegen fängt die Geschichte von dem persischen Feldzug, der ihm soviel Ehre, wie die Geschichte selbst macht, mit eben der edlen Einfalt an, mit der er sie beschließt.

„Darius und Parysatis hatten zween Prinzen", so lautet der Anfang, „der ältere, Artaxerxes, der jüngere, Cyrus. Darius ließ sie, da er krank wurde und sein Ende merkte, vor sich kommen."

Man fühlt den Unterschied: hier spricht gleichsam die unschuldige Jugend, dort ein männliches Alter. Ein Scribent, der bei Entwerfung seiner Geschichte noch mehr Absicht als die Wahrheit hat, könnte glauben, sein Werk würde mit dergleichen Eingang gar keinen Anfang zu haben scheinen.

Die Lehrer der Redekunst unter den Griechen fanden diesen Anfang vollkommen schön und stellten denselben in verschiedenen Fällen als ein Muster vor. Man suchte ihn nachzuahmen, aber vielleicht mit noch wenigerem Beifall als in einem gekünstelten und weit gesuchten Eingang geschehen sein würde Die nackten Gratien würden dem Meister mehr Mühe zu schildern kosten. als die Gemalin des Jupiters mit aller ihrer Pracht: ein prächtiger Aufzug, von Cagliari wird leichter als eine Diana im Bade von Albano nachzuahmen sein. Die Natur ist schwerer zu erreichen, als die Kunst:

ut sibi quisque
speret idem, sudet multum frustraque laboret,
ausus idem.

Thucydides hat vor gut befunden, vor der Erzählung der Geschichte des peloponnesischen Kriegs, welchen er erlebet, in die ältere Geschichte von Griechenland zurück zu gehen. Cäsar, der dem Xenophon, wie es scheint, als seinem Muster gefolgt ist, tritt nicht wie derselbe mit den ersten Worten in die Geschichte des gallischen Krieges, welchen er selbst geführt.

Aber an beiden Orten war eine vorläufige Nachricht nöthig: ein Anfang ohne Eingang würde hier mangelhaft gewesen sein, und man würde vielleicht geurtheilt haben, wie Aristoteles von des Gorgias Lobrede auf die Eleenser, welche sich anfing: „Elis ist eine glückliche Stadt". Er sagt, in dergleichen Reden auf solche Art anzufangen, heiße überhin gefahren, kahl und nachlässig.

Xenophon macht es wie Homer

in medias res
non secus ac notas auditorem rapit.

In der Geschichte der Erziehung des Cyrus hingegen macht er den Anfang mit einem vorläufigen Unterricht, und wenn man an diesem Ort die Art des Ausdrucks mit dem Herodot vergleicht, so wird man den Unterschied sehr merklich finden.

Bald zu Anfang des persischen Feldzugs redet er von dem Feldherrn der Griechen, dem Spartaner Clearch. „Clearch, sagt er, war ein Lacedämonier, er hätte entweichen müssen: Cyrus bekam eine Hochachtung vor ihm, sobald er ihn kennen lernte, und gab ihm tausend Daricos: er nahm das Geld und warb Völker damit an."

Findet man hier nicht die erleuchtete und reine Kürze, die Cicero allen Reizungen in einer Geschichte vorzieht?

Diodor sagt eben dieses. Man halte seinen Bericht gegen den vorigen: „Da Cyrus sahe, daß Clearch ein Mann von Muth und fertiger Entschließung war, gab er ihm Geld und Befehl, soviel fremde Völker als möglich davor zu werben; er glaubte ihn geschickt zu finden, seine Unternehmung ausführen zu helfen." Ich glaube, man wird fühlen, in welcher von beiden Erzählungen mehr edle Größe des Ausdrucks herrscht.

Eben diesen Clearch läßt Xenophon eine Rede halten an seine Völker, die sich weigerten, weiter zu gehen, da sie merkten, daß sie wider den König in Persien fechten sollten, wozu sie sich nicht hatten anwerben lassen.

Man sehe, wie der Geschichtschreiber sich immer gleichbleibt: „Lieben Soldaten, redet sie Clearch an, wundert euch nicht, daß mir die gegenwärtigen Umstände nahe gehen. Cyrus hat mit mir eine Verbindung geschlossen, er hat mich, da ich aus meinem Vaterland entwichen, mit vieler Ehrenbezeigung

aufgenommen, und hat mir tausend Daricos gegeben, welche ich genommen, nicht aber in meinen Nutzen gebraucht, oder sie sonst üppig verschwendet, sondern ich habe sie auf euch verwandt" u. s. w.

Diejenigen, welche die Natur mehr in ihren großen und erhabenen, als kleinen und niedrigen Hervorbringungen verehren,

non omnes arbusta iuvant humilesque myricae —

wollten vielleicht in einer Rede mehr Feuer als in einer Erzählung haben. Livius und Tacitus würden sie mehr rühren. Mich däucht aber, sie würden an diesem Ort und in diesen Umständen wie Clearch mit einer heftigen Rede getadelt zu werden verdienen.

Das Heer war aufsätzig; ihr Feldherr konnte es allein mit Gelassenheit besänftigen.

Die Rede, welche Cäsar den Ariovist halten läßt, ist frech; so wenig sich auch der Ausdruck über die vorhergehende Erzählung erhebt.

VI.

Aus den historischen Adversarien.

1. Classische Stellen.

Von Ludwigs XI. Verstellung: Tac. Ann. I, 11: Tiberioque etiam in rebus, quas non occuleret, sive natura, sive consuetudine, suspensa semper et obscura verba.

Mit dem [Religions-]Krieg in Frankreich ging es wider den Grundsatz des Plato [Phaedo 66 A.]: *Διὰ τὴν τῶν κτημάτων κτῆσιν πάντες οἱ πόλεμοι (ἡμῖν) γίγνονται.*

Von Diane von Poictiers [Anthol. Palat. 7, 217 von der Hetäre Archeanessa aus Colophon]: *ἧς δ' ἐπὶ ὀντίδων ἕζετο δριμὺς ἔρως* [l. *ἃς καὶ ἐπὶ ὀντίδων ὁ γλυκὺς ἕζετ' ἔρως*].

Von der ersten Gemalin Henri IV. öffentlicher Courtoisie: Martial. I, 35. [an die Hure Lesbia]: Nec sunt grata tibi gaudia si qua latent.

Von Richelieu: Wenn man jemand zu mächtig werden lasse, so muß man etc. Bayle Pericles [bezieht sich auf die Sentenz aus Aristophanes Fröschen v. 1177 ff.:

Οὐ χρὴ λέοντος σκύμνον ἐν πόλει τρέφειν
Μάλιστα δὲ λέοντα μὴ 'ν πόλει τρέφειν.
'Ην δ' ἐκτραφῇ τις, τοῖς τρόποις ὑπηρετεῖν.]

Von Frankreichs Politique in Absicht der Empörung der Reichsglieder gegen das Oberhaupt [Tac. Germ. 33]: Maneat quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri [at certe odium sui, quando urgentibus imperii fatis nihil jam praestare fortuna maius potest quam hostium discordiam].

Von der Armee der Schweden [Tac. Germ. 30 Chatti]: fortunam inter dubia, virtutem inter certa numerare.

Von der Schlacht bei Witstock [1636. ib. 37]: Mox ingentes C. Caesaris minae in ludibrium versae.

Von Gustav Adolfs Tod in der Schlacht bei Lützen ib. 14: Jam vero infame [in omnem vitam ac probrosum superstitem principi suo ex acie recessisse]. Der Schrecken in ganz Europa bei seinem Tod erinnert ihn an die Sage von Rolands Fall und seinem letzten Hornstoß und an das homerische *Λούπησεν δὲ πεσὼν, ἀράβησε δὲ τεύχε' ἀμφ' αὐτῷ.*

Von Prinz Wilhelm II. von Oranien: Tac. Germ. (14): Et facilius inter [ancipitia claresceunt, magnumque comitatum nonnisi vi belloque tueare.

Cromwell hat den Satz des Menander weislich wissen zu üben [Plut. de aud. poet. 3 Stob. II, 8]:

Τοῦ μὲν δικαίου τὴν δόκησιν ἄρνσο·
[Τὰ δ' ἔργα τοῦ πᾶν δρῶντος, ἔνθα κερδανεῖς. Fragm. Eurip. Ixion.]

Von Christian I. in Dänemark in Ansehung seines Nachfolgers: Tac. [Ann. I, 10]: Quoniam [ne Tiberium quidem caritate aut reipublicae cura successorem adscitum: sed] arrogantiam saevitiamque eius introspexit, comparatione deterrima sibi gloriam quaesivisse.

Von Carl XI. von den Tonnen Golds Subsidien Frankreichs: [Carl hinterließ einen Schatz wie ihn noch kein nordischer Fürst besessen. Plat. Rep. II, p. 390 E: *Οὐδ' ἀστέον αὐτοῖς ὅτι*] *Λῶρα θεοὺς πείθει, δῶρ' [ἀιδοίους βασιλῆας].*

Von dem Krieg zwischen den Dänen und Schweden v. Liv. I, 23 [von Alba und Rom]: Cupido imperii duos cognatos vicinosque populos ad arma stimulat; it. gilt dieß von dem Krieg zwischen Frankreich und England sec. 14. et 15.

Christine und Monaldeschi cf. Bayle Anchises [bezieht sich auf die Stelle hymn. in Ven. 190, wo Anchises zu Venus sagt:

Ἀλλ' ἐλέαιρ' · ἐπεὶ οὐ βιοθάλμιος ἀνὴρ
Γίγνεται, ὅστε θεαῖς εὐνάζεται ἀθανάτῃσιν.]

2. Sentenzen.

So sorgfältig der Geschichtschreiber das Urtheil der Nachwelt vor Augen haben soll, ebenso sorgfältig soll ein Regent sein Absehen darauf richten Luc. I, 2. p. 411 a.

Von Schwarz und des Pulvers Erfindung: Mart. I, 22 (von Scaevola): Si non errasset, fecerat ille minus.

Könige sind geringern nicht gern sehr verbunden. Ihre Gegenwart ist ihnen verdrießlich.

Hurenkinder haben das beste Glück.

Ein Prinz von königlichem Geblüt, welcher über die Regierung sein Mißvergnügen spüren lässet, findet allzeit gleichgesinnte und unruhige Gemüther, die ihm darin Beifall geben und aus Neugierigkeit oder aus Hoffnung, daß sie in der Veränderung des Staats ihren Vortheil finden werden, ihm anhangen. Bünau II, 475.

Wenn es möglich wäre, einen Krieg so zu überdenken, wie der Platoniker Plotin die Anlage eines ganzen Werks überdenken konnte, ohne daran was zu ändern.

Feminis lugere honestum est, viris meminisse. Tac. Germ. 27.

Prinzessinnen sind Staatsopfer. Beispiel Margaretha T. Heinrichs II. und Gemalin Heinrichs IV.

Das Böse fällt immer eher in die Augen.

Procop sagt, daß die Franzosen eine bundbrüchige Nation sind.

Den Königen mangelt oft die Kunst wohl zu leben; man müßte ihnen des Plato güldne Zunge wünschen. V. [Bayle] Pereira [wo er eine Stelle des Tiberianus citirt: memores Platonis sententiae, cuius haereditatem Diogenes Cynicus invadens, nihil ibi plus aurea lingua invenit. Wozu Bayle bemerkt: C'est l'art de bien vivre].

3. Vergleiche und Parallelen.

„Die Spanier hätten wohl sagen können von der Entdeckung Westindiens, was Genserich sagte, da er in dem Hafen von Carthago seine Völker einschiffen ließ, und man ihn fragte, wohin der Zug geschehe, und welches Land es gelten sollte: dasjenige Land, sprach er, auf welches Gott zornig ist."

„Carl II. von England hätte sich wie Ludwig der Fromme „von Gottes wiederlangten Gnaden" nennen können."

In dem Capitel „von der Jesuiten Verführung junger Leute" sollen die Capitularien des Reichstags von 816 gegen die Aufnahme der Kinder in den geistlichen Stand gegen den Willen der Eltern, um die Güter zu bekommen, und gegen die Vermächtnisse, welche den nächsten Erben zuviel entziehen, erwähnt werden.

Bei den Freiheiten der Gallicanischen Kirche soll an Carls Ablehnung der von Papst Hadrian angenommenen und empfohlenen Beschlüsse des Nicenischen Concils gegen die Bilderstürmer erinnert werden.

VII.

Zur Bünauschen Reichshistorie.

Sechzehn handschriftliche Foliobände der Dresdener königlichen Bibliothek enthalten in 26 Abtheilungen die Vorarbeiten zur Fortsetzung der Deutschen Kaiser- und Reichshistorie. In dem nachfolgenden Verzeichnisse sind die gesperrt gedruckten Theile von Winckelmanns Hand.

I, 1—3 Leben Chlodwigs (1752) in Bünaus Entwurf und Burschers revidirter Abschrift. 4 Allegata und Analecta zur Geschichte Chlodwigs. III, 5—IV Lateinische Uebersetzung der Reichsgeschichte von der Hand des Eisenacher Gymnasialdirectors Joh. Michael Hensinger. V, 6—8 Geschichte Heinrichs I. in zweifacher Abschrift; druckfertig. VI, 9—VIII, 10 Geschichte Otto's I. ebenso. IX, 11 Diplomata Ottonis I. Imp. collecta. IX, 12. Geschichte Otto's II. X, 13—XI, 19 Dieselbe von der Hand Bünaus und Burschers; am Schluß ein alphabetisches Verzeichniß

der Schriftsteller und Abschriften der Diplome. XII, 20 Collectanea ad historiam Ottonis III. XIII, 21 Diplomata ad historiam Ottonis III. 22 Entwurf der Geschichte Otto's III. 23 f. Bunsens Revision und Schreibercopie derselben. XIV, 25—XV Historia Henrici VII. Imperatoris; unemendirte Schreibercopie. XVI Unvollendete Geschichte Friedrichs III. von Bünaus Hand.

Es folgt als Probe die Characteristik Kaiser Otto's II. von Winckelmanns Hand.

„Er war der Unterweisung zween gelehrter Geistlichen unter der Aufsicht des Erzbischof Wilhelms zu Mainz als seines Stiefbruders untergeben, und hatte in beiden sowohl der lateinischen als griechischen Sprache eine schöne Kenntniß erlangt: aber durch sein übriges Betragen hatte er nicht die beste Hoffnung von sich erweckt. Die Natur hatte sich ihm günstig erwiesen; es äußerte sich schon in seiner Jugend eine ausnehmende Stärke des Leibes, bei seiner mittelmäßigen Statur, wobei es ihm nicht an Munterkeit des Geistes und an Feuer fehlte. Allein er ließ sich von dieser Jugendhitze hinreißen, und bezeigte sich widerspenstig gegen weise Erinnerungen: er ließ sich von jungen unbesonnenen Rathgebern leiten und führen und entfernte dadurch die klügsten Leute von seinem Umgang. Seine Heftigkeit trieb ihn in allem bis zur Ausschweifung, und in seiner Freigebigkeit kannte er weder Maß noch Ziel. Es geschahe oft, da seine Leidenschaften die Richtschnur seiner Handlungen waren, daß er seine Wohlfahrt auf die Spitze des Verderbens setzte.

Das glücklichste Naturell ist aber dasjenige, welches sich selbst gelassen, der Grund zu großen Uebeln werden kann, und in Absicht des ersten haben ihm alle Geschichten Recht widerfahren lassen. Ja eben diejenigen, die nicht den besten Abriß von diesem Prinzen machen, haben dennoch nicht mit Stillschweigen übergangen, daß er Entschließung und Tapferkeit besessen, und daß er seine Freigebigkeit mit einer gewissen Art begleitet, die von seiner Willfährigkeit gezeugt; dadurch er seine Gnadenbezeugungen noch schätzbarer gemacht, und daß er sie ohne Unterschied, Hohen und Niedrigen, die er dürftig gesehen, ertheilt. Man gesteht zu, daß er viel Gutes verrichtet, nur daß ihn sein schlüpfriges Alter auf Abwege verleitet, worauf er durch seine Uebereilung viele Fehler begangen. Und in Betrachtung dieser seiner guten natürlichen Dispositionen mag es kommen, daß einige die seine Fehler nicht berühren wollen, ihm eine Weisheit beilegen, welche sein Alter weit übertroffen: andere aber, die ihn über seinen Vater erheben, haben ohne Zweifel ihre Lobsprüche übertrieben.

Man entdeckt unterdeß bei vielen der ältesten Geschichtschreiber eine nicht geringe Bitterkeit wider diesen Herrn, und das wenige gute wird unkenntlich und unbeträchtlich im Gegensatz des vielen bösen, welches sie von ihm erzählen.

Otto, heißt es, ging nach seines Vaters Tode spornstreichs zur Krone, aber er hat weder glücklich noch weise regiert. Seine Sünden haben alles Uebel über das Reich gebracht, sodaß der Staat und alles Schiffbruch gelitten, und durch unverantwortliche Gewaltthätigkeit um alle seine Herrlichkeit betrogen worden, ja die Religion selbst wurde gekränkt und zerrüttet, daher die göttlichen Strafgerichte eingebrochen. Otto ist endlich in die äußerste Verzweiflung gerathen, welche die Frucht war von allen seinen bösen Thaten.

Mit Otto dem Jüngeren, heißt es an einem anderen Orte, sind endlich die schlechten Zeiten eingebrochen und die güldene Zeit hat mit seinem Vater aufgehört. Recht und Gerechtigkeit, worauf der väterliche Stuhl gegründet gewesen, Barmherzigkeit und Wahrheit, die vor ihm einhergingen, sind durch eine überhandnehmende Ungerechtigkeit verdrungen und haben dem Reich den Rücken zugekehrt. Ein Volk hat sich wider das andere empört: die Zwietracht als ein Zunder zu allem Uebel hat bis in das Herz des Reichs um sich gefressen, und unter Befehdungen der Mächtigen wider einander hat die Kirche und die Armuth große Drangsale erlitten.

Die allerungerechteste Regierung hätte kaum mit schändlicheren Farben können entworfen werden, und es könnte der Wahrheit oben angeführter Worte ein merkliches abgehen durch ein glaubwürdiges Zeugniß von der großen Verbesserung, die man nachher an Otto gespürt. Dithmar ist es, der uns berichtet, daß Otto endlich die weisen Vorstellungen, sonderlich die ihm seine Mutter gegeben, Platz finden lassen, und daß er außer den Schranken einer löblichen Tugend niemals gewichen sei, sodaß er groß und edel gewesen in seinem Betragen, solange er regiert. Dieses Zeugniß gewinnt noch mehrere Stärke dadurch, daß dieser Merseburger Bischof wegen der unerlaubten Aenderung, welche dieser Kaiser mit dem Stifte Merseburg vorgenommen, nähere Ursachen haben müssen, alles mögliche nachtheilige wider ihn anzubringen.

Ein anderer berühmter und gelehrter Geistlicher derselben Zeit verweist einen Trierischen Erzbischof auf des Kaisers Großmuth, redlichen Vorsatz (intentionem) und unbeschreibliches Verlangen, ehrliche Leute um sich zu haben: und anderswo legt er Otto das Lob bei, daß er eine Beredsamkeit besäße, wodurch er Jedermann gewinnen könne. Will man nächst diesem dem Zeugniß des Lehrmeisters dieses Kaisers einiges Gewicht an diesem Orte zugestehen, so kann uns dasjenige, was wir aus dessen Munde aufgezeichnet überkommen haben, von der Erziehung und dem Betragen dieses Herren in vielen Stücken eines andern belehren.

Es scheint wohl, daß Otto der Geistlichkeit, die über den Ruhm des Regenten damals allein disponirte, verschiedene Ursachen zum Mißvergnügen wider sich gegeben, da man sieht, daß aus deren Mittel seine größten Feinde und Verfolger wider ihn aufgestanden. Sobald Herzog Heinrich von Bayern mit einer Empörung wider den Kaiser schwanger ging, sobald fanden sich auch nicht allein Bischöfe im Lager, sondern Drei der namhaftesten Erzbischöfe in Deutschland, die zu seiner Partei traten.

VIII.

Gedanken vom mündlichen Vortrag der neueren allgemeinen Geschichte.

Aus dem Nachlaß Oefers mitgetheilt in W. G. Beckers Erholungen. 1800. I

Diejenige Wahrheit, die ein alter griechischer Weltweiser den Gelehrten überhaupt vorhält, hat sich insbesondere Jemand, der die Geschichte mündlich vorzutragen unternimmt, vorzuhalten: „Nicht diejenigen, sagt der Weise, die am meisten essen und ihren Körper am meisten in Bewegung setzen, nicht die sind die gesündesten, sondern die dem Körper, was derselbe fordert, geben: eben so werden nicht diejenigen, welche viel, sondern welche nützliche Sachen lesen, gelehrt."

Die Wahl des Nützlichen aber ist schwer, ja fast schwerer als die Wahl des Artigen und Schönen.

Es gehört unter die artigen Nachrichten zu wissen, daß Kaiser Karl V., da er im Jahr 1548 mit seinen Völkern vor Naumburg gestanden, seinen sammetnen Mantel, weil es angefangen zu regnen, weggegeben, und sich einen Mantel von Filz, um jenen nicht zu verderben, reichen lassen.

Es ist eine schöne Anecdote, wird man sagen, wenn man findet, daß Erzherzog Ferdinand gedachtem Kaiser, seinem Bruder, bei einer Zusammenkunft in Tirol das Waschbecken vorhalten müssen.

Man hat nicht Unrecht: die erste Nachricht ist einer von den Zügen, die bei Entwerfung des Characters dieses Kaisers ein Licht geben: die zweite Nachricht zeigt uns das Betragen zweier Prinzen und leiblichen Brüder gegen einander, und zugleich die bittere Ausübung der Superiorität eines ältern regierenden Bruders über den jüngern.

In vielen bekannten Reichsgeschichten wird man dergleichen Züge vergebens suchen: aber es ist weit nützlicher zu wissen, daß Karl V. durch seinen langsamen Kopf die kaiserliche Würde vor seinem Mitwerber erhalten; daß ein gewisses Phlegma, welches ihm eigen war, ein Grund seines Glücks und der überwiegenden Vortheile über Frankreich gewesen; und daß er nichts weniger als aus Ueberzeugung von den Lehren der Kirche, der er zugethan gewesen, die Protestanten bekrieget.

Diese und ähnliche Kenntnisse, wenn sie aus den ersten und wahrscheinlichsten Quellen hergeleitet sind, geben diejenigen großen Züge, welche den Kaiser vollkommen schildern und uns von dem Innersten seiner Seele mit mehrerer Zuverlässigkeit zu urtheilen erlauben, als aus seinem raren Portrait von Christoph Amberger nach dem Leben gemalt, nicht geschehen kann.

Die Wahrheit ist zwar so ehrwürdig und so schätzbar, daß sie auch in den geringsten Umständen, ja in angegebenen Tagen der Urkunden selbst, nach der eigenen Rechtfertigung eines bekannten Gelehrten über dergleichen Untersuchungen, einer ernsthaften Nachforschung würdig ist. Man überlasse auch unsere meisten heutigen Geschichtschreiber einem strengen und tyrannischen Gesetz, welchem sie ihre eigene Willkühr und Wahn unterworfen, alles zu schreiben, was man schreiben kann: in einem mündlichen Vortrage aber kann man, wie ich glaube, einige Nachsicht fordern, wenn man sich über Kleinigkeiten

erhebt, und nicht mit einem Kalender in der Hand, seinem Helden von Tag zu Tage, von Schritt zu Schritt folget. Ja man muß es verzeihen, wenn man in Entwerfung von Thaten einiger Helden (ich rede nur von der neuern Geschichte) ihre Siegeszeichen nur in ein schwaches Licht und in den entferntern Grund ihres Gemäldes setzet.

Es ist nicht zu läugnen, die großen Tage, wo Helden ihre Lorbern gesammelt, geben einer Geschichte keinen geringern Glanz, als dem Krieger selbst, und das menschliche Herz hat einmal die Verderbniß, es höret mit Vergnügen von großen Niederlagen und Blutvergießen; die Kinder sind aufmerksam auf die Erzählung solcher Fabeln, wovor ihnen die Haut schaudert. Die Todten selbst sind, wie Horaz sagt, nicht klüger geworden. Sie gönnen den Gedichten der Sappho und des Alcäus ein geneigtes Gehör, aber ihre Entzückung ist viel größer über die des letzten, der nichts als Kriege und Schlachten besungen. Man siehet freilich den größten Mann unter allen Griechen nirgend größer als bei Leuctra und Mantinea. Der Ueberwinder Hannibals erscheint in dem Gefilde bei Zama in seinem größten Glanz.

Aber es führen uns zwei Feldherrn auf diese berühmten Wahlplätze; sie führen uns wie die Minerva des Homers und wir sehen nichts als Gegenstände von Verwunderung. Dort ist es Xenophon, ein Schüler und Freund des Socrates, das Haupt von zehntausend Helden, der göttliche Mund, durch den die Musen selbst gesprochen: hier ist es Polybius, der Lehrer und Freund des großen Scipio (was für ein Lob, was für ein Ruhm!), der Feldherr des achäischen Bundes, der große Lehrer alter Krieger und Helden nach ihm.

Wer ist der Herold von dem Mantinea der Deutschen, wo der Epaminondas aus Norden, durch diejenigen neuen und ursprünglichen Ordnungen und Bewegungen der Völker, die ihn Leuctra und Mantinea gelehrt, die deutsche Freiheit, selbst in seinem Tode siegreich, aus der drohenden Knechtschaft befreiete?

Merian — ein Timäus neuerer Zeiten — hat sich hier zum Xenophon aufgeworfen. In seinem sogenannten Schauplatz von Europa muß man die ersten Nachrichten von der Disposition und den großen Bewegungen beider Kriegsheere suchen, und diese sind so mangelhaft und ungelehrt, daß die großen Ausleger des Polybius [Folard] mündlich fortgepflanzte Umstände nöthig gehabt, um uns einen deutlichen Plan von dem blutigen Schauplatz bei Lützen zu geben.

Dieser große Mann und seine Nachfolger, der Aristoteles der Kriegskunst, haben endlich zu unsern Zeiten einem Lehrer der Geschichte, der sie zu nutzen gelernt hat, das Feld geöffnet. Ihre Schriften sind geschickter als Gorgias und Phalie, uns den Krieg unter den Büchern zu lehren. Man nehme was man nöthig hat, aus denselben.

Man zeige, was das ist, das berühmten Kriegern die wahrhafte Größe giebt. Türenne ist größer auf seinen Märschen gegen den Montecuculi als in dem Siege über den Prinzen von Conde. Die mit Klugheit und ohne tausend Menschenopfer überwundenen Schwierigkeiten machen den Helden. Fabius Maximus und Sertorius sind vielleicht größer als Cajus Marius. Das Phlegma und die ruhige Stille des Spartaners Clearchus in der größten Gefahr, machen auch den Sieger bei Blenheim unsterblich.

Und da ein mündlicher Vortrag mehrere Freiheit gestattet, Helden und

Prinzen die Larve abzuziehen; so erkühne man sich zu sagen, daß Karl I. in England ein Tyrann, Leopold der Große ein schwacher Prinz und Philipp V. ein Narr gewesen.

Der letzte Herzog von Lothringen, den Ludwig XIV. von Land und Leuten verdrängt hat, ist unendlich erhabener in den Augen des Weisen und bei denen, welche die wahre Menschheit fühlen, als der vergötterte König.

Er ist der Titus und Trajan eines kleinen Volks, ein Freund der Menschen, ein Vater des Vaterlandes, ein Helfer der Unterdrückten, ein großmüthiger Beförderer der Künste: der würdigste Prinz die Welt zu regieren und tausend Lebensjahre von den Parcen erhalten zu haben.

Ist es aber nicht ein Schaden für unsere Zeit? Das Andenken dieses Phönix unter den Prinzen wird kaum in der Geschichte erhalten werden.

Sollte denn, wie es scheinet, ein gütiger Prinz, der Friede in seinen Grenzen und Ruhe in seinen Palästen heget, kein Gegenstand sein, den Geist und die Beredsamkeit eines Geschichtschreibers zu zeigen, so sey es ein Gegenstand des mündlichen Vortrags. Man sammle die Asche gütiger Fürsten; man erreicht durch Vollkommenheiten der Seele mehr als durch die Stärke des Arms.

Ich würde vollkommenen Prinzen die Namen starker und ewiger Freunde zur Seite setzen, zum Unterricht der Menschenkinder, den Schatz zu suchen, von dem alle Welt, wie von Erscheinungen spricht, und den Niemand gesehen.

Allein es erscheint kein Theseus und Pirithous, kein Plato und kein Dion, kein Epaminondas und Pelopidas, kein Scipio und Lälius in den großen Geschichten neuerer Zeiten. Kaum ist das Andenken zweier göttlichen Freunde, Nicolas Barbarigo und Marcus Trevisano, aus den ansehnlichsten Häusern des Adels zu Venedig, in einer kleinen raren Schrift der Vergessenheit entrissen worden. Eine Freundschaft, die ein ewiges Denkmal auf allen öffentlichen Plätzen ihres Vaterlandes verdient hätte,

Monumentum aere perennius.

Der Genius der Freundschaft würde unter den prächtig gedruckten Münzen des Hauses Barbarigo ein reizenderes Bild gewesen sein, als ein Heiliger mit einer Kirche in der Hand; und Contarini hätte durch Vereinigung gedachter Freunde, sowie er mündlich versprochen, seine Geschichte merkwürdig gemacht, als ein öffentliches Zeugniß von einer seltenen Art großer Seelen.

Ein mündlicher Vortrag lasse dergleichen große Beispiele und Nachrichten von außerordentlichen Köpfen sein Augenmerk sein: er taste die vorzüglichen Rechte unserer pragmatischen Scribenten

Quos vehit coelum ventoso gloria curru

und derjenigen nicht an, die uns sagen, was Jupiter der Juno ins Ohr gesagt.

Man entsehe sich nicht, auch sogar einen Moncada de Velasco, einen Spitzbuben, der als Abgesandter von Spanien an zwei durchlauchtigen Höfen erkannt worden, würdig zu achten, in der Geschichte des menschlichen Verstandes einen Platz zu nehmen: überhaupt diejenigen, so in ihrer Art groß gewesen, sollte es auch eine Phryne neuerer Zeiten seyn.

Louise Labe, die französische Aspasia, wird in der Geschichte Heinrich IV. ebenso wenig Schande machen, als die ältere Aspasia der Geschichte von den Zeiten des Perikles.

Von Gelehrten und Künstlern verewigt die allgemeine Geschichte nur Erfinder, nicht Copisten; nur Originale, keine Sammler: einen Galilei, Huy-

gen und Newton; keinen Viviani, keinen Hopital; einen Corneille und Racine, keinen Bourfault, keinen Crebillon: einen Raphael, Spagnolet und Rubens; keinen Penni, keinen Piazetta, keinen Jordaens: einen Buonarotta und Palladio; keinen Vanbrugh, keinen Fischer.

Dieß ist der Grundsatz, den man beim Vortrag der neuern allgemeinen Geschichte vor Augen haben muß: alles Subalterne gehört in die Specialgeschichte.

Die Kenntniß der großen Schicksale der Reiche und Staaten, ihre Aufnahme, Wachsthum, Flor und Fall, sind nicht weniger wesentliche Eigenschaften einer allgemeinen Geschichte, als die Kenntniß großer Prinzen, kluger Helden und starker Geister. Und diese muß nicht etwa wie im Vorbeigehen ertheilet, oder durch Schlüsse aus den Thaten der Prinzen (sowie die mehrsten allgemeinen Geschichten nur personelle Geschichten zu sein scheinen) von dem Leser oder von dem Zuhörer selbst hergeleitet werden. Man muß entscheidende Betrachtungen darüber machen und diese gründlich beweisen.

England z. B. eine der größten Seemächte, hatte vor zweihundert Jahren nicht soviel Schiffe, um den Transport ihrer Völker von Douvres nach Calais zu machen. Eduard IV. sah sich genöthiget, Schiffe bei dem Herzog von Burgund aus den Niederlanden zu borgen.

Frankreich kaufte unter dem Ministerio des Cardinal Mazarin Schiffe von den Holländern, und im Jahre 1662 sah seine Flotte zum ersten Mal eine Seeschlacht mit den Engländern und Holländern mit an. Rußland hat, wie man sagt, nur noch bei Menschen Gedenken auf eben die Art, wie die Römer im ersten punischen Kriege aus einem einzigen von den Carthaginiensern eroberten Schiffe den ersten Entwurf zu einer See-Macht gemacht.

Tantae molis erat Romanam condere gentem.

Die Republik Venedig hingegen, die ehemals vom Palus Mäotis bis zu den Säulen des Herkules, und von der Caspischen bis in die Ostsee alle Meere und Flüsse mit ihren Schiffen bedecket, werden sich vielleicht vor den Schiffen in zwei kleinen Hafen in der Nähe fürchten müssen.

Diese großen Veränderungen sind die Berge, die an die Stelle der Hügel kommen, nach jenes Weisen Lehrsatz; es sind die Berge, aus welchen wiederum Hügel entstehen werden, wenn sie Zeit dazu haben.

Man zeige zugleich die großen Mittel an, wodurch Staaten glücklich und mächtig geworden. Durch Handlung und durch Beschäftigung vieler Hände hat Perikles Athen, sowie Elisabeth England dem Neide selbst zum Wunder gemacht.

Ein Land, welches vor Alters nur Hunde und Zinn an andere Nationen überlassen konnte, und welches allererst unter dem Severus als eine Insel bekannt wurde, kleidet mit seiner Wolle, die man vor zweihundert Jahren im Lande selbst nicht zu verarbeiten gelernt hatte, die ganze Welt. Die Nation, die unter Heinrich VIII., ja noch unter der Elisabeth, sich genöthiget sah, von den Kaufleuten in Memmingen und Antwerpen Geld-Summen, das Hundert für 12 p. C. aufzunehmen; diese Nation, sage ich, ist in dem Schoose des Ueberflusses vergnügt, wenn Ausländer bei ihnen für drei das Hundert suchen.

Die Betrachtung über den wunderbaren Wechsel in den Reichen ist eine von denen glücklichen Gelegenheiten, welche der mündliche Vortrag zu nutzen hat, und wo demselben weitere Grenzen als dem Geschichtschreiber gegeben sind

Man wage eine kleine Ausschweifung dem großen Endzweck gemäß, lehrreich zu sein, um die merkwürdigen Perioden und Zirkel der Staaten in älteren Zeiten.

Die Carthaginienser, und nach ihnen die Römer, holten ihr Silber aus Spanien: es war billig, daß sich die Spanier ihres Schadens anderwärts erholten: sie holen ihr Silber aus Indien. Vielleicht kommt künftig die Reihe auch an die Indianer, das Recht der Wiedervergeltung zu üben.

Omnia nunc fiunt fieri quae posse negabam,
Et nihil est de quo non sit habenda fides.

Die Spanier vertauschten ehemals an die Tyrier ihre Silberbarren gegen Oel, welches ihnen diese zuführten: die Einwohner der balearischen Inseln schmierten sich mit Butter anstatt des Oels, welches ihnen mangelte. Das Blatt hat sich gewandt: Spanien und gedachte Inseln sind jetzo diejenigen Länder, die andere Völker mit Oel versehen können.

Zu den großen Begebenheiten in den Reichen gehören die berühmten Entdeckungen in der Natur und Kunst: auf beide sollen Lehrer der Geschichte nicht weniger als Staaten aufmerksam sein.

In der Regierung des vorigen Königs in Portugall wird die Entdeckung der Goldkörner, noch mehr aber die Menge von Diamanten in Brasilien, die man eine geraume Zeit als Kieselsteine weggeworfen hat, einer der merkwürdigsten Zeitpunkte bleiben.

Die Entdeckungen in der Kunst sind noch allgemeiner als zum Theil in der Natur. — Die in England erfundenen Uhren ohne Kammräder, die der Taucherglocke durch Edmund Halley gegebene Vollkommenheit, die durch Feuer getriebenen Wasserwerke, das Mittel der Stephens wider den Stein, sind Erfindungen, die unserer Zeit und der allgemeinen Geschichte Ehre machen können.

Ich glaube, der mündliche Vortrag habe nach angezeigtem Plan ein offenes, großes Feld, sich bloß und allein in dem, was wahrhaft nützlich in der Geschichte ist, zu zeigen. Dasjenige, was man artige Nachrichten nennen könnte, weiß derselbe, sowie der Maler Architectur, Landschaften, und dergleichen zufällige Dinge in Historien anzuwenden, um eine schönere Mannichfaltigkeit zu erhalten.

Zu dieser Art gehören Ceremoniel und Gebräuche, und man hat sonderlich hier Gelegenheit, Dinge zu sagen, die man da, wo man sie suchen möchte, nicht finden wird. Hier kann der Lehrer zeigen, ob er, wenn ich so reden darf, in der Gelehrsamkeit jemals die Spitze des Glockenthurms seines Dorfs aus dem Gesicht verloren hat oder nicht.

Ich finde vor gut, mich über die Art des Vortrags an sich selbst mit ein paar Worten zu erklären.

Dem mündlichen Vortrag sind eben die Gesetze vorgeschrieben, die der Geschichtschreiber über sich erkennen muß, und keines ist größer als: Wahrheit.

Dieses Gesetz befiehlet, da Recht und Unrecht selten auf der einen Seite allein ist, und eine jede Partei eine starke und schwache Seite hat, der Waage durch das Gewicht der Freundschaft niemals den Ausschlag zu geben, oder im geringsten zum Vortheil unseres Herzens oder unserer Vortheile zu entscheiden. Ein Geschichtschreiber soll vergessen haben, sagt Jemand,*) daß er aus einem

[*) Il faut enfin n'être d'aucun pays, et dépouiller tout esprit de parti, quand on écrit l'histoire. Voltaire, lettre à M. Nordberg. (XXIII. p. 24.)]

gewissen Lande ist, oder daß er in einer gewissen Gemeinschaft erzogen worden. Allein da in Sachen, welche die Religion betreffen, das Herz nicht allemal sagen kann: So ist es, und anders kann es nicht sein; so glaube ich, man könne ohne Strafbarkeit sich zuweilen der Entscheidung entziehen.

Ein Gesetz aber, welches den mündlichen Vortrag insbesondere angehet, enthalten die Worte des römischen Redners: „Nichts ist in einer Geschichte angenehmer als eine erleuchtete Kürze." Ausführliche Berichte gehören für große Geschichtschreiber.

Auf diesen Grund ist die Lehre gebauet, welche Jemand, eine Erzählung angenehm zu machen, giebt, nehmlich nur mit halben Worten zu erzählen; und diese wohlverstanden und weislich angewandt, wird auch hier selten trügen: sie setzet den Vortrag vor dem Ekel und den Zuhörer vor dem Schlaf in Sicherheit. Das Stillschweigen selbst ist oft wie der Chryses beim Homer lehrreich. Man bilde sich ein, man rede gegen Personen, die der Geschichte nicht unkundig sind, und nicht sowohl Unterricht als vielmehr eine Erinnerung ihrer Kenntnisse wünschen: diese Vorstellung wird die Anwendung des vorigen geben.

Dieses sind die großen Lehren, welche einen edlen und erhabenen Vortrag können bilden helfen.

Eine kurzgefaßte Erzählung hat die Art dichter Körper, welche viel Materie unter wenig Ausdehnung in sich fassen. Die Betrachtungen, welche die Erzählung begleiten, sollten eben der Art Körper gleichen: der Uebergang von einem zum andern ist also kein Sprung. Die Lebhaftigkeit, mit welcher man eine kurze Erzählung eher als eine umständliche und gedehnte ausführen kann, und der Nachdruck der Betrachtung über dieselbe, unterstützen eines das andere; sie machen einen Ton und eine gleiche Harmonie.

Außerdem ist der sicherste Weg, im Vortrag nicht ekelhaft zu werden, eine kleine zur rechten Zeit gemachte Ausschweifung, sonderlich eine wie des alten Redners Prodicus seine sogenannten von 50 Drachmen. (vid. Aristot. Rhetor. L. III.) Man hat sogar einen unter den griechischen Geschichtschreibern getadelt, daß er keine Ausschweifungen gemacht; ein Vorwurf den man den heutigen Geschichtschreibern nicht leicht machen wird. Ausschweifungen dienen nicht allein zum Ausruhen; sie sind auch hier dasjenige, was ein schönes Gleichniß in einem Gedichte ist; ja sie sind im Vortrag der Geschichte dasjenige, was gewisse Streifereien im Felde sind, sie bereichern denselben, sie machen ihn mannichfaltig und allgemein.

Ist unser Feld an einigen Orten nicht reich genug an Seltenheiten, so entlehne man etwas von dem griechischen und römischen Boden, aus dem Vaterlande großer Beispiele. Finden sich Seltenheiten, die fremd scheinen, so lehre man, daß zu allen Zeiten die Natur und ihre Kinder von der gewöhnlichen und betretenen Bahn abgewichen, etwas großes hervorzubringen.

Die großen Unternehmungen und Staatsabsichten der Prinzen neuerer Zeiten sind oftmals weniger durch sich selbst als durch Beispiele zu erklären und zu richten. Die älteren werden uns in den neueren überzeugen, daß die Staatskunst sich fast allezeit aus einer unglücklichen und kläglichen Nothwendigkeit über die Moral erhoben. Diese Vergleichungen werden uns zugleich zeigen, daß die neuere Welt nicht böser, und daß unsere Zeiten nicht durchgehends schlechter sind.

IX.

Vergleiche.

(Pariser Handschriften 4260.)

Come una statua nuovamente di sotterra ritrovata ha bisogno di molti acconciamenti ed abbellimenti, perchè possa essere veduta netta e pulita da quelle macchie, che 'l tempo e lo humore le avrà fatte, così quest' autore ha in se contratto per molti cagioni molti diffetti etc.

Es wäre ebenso widersprechend mit Kaiser Julian (ep. 24) zu behaupten, daß der Honig nicht süß sei.

Magnam rem puta, unum hominem agere. Senec. ep. 120.

Mon dessein n'étoit pas d'aller si avant: mais en ne voulant que costoyer le rivage, je me trouvois incontinent porté en plein mer.

I believe that sometimes the first thoughts are the best, as the first squeezing of the grapes makes the finest and richest wine.

Τὸ μὲν Ἡροδότου κάλλος ἁλαρόν ἐστι, φοβερὸν δὲ τοῦ Θουκυδίδου. Dionys. Halic.

Selon Otton de Frisingue, à ce que plus le monde vieillit, plus les hommes deviennent savans.

Cicéron voulant dire qu'il profitoit de ce qu'il y avoit de bon dans les Auteurs dit agréablement: Soleo saepe in castra aliena transire, non tamquam transfuga, sed tamquam explorator.

Voler giudicare della perfezione dell' Universo da un mal apparente, è come giudicare d'un quadro intero da una sola pennellata.

Viele Scribenten sind wie die Flüsse, die anschwellen, wenn man ihr Wasser nicht nöthig hat und welche trocken bleiben, wenn es an Wasser fehlt. (Durchstrichen.) Sie sind wie der Epheu, der sich so leicht an einen Baum, als an alte Mauern anhängt.

Profecto vita vigilia est. Plin. praes. hist. nat.

Eorum ego orationes sino praeterfluere. Cato.

Er hat vielleicht, wie Ixion, eine Wolke für die Juno angesehen.

Es ist ein so kaltes Gleichniß wie die Augen einer schönen Person verglichen mit Brennspiegeln von Eis. Cowley.

Σκόπος πρὸς τὸ ἀποτυχεῖν οὐ τίθεται. Epictet.

The towering lark thus from her lofty strain
Stoops to an emmet, or a barley-grain.

X.

Heinecken und der Abrégé.

Abrégé de la Vie des peintres, dont les tableaux composent la Galérie électorale de Dresde, avec le détail de tous les tableaux de cette collection et des Eclaircissemens historiques sur ces chefs d'oeuvres de la

Peinture. A Dresde chez Walther, 1782. Für den Verfasser dieses Werks hält Julius Hübner Heinecken. Er stützt sich zunächst auf das allerdings gewichtige Zeugniß des Freiherrn H. v. Friesen, der Mitglied der Galleriecommission war und die Versicherung der Autorschaft Heineckens noch durch den alten Senator Walther, den damals noch lebenden von den beiden Verlegern, erhalten hatte. Als innere Gründe macht Hübner namhaft die Kennerschaft, welche sich in den treffenden und sicheren Bemerkungen des Abrégé kundgebe; diese zu erreichen habe Heinecken, zu dessen Zeit und unter dessen Mitwirkung die bedeutendsten Ankäufe gemacht wurden, eine umfassendere Gelegenheit gehabt, als jeder andere. Das anonyme Erscheinen erkläre sich aus der Ungnade, in die Heinecken später fiel. Das Titelkupfer, eine Radirung P. Hutins mit der Jahreszahl 1751, führe auf die Vermuthung, daß der Catalog schon damals geschrieben worden sei.

Diese Gründe erschienen auch mir entscheidend; ich ließ mir den seltenen Abrégé hierher kommen, um ihn für die Characteristik Heineckens zu benutzen. Allein beim Durchlesen desselben stieß ich auf verschiedene Puncte, die mich an Heineckens Autorschaft wieder zweifelhaft machten. Es sind folgende.

Heinecken stellt in seiner Idée d'une collection (1771) den Grundsatz auf, daß man die Maler nicht nach ihrem Geburtsort, sondern nach ihrem Stil in die nationalen Schulen einordnen müsse. Demgemäß setzt er (S. 185) den Lübecker Ostade und den Prager Netscher unter die Niederländer. Im Abrégé stehen sie unter der deutschen Schule. — Heinecken in seinem Dictionnaire des artistes (1790) S. 324 sagt von Correggio: Aussi ses attitudes contrastées lui ont-elles attirés beaucoup de critiques, mais plus de la part des ignorans, que de celle des savans, parce qu'il est très difficile de juger de son dessein, sans y être aussi savant que lui. Sollte derselbe Mann schreiben können (Abrégé 127): S'il avait vû les beaux tableaux de Rome et Vénise, son dessein seroit devenu plus correct? — Heinecken ist Winckelmanns Urtheil über Gemälde, von jeher „verdächtig" gewesen; der Beweis, den er für diesen Zweifel wählt, ist Winckelmanns Beschreibung der Sistina, die ihm zuerst gezeigt hat, daß dieser Scribent keine „starke Einsicht in die Kunst" besitze. Der Abrégé citirt gerade bei der Sistina ein Urtheil Winckelmanns (Winckelmann prétend que ce tableau n'est pas dans sa plus belle manière), und dieß ist, glaube ich, das einzige Citat einer Kunstautorität, welches der Abrégé aufweist. — Heinecken läßt sich nie, weder in den „Nachrichten", noch im Dictionnaire, noch in dem Galleriewerk auf ausführliche Characteristik des Stils der Maler ein; er bestreitet sogar die Möglichkeit eines allgemeingültigen Werthurtheils über Künstler; der Abrégé enthält sehr sorgfältig ausgeführte, obwohl compilirte Characteristiken. Der Verfasser spricht in der Vorrede von den unendlichen Nachforschungen, seiner Führerlosigkeit bei der Ordnung nach Schulen und in der Chronologie; ist das die Sprache eines Mannes, der, wie Heinecken, seit 1741 das Material zu dem ungeheuren Dictionnaire sammelte?

Die welche Heinecken die Autorschaft absprechen, nehmen Hagedorn († 1780) für den Verfasser. Es wäre dann ein posthumes Werk. Wenn Hübner meint, die französische Sprache dürfte Hagedorn weniger geläufig gewesen sein, so spricht dagegen dessen Lettre à un amateur, seine erste Schrift (1755); nach dem Urtheil der Zeitgenossen (dem man nur beistimmen kann) floß ihm

sogar das Französische geläufiger und klarer aus der Feder, als das Deutsche. Im Dresdener Archiv befinden sich mehrere französische Actenstücke von seiner Hand; auch seine diplomatischen Arbeiten sind in dieser Sprache. — Zu einer Entscheidung reichen die mir vorliegenden Daten nicht hin.

XI.

Lesefrüchte aus der Kunstliteratur.

Ripa, Iconologia, Roma, 1603 p. 41: Si dipinge la bellezza con la testa ascosa fra le nuvole; perchè non è cosa, della quale più difficilmente si possa parlar con mortal lingua, e che meno si possa conoscer con l'intelletto umano, quanto la bellezza; la quale nelle cose create non è altro che un splendore, che deriva dalla luce della faccia di Dio.

Zanetti, statue antiche nell' antesale della libreria di S. Marco, 1740 (über die sogenannte Cleopatra): Il dolore che se le scorge nel volto, non la disforma in maniera, che ne rimanga affatto spenta la grazia del viso o la leggiadria della sua bellezza, siccome accenna Plutarco, o quella intrepidezza d'animo, con cui vicina a morire ce la descrive Patercolo.

Baldinucci, vita del Bernini 1682, p. 70: Nel ritrarre alcuno non voleva ch'egli stasse fermo, ma ch'e' si movesse, e ch'e' parlasse; perchè in tal modo, diceva egli, ch' e' vedeva tutto il suo bello, e la contraffaceva com' egli era; asserendo, che nello starsi al naturale immobilmente fermo, egli non è mai tanto simile a se stesso, quanto egli è nel moto.

De Piles, dissertation sur les ouvrages des plus fameux peintres 1681: Il faut en [des statues antiques] savoir ôter la crudité et la sécheresse dans les parties du corps comme dans les draperies. Le même, conversations sur la connaissance de la peinture, 1677: C'est une louange due aux ouvrages de Raphael par dessus de tous les autres, que plus on les voit, plus on les admire, et que l'on y decouvre tous les jours de nouvelles beautés. — Dissert. (Rubens) C'est l'esprit seul qui a travaillé à ses tableaux, et l'on peut dire qu'à l'imitation de Dieu, il a soufflé ce même esprit dans ses ouvrages plutôt qu'il ne les a pas peints.

Desportes, vies des peintres du roi 1752: — Jean Goujon, le Corrège de la sculpture. On ne sait s'il a vu l'Italie, et les sculpteurs des anciens; ce qu'on peut dire, c'est qu'on trouve en partie dans ce qu'il a fait, la belle simplicité de l'antique.

Saint-Réal, Césarion 1720: Il serait mieux de peindre les histoires dont le point essentiel consiste en un état de repos, que le pinceau peut représenter parfaitement, et dans lequel il y a eu quelques instans, où toutes les personnes entre qui elles se sont passées, ont vraisemblablement été immobiles.

Spence, Polymetis 1747. Dial. 5: The Romans preserved them-

selves from even the least suspicion of taste for the polite arts pretty far into the second Punic war. Dial. 10: The Romans have made the character of Virtus rather too rigid and severe. p. 146. The Romans were at first of so rough a turn, that I question whether Clemency was admitted as a goddess among them in the earlier ages of the state.

G. Ogle, gemmae antiquae caelatae. 1741. Dedic. XI: Luca Giordano, almost the last of painters, fell, tho' late, in the taste of the Antiques, and the knowing can easily distinguish the pieces he attempted before he quitted Naples, from those he finished after he had seen Rome.

Turnbull, on ancient painting 1740: Adam must have been designed by Michael Angelo, and coloured by Tizian, all the proportions taken from Raphael; and Eva must have been design'd by Raphael and coloured by Correggio. Such two pieces thus drawn and colour'd, would be the most perfect pictures, say they [Lomazzo and Scanelli], that ever were painted.

Verbesserungen und Zusätze.

Seite 16. Ueberschrift l. Erste Eindrücke
= 22. Z. 11 ff. v. u. ist die Stelle in dem Briefe S. 484: Haec semper a Deo precatus sum, ne paupertate parentum ad ignominiam et infamiam vergere patiatur, mit Ergänzung von me zu vergere übersetzt worden. Jetzt glaube ich, daß paupertatem zu lesen und demgemäß zu übersetzen ist, „daß die Armuth der Eltern sie nicht in Schmach und Schande sinken lassen möge."
= 30. Anmkg. l. Centren der inneren ionischen Volute
= 48. 2 l. Waagegebäude
= 56. 16 l. dankt
= 71. 1 l. befördert statt besoldet
= 77. 6 l. zur Philosophie
= 81. 6 l. seguo
= 108. 1 f. l. liegt unweit
= 116. 8 v. u. l. Tappert der Sohn
= 130. Anm. l. Metam. X. 527
= 143. letzte Zeile: streiche wie und setze ,
= 154. 1 l. „Die Tragödie
= 163. letzte Zeile l. Manetti
= 187. Anm. l. pudore
= 189. 8 v. u. In dem Originalbrief heißt es eigentlich: Vom Haupt bis zu den Zehen
= 197. Anm. l. VII
= 200. = l. Valois
= 204. 13 l. angebundenen
= 212. 13 ff. v. u. Der hier angeführte Brief ist an Muzel-Stosch gerichtet und vom 10. Dec. 1757. Z. 9 l. Menschlichkeit st. Menschheit; Z. 10 die statt der Menschen
= 215. 12 l. Führung der Naturrechtslehrer
= 239. 2 v. u. l. 150
= 247. 5 v. u. l. die Predella
= 252. 21 Die jugendliche Büste Augusts des Starken in der Antikensammlung des Japanischen Palais (No. 5) ist von Guillaume Coustou dem Aelteren.
= 269. 6 setze zu, „zu einer büßenden Magdalena und" zum Pendant
= 272. 7 v. u. l. seiner ersten Schrift
= 274. 9 v. u. l. Werk
= 295. 15 l. Desportes'
= 308. 17 l. 1758
= 323. 10 v. u. l. thut
= 376. 6 v. u. l. Iconographie
= 395. 15 l. edle Einfalt und

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00957 0322